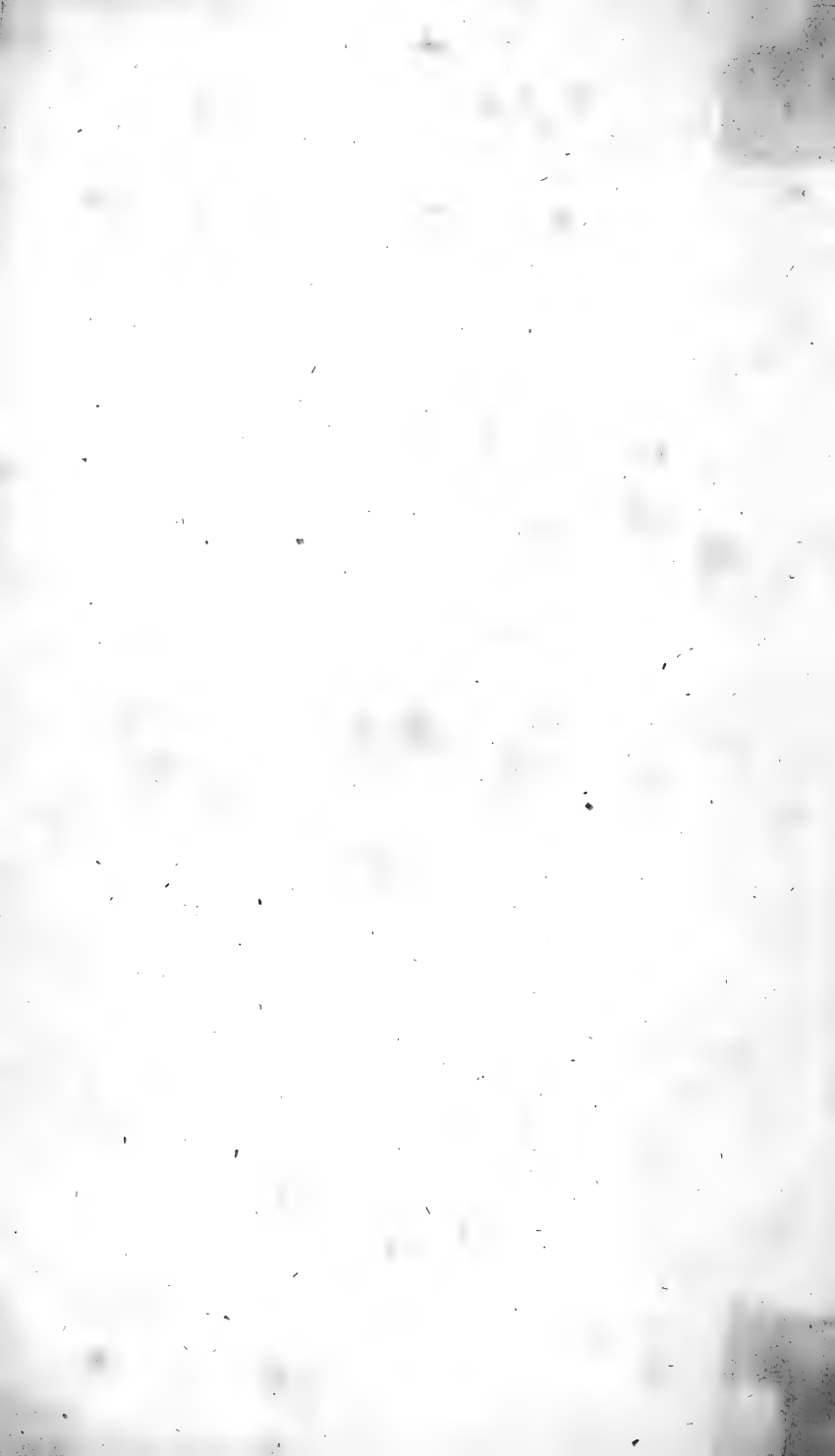


A. Colberg.



50.8.81
-m. 161

Reise

nach

Brasilien

in den Jahren 1815 bis 1817

von

Maximilian

Prinz zu Wied-Neuwied.

Erster Band.

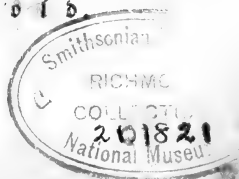
Mit einer Karte der Ostküste von Brasilien.

Frankfurt a. M. 1820.

Gedruckt und verlegt bey H. L. Brönnner.

Wien,

bei Carl Gerold



Chas W Richmond

F
2511
W64
16
NMAH

Inhalt des ersten Bandes.

Einleitung	Seite 1
I. Reise von England nach Rio de Janeiro in Brasilien	7
II. Aufenthalt in Rio de Janeiro.	
Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indier zu St. Lourenzo.	
Anstalten zur Reise ins Land	26
III. Reise von Rio de Janeiro nach Cabo Frio.	
Praya Grande, St. Gonzalves, Fluß Guajintibo, Serra de Inua, See und Freguesia de Marica, Gurapina, Ponta negra, Sagoarema, Lagoa de Araruama, St. Pedro dos Indios, Cabo Frio.	40
IV. Reise von Cabo Frio bis Villa de St. Salvador dos Campos dos Goaytacases.	
Campo Novos, Fluß und Villa de St. João, Rio dos Ostras, Fazenda von Tapebugu, Fluß und Villa zu Macahé, Paulista, Coral de Battuba, Barra do Furado, Fluß Barganza, Abtey St. Bento, Villa de St. Salvador am Flusse Paraíba	88
V. Aufenthalt zu Villa de St. Salvador und Besuch bey den Puris zu St. Fidelis.	
Villa de St. Salvador. Ritt nach St. Fidelis. Die Coroados-Indier. Die Puris	117
VI. Reise von Villa de St. Salvador zum Flusse Espirito-Santo. Muribecca. Die Feindseligkeiten der Puris. Quartel das Barreiras. Itapemirim. Villa Nova de Benevente am Tritiba. Goaraparim	149

VII. Aufenthalt zu Capitania und Reise zum Rio Doce.

Billa Velha do Espírito-Santo. Cidade de Victoria. Barra de Jucú. Aracatiba. Corcoba. Billa Nova de Almeida. Quartel do Riacho. Rio Doce. Linhares. Die Botocudos, als erbitterte Feinde Seite 180

VIII. Reise vom Rio Doce nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück.

Quartel de Juparanán da Praya. Fluß und Barra von St. Matthaeus. Mucuri. Billa Bicoza. Caravellas. Ponte do Gentio am Flusse Alcobaça. Aufenthalt daselbst. 215

IX. Aufenthalt zu Morra d'Arara, zu Mucuri, Bicoza und Caravellas bis zur Abreise nach Belmonte.

Beschreibung des Aufenthalts zu Morra d'Arara. Jagdzüge. Die Mundeos. Aufenthalt zu Mucuri, zu Bicoza, zu Caravellas 251

X. Reise von Caravellas nach dem Rio Grande de Belmonte.

Fluß und Billa zu Alcobaça. Fluß und Billa do Prado. Die Patachos. Die Machacalis. Comechatiba. Rio do Frade. Trancozo. Porto Seguro. Sta. Cruz. Mogiquigaba. Belmonte 274

XI. Aufenthalt am Rio Grande de Belmonte und unter den Botocudos.

Quartel dos Arcos. Die Botocudos. Reise nach dem Quartel do Salto. Rückkehr nach dem Quartel dos Arcos. Schlägerey der Botocudos. Reise nach Caravellas. Die Machacalis am Rio do Prado. Rückreise nach Belmonte 316

Erläuternde Notiz zu der Karte der Ostküste von Brasilien zu Ende.



R e i s e

n a c h

B r a s i l i e n.

Erster Band.

Liebhaber, welche dieser Ausgabe die Kupfer, Signetten und Karten der Quart:
Ausgabe beizufügen wünschen, können solche in einen besondern Atlas vereint bey
dem Verleger um 14 Rthlr. sächs. bekommen.

E i n l e i t u n g.

Dem Streben, das Gebiet der Natur- und Erdkunde durch Reisen in fremde Welttheile zu erweitern, legten eine lange Reihe verhängnißvoller Jahre hindurch, immer sich erneuernde Kriege, mannigfaltige Hindernisse in den Weg, und das durch diese Hindernisse minder gebundene England lieferte fast allein noch für diesen Theil des wissenschaftlichen Forschens einige Bereicherungen. Der endlich wieder hergestellte Friede der Völker gewährt bei so manchen andern frohen Aussichten auch die, daß nun wieder von der Sehnsucht nach neuen Entdeckungen in der Natur begeisterte Männer mit günstigem Erfolg bedeutendere Reisen unternehmen, und die gefundenen Schätze ihren, durch Verhältnisse, Neigung und Beruf an den vaterländischen Boden gefesselten Landsleuten mittheilen können. Möge eine lange Dauer des Friedens uns diese erfreulichen Aussichten sichern!

Der Blick der Naturforscher war lange Zeit vorzüglich auf Brasilien gerichtet, dieses glücklich gelegene, der Wißbegierde reiche Ausbeute versprechende, und doch dem Forscher früherhin so sorgfältig verschlossene Land.

Die alten Nachrichten einiger Reisenden, die Mittheilungen spanischer und portugiesischer Seefahrer, die gründlichern endlich, welche die Jesuiten uns gaben, und die Beobachtungen Marcgrafs und Viso's, machten die ärmliche Litteratur jenes vorlängst entdeckten und so interessanten Landes aus.

Seit nicht langer Zeit indessen haben sich die Verhältnisse, die ehedem die Erforschung Brasiliens erschwerten, sehr wohlthätig verändert. Ungünstige Umstände bewogen den Monarchen, sich selbst nach dem schönen noch nie gesehenen Quell seiner Reichthümer zu begeben; eine Auswanderung, welche auf jenes Land den größten Einfluß haben mußte. Aufgehoben ward nun das drückende System geheimnißvoller Sperre; Vertrauen trat an die Stelle der Ängstlichkeit, und fremde Reisende erhielten den Zutritt zu diesem Felde neuer Entdeckungen. Die liberalen Gesinnungen eines weisen Königs, durch ein aufgeklärtes Ministerium unterstützt, gestatteten Ausländern nicht nur den Eintritt, sondern beförderten auch auf die großmüthigste Art ihre Nachforschungen. So erhielt der Engländer Mawe die Erlaubniß, jene reichen Diamantgruben untersuchen zu dürfen, zu welchen bis dahin keinem Ausländer der Zutritt gestattet war, und durchstrich einen Theil von Minas Geraes in mineralogischer Hinsicht. Seitdem haben einige deutsche Reisende jene Provinz bereist. Obristlieutenant von Eschwege, der zu Villa Rica im königlichen Ingenieur-Corps angestellt ist, hat, durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Brasilien begünstigt, schon einige interessante Abhandlungen dem Publikum übergeben, und mit allem Rechte haben wir von diesem, mit gründlichen Kenntnissen ausgerüsteten Mann, noch viele wichtige Entdeckungen zu erwarten. Er maß die höheren Ketten der Gebürge von Minas, entwarf ihre Profile, und untersuchte auf seinen mineralogischen Reisen die verschiedenen Produkte jener hohen Erdrücken, wo er unter andern noch kürzlich Schwefelleber-Quellen entdeckte. Mit zuvorkommender Güte unterstützt er fremde Reisende mit seinem Rath und Beistand. Einige andere Deutsche, von gleichem Eifer beseelt, haben sich nun dorthin begeben, und auch ihnen wird es gewiß nicht an reichem Stoff zu Beobachtungen fehlen. Durch den Beschützer der Wissenschaften, Minister Conde da Barca, dem König empfohlen, gab man ihnen nicht nur die Erlaubniß, die ver-

schiedenen Capitaniën der Monarchie ungehindert zu durchreisen, sondern man unterstützte sie auch auf die großmüthigste Weise durch eine gewisse ihnen jährlich ausgesetzte Summe, so wie durch günstige Pässe und nachdrückliche Empfehlungsschreiben an die General-Capitäne der verschiedenen Provinzen. Wie weit tritt gegen diese aufgeklärten und liberalen Maßregeln der jetzigen Regierung das ehemalige System zurück, wo der Reisende bei seiner Ankunft in Brasilien von Soldaten ängstlich umgeben und bewacht ward! Im Namen meiner Landsleute und aller europäischen Reisenden sey dies Bekenntniß hier öffentlich niedergelegt, um die Empfindungen des Dankes auszudrücken, von welchen ich mich gegen den Monarchen durchdrungen fühle, der solche liberale Verfügungen traf. Dem Weltwanderer, entfernt von den heimischen Gestaden, ist eine solche günstige Aufnahme und so freundliche Behandlung unaussprechlich erfreulich, und gewiß bringt sie für die Wissenschaften einen nicht zu berechnenden Gewinn, an welchem die ganze gebildete Welt Theil nimmt.

Wer die innern Gegenden jenes weiten Continents mit bedeutendem Nutzen bereisen will, muß sogleich mehrere Jahre dazu bestimmen und seinen Plan darnach einrichten. Um zum Beispiel nur nach Goyaz und Cuiaba vorzudringen, sind zwey Jahre nicht hinreichend; welche Zeit wird man aber bestimmen müssen, um bis zu den Gränzen von Paraguay Brasilien queer zu durchschneiden, bis zu den Ufern des Uruguay, bis zu den entfernten Gränzen von Matto Grosso, wo eine in Lisboa gehauene Marmor-Pyramide die Gränze an der Mündung des Tauru bezeichnet. Minas Geraes war durch Mawe und von Eschwege schon bereist, und wenn auch noch nicht erschöpft, dennoch größtentheils bekannt. Ich fand es daher bei meiner Ankunft in Brasilien zweckmäßiger, lieber die noch ganz unbekannt oder vielmehr noch nicht beschriebene Ostküste zu wählen. Hier leben mehrere Stämme der Urbewohner noch in ihrer Originalität

und unangefochten von den sich überall nach und nach ausbreitenden Europäern. Der hohe nackte Rücken des mittlern Brasiliens, der Provinzen von Minas Geraes, Goyaz und Pernambuco, wird von der Ostküste durch einen breiten Strich hoher Urwälder getrennt, die von Rio de Janeiro bis in die Gegend der Bahia de todos os Santos, etwa 11 Breitengrade, 198 Leguas, (165 geographische Meilen) weit sich ausdehnen, und von den portugiesischen Ansiedlern noch nicht in Besitz genommen sind; denn nur einige wenige Straßen an und auf den sie durchströmenden Flüssen hat man mit Mühe jetzt eröffnet. Hier in diesen Wäldern, wo dem sonst überall bedrängten Urbewohner ein ruhiger Aufenthalt bis jetzt gesichert war, kann man diese Menschen noch in ihrem ursprünglichen Zustande finden. Wie hätte nicht eine solche Gegend für den Reisenden vor allen andern anziehend seyn sollen, der nicht gesonnen war, viele Jahre in diesen heißen Regionen unserer Erde zu verleben?

Die Stämme der Urbewohner, welche diese Wildnisse bevölkern, sind selbst dem Namen nach bei uns in Europa unbekannt, Portugal vielleicht ausgenommen. Die Jesuiten und unter ihnen Basconcellos (Noticias curiosas do Brazil) theilten alle Stämme der Wilden, welche sowohl die Küste, als jenen Strich der Urwälder bewohnten, in zwei Klassen, nemlich in solche, welche die Küste bevölkerten und von den Portugiesen, besonders den Jesuiten, der europäischen Bildung näher gebracht wurden, Indios mansos, und in solche, welche als rohe unbekannte Barbaren die Wälder und innern Wildnisse bewohnten, Tapuyas, und diese letztern sind es, welche noch heut zu Tage im rohen Zustande der Natur existiren und es wohl verdienen, näher gekannt zu werden. Wenn wir von diesen Strichen der aneinander hängenden Küstenwälder auch durch die Schriften der Jesuiten und mehrerer alten Reisenden einige wenige Notizen hatten, so war dennoch dies alles äußerst unvollkommen und durch fabelhafte Zumischungen ver-

unstattet; auch geben sie uns keine naturhistorischen Nachrichten. Wir wußten also von den hier noch im Zustande der Natur lebenden Urbewohnern, so wie von der belebten und leblosen Schöpfung dieser Gegenden wenig oder gar nichts, und dennoch giebt es hier so unendlich viel Merkwürdiges und Neues, besonders für den Botaniker und Entomologen. Allein auf eben so zahlreiche große Beschwerden und Hindernisse, zum Beispiel Mangel an Lebensmitteln, an Weide für die Thiere, Schwierigkeit des Transports der Naturalien, anhaltende Regenzeiten, Feuchtigkeit und dergleichen, muß der Reisende sich zum voraus gefaßt machen. Die bedeutendste Unannehmlichkeit bei den Reisen in Brasilien ist unstreitig der gänzliche Mangel an brauchbaren Landkarten. Arrowsmiths Karte ist voll von Irrthümern, ja es fehlen ansehnliche Flüsse an der Ostküste; dagegen sind deren an Stellen angegeben, wo gar keine existiren; und so ist die beste bis jetzt vorhandene Karte von Brasilien dem Reisenden beinahe unnütz. Diesem Mangel abzuhelpfen hat unlängst die portugiesische Regierung den Befehl zur genauen Aufnahme der Küste gegeben, um alle dem Seefahrer drohende Gefahren genau bestimmen zu können; auch hat man mit dieser gemeinnützigen Arbeit bereits den Anfang gemacht und geschickte Marine = Offiziere, Capitain = Lieutenant José da Trindade und Antonio Sylveira de Araujo, haben die Küste von Mucuri, S. Matthaeus, Bigoza, Caravellas bis Porto Seguro und Sta. Cruz aufgenommen.

Der Liberalität und der aufgeklärten Denkungsart der portugiesischen Regierung habe ich es gleichfalls zu verdanken, daß ich mich im Stande sehe, meinen Landsleuten diese Nachricht einer Reise längs der Ostküste vom 23ten bis zum 13ten Grad südlicher Breite, vorlegen zu können. Zwei Deutsche, die Herren Freyreiß und Sellow, welche noch mehrere Jahre hindurch in Brasilien zu reisen gesonnen sind, haben an Sr. Majestät dem Könige von Portugal und Brasilien einen

großmüthigen Unterstützer gefunden; besser als sie wird nicht leicht ein Fremder in dieses Land eindringen können, da sie mit Sprache und Sitten desselben bekannt, und durch ihre mehrjährigen Reisen hinreichend vorbereitet sind. Einen Theil der von mir vollbrachten Reise, machte ich in ihrer Gesellschaft, und von Herrn Freyreiß erhielt ich selbst manche interessante Notiz, wofür ich ihm meinen Dank hier öffentlich ausdrücke. Herr Freyreiß wird mir auch in der Folge den Bericht seiner fortgesetzten Reisen, so wie naturhistorische Beobachtungen mittheilen, und ich werde mich glücklich schätzen, sie alsdann den Freunden solcher Forschungen vorzulegen. Mein gegenwärtiger Reisebericht wird demnach nur als Vorläufer interessanterer Beobachtungen anzusehen seyn. Weitere Nachrichten und wiederholte Beobachtungen werden die Lücken ausfüllen, die sich in diesen Blättern finden müssen, und die der gütige Leser hoffentlich mit Nachsicht übersehen und verzeihen wird. Wohl fühle ich, wie gewagt es ist, nach der glänzenden Erscheinung jenes hellen Sterns an unserm wissenschaftlichen Horizonte — ich meine unsern großen Landsmann, den ausgezeichneten Alexander von Humboldt, — mit diesen Reisebemerkungen über einen Theil von Südamerika öffentlich aufzutreten! Indessen ist doch der reine gute Wille, auch bei geringer Kraft, der Beobachtung nicht unwerth; und so wenig ich auch Anspruch darauf machen kann, etwas Vollendetes zu liefern, so darf ich doch hoffen, daß Freunde der Natur-, Länder- und Völkerkunde in meinen Mittheilungen manchen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Erweiterung dieser Wissenschaften finden werden.

I.

Reise von England nach Rio de Janeiro in Brasilien.

Brasilien, nach dem seit einer Reihe von Jahren eine Menge von Reisenden ihr Auge richten, hat den Vortheil, daß es durch eines der friedlicheren Meere von Europa getrennt wird. Der unermessliche Ocean hat gewisse Monate, besonders um die Zeit der Aequinoctien, wo Stürme gewöhnlich sind; dennoch aber sind sie in diesen Regionen im ganzen weniger gefährlich, als in andern Theilen desselben, zum Beispiel in der Nähe des Vorgebürgs der guten Hoffnung, des Cap Horn u. a.

Ich verließ London zu der Zeit, wo die Stürme gewöhnlich ihre größte Heftigkeit verloren haben; und wir sahen daher einer ruhigen angenehmen Fahrt zuversichtlich entgegen. Unser Schiff, der Janus, von 320 Tonnen, verließ die Themse bei dem heitersten schönsten Wetter, und wir vertrauten um so mehr auf das Sprüchwort der englischen Seeleute: Evening red and morning grey sign of a very fine day, als wir am Abend den Himmel auf das schönste geröthet erblickten. Wir erreichten die Mündung der Themse mit einem guten frischen Winde, allein schon gegen Abend verlor sich dieser günstige Zephyr und man sah sich genöthigt, den Anker fallen zu lassen.

Die ersten Tage der Reise benutzt man gewöhnlich zu seiner Einrichtung im Schiffe und zur Betrachtung der neuen sich darbietenden Gegenstände; sie verfließen daher sehr schnell. Am zweyten Tage, als der Morgen anbrach, hatte man die gegründete Hoffnung auf eine günstige Reise. Stolze dreimastige Schiffe segelten mit uns gleichen Weg; colossale Ostindienfahrer, mit schwellenden Segeln bedeckt, feuerten ihre Kanonen ab, und glitten ruhig über den grünen Spiegel dahin; aber schon gegen Mittag wandte sich der Wind und wurde conträr, so daß wir uns genöthigt sahen zu kreuzen. Wir segelten bei Margate, einem hübschen Städtchen, vorbei, umschifften Cap North Foreland mit seiner steil abgeschnittenen weißen Küste, fuhren in den Canal ein, und ankerten gegen Abend in den Downs, Angesichts der Stadt Deal. Die Küste von England ist in dieser Gegend völlig offen, keine Bucht, keine Höhe schützt hier den Seemann, wenn Stürme eintreten. Die Menge der Schiffe vor Deal war sehr groß; die größten Ostindienfahrer und mehrere Kriegsschiffe ankerten mit uns zugleich; ein Linienschiff gab den Retraiteschuß (Sunset) und auf den andern gab ein Flintenschuß das Zeichen, worauf Zapfenstreich geschlagen ward. — Ungünstiger Wind hielt unser Schiff mehrere Tage auf der Rhede zurück; der Capitain benutzte die Zeit, um frisches Fleisch, mancherley Grünes und einige lebende Thiere zur Verproviantirung zu nehmen. Nach einigen Tagen, da der Wind etwas günstiger schien, lichteten wir die Anker und segelten um Cape South Foreland herum, begleitet von dem Brigg Albatros, geführt von Capitain Harrison. Von nun an wurde uns das Wetter immer ungünstiger, und da wir dem immer conträrer werdenden Winde nicht mehr widerstehen konnten, so liefen wir wieder vor Deal auf unserm Ankerplatze ein. Der Wind nahm zu, so daß man in der Nacht schon starke Wache auf dem Verdeck halten mußte; der Himmel trübte sich immer mehr und verdunkelte das nahe Vorgebürge South Foreland. Der

Sturm brauste furchtbar um uns her, und die dunkelgrünen Wogen der See erschienen mit weißem Saum bedeckt. Man nahm die Segelstangen (Yards) herab und befestigte sie in senkrechter Stellung, um dem Wind desto weniger Fläche zu bieten. So dauerte das stürmische Wetter mit abwechselnder Heftigkeit einige Tage fort und gab den Reisenden, die zum erstenmale sich auf diesem unsichern Elemente befanden, eben nicht den angenehmsten Vorschmack von den Freuden des Seelebens. An einem Nachmittage, als der Wind etwas günstiger schien, erhielten wir das Signal von einem Kriegsschiff, worauf die ganze Flotte die Anker lichtete. Als die Dämmerung eintrat, bedrohte uns eine neue Gefahr; die Schiffe segelten zum Theil so nahe aneinander hin und drängten sich so zusammen, daß es der größten Vorsicht bedurfte, damit nicht eins das andere beschädigte. Einer noch größeren Gefahr waren wir um Mitternacht ausgesetzt, der wir aber auch glücklich entgingen; ein mächtiges Schiff kam uns mit vollen Segeln pfeilschnell entgegen und unsere Wachen auf dem Vordertheil bemerkten es wegen der Dunkelheit nicht eher, als bis es dicht bey uns vorbeystrich. Der Wind nahm an Stärke immer zu, und da der Morgen kam, hatte sich die Scene sehr geändert; trüb und wie von Rauch umhüllt schien der wolkenleere Himmel, und bey stetem Sonnenschein wuchs der heulende Sturm. Unser ganz auf die Seite gelegtes Schiff kämpfte nur mit wenigen Segeln gegen den Wind, bis wir uns etwa bis 10 Uhr Morgens dem Leuchtthurm von Dungeness gegenüber befanden. Alle Passagiere waren krank im Raum des Schiffs, wo eine öde traurige Stille nur durch das Losen des Sturms in dem Lauwerke, und durch das furchtbare Brausen und Schlagen der Wogen unterbrochen wurde. Der Capitain, der alles Mögliche versuchte, um die Reise fortzusetzen, mußte endlich umkehren und seinen Lauf wieder nach Deal richten. Jetzt wirkte der Sturm mit günstiger Kraft auf das Schiff; denn nur mit wenigen kleinen Segeln flogen

wir dermaßen schnell dahin, daß wir in kurzer Zeit den Raum zurücklegten, zu welchem wir die ganze Nacht gebraucht hatten. Ein Brigg, der mit uns segelte, war von den Wellen immerfort bedeckt, während wir auf dem höheren Schiffe noch ziemlich trocken blieben. Wir trafen vor Deal ein, jedoch mit solcher Schnelligkeit, daß man, um nicht auf die Küste zu laufen, in größter Eile den Anker mußte fallen lassen, welches jedoch nur mit vieler Mühe bewerkstelligt werden konnte; denn die starke Reibung des schnell ablaufenden Ankertaues verursachte eine solche Hitze, daß es bereits dampfte, und sich gewiß entzündet haben würde, wenn nicht das in Strömen von den Matrosen aufgegossene Wasser es abgekühlt hätte; endlich fiel der colassale Anker und wir sahen uns auch aus dieser Gefahr glücklich gerettet. Glücklicher Weise hatte unser Schiff, das überhaupt eins der besten und dauerhaftesten war, gute neue Cables und ein treffliches Tauwerk. Die Menge von Fahrzeugen, die wir hier vor Anker fanden, tröstete uns einigermassen über unsern Zeitverlust; alle große Schiffe hatten ihre oberen Masten und ihre Segelstangen abgenommen, um sich gegen den Sturm zu sichern, und die Kriegsschiffe lagen auf zwei Ankern. — Der augenscheinlichen Gefahr waren wir zwar nun entgangen, aber eingesperrt in den Rasten, der noch immer von den Wellen aufs furchtbarste geworfen wurde, führten wir eine Zeitlang ein trauriges Leben; und doppelt fühlten wir nun uns glücklich, als endlich das Ungestüm der Wogen nachließ, und wir froh unserer Bestimmung entgegen segeln konnten. Dungeness liefen wir vorbey, sahen die schönen Felsenküsten von Beachyhead, einem Vorgebürge in Suffer zwischen den Städten Hastings und Shoreham, wo die französische Flotte im Jahr 1690 die vereinte holländische und englische schlug, sahen am Mittage die wegen ihrer Seebäder so berühmte Stadt Brightelmstone (Brighton), 56 englische Meilen von London und befanden uns Abends im Angesichte der Insel Wight bei unbewegtem

ruhigem Meere und dem schönsten Mondscheine. Fröhlichkeit war wieder bey unserer Schiffsgesellschaft zurückgekehrt; die Geigen der Matrosen ließen sich wieder vernehmen, und beym Tanze vergaßen die jungen Leute die erlittene Angst.

Am 20ten May Morgens verließen wir S. Catharina's Point auf der Insel Wight, und segelten dann Portland Point in Dorsetshire vorbey, wo der schöne Londoner Baustein gebrochen wird. In der nächsten Nacht erhob sich wieder ein so heftiger Sturm, daß das Schiff kreuzen mußte, um nicht gegen die Felsküsten von England geworfen zu werden, wobey uns von dem Winde ein Segel zerrissen wurde. Am Abend des folgenden Tages liefen wir wegen hoher See und etwas ungünstigen Windes in dem sichern Busen von Torbay ein. Dieser Busen ist weit und von Felsgebürgen schön eingefaßt. Nördlich tritt Cape Portland Point und südlich Cape Start Point vor. Hier gedachten wir besseres Wetter abzuwarten, und uns von den überstandenen Beschwerden auszuruhen. Allein zwey Schiffe, die mit uns gleiche Bestimmung hatten, signalisirten und gaben uns zu verstehen, daß sie mit uns zu segeln wünschten. Wir mußten also der gehofften Ruhe schon wieder entsagen, und die Briefe nach dem Vaterlande, die wir sämmtlich fertig liegen hatten, mit in See nehmen. Gegen Abend umsegelten wir das südlich vortretende Cape Start Point; hohe zackigte Felswände bilden ein wildes Vorgebürge, auf dessen Höhe, wie an allen Küsten von Devonshire, eine schön grün bewachsene Fläche sich zeigt. Die Berge erschienen zum Theil gelb gefärbt von den weit ins Auge fallenden Blumen des Ulex, eines Strauchs, der in England und Frankreich sehr gemein ist. In der See blicken kleine Fels=Inselchen hervor, an denen weiß schäumend die Wogen sich brechen, ein Gemählde, das heute noch reizender ward durch die milde Beleuchtung der freundlich untergehenden Sonne. Unser Schiff, von der stark bewegten See bald hoch gehoben, bald in die Tiefe zu stürzen scheinend,

eilte nun dem Ocean entgegen. Als der folgende Morgen erschien, erblickten wir Fort Pendenis, unweit Falmouth, in der Ferne, und verließen den Canal bey Cape Lizard, das sich durch seine beyden weißen Leuchthäuser (Lighthouses) auszeichnet. Die Küsten von Devonshire und Cornwall haben nicht die weiße Farbe derer von North und South Foreland, sondern sind mehr rothgefärbt. Falmouth in Cornwall ist ein kleiner aber wichtiger Hafen, indem von hier alle Packete nach den verschiedenen Gegenden der Welt abgehen; in den ersten Tagen eines jeden Monats findet man hier Schiffe, welche nach Lisboa, Brasilien, Westindien, Nordamerika, Indien und so weiter bestimmt sind. So befanden wir uns denn nun in dem unermesslichen Ocean. Alles Land verschwand aus unsern Augen. Auch die letzte Spitze von England, Cape Landsend, entzog sich am 22ten May gegen Mittag unserm Blicke. Von diesem Augenblick an hören Unterhaltung in den Umgebungen auf: Meer und Himmel sind nun die einzigen sichtbaren Gegenstände, die man bald ziemlich genau kennen lernt; jetzt sucht man Beschäftigung am Schreibtische und ist glücklich, wenn man sich hinlänglich mit guten Büchern versehen hat. Unsere Reise gieng ohne Zufälle mit abwechselnd gutem Wetter in zehn Tagen bis Madeira. Wir unterhielten uns auf dieser Fahrt häufig durch das Auswerfen der Angeln und anderer Fischergeräthschaften; allein nur die Trigla Gurnardus, ein guter eßbarer Fisch, ward gefangen. Schaaren von Braunfischen (*Delphinus Phocaena* Linn.) begleiteten oft weit unser Schiff, besonders bey etwas unruhiger See; wir feuerten nach ihnen, hatten aber nicht das Glück einen zu erlegen. Zu den häufigen Begleitern der Schiffe gehört auch besonders der kleine schwarze Sturmvogel (*Procellaria pelagica*), der von den Portugiesen Alma de Mestre genannt wird. Die Seeleute halten es für ein Zeichen eines nahe bevorstehende Sturmes, wenn diese Vögel sich in bedeutender Anzahl um die Schiffe versammeln, und sehen sie darum

höchst ungern. Ein Kriegskutter überbrachte uns die Nachricht von der Kriegserklärung Englands an Frankreich; man rief unsere Matrosen auf, ohne jedoch einen davon für den königlichen Dienst zu nehmen. Die erhaltene Nachricht war Ursache, daß wir bald nachher in große Unruhe versetzt wurden, als wir von der spanischen Küste herüber ein Schiff geradezu auf das unsrige seine Richtung nehmen sahen; doch dauerte unsere Besorgniß nicht lange; man erkannte es sehr bald für ein englisches. Es übernahm unsere Briefe nach Europa zur Besorgung. Am 1ten Juny gegen Mittag zeigte sich südlich ein hohes Land und hohe Gebürge in trüber Ferne; es war die schöne große Insel Madeira. Abends sechs Uhr befanden wir uns an ihrer Westspitze, Ponta Pargo, und umschifften dieselbe mit frischem Winde. Eine große Menge von Sturmvögeln, Möven und andern Wasservögeln belebten das Meer. Die Ansicht von Madeira ist schön; die Insel zeigte sich uns als einfaches Felsenland, dessen Rücken heute in Wolken verhüllt war. Von allen Seiten erhebt sie sich steil, schwärzlich gefärbt, mit tiefen Schluchten und Rissen; überall aber breitet der Weinstock seine grünen Ranken aus, und zwischen ihnen schimmern die weißen Wohnungen und Landhäuser der Bewohner durch. Auf den Rücken jener Höhen, die nicht durch Wolken verschleiert waren, zeigten sich grüne Weiden, gleich Alpen, und hohe dunkle Baumgruppen beschatteten die kleinen Wohnungen. Diese schöne Insel hat ein vorzüglich glückliches Klima, in welchem die Gewächse der heißen wie der gemäßigten Zone gedeihen; große Wärme ist hier mit vieler Feuchtigkeit verbunden, und Regen muß häufig fallen, denn an den steilen Felswänden haben die von Zeit zu Zeit herabstürzenden Regenbäche tiefe Rinnen und Einschnitte ausgewaschen. Achtzig tausend Einwohner nähren sich hier größtentheils vom Bau des so beliebten Weines, so wie mancher herrlichen Früchte, der Drangen, Bananen, Citronen und anderer mehr.

Da es unsere Absicht nicht war, Funchal, die Haupt-

Stadt der Insel, zu besuchen, so hielten wir uns nicht auf, sondern strichen mit einem frischen Winde vorwärts und verloren bald die Insel aus dem Gesicht. Ein günstiger Passatwind trieb uns mit großer Schnelligkeit nach dem Wendekreise hin, ohne daß besondere Ereignisse unsere Ruhe gestört hätten. Fliegende Fische erhoben sich in silbernen Geschwadern, und flohen zu beyden Seiten vor unserm Schiffe. Je näher man dem Äquator kommt, desto häufiger erscheinen diese Thiere; ehe man den Wendekreis berührt, sind sie noch selten.

Am 6ten Juny durchschnitten wir den nördlichen Wendekreis, und erhielten von nun an einige Unterhaltung durch verschiedene sich uns zeigende Mollusken. Unter $22^{\circ} 17'$ nördlicher Breite, erblickten wir die erste Physalie (Physalis), ein äußerst sonderbares Mollusk (*), das von hier an nach dem Äquator nun immer häufiger erscheint, so daß man weiter südlich deren mehrere Hunderte an einem Tage zählen kann. Sehr viele Reisebeschreiber haben dieses sonderbaren Geschöpfes schon erwähnt, und es interessirte mich daher ganz besonders, dasselbe genauer zu beobachten. Der größere über dem Wasser schwimmende Theil des Thiers ist eine mit Luft gefüllte Blase, die bloß dazu zu dienen scheint, den Obertheil über Wasser zu halten; an ihrem untern Theile stehen acht bis neun Bündel langer Fleischfäden, welche an der Wurzel: kurze dicke Stämme verwachsen sind und hier an der Basis der Blase ein Ganzes ausmachen. In diesem Theile liegt das Leben des Thiers; die Fäden sind reizbar (aber nicht die Blase), verlängern und verkürzen sich, fangen auch den Raub, und sind mit einer Menge von Saugnäpfchen und Saugwarzen bedeckt. Die Blase scheint unveränderlich: ich habe keine Canäle finden können, die sich in dieselbe öffnen; sie fällt beym Absterben des Thieres nicht zusammen, denn selbst in Weingeist gesetzt, behält sie ihre Gestalt. Ihr Bewegungsvermögen ist nur schwach;

(*) Ueber dieses Mollusk siehe die Nachrichten des Herrn Hofrath Lilius im 3ten Band von Capt. von Krusensterns Reise um die Welt. S. 1 bis 108.

sie krümmt sich in die Gestalt eines halben Mondes, auch biegt sie ihre beyden Enden auf- und abwärts. Durch diese Bewegungen richtet sie sich auf, wenn eine heranrollende Welle sie umgeworfen hat. Die Blase selbst kann man ohne schmerzhaftes Empfindung berühren; allein die Saugfäden verursachen einen brennenden Schmerz. Dieses merkwürdige Mollusk wird von den Engländern Portuguese man of war, von den Franzosen Galère, und von den Portugiesen Agoa viva oder Caravela genannt. Näher nach dem Äquator zu nahm die große Zahl dieser Mollusken ab; hier fanden wir hingegen die *Medusa pelagica* oft sehr häufig. Seevögel umflatterten uns ebenfalls einigemal; nach einem Sturmschauer fieng der Steuermann Gook eine Meerschwalbe (*Sterna stolidus*, LINN.) mit den Händen, da sie ermüdet sich niedergesetzt hatte; auch zeigten sich Fregattvögel (*Pelecanus aquilus*, LINN.) die von den benachbarten Klippen verschlagen worden waren.

Das Wetter blieb, während wir die nördliche heiße Zone durchschifften, im ganzen gut, aber nun wurde uns oft die immer zunehmende Hitze im Schiffe sehr beschwerlich. Dunkle Regen- und Sturmwolken stiegen zuweilen völlig isolirt am Horizonte auf; sie breiteten sich aus, kamen schnell heran mit einem äußerst heftigen Sturm und Regenschauer, wovon sogleich das ganze Schiff überschwemmt war, machten aber gewöhnlich in einer halben Stunde dem heitersten Sonnenschein schon wieder Platz. Da es uns zuletzt an gutem frischen Wasser zu fehlen anfing, so waren die Regengüsse oft sehr willkommen. Unvorsichtige Schiffer, die bey der Annäherung ähnlicher Wetter nicht die obern Segel einziehen, leiden zuweilen von diesen plötzlichen Windstößen (Squalls) Schaden, oder verunglücken gar; nach den Erzählungen unserer Schiffer hatte vor noch nicht langer Zeit dieses traurige Schicksal ein Schiff betroffen. Auch auf unserm Schiffe zerriß der Sturm einige Segel, that aber übrigens keinen Schaden, da man jederzeit auf dergleichen Fälle vorbereitet war.

Am 22ten Juny durchschnitt der Janus den Aequator, wo Neptun, wie gewöhnlich seinen Besuch an Bord abstattete. Schon am Abend zuvor hatte man uns einen Abgeordneten des Herrschers der Meere angekündigt: dieser stieg zu uns herauf und unterhielt sich mit dem Capitain durch das Sprachrohr, worauf er mit einem feuerigen Schiffe wieder abfuhr; seine Fregatte, bestehend in einer brennenden Theertonne, gewährte uns Allen noch einen schönen Anblick in der Dunkelheit der Nacht.

Vom Aequator südlich fanden wir jetzt weniger gutes Wetter. Kurze Regenschauer, begleitet von Sturmstößen stellten sich häufiger ein; die See war nicht selten bewegt, Sturmvoegel (*Procellaria pelagica*) und Delphine, Braunfische und größere Cetaceen zeigten sich öfter. Wir hatten die Linie unter 28° 25' W. L. von Greenwich durchschnitten, weil wir früher, den afrikanischen Küsten näher, viel Regen und Gewitter gefunden hatten, und deshalb mehr westlich gesteuert waren; dies brachte uns in die Strömungen, welche nach der amerikanischen Küste hinziehen.

Am 27ten Juny Morgens, als wir zum Frühstück vereint waren, wurde uns die Ansicht des Landes gemeldet. Alles stürzte aufs Verdeck und siehe da, Brasilien stieg vor unsern freudigen Blicken über den Spiegel des Oceans empor. Bald erschienen zwei Arten von Tang (*Fucus*) und mancherley Anzeigen der Küste, bis wir endlich ein Fischerfloß in See erkannten, auf welchem sich drei Menschen befanden. Diese Flöße, Jangadas, werden aus fünf bis sechs Baumstämmen von einer leichten Art Holz gemacht, die in Brasilien Pao de Jangada genannt wird. Koster hat in seiner Reise nach Brasilien die Zeichnung davon gegeben. Diese Jangadas gehen ziemlich sicher in See: sie werden zum Fischfange oder zu Fortschaffung verschiedener Gegenstände längs der Küste gebraucht, und laufen schnell, da sie ein starkes Segel an einem niedern Maste führen. Wohl würden wir nach einer

langen Fahrt gern die Gelegenheit benutzt haben, uns mit einigen frischen Fischen zu versehen; doch schien uns die Befriedigung dieses Wunsches nicht bedeutend genug, um deßhalb der Fischerjagade nachzuseheln. Wir liefen schnell nach der Küste hin, und hatten uns derselben schon gegen Mittag so sehr genähert, daß man sie für die Gegend von *Goiãna* oder *Paraiaba do Norte* in der *Capitania* von *Pernambucco* erkennen konnte. Wenn wir bey starkem Winde und bey Nacht in dieser Richtung dem Lande uns so genähert haben würden, so hätten wir in große Gefahr gerathen haben können. Glücklicher Weise konnten wir jetzt bey Zeiten umlegen und wieder der hohen See zusteuern. Schon in der Nacht traf sehr heftiger Regen mit Sturm ein, der uns nöthigte mehrere Tage beynähe auf derselben Stelle zu kreuzen. Der Wind heulte, das Schiff ward heftig umhergeworfen, Regen stürzte in Strömen vom Himmel, so daß wir selbst in unsern Betten kaum mehr sicher waren. Unsere Matrosen litten am meisten durch die Kälte; sie mußten wegen den uns drohenden Gefahren Nacht und Tag auf dem Verdecke seyn, und selbst der Rum war kaum mehr hinreichend, sie bey Muth und gutem Willen zu erhalten. Der Anblick der See in diesen finstern stürmischen Regennächten war furchtbar! hoch sich aufthürmend schlugen die brausenden Wogen bis aufs Schiff, und die ganze unabsehbare Wasserfläche schien in Feuer zu stehen; tausend leuchtende Punkte, Striche, und selbst große weite Felder glänzten um uns her und veränderten Gestalt und Ort in jedem Augenblicke. Dieses Licht gleicht vollkommen dem des feuchten faulenden Holzes, das wir öfters in den Wäldern sehen. Man hofft bey jenen finstern Sturmnächten gewöhnlich auf den kommenden Tag; allein der Tag erschien uns oft ohne unsere Lage zu bessern. Furchtbar trübe und dunkel zeigte er sich uns, wie die Nacht, die vor ihm hergieng, und die Seeleute konnten ihre Besorgnisse vor noch heftigerem Sturm nicht unterdrücken. Man machte alsdann jedesmal die erforderlichen Vorbereitungen,

zog manche Stricke, die in der Nacht gewichen waren, fester an, befestigte die Masten, den Bowsprit, und so weiter, und setzte die Pumpen in Bewegung, um die Dichtigkeit des Schiffes zu untersuchen und dergleichen. Solche Zurüstungen sind für die Passagiere äußerst beunruhigend und ängstigend. Einen bedeutenden Fehler hatten wir dadurch gemacht, daß wir uns hier bey Pernambuco der Küste so sehr genähert hatten, da in dieser Gegend im Winter der heißen Zone stets ähnliche Gewitter und Stürme herrschen. Der Capitain wandte das Schiff, so viel es der Wind erlaubte, um die hohe See zu suchen, mußte aber beständig kreuzen, und kam demnach wenig vorwärts. Endlich, etwa acht Tage nach unserer ersten Ansicht des Landes, wurde der Wind etwas besser und erlaubte uns eine günstigere Richtung zu nehmen. Man maß einigemal die Strömung der See, eine nöthige Vorsichtsmaßregel, da wir der Küste so nahe steuerten; große Seevögel, Möven oder Petrelle umschwebten uns einzeln, ohne daß wir jedoch einen davon hätten schießen können, dabey umschwammen Physalien unser Schiff; fliegende Fische flohen vor uns, und große Cestaceen bliesen ihren Wasserstrahl in die Luft.

Am 8ten gegen Mittag hatten wir wieder die Ansicht der Brasilianischen Küste in der Gegend der Bahia de todos os Santos. Sie zeigte uns hohe schön geformte Gebürge, über denen dichte Wolkenschichten gelagert waren. Man sah Strichregen auf sie herabfallen, so wie auch wir in See noch beständig abwechselnd Sturm, Regen und ungünstigen Wind hatten. Da wir des Abends den Wind immer von der Küste her zu erwarten hatten, so segelten wir am Tage nach derselben hin; und da jener nie eintrat, bey Nacht immer wieder in die hohe See; auf diese Art hatten wir fast beständig den Anblick der Küste. Am 10ten ward das Wetter schön und der Wind günstig. Wir waren die gefährlichen Fels-Inseln der Abrolhos (Öffne die Augen abra os olhos) vorbeý geschifft, und konnten jetzt die Richtung gerade auf Cabo Frio nehmen.

Unter 22° 23' südlicher Breite beobachtete ich ein zweyter Art von Seeblase (Physalis), die weit kleiner als die gewöhnliche Art ist, und nichts rothes in ihrer Färbung hat; es ist ohne Zweifel die, welche Bossé im zweyten Bande seiner Histoire naturelle des Vers, Tab. 19 abgebildet hat. Dieses Thier fand sich in großer Menge. Die Hitze wurde jetzt am Mittage in dieser Region des Meeres immer drückender; von einer Tasse Thee gerieth man in starke Transpiration. Dagegen waren die Nächte bey hellem Mondschein und dem Glanz der Sterne, welche vorzüglich hell und heiter strahlten, von angenehmer Temperatur. Die Anzeigen des nahen Landes nahmen nun immer mehr zu: Fucus, Pflanzen und dergleichen zeigten sich in Menge, bis wir am Nachmittage des 14ten die Küste wieder erblickten und deutlich vor uns das Vorgebürge Cabo Frio mit einer kleinen vorliegenden Felsen-Insel erkannten. Laut und lebhaft äußerte sich die allgemeine Freude; denn wir waren heute seit unserer Einschiffung zu Gravesend an der Themse schon 70 Tage in See, und hatten bis Rio de Janeiro nur noch eine kurze Reise zu machen. Gegen Morgen umsegelte der Janus mit günstigem Winde Cabo Frio, und am 15ten July waren wir im nahen Angesicht der Südküste von Brasilien, da das Vorgebürge die Südküste von der Ostküste trennt. Der frische günstige Wind bewegte stark das Meer, welches hier, wie an den Küsten von Europa schon die hellgrüne Küstenfarbe angenommen hatte. Die Berge von Brasilien, von den schönsten abwechselndsten Formen, alle grün mit jetzt eben mannigfaltig beleuchteten schönen Waldungen bedeckt, die sich in ununterbrochener Reihe längs der Küste hinziehen, versetzten uns sämmtlich in eine ungemein fröhliche Stimmung; wir mahlten uns im Geiste schon jene neuen noch nie gesehenen Scenen aus, und erwarteten mit Sehnsucht den Augenblick der Ankunft. Die Urgebürge, an denen wir hinsegelten, haben die mannigfaltigsten Bildungen; oft sind sie kegels- oder pyramidenförmig; Wolken waren auf ihnen gelagert und ein

leichter Nebel oder Dunst gab ihnen eine angenehme sanfte Färbung. Am Mittage hatten wir im Schatten bey sehr schwachem Winde 19° Reaumur ($74\frac{1}{2}$ Fahrenheit) Wärme. Bey einer bald darauf eingetretenen Windstille, die uns bis zum Abend aufhielt, stand das Thermometer auf 17° Reaumur; etwas später erhob sich der Wind hinlänglich stark, das Schiff segelte schnell, und am folgenden Morgen befanden wir uns vor dem Eingange in das große Binnenwasser von Rio de Janeiro.

Bey einer von neuem eingetretenen Windstille lagen wir eine Zeitlang auf ein und derselben Stelle, wurden aber von der bewegten See stark geschaukelt. Nahe vor uns hatten wir die Öffnung in der Küste, die nach der Königsstadt Rio de Janeiro führt; eine Menge kleiner Fels-Inseln liegt darin zerstreut, von denen einige durch ausgezeichnete Formen auffallen, und mit den entfernteren Gebürgsmassen der Küste eine höchst malerische Ansicht gewähren. Die dem zweyten Abschnitte der 4^{ten} Ausgabe beygefügte Bignette liefert davon ein treues Bild: die Sonne geht auf und beleuchtet mit ihren kräftigen Strahlen den glänzenden Spiegel des bey der Windstille glatten ruhigen Meeres, so wie die sich zu beyden Seiten in malerische Perspektive verlierenden Gebürge. Unter ihnen zeichnet sich zur Linken der sogenannte Zuckerhut (Pão d'assucar) durch seine kegelförmige Gestalt besonders aus, und zur Rechten gewahrt man ihm gegenüber in der Ferne die Landspitze, auf welcher zum Schutze der Hauptstadt das Fort S^{ta}. Cruz, eine kleine, aber starke und mit vielen Kanonen versehene Festung, erbauet ist.

Da sich der Wind gegen 11 Uhr äußerst leise erhoben hatte, so rückte das Schiff kaum bemerkbar vorwärts, wiewohl man ihm durch alle Segel zu helfen suchte. Diese Zeit der Unthätigkeit beschloffen wir zu benutzen, um durch die Untersuchung einer jener Fels-Inseln die erste nähere Bekanntschaft des Brasilianischen Bodens zu machen. Der Capitain ließ das Boot in See setzen, nahm einige Matrosen mit, und drey der

Passagiere, worunter auch ich mich befand, begleiteten ihn. Man ruderte vorwärts, ohne zu bemerken, daß unser Boot sehr stark Wasser zog, indem es immer am Hintertheile des Schiffes aufgehangen, durch die Hitze der Sonnenstrahlen stark ausgetrocknet war. Als wir eine halbe Stunde heftig gegen die hochschwellende See gearbeitet hatten, sahen wir uns genöthigt, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen; da es uns aber an Schöpf-Instrumenten fehlte, so blieb nichts übrig als die Schuhe auszuziehen und mit ihnen dies Geschäft zu verrichten. Das hohe Anschwellen der See hatte das Schiff unsern Augen entzogen; wir erreichten indeß nach zweymaligem Ausschöpfen des Bootes mit unsern Nothschaufeln glücklich die Ilha raza (die flache Insel zum Unterschied von der hohen, Ilha rotunda so genannt), wo wir zu landen wünschten. Leider zeigte sich aber bey unserer Ankunft an dieser wüsten Insel die Unmöglichkeit, das Ufer zu ersteigen; denn rings umher waren steile, gebrochene, bunte Felsen, woran eine Menge Fleischnäpfe ein wahres Wurzel- und Zweignetz verbreiteten; die ungestüme mit weißem Schaum hoch aufspritzende Brandung tobte so heftig, daß wir voll Ehrfurcht uns begnügen mußten, die schönen Baumformen in dem auf der Fläche der Insel dicht verflochtenen Gebüsche aus der Ferne zu bewundern, und uns über den zu uns herüberschallenden Gesang der Vögel zu freuen. Völlig neu und interessant war uns dieser Anblick der ersten Tropen-Insel. Auf den Felsespitzen standen paarweise in großer Menge die weißen Möven mit schwarzen Rücken, welche völlig unserer *Larus marinus* an den europäischen Meeren gleichen. Wir schossen häufig nach ihnen, ohne eine davon zu erlegen; denn bey unsern ersten Schüssen hatten sie sich alle hoch in die Luft erhoben, wo sie uns gleich Schwalben umflogen, und ihre Stimmen hören ließen. Nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde entfernten wir uns wieder von der Insel und sahen uns nach dem Schiff um; allein dieses war nun nicht mehr sichtbar. Unsere Lage ward jetzt bedenklich;

denn es herrschen in dem Eingange dieses großen Binnenwassers von Rio Strömungen in der See, welche die Schiffe unmerkbar von ihrer Bahn seitwärts abziehen, und wodurch schon mehrere gescheitert sind (*). Unsere Matrosen mußten gegen die hohe angeschwollene See heftig arbeiten, ohne die Richtung des Janus bestimmt zu wissen. Wir arbeiteten aus allen Kräften mit, schöpften wieder ein paarmal das Wasser mit unsern Schuhen aus dem Boote, und hatten endlich das Glück über den hohen Wellen, die Spitzen der Masten des Janus zu entdecken. Nach einer langen anstrengenden Arbeit erreichten wir endlich das Schiff, auf welchem man auch in Besorgniß um uns gerathen war. Wegen des schwachen Windes rückten wir nur äußerst langsam fort, ankerten aber dennoch, als der Abend kam, schon in dem stark verengten Eingange des großen Busens von Rio de Janeiro, der vor Zeiten von den hier wohnenden Stämmen der Urbewohner Gana bara genannt wurde. Dieser Eingang ist imponirend und äußerst malerisch. Zu beyden Seiten erheben sich hohe schroffe Felsgebürge, denen der Schweiz ähnlich, mit mancherley sonderbar gestalteten Ruppen und Hörnern, die zum Theil ihre eignen Namen haben. Unter ihnen belegt man zwey gepaarte Spitzen mit dem Namen der Duos Irmaos (der beyden Brüder), eine andere wird von den Engländern Parrotbeak (Papageyschnabel) genannt, und weiter hinein liegt der hohe Corcovado, welchen man von

*) Die Strömungen im Eingange des Busens von Rio werden den Schiffen bey eintretender Windstille oft gefährlich. Kurz vor meiner Ankunft hatte sich ein merkwürdiger Fall dieser Art dafelbst zugetragen. Ein amerikanisches Schiff lief ein, und gleich darauf ein englischer Caper; der Amerikaner zögerte lange auszu-
laufen, mußte aber endlich absegeln, und der Engländer wollte ihm sogleich folgen, um ihn zu nehmen. Nach den Hafengesetzen von Rio ist den Schiffen eine Frist von drey Stunden vergönnt, ehe ein feindliches Fahrzeug ihnen folgen darf. Der Engländer mußte daher drey Stunden verstreichen lassen, dann aber zog er alle Segel auf und eilte nach. Kaum war er in die Gegend der Ilha rotunda gekommen, als eine völlige Windstille eintrat; die Strömung warf nun das Schiff mit großer Gewalt an den Felsen; es scheiterte und gieng mit aller Mannschaft zu Grunde, während der Amerikaner schon längst in offener See war.

Rio aus besteigt, um eine weite Übersicht der ganzen schönen Gegend zu erhalten. Als wir etwa eine englische Meile von dem Fort den Anker geworfen hatten, durchspäheten unsere Blicke die neue große uns umgebende Natur. Die hohen Tafelgebürge sind zum Theil mit Wald bedeckt, aus dessen hohen Grün stolz und schlank die Cocospalmen empor steigen. Wolken lagen Morgens und Abends auf jenen ansehnlichen Urgebürgen und verschleyerten ihre Gipfel; an ihrem Fuße brandete weißschäumend die See, und verursachte ein Geräusch, das wir von allen Seiten rund um uns her die ganze Nacht hindurch vernahmen. In dem Schimmer der untergehenden Sonne erblickten wir auf dem Spiegel des Meeres Schaaren sehr schön gefärbter Fische, deren prächtig rothe Farbe einen seltenen Anblick gewährte. Seetang (Fucus) und einige Mollusken, die wir fischten, beschäftigten uns, bis die einbrechende Nacht und der in dieser Zone der Erde gewöhnliche heftige Thau, uns vom Berdecke in den Raum des Schiffes hinab nöthigten. Als wir aber im Begriffe waren, uns zur Ruhe zu begeben, rief uns ein fernes Schießen wieder aufs Berdeck. Im Hintergrunde des Meerbusens, da, wo wir wegen einer Menge großer Schiffe die Lage von Rio de Janeiro vermuthet hatten, überraschte uns nun in der Dunkelheit der Nacht ein wahrhaft prachtvoller Anblick — ein schönes großes Feuerwerk. — Der nächste Morgen ward nunmehr mit Ungeduld von uns erwartet; auch lichteten wir, als kaum die Sonne ihre ersten heißen Strahlen verbreitete, die Anker, und segelten mit einem mäßigen Wind dem Hafen zu. So viel unserer waren, vereinten wir uns alle fröhlich auf dem Berdeck; stolz wehte über unsern Köpfen die englische Flagge und alle Segel waren majestätisch aufgeschwellt. Ein Boot nahete sich mit acht indischen Ruderern (*), und brachte zwey Piloten, um den Janus

(*) Indier (Indios) nennen die Portugiesen alle Uebwohner von Brasilien, so wie man überhaupt fälschlich alle amerikanische Völkerstämme, in allen Theilen dieses weiten Continents, Indianer oder Indier zu nennen pflęgt.

zur Stadt Rio vor Anker zu führen. Sie überreichten uns als Proben ihres schönen Landes, köstliche Drangen, die uns um so willkommener waren, da wir nun in den 72 Tagen untrer Seefahrt keine frischen Früchte genossen hatten. Jetzt segelten wir von einem Ufer zum andern in den engen Eingang des Busens, immer weiter nach der Stadt hinauf. Prachtvoll schwandten die Gebürge an beyden Ufern dahin; wir sahen niedliche Wohnungen mit freundlich rothen Dächern in von dunklem Gebüsch beschatteten Bergschluchten liegen, aus welchen schlanke Cocospalmen emporstiegen; Schiffe segelten hin und her, kleine Inseln wurden zurückgelegt, unter welchen sich eine auszeichnet, auf welcher Villegagnon das Fort Colligny erbaut hatte, und welche noch seinen Namen trägt; im Jahr 1560 wurden die Franzosen von da vertrieben. Von hier überseht man einen Theil des großen Busens von Rio, welcher in blauer Ferne rund umher von hohen Gebürgen eingefasst ist, worunter die Serra dos Orgaos (das Orgelgebürge) durch die merkwürdigsten den schweizerischen ähnlichen Regelhörner sich auszeichnet. Mancherley niedliche Inseln liegen in diesem schönsten und sichersten Hafen der neuen Welt, dessen Eingang an beyden Seiten durch starke Batterien vertheidigt wird. Gerade gegenüber ist man hier der Stadt Rio de Janeiro oder eigentlich S. Sebastiam, die auf mehreren Hügeln unmittelbar am Ufer erbaut ist, und mit ihren Kirchen und Klöstern auf den Höhen einen angenehmen Anblick gewährt. Den nahen Hintergrund der Stadt bilden schöne mit Wald bedeckte grüne Gebürge von ziemlich kegelförmiger oben abgerundeter Gestalt; sie verschönern unendlich die Landschaft, deren Vordergrund durch eine Menge Schiffe aller Nationen belebt wird. Hier herrscht reges Leben und mannigfaltige Thätigkeit; Boote und Canots fahren hin und her, und die kleinen Küstenschiffe der benachbarten Hafen füllen den Raum zwischen den majestätischen Dreymastern der europäischen Völker.

Raum hatte unser Schiff geankert, als wir schon von

Mehreren Booten umlagert wurden; eines derselben führte Soldaten, die sogleich das Verdeck besetzten; die Bedienten der Alfandega (Zollbeamten) stellten sich ein; auch erschien eine Gesundheits = Commission, welche den Gesundheits = Zustand der Angekommenen, und Offiziere, welche unsere Pässe untersuchten; endlich ward das Schiff von einer Menge Engländer angefüllt, welche nach Neuigkeiten aus dem Vaterlande verlangten. Leicht schwand uns nun am Bord unseres Schiffes der letzte Abend, nach einer Gefangenschaft von zwey und siebenzig Tagen, und während wir uns bey heiterem Mondschein und einer stillen angenehm warmen Temperatur bis spät in die Nacht auf dem Verdeck unterhielten, konnten wir uns gegenseitig die ungeduldigen Erwartungen für den kommenden Tag nicht bergen. Unsere Einbildungskraft beschäftigte sich mit den lebhaftesten Bildern der nahen Zukunft, und doch konnte ich dabey nicht ohne Interesse auf die jetzt in Ruhe versetzten hohen Masten des guten Schiffes zurücksehen, welches uns so sicher und nach so manchen glücklich überstandenen Prüfungen aus fernen Landen herüber geführt hatte. Der Reisende, welcher auf dem unermesslichen Ocean für eine lange Zeit seine Heimath in einer solchen künstlichen Arche gefunden hat, fühlt gegen sie eine gewisse Dankbarkeit, wenn er sie verlassen soll, und dem rohen aber biederem Seemann, der so lange seine Stütze war, wünscht er herzliches Lebewohl, und Glück zu den weiteren Zügen auf jenem unsicheren trügerischen Elemente, dem er sein Leben gewidmet hat.

II.

Aufenthalt in Rio de Janeiro.

Die Stadt und ihre Umgebungen. Die Indianer zu St. Lorenzo.
Anstalten zur Reise ins Land.

Rio de Janeiro, welches in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nur 2500 Einwohner mit 600 Soldaten zählte (*), hat sich nun zum Range einer der ersten Städte der neuen Welt erhoben. Da man schon mehrere Schilderungen dieser Hauptstadt besitzt, so würde es unnütze Wiederholung seyn, wenn ich mich auf eine förmliche Beschreibung derselben einlassen wollte. Barrow, der angenehme Reisebeschreiber, gab eine ziemlich anschauliche Idee von ihr; man findet aber jetzt die Ansicht im Ganzen sehr verändert, da mit dem Könige beynähe 20000 Europäer aus Portugal einwanderten, welches die natürliche Folge hatte, daß nun brasilianische Gebräuche den europäischen weichen mußten. Verbesserungen aller Art wurden in der Hauptstadt vorgenommen: sie verlor viel von ihrer Originalität, und ward hierdurch europäischen Städten ähnlicher. Freylich bestremdete es den neuen

(*) SOUTHEY'S History of Brazil. Vo. II. p. 667.

Anfömmling, unter den zahlreichen, in den Straßen sich drängenden Menschen den größeren Theil schwarz oder gelbbraun gefärbt zu sehen: denn Rio zählt unter seiner beträchtlichen Volksmenge mehr Neger und farbige Leute als Weiße. Mancherley Nationen werden hier durch den Handel vereint, und aus ihrer Verbindung entspringen wieder mancherley neue Blendlinge. Den vorzüglicheren Theil der Bewohner aller portugiesisch-brasilianischen Staaten machen ächte europäische Portugiesen aus, Portuguezes oder Filhos do reino, ferner Brazileiros (Brasilianer oder Portugiesen in Brasilien geboren, von mehr oder weniger reiner Abkunft), Mulatos (Mulatten, aus der Vermischung der Weißen mit Negern), Mamaluccos (Mamelucken, von Weißen und Indiern, sonst auch Mestizen genannt), Negros (ächte Neger aus Afrika, auch Muleccos genannt), Creolos (Creolen, von Negern in Brasilien geboren), Caribocos (vom Neger und Indier), Indios, reine Indier oder Urbewohner von Brasilien, unter denen man die civilisirten Caboclos nennt, und die noch im rohen Urzustande lebenden mit dem Nahmen der Gentios, Tapuyas oder Bugres belegt.

Von allen diesen Farbenvarietäten kommen Proben in Rio de Janeiro vor, jedoch von den Tapuyas nur einzeln, als Seltenheiten. Dieses merkwürdige Gemisch siehet man bey dem ersten Eintritte in die Straßen der Stadt mannigfaltig beschäftigt, so wie neben ihnen auch alle europäische Nationen. Sehr zahlreich sind hier die Engländer, Spanier und Italiener; Franzosen wandern jetzt aus ihrem Vaterlande in Menge dorthin aus; in geringerer Anzahl findet man Deutsche, Holländer, Schweden, Dänen und Russen. Neger, zum Theil mit halbnacktem Körper, ziehen schwere Lasten, und durch diese nützliche Menschen-Klasse werden alle Kaufmannsgüter vom Hafen in die Stadt geschafft; sie tragen vereint zu zehn und zwölf, durch Gesang oder vielmehr Geheul sich im Tacte haltend, schwere Lasten an großen Stangen. Der Karren bedient man

sich nie um Waaren fortzuschaffen; dagegen sieht man Kutschen und andere von Maulthieren gezogene Fuhrwerke, welche die, im allgemeinen schlecht gepflasterten, aber mit Trottoirs versehenen Straßen durchkreuzen. Die Straßen durchschneiden sich meistens in rechten Winkeln; die Häuser sind größtentheils niedrig von ein oder zwey Stockwerken. Doch giebt es in einigen Theilen der Stadt ansehnliche Gebäude, besonders in der Nähe des Hafens, der Rua direita und in der Gegend des nicht besonders prächtigen aber schön gelegenen königlichen Pallastes, wo man nach dem Meere hin eine herrliche Aussicht hat. Zu den vorzüglicheren Gebäuden gehören besonders die zahlreichen Kirchen, welche innerlich zum Theil prächtig verziert sind; Kirchenfeste, Processionen und ähnliche Feyerlichkeiten fallen hier häufig vor, und man hat die sonderbare Gewohnheit, bey allen Gelegenheiten der Art, in den Straßen vor den Kirchthüren Feuerwerke unter heftigem Geknalle und Geprassel abzubrennen.

Rio besitzt ein ziemlich ansehnliches Opernhaus, eine italienische Oper und französische Ballettänzer. Ein bedeutendes Werk ist der Aquäduct, und vorzüglich angenehm der Spaziergang nach der Höhe, von welcher derselbe in die Stadt hinabläuft; herrlich ist von dort aus die Aussicht in den Hafen, und auf die in einem Thal-Einschnitte ausgebreitet liegende Stadt, aus welcher Cocospalmen (*Cocos butyracea*) emporsteigen. Auf der Landseite ist die Stadt von einigen mit Mangle, oder wie die Portugiesen sagen, Mangibäumen (*Rhizophora*) bewachsenen Sümpfen umgeben, welche Nachbarschaft, so wie überhaupt ihre Lage, nicht sehr günstig für die Bewohner seyn soll.

Der Europäer, welcher sich zum erstenmal in diese tropischen Regionen verpflanzt sieht, wird von allen Seiten durch die Schönheit der Natur und besonders durch die Uppigkeit und Fülle der Vegetation angezogen. In allen Gärten wachsen die herrlichsten Bäume, zum Beyspiel hohe colossale Mangostämme (*Mangifera indica*, LINN.), die dunkeln Schatten und eine

angenehme Frucht geben; hohe schlanke Cocospalmen, Bananenbäume (Musa) in dichten Gruppen, dunkelgrüne Drangenwäldchen mit goldenen Früchten beladen, Melonenbäume (Carica), die prachtvolle scharlachroth blühende Erythrina und andere mehr. Diese und manche andere treffliche Gewächse in den nächsten Umgebungen der Stadt verschaffen eine Menge angenehmer Spaziergänge; auch bieten diese schönen Gebüsche der Bewunderung der Ausländer noch nie gesehene Vögel und Schmetterlinge dar, unter denen ich nur die vergoldeten Colibris als die bekanntesten nennen will. Herrlich sind ferner die Spaziergänge am Strande des Meeres, und der Anblick der aus fernen Weltgegenden in den Hafen glücklich anlangenden Schiffe; auch darf ich des Passeio publico, eines von Bäumen beschatteten Platzes mit Gängen und einer Terasse am Ende, zu erwähnen nicht vergessen. Bis jetzt hat in Brasilien die Natur mehr gethan, als der Mensch; jedoch ist seit der Anwesenheit des Königs schon viel zum Vortheil des Landes geschehen. Besonders hat Rio viele Verbesserungen erhalten; hierhin gehören vorzüglich manche Anordnungen zu Begünstigung eines sehr thätigen Handels, auf welchen jedoch zum Schaden der Unterthanen Großbritannien zu starken Einfluß hat; denn selbst die Schiffe der Portugiesen müssen mehr Abgaben entrichten als die brittischen. Indessen hat der Umlauf bedeutender Summen den Wohlstand der Stadt sehr gehoben, und hiezu trägt der Aufenthalt des Hofes nicht wenig bey; der Hof selbst ernährt eine große Menge Menschen; dabey haben die Gesandten der europäischen Höfe und andere dadurch herbengezogene Fremde, einen bedeutenden Grad des Luxus unter den verschiedenen Classen der Bewohner verbreitet. Trachten und Moden sind völlig die unserer europäischen Hauptstädte; auch findet man schon so viele Künstler und Handwerker aller Art aus allen Ländern, daß man in wenigen Jahren nicht leicht etwas von dem vermissen wird, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört. Hierzu kommt der Reichthum an Früchten und anderen Erzeugnissen jeder Art,

welche das vortreffliche Clima hervorbringt, und die nur der Mensch durch Fleiß, Wartung und Beredlung muß zu schätzen und zu gebrauchen wissen. Drangen, Mangos, Feigen, Weintrauben, Goyaven (*Psidium pyrifera*, LINN.), Ananas (*Bromelia Ananas*, LINN.) gedeihen zu einer seltenen Vollkommenheit; die Bananen (*Musa*) hat man von mehreren Abarten, besonders die von S. Tomé und die Banana da terra, welche man noch für gesünder hält: beyde sind sehr nahrhaft und wohl-schmeckend; die Cocusnüsse mit ihrer erfrischenden Milch; die Jacas (*Artocarpus integrifolia*) mit widerlich süßem Geschmack; die Melancias (Wassermelonen), die Nüsse des Sapucaya-Baums (*Lecythis Ollaria*, LINN.), die der brasilianischen Fichte (*Araucaria*) und andere Früchte werden auf den Straßen zu allen Stunden zum Verkauf angeboten: das Zuckerrohr soll ursprünglich, besonders in der Gegend von Rio, wild gefunden worden seyn. Eben so reich sind die Märkte an Fischen verschiedener Art, von den sonderbarsten Gestalten und den schönsten Farben; Geflügel, so wie mancherley vom Jäger verkaufte Wildpret, vermehren den Ueberfluß. Von den Hühnern hat man hier eine Race mit gelben Füßen und Schnäbeln, die aus Afrika gekommen seyn soll. Ein jetzt bedeutend zahlreiches Militär ernährt ebenfalls viele Menschen. Der Unterschied zwischen den von Portugal herüber geschifften Truppen, die unter Wellington in Spanien gefochten hatten, und jenen, welche in Brasilien errichtet worden sind, ist sehr auffallend. Ein militärischer Anstand zeichnet die erstern aus; die letztern sind durch das warme Clima weichlicher und gemächlicher, und lassen sich vom Exercierplatz ihre Gewehre durch Negerclaven nach Hause tragen.

Von einem Reisenden, der sich nur eine kurze Zeit in dieser Stadt aufgehalten hat, wird man keine vollendete Schilderung derselben und ihrer Bewohner verlangen; denn hierzu ist eine längere Beobachtung nöthig und falsche übereilte Angaben würden in einem solchen Gemählde unvermeidlich seyn und seine Zuverlässigkeit sehr gefährden. Gewiß haben wir indessen in

kurzem von den vielen gegenwärtig dort lebenden Europäern interessante Darstellungen dieser Königsstadt zu erwarten.

Ich trat im Winter des tropischen Klima's in Rio ans Land, bey einer Temperatur, die der Hitze unserer wärmsten Sommermonate gleich war, und erwartete Regen in diesem amerikanischen Winter; allein ich hatte mich zu meiner Freude geirrt: es regnete nicht; ein Beweis, wie ungegründet die gemeine Sage ist, daß es in dem heißen amerikanischen Klima in der kalten Jahreszeit beständig regne. Meine Empfehlungsbriefe verschafften mir in einigen Häusern sehr zuvorkommende Aufnahme. Ich muß hier mit innigem Dankgeföhle des schwedischen General-Consuls Westin, des russischen Consuls von Langsdorff, des englischen Chargé d'affaires Chamberlain, und des russischen Swertzkoff erwähnen. Diese Herren bestrebten sich um die Bette, mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen, und mein Landsmann, der Ingenieur-Major Feldner, überhäufte mich mit Beweisen seiner Güte. Ihnen verdanke ich mehrere unterhaltende Landparthien, welche mich die schöne Gegend um Rio kennen lehrten. Unter dieserwar eine für mich vom höchsten Interesse, da sie mir die erste Ansicht der Urbewohner Brasiliens verschaffte. Das Dörfchen S. Lourenzo ist in der Nähe von Rio de Janeiro der einzige Ort, wo sich noch Überreste der ehemals so zahlreichen eingebornen Stämme dieses Landes erhalten haben. Um diese näher kennen zu lernen, verließen wir in angenehmer Gesellschaft die Stadt, geführt von dem der Gegend kundigen Capitain Pereira, und überschifften einen Theil des Busens von Rio. Das schönste Wetter begünstigte uns und jeder Augenblick brachte mir Freude durch die neuen Ansichten und Naturscenen, wozu die reizenden Gebüsche an den Ufern, die aus den schönsten Formen zusammengesetzt, von dem lieblichsten Colorit belebt, und durch die grellsten Lichter gehoben sind, unendlich viel beytrugen. Wir landeten unweit S. Lourenzo und erstiegen mäßige Höhen auf einem Pfade, der durch dunkles Buschwerk

von den schönsten Gewächsen hinauf führt. Lantanen (Lantana) mit ihren feuerrothen, hochrothen oder rosenrothen Blumenköpfchen bilden hier, mit Helikonien (Heliconia) und andern zierlichen Pflanzen gemischt, ein dichtes Gesträuch. Auf der Höhe liegen die Wohnungen der Indier zerstreut in Wäldchen von finster-schattigen Drangen-, Bananen-, Melonen- und andern Bäumen, die mit herrlichen Früchten beladen sind. Hier würde der Mahler Gelegenheit haben, seinen Pinsel an der tropischen Pflanzenfülle und an den ländlichen Scenen einer erhabenen Natur zu vervollkommen. Wir fanden die Bewohner in ihren Hütten sämmtlich mit Verfertigung irdener Geschirre aus einer dunkelgrauen Thonart, die sich nachher röthlich brennt, beschäftigt. Sie bereiten daraus große Gefäße, bloß mit den Händen, ohne Töpfer-Scheibe, und glätten sie mit einer kleinen Seemuschel, die sie mit dem Munde anfeuchten; Jung und Alt saß dabey auf der Erde. Die Männer arbeiten im Dienste des Königs auf den Schiffen. Der größte Theil dieser Menschen hat noch unverkennbar seine ächt indische Gesichtsbildung, andere hingegen schienen schon etwas vermischter Abkunft. Die unterscheidenden Züge der brasilianischen Menschenrace, die ich hier zuerst beobachtete, später aber immer bestätigt fand, sind ein mäßig großer, öfters kleiner, wohlgewachsener Körper, bey den Männern untersezt und muskulös; eine röthlich oder gelblich braune Farbe; ein sehr starkes hartes, langes, kohlschwarzes, schlichtes Haar; ein breites, etwas stark knochigtes Gesicht, oft mit etwas schief gestellten Augen, jedoch häufig wohlgebildet, mit starken Zügen und meist etwas dickem Munde; Hände und Füße klein und zierlich; bey den Männern ein gewöhnlich dünner, harter Bart.

Die wenigen hier wohnenden Indier machen den ganzen Überrest der alten, zahlreichen Bevölkerung dieser Gegend aus; doch ist diese nicht eigentlich ihre Heimath. Ursprünglich war Rio und die umliegende Gegend von dem kriegerischen Stamme der Tamoyos bewohnt. Diese, von den Tupin-Imba (die

Portugiesen nennen sie Tupinambas) zum Theil verdrängt, verbanden sich nachher mit jenen gegen die Portugiesen, und schlossen sich mit ihnen an die Franzosen an, bis sie endlich auch bey der Vertreibung der letztern im Jahr 1567 aus dieser Gegend, von den Portugiesen und den mit diesen vereinten Indiern zum Theil ausgerottet, zum Theil in die Wälder weiter zurückgedrängt wurden. Diese Tupinambas sollen, wie eine, jedoch kaum glaubwürdige Sage behauptet, quer durch die Urwälder bis zum Amazonenstrome gezogen seyn und sich dort niedergelassen haben. So viel ist aber gewiß, daß man heut zu Tage an jenem großen Strome auf einer Insel am Ausflusse des Madeira, in dem Flecken Tupinambara, aus welchem später der Ort Copayos entstanden ist, einen Überrest dieses Stammes findet. Man kann hieraus auf die weite Verbreitung dieses Volkes schließen (*). Über den Zustand, die Lebensart und Gebräuche der Tupinambas finden wir die interessantesten Nachrichten in Lery und Hans Staden's wahren und treffenden Schilderungen. Diese Nachrichten bleiben um so lehrreicher, da sie zugleich ein Gemählde aller dieser nun civilisirten Stämme der Küsten-Indier, die von den Portugiesen heut zu Tage gezähmte Indier oder Indios mansos genannt werden, darstellen. Southey in seiner gehaltreichen, und Beauchamp in seiner romanartigen Geschichte von Brasilien, haben diese Quelle benutzt. Vasconcellos (**) theilt, in seinen *Noticias curiosas do Brazil*, alle

*) Nach der Beschreibung des Vater d'Acunha bey de la Condamine S. 137. Die Stämme der Tupinambas und der andern mit ihnen verwandten Küsten-Indier waren weit verbreitet. Dieses beweisen aus ihrer Sprache hergenommene Benennungen an der ganzen Ostküste, am Amazonenstrome und selbst in Paraguay, wo sie Azara mit dem Nahmen der Guarani besetzt. Vol. II. p. 52. — Zwar findet sich in den Wörtern, welche dieser Schriftsteller aus der Guarani-Sprache hernahm, manche Abweichung von denen der Lingoa geral, jedoch auch viel Uebereinstimmung, so daß beyde Völker einander wenigstens sehr nahe verwandt scheinen.

***) *Noticias antecedentes, curiosas, e necessarias das Cousas do Brasil in Padre SIMÃO DE VASCONCELLOS Chronica da Companhia de Jesu do Estado do Brasil etc.*

Stämme der Urvölker des östlichen Brasiliens in zwey Klassen, nemlich in gezähmte oder civilisirte Indier, Indios mansos, und in Tapuyas, oder wilde Horden. Die erstern bewohnten, als die Europäer dies Land zuerst besuchten, bloß die See-küste; sie waren in viele Stämme getheilt, aber durch Sprache, Sitten und Gebräuche sehr wenig von einander verschieden. Bey ihnen herrschte der Gebrauch, die Gefangenen zu mästen, an einem festlichen Tage sie mit der Keule Tacapé oder Iwera Pemme, die mit bunten Federn geschmückt war, zu erschlagen, und sie alsdann aufzufressen. Unter ihnen nennt man die Stämme der Tamoyos, Tupinambos, Tupinaquins, Tobayaras, Tupis, Tupigoães, Tumiminos, Amoigpyras, Araboyaras, Rariguaras, Potigoares, Carijos u. a. m. Von ihrer Sprache, die man, weil sie allen Küstenstämmen gemein war, die allgemeine Sprache Lingoa geral oder matriz nannte, haben uns die Jesuiten, besonders Pater José de Anchieta *) eine sehr vollständige Grammatik hinterlassen. Ob nun gleich alle diese Indier heut zu Tage civilisirt sind, und portugiesisch reden, so verstehen sie doch, mehr oder weniger, noch immer einige Worte derselben, und manche Alte unter ihnen sprechen sie selbst noch ziemlich vollständig; allein mit jedem Tage verliert sich die Gewohnheit, sie zu reden, mehr und mehr. Aus dieser Sprache sind alle in den Reisebeschreibungen von Brasilien vorkommende Benennungen der Thiere, Pflanzen, Flüsse u. s. w. übrig geblieben. Da dieselbe von S. Paulo bis Para längs der Küste geredet wird, so finden wir die darin üblichen Benennungen, hauptsächlich die der Thiere, besonders in Marcgraf's Naturgeschichte. Indessen sind durch die Aufnahme solcher Provinzial-Benennungen in den Systemen nicht selten schädliche Irrungen veranlaßt worden; denn obgleich in der Regel dieselben Rahmen in einem weiten Umkreise längs der Küste hin gelten, so kommen dennoch große Abänderungen

*) Pater JOSEPH DE ANCHIETA arte da Lingoa Brasilica. Lisboa etc.

darin vor, wie sich dies in der Folge meines Reiseberichts zeigen wird. Einige Beispiele von Worten und Nahmen aus dieser Sprache sind: Jaüarété (Felis Onca LINN.) Tamandua (Myrmecophaga), Pécari (Schwein), Tapiirété (Tapirus americanus, LINN.) Cuia (Cabasse) (*), Tapyyia (Barbar oder anderes feindseliges Volk), woraus man nachher Tapuyas gemacht hat, Panacum (ein länglicher Korb), tinga (weiß), uassü oder assü (groß), miri (klein) ic. Eben so haben die Portugiesen für die verschiedenen eßbaren Gewächse und die daraus zubereiteten Speisen die alten indischen Benennungen angenommen und beybehalten. Sie essen z. B. den Mingau der alten Küstenstämme.

Daß diese Sprache in Brasilien und in den angrenzenden Provinzen Südamerika's weit verbreitet war, beweisen unter andern die Nahmen der Thiere, welche Azara in seiner Naturgeschichte von Paraguay anführt. Sie sind aus der Sprache der Guaranis aufgenommen, stimmen aber mit denen der Lingoa geral zum Theil ganz überein.

Die erste Klasse der Indier (nach Basconcellos Eintheilung) hat demnach ihre Lebensweise gänzlich verändert und dadurch ihre Originalität verloren. Anders ist es mit der zweiten, den Tapayas; diese befanden sich noch unverändert in dem Urzustande der Rohheit. Durch ihre Wohnplätze im Innern der großen Küstenwälder dem Auge und dem Einflusse der europäischen Ankömmlinge entzogen, lebten diese rohen Barbaren sicherer und ungestörter als ihre an der Küste wohnenden Brüder, mit denen sie, wie mit den Europäern, in beständige Kriege verwickelt waren. Sie theilen sich in viele Stämme, wobey es dem Forscher sehr merkwürdig seyn muß,

(*) Diese Cuias sind Abschnitte von der Schale einer gewissen Art Kürbis, die, ausgeleert und gesäubert, gute leichte Schüsseln, Näpfe zum Essen und Trinken geben. Ist der ausgehöhlte Kürbis noch ganz und stellt eine Flasche vor, so nennt man das Gefäß Cabaça. Dieser Gebrauch, so wie das Wort Cuia stammt, wie schon gesagt, aus der Lingoa geral, und ward auch von den Europäern in Brasilien angenommen.

daß alle diese kleinen Horden völlig verschiedene Sprachen reden. Ein einziger, sehr wilder Stamm der Tapuyas, die Uetacas oder Goaytacases, wie die Portugiesen sie nennen, wohnte zwar an der Ostküste zwischen den Völkern der Lingoa geral, redete aber eine von der übrigen völlig verschiedene Sprache, lebte in beständigen Kriegen mit denselben, und ward auch von ihnen, wie von den Europäern, gefürchtet, bis die in der Bildung jener rohen Horden so erfahrenen Jesuiten durch Geduld, Muth und Ausdauer endlich auch diesen wilden Stamm bändigten.

Das Dorf S. Lourenzo hatte Mendo de Sa 1567 bey der Erbauung von S. Sebastian (Rio de Janeiro) unter einem gewissen Martin Afonso für die Indier, welche sich in den verschiedenen Gefechten gegen die Franzosen und die mit ihnen verbundenen Tupinambas, und bey der Vertreibung derselben sehr tapfer gezeigt hatten, angelegt. Nach dieser Zeit haben die Jesuiten neubefehrte Goaytacases dahin geführt, um den Ort durch sie neu zu bevölkern. Die jetzt daselbst wohnenden Indier stammen also von jenem Volke ab.

Nach dieser Abschweifung kehren wir zu den stillen Wohnungen von S. Lourenzo zurück. Gatterwerk von Stäben, die Zwischenräume mit Lehm ausgefüllt, bildet die Mauern der Hütten, deren Blätter mit Cocosblättern gedeckt sind. Der Hausrath ist sehr einfach. Rohrmatten (Esteiras), auf Pritschen von Stangen gelegt, vertreten die Stelle der Betten; hie und da sieht man auch noch Schlafneze (Rede) von baumwollenen Schnüren geknüpft, die in den frühern Zeiten unter ihnen gebräuchlich waren. Diese beyden Arten von Lagerstätten sind in ganz Brasilien auch von den niedern Klassen der Portugiesen angenommen worden. Große Töpfe, worin man das Wasser stets kühl erhält, Talha genannt, sind hier, wie im ganze Lande, in Gebrauch; sie werden von einer

Thonart gemacht, durch die das Wasser langsam sinteret, an der äußern Seite des Gefäßes verdunstet, und so im Innern desselben abgekühlt wird. Zu diesen Gefäßen gehört alsdann eine durchgeschnittene, mit einem hölzernen Stiele zum Handgriffe versehene Cocusnuß als Schöpflöffel. Einige irdene Kochtöpfe (Panellas) und Cuias oder Kürbischüsseln, als Teller zu gebrauchen, so wie mehrere andere Kleinigkeiten des Anzuges, des Putzes und etwa die Flinte oder der Bogen und Pfeile zur Jagd, machen den übrigen Hausrath aus.

Alle diese Leute leben zum Theil von ihren Mandioca, (Jatropha Manihot, LINN.) und Mays- (Milho) Pflanzungen, deren Beschreibung ich nicht mehr zu geben brauche, da Koster und Mawe (*) davon sehr ausführlich gesprochen haben. Außer diesen Gewächsen, die den eigentlichen Unterhalt der Brasilianer aller Nationen ausmachen, pflanzt man um die Wohnungen her noch einige Gewürzsträucher (Pimenteiras). Verschiedene Arten von Capsicum, wovon das mit länglichter, rother Frucht Malagueta, und das mit runder, rother oder gelber Frucht Pimenta di cheiro genannt wird, und Gebüsche von Ricinus (Baga **) mit ihren winklichten Blättern, umgeben das Haus und versorgen die Haushaltung mit dem aus ihrem Saamen gepreßten Ole. Unser Botaniker, Herr Sellow, fand nahe bey den Wohnungen der Indier eine Art Kresse (Lepidium) wild wachsend, die im Geschmacke unserer europäischen ähnlich ist, und von welcher die Indier behaupten, daß sie ein gutes Mittel gegen Brustbeschwerden sey. Während Herr Sellow Ausbeute in seinem Fache machte, erhielt ich einige hübsche Vögel, die uns die Indier, in hölzernen Käfigen eingeschlossen, zum Verkaufe anboten, unter andern die violet und orange-gelbe Tangara (Tanagra violacea), welche in dieser Gegend von Brasilien Gaturama genannt wird.

*) Koster giebt einen besondern Abschnitt für die Agricultur von Brasilien, und Mawe spricht pag. 73 von den Mandioca-Pflanzungen.

**) Nach Koster in Pernambuco Carrapato genannt. pag. 376.

Nach einem interessanten Aufenthalte zu S. Lourenzo traten wir den Rückweg an, und stiegen bald ohnfern dem Landhause des Herrn Chamberlain wieder ans Land. Dies Landhaus liegt in einer kleinen Felsenbucht, von lieblichen Gebüschern umgeben. Sie bestehen in Anpflanzungen von Drangen- und Cacaobäumen (*Theobroma*), an welchen die angenehme Frucht unmittelbar aus dem Stamme hervowächst: hohe Mangobäume (*Mangifera indica*, LINN.), die unsere größten Eichen übertreffen, beschatten in einer kleinen Schlucht eine kühle Quelle, und machen diesen Platz zu einem angenehmen Ruhepunkt. Am Ufer bewunderten wir die mancherley wilden Früchte, Schoten, Hülsen, Kapseln und Nüsse, worunter die große gurkenähnliche Frucht der vielästigen, ganz mit Stacheln überdeckten Bombar-Stämme besonders häufig ist. Auf dieser Baumart lebt, per Entdeckung des Herrn Sellow zufolge, der prachttvolle Brillantkäfer (*Curculio imperialis*), eines der schönsten Insecten Brasiliens, über dessen Verwandlungsart wir von jezem Reisenden nähere Nachrichten zu erwarten haben. In den benachbarten Bergen zeigen sich, nahe an der Küste, äußerst hohe Felswände mit großen Cactus-Stämmen und der *Agave foetida* bewachsen, und an ihrem Fuße erheben sich mahlerisch-dunkle Gebüsch. Auf dem Rückwege nach Rio sahen wir noch die *Armaçao das Baleias* oder die Magazine für den Wallfischfang. Die Wallfische halten sich an den brasilianischen Küsten in Menge auf, man stellt ihnen aber jetzt zu sehr nach: vor Zeiten kamen sie bis in das Binnenwasser von Rio de Janeiro, wie Lery (*) erzählt.

So angenehm mir ein längerer Aufenthalt in der Hauptstadt hätte seyn müssen, so lag es dennoch nicht in meinem Plane, hier lange zu verweilen, da der Reichthum der Natur nicht in Städten, sondern in Feld und Wald zu finden ist. Durch die Regierung, deren liberale Gesinnungen sich in dem

*) LERY pag. 92.

wohlwollenden Benehmen des alles Gute und Nützliche befördernden Ministers Conde da Barca höchst erfreulich offenbarten, unterstützt, ward ich in den Stand gesetzt, meine Anstalten zur Abreise schnell betreiben zu können. Ich erhielt meine Pässe und Empfehlungsschreiben an die verschiedenen General-Capitäine so günstig für mich ausgefertigt, wie sie wohl schwerlich anderen Reisenden früher gegeben worden sind. Die Obrigkeiten waren darin angewiesen, uns auf alle Art behülflich zu seyn, unsere Sammlungen nach Rio zu besorgen, und uns, wenn wir es fordern würden, mit Lastthieren, Soldaten und andern Leuten zu unterstützen. Zwey junge Deutsche, die Herren Sellow und Freyreiß, welche Sprache und Sitte des Landes kannten, hatten sich mit mir zu dem gemeinschaftlichen Zwecke verbunden, die Untersuchungsreise längs der Ostküste nach Caravellas hinauf zu machen. Wir hatten 16 Maulthiere angeschafft, deren jedes zwey hölzerne, mit roher Ochsenhaut überzogene, und so gegen Regen und Feuchtigkeit geschützte Kisten trug, und zehn Menschen, theils zur Wartung unserer Thiere, theils als Jäger in unsere Dienste genommen. Alle waren bewaffnet, und so traten wir mit hinlänglicher Munition und allen zum Sammeln der Naturalien nöthigen Bedürfnissen versehen, die ich zum Theil unnöthiger Weise aus Europa mitgebracht hatte, unsere Reise an.

III.

Reise von Rio de Janeiro nach Cabo Frio.

Praya = Grande, S. Gonzalves, Fluß Guajintibo, Serra de Inua, See und Freguesia de Marica, Surapina, Ponta negra, Sagoarema, Lagoa de Araruama, S. Pedro dos Indios, Cabo Frio.

Nachdem wir zu S. Christoph, einem kleinen Orte in der Nähe von Rio, die nöthigen Vorbereitungen zu unserer Abreise getroffen hatten, wurden unsere Thiere in einer großen Barke eingeschifft. Die Halsstarrigkeit der Maulthiere ist bekannt; auch uns kostete es viel Mühe, bis wir sie dahin brachten, den Sprung in die tiefe Barke zu wagen, und zwar um so viel mehr, da es in diesem Lande noch sehr an den nöthigen Vorrichtungen fehlt, um Lastthiere leicht in die Fahrzeuge zu bringen. Wir verließen S. Christoph am 4ten August, und durchschifften das große Binnenwasser von Rio bis nach dem Dorfe Praya = Grande, wo wir um Mitternacht landeten. Alles lag hier in tiefem Schlafe. Wir fanden daselbst Neger, die sich unter freyem Himmel ohne Umstände in den Sand gebettet hatten: ein kleines Feuer verbreitete nothdürftige Wärme, und ihre nackten Körper waren nur mit einem dünnen baumwollenen Tuche bedeckt, welches sie vor dem

starken Thau sehr wenig schützen konnte. Nach langer Bestürmung eines Wirthshauses öffnete uns endlich der Wirth, in seinen Mantel gehüllt mit halb schlafenden Augen, die Thür. Wir sahen uns genöthigt, uns den ganzen folgenden Tag hier aufzuhalten, da unsere Tropa (so nennt man eine vereinigte Anzahl Lastthiere) wegen des seichten Wassers erst spät am Mittage ausgeschifft werden konnte. Dies geschah wieder unter vielen Schlägen, ohne welche die Maulthiere nicht zu dem gefährlichen Sprunge aus der Barke zu bringen waren. Ein Paar sehr geübte Treiber (Trapeiros), Mariano und Felippe, beyde Bewohner von S. Paulo, einer der südlichen Capitänien von Brasilien, welche eine besondere Geschicklichkeit in Behandlung der Maulthiere haben, leisteten dabey gute Dienste.

Wir verließen, von einigen unserer Freunde, die unsere Abreise mit ansehen wollten, begleitet, am 6ten Praya-Grande in der Hoffnung, noch eine gute Strecke Weges zurück zu legen; allein wir fanden bald, daß es weit umständlicher und mühsamer ist, mit beladenen Maulthieren zu reisen, als nach europäischer Art sein Gepäck auf Wagen fortzuschaffen. Die Beschwerde war für uns um so größer, da die zum Theil unbändigen Thiere, welche in der Eile zusammen gekauft worden, ihre Sättel und ihr Gepäck noch nicht kannten: hier war ein Riemen, welcher drückte, dort eine Last, die nicht recht gerade lag. Kaum waren wir aufgebrochen, so sahen wir zu unserm Kummer, aber auch zu großer Belustigung der Zuschauer, beynah alle unsere Thiere unter den seltsamsten Sprüngen angestrengte Versuche machen, sich ihrer Bürde zu entledigen. Man läßt bey dergleichen Reisen seine Lastthiere, die sich bald an einander gewöhnen, frey hinter einander hergehen; die unstrigen aber liefen jetzt nach allen Richtungen ins Gebüsch, und vielen glückte es, ihre Last abzuwerfen. Wir waren genöthigt umher zu reiten, das abgeworfene Gepäck aufzusuchen und zu bewachen, bis unsere Trapeiros herbey

lamen und die Thiere von Neuem beluden. Dieser Zeitverlust hinderte uns heute, weit vorwärts zu kommen. Wir erreichten nach ein Paar Stunden eine hübsche, ebene, rundum von Gebüschern fein gefiederter Mimosen eingeschlossene Wiese, wo, um uns ans Lagern unter freiem Himmel zu gewöhnen, Halt gemacht wurde, obgleich Wohnungen in der Nähe waren. Unser Gepäck wurde zum Schutz vor feuchter Nacht-Luft in einem Halbkreis herumgestellt, und Ochsenhäute vor demselben zu unserm Lager ausgebreitet; in der Mitte zündeten wir ein hoch aufloderndes, helles Feuer an. Gegen den starken Thau dieses Clima's schützten wir uns durch dicke wollene Decken; unsere Mantelsäcke dienten zu Kopfkissen. Unser frugales Abendessen von Reis und Fleisch war bald zubereitet; einige Schüsseln, Löffel und andere nöthige Geräthschaften führten wir mit uns. Wir speisten unter dem herrlichen tropischen Sternenhimmel; unbeschreiblicher Frohsinn würzte das Mahl, und die benachbarten Pflanzler, die sich zur Ruhe nach ihren Wohnungen begebend an uns vorübergingen, machten ihre Glossen über die seltsame Zigeunerbande (*). Um vor Diebstahl in diesen bewohnten Gegenden sicher zu seyn, hatten wir uns in Wachen abgetheilt. Meine deutschen Jagdhunde waren dabey von großem Nutzen, denn sie rannten, bey dem leisesten Geräusch in der Nähe, mit heftigem Gebelle in der Dunkelheit nurthig auf die Seite zu, woher das Geräusch kam. Die Nacht war herrlich, und wir sahen oft erfreut zum Himmel auf; in den Gebüschern rief das Caburé (eine kleine rostrothe Eule); an den uns umgebenden Lachen glänzten leuchtende Insecten, und die Frösche ließen leise sich hören. Der heitere Morgen verschaffte mir zum erstenmale einen Jagdzug, den ich bisher nur aus le Baillan's so interessanten afrikanischen Schilderungen gekannt hatte. Unsere Decken und unser Gepäck war vom Thau

*) Es soll in Brasilien Zigeuner geben, auch Koster redet davon pag. 399; ich habe indessen keine gesehen.

wie von einem Regen durchnäßt; allein die früh schon heiß brennende Sonne trocknete es bald. Nach dem Frühstück ergriff jeder von uns seine Flinte, und drang, mit allen Arten von Bley wohl versehen, in die umliegende schöne Gegend ein. Die Gebüsche rings umher waren von einer Menge eben erwachender Vögel belebt, welche uns durch ihren Gesang auf die angenehmste Weise unterhielten. Schlich man hier einer sonderbaren Stimme nach, so ward man dort durch das schöne Gefieder eines andern Vogels angezogen. In einem nahen Sumpfsgebüsche erlegte ich bald ein niedliches Wasserhuhn (*Galinula*), mehrere Arten von Tangara (*Tanagra*), ebenfalls vom schönsten Gefieder, und einen allerliebsten kleinen Colibri. Als die Sonne schon heftig zu brennen anfieng, kehrte ich zu unserm Lagerplatze zurück. Jeder Jäger zeigte nun vor, welche Schätze er erhascht. Herr Freyreiß hatte unter andern schönen Vögeln die prächtig blaue *Nectarinia cyanea* (*Certhia cyanea*, LINN.) mitgebracht.

Man belud nun unsere Tropa. Obgleich die Thiere noch nicht recht gewöhnt waren und noch zuweilen abwarfen, so gieng es doch allmählig besser. Unser Weg führte zwischen Bergen hin, an denen wir die herrlichste Vegetation bewunderten; Pflanzungen von Mandioca, Zuckerrohr, Drangenbäumen, die hier kleine Wäldchen rings um die Wohnungen her bilden, wechseln mit kleinen Sümpfen. Bananenstämme in dichten Gebüschen, Mammonbäume und hohe schlanke Cocospalmen zieren die einzelnen Wohnungen; prachtvolle buntfarbige Blumen blühen unter niederen Gebüschen, scharlachroth glühte die *Erythrina* mit ihren langen Röhrenblumen, sanft gelb mit großen Blüthen eine schöne Trompetenblume (*Bignonia*), welcher Herr Sellow den Namen *coriacea* beylegte. Mitten aus diesen Gesträuchen ragen *Cactus*, *Agave foetida* und hohe Gebüsche einer fächerartigen Rohrart empor. An den Wegen wächst, zuweilen 10 bis 12 Fuß hoch, das Blumenrohr (*Canna indica*, LINN.) mit seinen hochrothen Blumen, und mehr wie

alle diese erfreut den Fremden der Anblick der *Buginvillaea brasiliensis*, eines etwas stachelichten, über und über mit sanftem Roth prachtvoll gefärbten, buschichten Baumes. Es ist jedoch nicht die Blume, sondern die großen, dieselbe bedeckenden Bracteen, welche diesen schönen Anblick gewähren.

Bewohner der Gegend in leichten Säcken von dünnen Sommerzeug, große runde flache Hüte auf dem Kopfe, ritten hin und her, und staunten uns an. Die Pferde, die man in Brasilien zieht, sind zum Theil sehr gut und leicht, von mittlerer Größe, ja selbst eher klein zu nennen, von spanischer Race, und haben mehrentheils ein schönes, ebenes Kreuz und schöne Füße. Die Sättel sind noch wie in der alten Zeit, groß, schwer, mit Bauschen versehen, mit Sammet überzogen und oft künstlich ausgenäht; an denselben befinden sich ein Paar schwere altfränkische Steigbügel von Bronze oder Eisen, welche durchbrochen gearbeitet sind; manche führen sogar einen vollkommenen Kasten oder Schuh von Holz, worinn der Fuß steht. Die Portugiesen sind überhaupt viel zu Pferde, und man trifft ganz gute Reiter unter ihnen an. Sie lieben außerordentlich den Paßgang und binden ihren Pferden gewisse Hölzer an die Füße, um sie an diesen Schritt zu gewöhnen. Wir durchritten das Dörfchen S. Gonzalves, welches eine kleine Kirche hat, und langten Nachmittags am Flüschen Guajintibo an, wo wir bey einer einzelnen Venda (*) unser Lager aufschlugen.

Der Guajintibo ist ein kleiner Fluß, der in einer sanften sandigen Vertiefung sich durch dunkle Waldgebüsch hin schlängelt. Die Wiesenplätze versprachen gute Nahrung für unsere Thiere, und die Waldungen waren voll Vögel; daher wählten wir diese Stelle. Mit Anbruch des folgenden Morgens vertheilten sich die Jäger; ich eilte dem Ufer des Flusses

*) Venda's nennt man Häuser an den Landstraßen, Wegen und in den Orten selbst, worin verschiedene Bedürfnisse, besonders Lebensmittel und Getränke, verkauft werden.

zu, das von hohen, alten Mimosen beschattet war. Dieses Baumgeschlecht ist in den brasilianischen, so wie in allen tropischen Waldungen sehr häufig anzutreffen. Ich entdeckte bald die schönsten Vögel: glühend roth zeigte sich in den dunkeln Schatten des kühlen Flüsschens der prachtvolle Tijé (*Tanagra brasilia*, LINN.) der rothbraune Kuckuck (*Cuculus cayanus*, LINN.) mit seinem langen Schweif, und andere schöne Arten. Ich erlegte bald eine ziemliche Anzahl Vögel, und lernte dabey das Beschwerliche der hiesigen Jagd kennen; denn alle Gebüsche, besonders die Mimosen, sind voll kleiner Dornen und Stacheln, und die Schlingpflanzen (*Cipo's*) sind so dicht in einander und um die Stämme verflochten, daß man ohne ein breites großes Hack- oder Waldmesser (*Facão*) nicht in diese Wildnisse eindringen kann. Eben so nöthig als diese Hülfs- waffe sind hier auch starke Stiefel oder Jagdschuhe mit dicken Sohlen. Die kleine Art der Moskiten sind hier im Schatten am Ufer des Baches für den Jäger sehr lästig. Man nennt diese Thierchen Marui oder Muri (*Maruim*): sie sind äußerst klein und verursachen dennoch durch ihren Stich ein sehr heftiges Jucken. Engländer haben mich versichert, daß es dieselben Insecten sind, welche man auf den westindischen Inseln Sandfly nennt (*). Für die Beschwerde, die sie uns verursachten, wurden wir durch die Neuheit der Umgebungen und besonders durch die Schönheit der Vögel, die wir fanden, reichlich entschädigt. Auch trafen wir hier herrliche Pflanzen an, unter andern im Schatten eine hochroth blühende *Salvia*, welche Herr Sellow *splendens* nannte, und eine schöne *Justicia* mit rosenrother Blume. Da es in den schattenreichen Gebüschen, ungeachtet der großen Hitze, vom nächtlichen Thau immer noch sehr naß war, so begab ich mich auf eine trockene offene Wiese, die mit niedern Sträuchern, besonders mit *Lantana* und der *Asclepias curassavica* mit ihren orangefarbenen

*) S. OLDENDORF *Garaib.* I. p. 123.

Blumen bedeckt war. Hier schwirrten eine Menge von Colibri's, die gleich Bienen summend die Blumen umflatterten. Ich erlegte auf dem Rückwege mehrere dieser niedlichen Vögelchen, z. B. den blaukehligten Fliegenvogel mit dem corallenrothen Schnabel (*Trochilus saphirinus* LINN.), der hier sehr gemein ist; auch bemerkte ich den kleinen allerliebsten Krugencolibri mit rostrother Haube (*Trochilus ornatus*). Von Quadrupeden sahen wir auf diesem ersten unserer Jagdgänge nichts, außer einen kleinen Tapiti (*Lepus brasiliensis* LINN.), welcher von des Herrn Freyreiß jungem Coropo-Indier, Francisco, geschossen wurde. Dieser kleine Hase ist überall in Südamerika verbreitet; er gleicht unserm wilden Kaninchen, und hat ein gutes Fleisch. Francisco war bis jetzt unser geschicktester Jäger; denn er verstand eben so gut mit der Flinte, als mit dem indischen Bogen und Pfeile zu schießen; dabey war seine Geschicklichkeit, die stachelichsten und verworrensten Gebüsche zu durchkriechen, bewundernswerth. Zum Lohne wurden ihm die abgestreiften Vögel immer zu Theil; er wußte sie sehr gut an einem kleinen Spiese von Holz zu braten, und verzehrte sie mit großem Appetit. Wir verließen nun den Guajintibo und erreichten einen dichten Wald von 10 bis 12 Fuß hohen Rheria-Gebüschen, mit hohen Bäumen und Wiesenplätzen abwechelnd untermischt; diese niedern Gegenden waren von allen Seiten von hohen blauen Gebürgen, mit Urwald und Cocospalmen bewachsen, eingeschlossen. Auf diesen Triften flog und hüpfte unter weidenden Rindviehheerden häufig der schwarze Madenfresser (*Crotophaga Ani*, LINN.) umher, so wie der Bentavi (*Lanius Pitangua*, LINN.), der beständig seinen Namen, Bentavi! oder Tictivi! laut ruft. In der Nähe einer Fazenda (*) fand Herr Sellow eine schöne neue Art von Blumenrohr (*Canna*) mit gelben Blüthen. Etwas weiter hin

*) Fazenda ist der portugiesische Name eines von seinen Wirthschaftsgebäuden und Pflanzungen umgebenen Landgutes.

erreichten wir eine von hohen wilden Waldhügeln eingeschlossene und mit Gesträuch bedeckte Stelle, wo im kühlen Schatten klare Wasserdümpfel lagen. Eine Menge Vögel belebten diesen Ort. Der rostrothe Rohrsänger mit zugespitzten Schwanzfedern (L'Inondé. AZARA voyages Tom. III. p. 461.) baute eben sein Nest ins Rohr, und trug Materialien herbey. Hinter dieser Stelle wurden wir durch einen hohen Urwald entzückt: himmelanstrebende, schlanke, weißstämmige Mimosa-, Cecropia-, Cocos- und andere Bäume, waren durch unzählige Schlingpflanzen (Cipo's der Portugiesen und Lianen der Spanier) so dicht verschlungen, daß das Ganze ein undurchdringliches Gewirre schien. In den finstern Kronen der Bäume strahlte wie Feuer die Blumenmasse der rankenden Bignonia Bellas (so genannt von Herrn Sellow nach der Markisin von Bellas, welche dies schöne Gewächs zuerst entdeckte) und andere Prachtblüthen; unten schwirrten mannigfaltige Colibri's und Schmetterlinge. Dieser Wald war indessen doch nur ein schwaches Bild der Urwildniß, welche wir nun bald in der Serra de Inua kennen lernten.

Wir fanden nun Gegenden, wo man an einigen Stellen den Wald abgebrannt hatte, um den Boden zu bebauen, oder um, wie man sich hier ausdrückt, ein Roçado oder ein Roça anzulegen. Die ungeheuern angebrannten Stämme standen gleich Ruinen von Säulengängen da, durch verdorrte Stricke von Schlingpflanzen noch zum Theil verbunden. Als wir hier anhielten, ertönte plötzlich ein unerträgliches lautes Gefnarre, es war der Ton, welchen die Karren hervorbringen, deren man sich auf den Fazondas bedient. Noch ist hier im Lande die Industrie nicht so weit vorgerückt, Räder, den europäischen gleich, an jenen Fuhrwerken anzubringen. Eine schwere, massive, hölzerne Scheibe mit zwey kleinen runden Öffnungen bildet das Rad, welches sich mit der heftigsten Reibung um die Achse dreht, und ein weit durch die Gegend schallendes, höchst widriges Geheul verursacht. Es scheint sogar, daß es den

Pflanzern zu einer Art von Bedürfniß geworden ist, diese liebliche Musik zu hören; so groß ist die Macht der Gewohnheit! Selbst in Portugal bedient man sich noch dieser abscheulichen Fuhrwerke. Die Ochsen, welche diese Karren zogen, waren von colossaler Größe und der schönsten Race; ihre Hörner sind sehr lang und stark; ein Negerslave, einen langen Stock in der Hand, führte sie. Wir näherten uns jetzt einer Gebürgskette, die den Rahmen der Serra de Inua trägt. Diese Wildniß übertraf alles, was sich meine Phantasie bis jetzt von reizenden, großen Naturscenen vorgestellt hatte. Wir betraten eine tiefe Gegend, in der viel klares Wasser in felsigtem Boden floß, oder stehende Dümpfel bildete. Etwas weiter zeigte sich ein Urwald ohne gleichen. Palmen und alle die mannigfaltigen baumartigen Prachtgewächse dieses schönen Landes waren durchaus mit rankenden Gewächsen so verschlungen, daß es dem Auge unmöglich war, durch diese dichte, grüne Wand zu dringen. Überall, selbst auf dünnen niedern Stämmchen, wachsen eine Menge Fleischgewächse, Epidendrum, Cactus, Bromelia u. a. m., die zum Theil solche Blumen tragen, daß, wer sie zum erstenmal erblickt, davon entzückt werden muß. Ich nenne nur eine Bromelia-Art mit hoch corallenrother Blumentolbe, deren Blättchen herrlich violettblaue Spitzen haben, und die Heliconia, ein der Strelitzia ähnliches Bananengewächs, mit hochrothen Blumenscheiden und weißen Blumen. In diesen dunkeln Schatten, an kühlen Felsen-Quellen, überfällt den erhitzten Wanderer eine plötzliche Kälte. Uns Nordländern behagte diese erquickende Temperatur, die das Entzücken erhöhte, mit dem uns in dieser schauerlichen Wildniß, die Erhabenheit der sich uns darstellenden Naturscenen stets aufs neue erfüllte. Mit jedem Augenblick fand jeder von uns etwas Neues, seine ganze Aufmerksamkeit Fesselndes, und kündigte es mit lautem Freudenruf seinen Gefährten an. Selbst die Felsen sind hier mit tausendfältigen Fleischgewächsen und cryptogamischen Pflanzen bedeckt; insbesondere findet man die

herrlichsten Farrenkräuter (Filix), die zum Theil, gleich gestieberten Bändern, von Bäumen höchst mahlerisch herabhängen. Die dürrn Stämme ziert ein hochrother horizontaler Schwamm; ein schön carminrother Lichen bedeckt die Rinde der kräftigern Bäume mit seinen schönen runden Flecken (*). Die colossalen Stämme der brasilianischen Wälder sind so hoch, daß unsere Flinten nicht zu ihren Gipfeln hinauf trugen; daher schossen wir oft vergebens nach den schönsten Vögeln, beluden uns aber desto öfter mit schönen Blüthen von saftigen Gewächsen, die wir leider nachher wegwerfen mußten, da sie schnell faulen und im Herbarium nicht aufbewahrt werden können. Ein Redouté würde hier reichen Stoff zu einem Prachtwerke von seltenem Gehalte sammeln können. Die Uppigkeit und Saftfülle der südamerikanischen Pflanzenwelt ist Folge der in diesen Wäldern überall verbreiteten großen Feuchtigkeit. Amerika hat in dieser Hinsicht einen großen Vorzug vor allen andern heißen Ländern, und Herr von Humboldt erklärt sich hierüber sehr schön in folgenden Worten (**): »Schmalheit des mannigfaltig eingeschnittenen Continents, seine weite Ausdehnung gegen die becißten Pole hin, der freye Ocean, über den die tropischen Winde wegblasen, Flachheit der östlichen Küsten, Ströme kalten Meerwassers, welche vom Feuerlande bis gegen Peru hin nördlich vordringen, die Zahl quellenreicher Gebürgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben, die Fülle ungeheurer Ströme, welche nach vielen Wendungen stets die entfernteste Küste suchen, sandlose und darum minder erhitze Steppen, undurchdringliche Wälder, welche die flusfreien Ebenen am Äquator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebürge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure

*) Diese schöne carminrothe Flechte brachte schon der Engländer Mawe mit nach Europa (S. dessen Reise pag. 271), und man hat in England bereits Versuche über die Benutzung ihres Färbestoffes angestellt.

(**) S. Alexander von Humboldt Ansichten der Natur S. 14.

Massen theils eingesogenen, theils selbst erzeugten Wassers aushauchen; alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theile von Amerika ein Clima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühlung wunderbar contrastirt. In ihnen allein liegt der Grund jenes üppigen saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welche den eigenthümlichen Charakter des neuen Continents bezeichnet. «

Als wir die Höhe der Serra de Inuá erreicht hatten, sahen wir über den hohen Waldbäumen die Papageyen paarweise, unter lautem Geschrey umher fliegen: es war der rothstirnige Papagey (*Psittacus coronatus* des Berliner Museums oder der Perroquet Dufresne, *LE VAILLANT*), in diesen Gegenden Camatunga und in andern, wegen seiner Stimme, Schaüä genannt. Wir haben ihn späterhin oft für unsere Mahlzeiten benutzt. Unsern Weg fortsetzend stiegen wir in ein angenehmes, ebenes Land hinab, und übernachteten in der Fazenda de Inuá. Der Eigenthümer, ein Capitain, der durch den unerwarteten Besuch nicht wenig befremdet war, hielt ziemlich viel Vieh und Geflügel auf seinem Hofe. Wir sahen bey ihm auffallend schöne große Ochsen und fette Schweine, wovon man hier eine niedrige schwarze Race mit einem Senfrücken, langem Rüssel und herabhängenden Ohren zieht, Hühner, Puter, Perlhühner, zum Theil mit weißem Gefieder, Gänse von der europäischen Art, und Bisam-Enten (*Anas moschata*, LINN.) die zuweilen ausfliegen und wieder kommen. Die letzten finden sich, wie bekannt, wild in Brasilien.

Die Serra de Inuá ist ein nach dem Meer hin vortretender Arm der höhern Gebürgskette, welche mit der Küste parallel zieht; Sie ist von hohen Urwäldern bedeckt, in denen mancherley Nuzghölzer wachsen, und in welchen besonders der Jäger reiche Ausbeute findet. Wir benutzten hier einen Tag bloß zum Jagen, da uns ohnehin ein krank gewordenes Lastthier Aufenthalt verursachte. Wir bekamen eine Menge schöner Vögel. Nach dem kleinen, schön röthlich goldfarbenen Affen, welcher

unter dem Nahmen des Marikina (*Simia Rosalia*, LINN.) bekannt ist, schoß Herr Freyriß leider vergeblich. Dieses niedliche Thierchen wird hier rother Sahui (Sahui vermelho) genannt; es lebt in den dicksten Wäldern, und wird bloß südlich in der Nähe von Rio de Janeiro und Cabo Frio angetroffen; weiter nördlich haben wir es wenigstens nie mehr gefunden. In diesen walddreichen Bergen sind die Papageyen äußerst zahlreich, besonders einige Arten mit langem, keilförmigem Schwanze, die man hier Maracaná nennt, wozu unter andern der *Psittacus Macavuanna* und *Guianensis* gehören, welche schwarmweise in die benachbarten Mayß-Pflanzungen fielen.

Inua verlassend, traten wir in die Schatten eines Urwaldes, von hohen, wildverflochtenen Riesenstämmen, wo sich uns einige bis jetzt noch nicht gesehene Gegenstände zeigten. Zuerst fanden wir auf der Erde die große, über und über behaarte Buschspinne, *Aranha Caranguejeira* (*Aranea avicularia*, LINN.), deren Biß eine schmerzhaftige Geschwulst erregen soll. Sie lebt, wie Herr von Langsdorf schon gesagt, meistentheils in der Erde. Nebst diesem sonderbaren Thiere fand ich hier eine Menge großer, breiter Kröten, jedoch nicht in der Anzahl wie in der Serra, die wir eben verlassen hatten; denn dort war die Erde, wenn es Abend geworden, völlig bedeckt mit diesen häßlichen Thieren, unter denen ich eine wahrscheinlich noch unbeschriebene Art (*Bufo himaculatus*), mit zwey großen dunkeln Feldern auf dem Rücken, bemerkte. An den hohen weißen Mimosa-Stämmen des Waldes hingen ungeheuer lange Zöpfe des Baartmoses (*Tillandsia*) herab; im Glanze der heitern Sonne blinkte oben auf dem Gipfel eines hohen durren Astes ein milchweißer Vogel (*Procnias nudicollis*), bekannt durch seine weiterschallende Stimme, die völlig lautet, wie der Schlag eines Hammers auf einen Ambos oder an eine hellklingende gesprungene Glocke. Dieser Vogel aus dem Genus, welchem Illiger den Nahmen *Procnias* gegeben hat, wird an der

ganzen Ostküste Araponga genannt: er hat in der Farbe die größte Ähnlichkeit mit Linné's *Ampelis carunculata*; dennoch aber ist es ein anderer Vogel; seine nackte grüne Kehle, und der Mangel des Fleischzapfens auf der Stirn unterscheiden ihn hinlänglich.

Der schattenreiche Wald, in welchem wir jetzt hinwanderten, war äußerst angenehm; Schaaren von Papageyen zogen laut schreyend hin und her, und unter ihnen ließ sich besonders häufig der niedliche Perikit, mit keilförmigem Schwanz, sehen, der hier den Rahmen Tiriba trägt. Ich schoss ein Einhörnchen (*Sciurus aestuans*, LINN.) von der einzigen Art, welche ich auf der ganzen Reise angetroffen habe; sie unterscheidet sich durch ein bräunlich grau und gelblich melirtes Haar. Züge von Lästthieren gingen bei uns vorüber; die Führer waren über das Schießen, welches zu beyden Seiten des Weges rund umher von unsern in allen Richtungen vertheilten Jägern gehört wurde, nicht wenig verwundert.

Nachdem wir Pflanzungen, abgebrannte Waldungen, Sümpfe und Wiesen, von hohen höchst mahlerisch mit Wald bedeckten Felsgebürgen umschlossen, durchwandert hatten, kamen wir auf große Wiesen mit Sumpf- und Rohrstellen, wo die schneeweißen Reiher, der amerikanische Kibitz (*Vanellus Cayennensis*), Tassana's (*Parra Jacana*, LINN.), hier *Piasocca* genannt, und Regenpfeifer in Menge umher liefen. Rindvieh weidete in diesen Tristen, und dazwischen spazierte der violett glänzende Pirol (*Oriolus violaceus*) häufig umher. Unsere Reit-Maulthiere waren jetzt schon so gewöhnt, daß es mir möglich war, zu schießen, ohne abzustiegen. Ich erlegte mehrere Pirole mit einem Schusse. Eben so häufig als diese glänzenden Pirole fanden wir die Madenfresser (*Crotophaga Ani*, LINN.) auf den Zäunen der Fazendas und auf den Tristen sitzen, gerade so, wie bey uns die Staare an manchen Orten; sie waren dabey so wenig scheu, daß man nahe zu ihnen hinreiten konnte.

Am Abende erreichten wir das Kirchdorf (Freguesia, Kirchspiel) Marica am See gleiches Namens. Etwa 800 Seelen sind hier eingepfarrt. Die Bewohner eines etwas abge sondert gelegenen Hauses, an welchem wir anhielten, verschlossen sorgfältig ihre Thüre. Es versammelten sich sogleich alle Nachbarn, um uns anzustarren; als wir aber anfangen, die heute erlegten Thiere abzustreifen und zu präpariren, da schüttelte Alt und Jung den Kopf und Alle lachten laut auf über die albernen Fremden. Unsere Doppelflinten, die ihnen eine völlig neue Erscheinung waren, interessirten sie indessen mehr als wir selbst. Der See Marica, an dem wir einen Ruhetag hielten, um seine sandigen Umgebungen kennen zu lernen, ist groß und soll etwa sechs Stunden im Umfange halten, er hat niedrige sumpfige Ufer und ist sehr fischreich. Ich sah hier eine kleine Art Wels (Silurus) häufig fangen; dieses Genus scheint in den Gewässern der Ostküste von Brasilien zahlreich an Arten zu seyn. An den Ufern des See's fanden wir einige Muscheln, aber nur von einer sehr bekannten Art, und in den benachbarten Sümpfen eine Land- oder Sumpfschnecke, wovon ich an einer anderen Stelle mehr zu sagen Gelegenheit finden werde. Von Vögeln fanden wir hier am Ufer eine Art Möven, unserer *Larus ridibundus* sehr ähnlich, mit aschgrauem Kopfe, rothem Schnabel und rothen Füßen; eine schöne Art Meerschwalben (*Sterna*), Kibitze, eine Art Regenpfeifer (*Charadrius*) u. a. m., und über den Gebüsch und Sümpfen schwebten die Urubus in der Luft. Mir ward zuerst die Freude, den bis jetzt nur von Azara richtig unterschiedenen *Acabiray* (*Vultur Aura*, LINN.) zu erlegen (*). Auf den ersten Anblick gleicht er zwar sehr dem grauköpfigen *Urubu* (*Iribu*, AZARA), dennoch aber

(*) Die besten, dennoch zum Theil unrichtigen Abbildungen dieser beyden Geyer befinden sich in VIELLOT *histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentrionale* T. I. pl. 2 und 2 bis. Die letztere ist die richtigere, obgleich hier die Färbung des Kopfes auch nicht der Natur getreu dargestellt ist. *Vultur Urubu* des Verfassers hat wenigstens in Brasilien nicht einen rothen, sondern einen aschgrau gefärbten Kopf und Hals.

läßt er sich bey näherer Beobachtung, selbst im Fluge hoch in der Luft, schon von jenem unterscheiden. Diese Geyer sind eine Wohlthat der Natur für alle heiße Länder, denn sie reinigen die Erde von dem, was die Atmosphäre mit faulen animalischen Dünsten erfüllen würde. Ihr Geruch ist so scharf, daß man sie selbst da, wo man vorher in weiter Ferne keinen erblickte, haufenweis herbey eilen sieht, sobald ein Thier krepirt ist; daher wird ihnen auch nicht nachgestellt, und sie sind in offenen und beholzten Gegenden gleich häufig anzutreffen. Wegen des sandigen und sumpfigen Erdreichs erscheinen die nähern Umgebungen des See's nicht besonders fruchtbar. Alle trockne Stellen sind entweder Triften mit kurzem Grase, wo Vieh weidet, oder Berge mit Wald und Felsen. Es scheint, daß man hier viele Pferde zieht; sie sind aber schlecht, und meistens von kleinem Schlage. Auch Ziegen sahen wir hier mit sehr kurzem, glänzendem, gelbrothem Haar und schwarzen Abzeichen. Von den Ufern des See's nicht sehr weit entfernt, erreicht man auf sandigem Wege durch Gebüsche die kleine Villa de Sta. Maria de Marica, den Hauptort der Freguesia, aus niedrigen, einstöckigen Häusern und einer Kirche bestehend, mit regelmäßigen aber ungepflasterten Straßen. Die Gebäude haben keine Glasfenster, sondern bloße Öffnungen, welche, wie in ganz Brasilien, mit hölzernen Gitterläden verschlossen werden. In der Nähe des Orts zieht man Mandioca, Bohnen, Mays, etwas Kaffe und besonders Zuckerrohr, das an fruchtbaren Stellen hoch werden soll, im Sandboden aber die Höhe von sechs Palmen (Spannen nicht übersteigt).

Immer abwechselnde, schöne Gebüsche unterhielten uns auf unserm weitem Wege; im Gesträuche rankten die Trompetenblume (*Bignonia*) mit den herrlichsten Blüthen; auch einige sehr sonderbar gebildete Früchte zeigten sich uns. Der Botaniker macht hier die Bemerkung, daß die Anzahl der hülsentragenden Gewächse (*Plantae leguminosae*) bey weitem die größere in Brasilien ist. Ohngeachtet der vielen hier befindlichen

Fazendas ist die Gegend dennoch wild: sie bildet ein breites, von hohen mahlerischen Bergen eingeschlossenes Thal mit hügellichem Boden, aus welchem die köstlichsten Waldbäume, mit Gebüsch umringt, ihre hohen schlanken Stämme erheben. In den Gipfeln aller dieser Bäume bemerkt man an den Ästen große, schwarzbraune Massen, Nester einer Art sehr kleiner Termiten, welche man Cupi oder Cupim nennt. Ameisen und die ihnen verwandten Geschöpfe sind in Brasilien den Pflanzungen höchst verderblich. Man findet diese zum Theil sehr gefräßigen Thiere überall so zahlreich und von so mancherley Arten, daß ein Entomologe über diese Insekten allein ein großes Werk schreiben könnte. Sie sind von verschiedener Größe; eine der größten Arten erreicht beynah einen Zoll Länge, und hat einen unverhältnißmäßigen dicken Leib, der in manchen Gegenden z. B. in Minas Geraës, geröstet gegessen wird, dort wird sie Tanachura genannt. Eine andere, sehr kleine, rothe Art ist höchst beschwerlich und schädlich. Auch dem Sammler sind diese Ameisen sehr nachtheilig, denn sie verzehrten uns oft in kurzer Zeit eine Menge Insekten, besonders Schmetterlinge. Sie dringen oft in großen Zügen in die Wohnungen ein, wo sie alles Eßbare, besonders Süßigkeiten, schnell aufzehren. Um sie von solchen Sachen abzuhalten, hat man kein anderes Mittel, als die Füße der Tische durch eine große Schüssel voll Wasser zu isoliren, oder sie mit Theer zu bestreichen; allein oft überwinden sie selbst solche Hindernisse. Einige Arten bauen an den Wänden der Zimmer aus einer erdigen Masse lange bedeckte Gänge mit mancherley Verzweigungen, in welchen sie auf- und abgehen. In den Waldwegen sieht man ganze Züge von großen Ameisen, welche sämmtlich Stücke grüner Blätter nach Hause tragen.

Ein wilder Wald, in den wir jetzt eintraten, zeigte uns wieder neue interessante Scenen. Der Tucan (*Ramphastos dicolorus*, LINN.) mit colossalem Schnabel und der brennend-orangefarbenen, mit dem schwarzen Gefieder schön contrasti-

renden Kehlen, reizte zum erstenmal die Ungeduld unserer Jäger; allein für diesmal war ihnen noch kein Glücksschuß gewährt, denn die Vögel hielten sich so hoch oben in den Baumwipfeln, daß es unmöglich war, ihnen beizukommen. Bald wanderten wir auf einem schwarzen Moorgrunde und bald wieder auf rothem Letten. Der Wald ward immer herrlicher und schöner; er bildete eine finstere, schwarzgrüne Wildniß, aus den schönsten Bäumen zusammengesetzt, alle saftvoll und mit den abwechselndsten Blattformen. Der aus dem Norden kommende Europäer hat von solchen Wäldern keinen Begriff und geräth bey ihrem Anblick in Erstaunen; auch möchte es wohl in dem Reiche der Unmöglichkeit liegen, eine dem empfangenen Eindruck entsprechende Beschreibung dieses Anblicks zu geben. Hier wuchs häufig die etwa 30 Fuß hohe Cocospalme, welche in der Lingoa geral — Aïri assu, und in Minas — Brejeüba genannt wird. Die Wilden benutzen sie zur Verfertigung ihrer Bogen; ihr Stamm ist schwarzbraun und über und über dicht mit langen Stacheln besetzt, welche in horizontalen Ringen stehen. Ihre Blätter sind lang und schön gefiedert wie bey allen Cocosarten; da, wo sie entspringen, hängt der gelbliche Blüthenbüschel herab, an welchem sich später glänzend-schwarzbraune sehr harte Nüsse von eysförmig zugespitzter Gestalt und von der Größe der Taubeneyer ausbilden. Man findet in allen diesen Waldungen auch noch eine ähnliche, stets klein bleibende, stachelichte Palme, Aïri mirim (*) genannt. Beyde sind bis jetzt in den Systemen noch nicht aufgeführt, allein Arruda erwähnt derselben (**). In allen Stämmen drängen sich holzige und zarte rankende Gewächse, Cactus, Agave und Epidendrum hervor, und wuchern mit herrlich gefärbten Blüthen in den dicht verflochtenen Ästen. Wo nur ein Stamm ein eingefaultes Loch oder einen Spalt

*) Bey diesem und vielen ähnlichen portugiesischen Wörtern wird das m am Ende nicht gehört.

(**) S. den Appendix in Kofers Reise nach Brasilien.

hat, da prangen Arum, Caladium, Dracontium und andere dergleichen Arten mit großen, saftvollen, herz- oder pfeilförmigen, dunkelgrünen Blättern in schönen Büscheln, so daß man verschiedene Vegetationen über- und durcheinander zu sehen glaubt. Von der oben genannten Pflanzenform war hier besonders häufig das Dracontium pertusum mit seinen auf das sonderbarste durchlöcherten Blättern; eine prachtvoll blaublühende Maranta zog ebenfalls die Aufmerksamkeit unseres Botanikers auf sich.

Auf unserer heutigen Wanderung hatten wir mit unserm jungen Indier Francisco einen unterhaltenden Auftritt. Jemand aus unserer Gesellschaft glaubte auf einem hohen dürrn Baume einen Vogel zu sehen, und schoß nach demselben, aber nun erst bemerkte er, daß das, was er für einen Vogel angesehen hatte, der Auswuchs eines Astes war. Francisco, der bey der Schärfe seines Gesichts, die er mit allen seinen Landsleuten gemein hat, den Irrthum auf den ersten Blick erkannt hatte, wartete den Schuß ruhig ab, dann aber brach er in ein so unmäßiges Gelächter aus, daß er sich eine geraume Zeit hindurch nicht wieder erholen konnte. Alle Sinne der Indier sind so geübt und geschärft, daß ihnen ein solcher Verstoß höchst lächerlich und kläglich vorkommt. Francisco diente uns oft zur Unterhaltung; er hatte ein gutes und treues Gemüth, dabey aber auch viel Eigensinn und Dünkel; so wollte er z. B. immer die meisten und besten Vögel geschossen haben. Von gewissen indischen Eigenheiten war er nicht abzubringen; er ging nie, wie die übrigen Jäger, nüchtern auf die Jagd, sondern wartete vielmehr, und hätte es noch so lange gedauert, auf das Frühstück, und würde es seinem Herrn höchst übel genommen haben, wenn er ihm hätte zwingen wollen, sich hierin nach den Andern zu bequemen.

Wir hatten die Absicht, heute Ponta Negra zu erreichen; allein einige sich theilende, grundlose Wege in dem dichten Urwalde hatten uns irre geleitet. Wir kamen indessen bis

zu einer großen Fazenda, deren Besitzer, Herr Alfereß da Cunha Vieira, uns sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Das Landgut hieß Gurapina und enthält ein beträchtliches Zucker-Engenho (Fabrik), deren Einrichtung Koster und andere Reisende hinlänglich beschrieben und abgebildet haben. Das Rohr wird zwischen drey senkrechtstehende, mit ineinander greifenden Zähnen von hartem Holz verschene Walzen geschoben, welche es auspressen. Es kommt auf der andern Seite als Stroh völlig platt gedrückt wieder zum Vorschein; der Saft aber läuft in einen unten befindlichen hölzernen Trog. Diese Walzen werden an einer langen Stange von Ochsen, Maulthieren oder Pferden gedreht. Der nachher in Pfannen abgesottene Saft wird, nachdem er sich crystallisirt hat und in dem Gefäße angeschossen ist, in große zugespitzte Töpfe gebracht, die unten eine Öffnung haben, durch welche die überflüssige Feuchtigkeit abträufelt; auf der Oberfläche des den Topf anfüllenden Zuckers wird grauer Thon (barro) aufgeschlagen, der denselben bleichen soll. Herr Da Cunha Vieira versicherte uns, daß er jetzt mit 20 Slaven etwa 600 Arroben (jede zu 32 Pfund), also 19200 Pfund Zucker jährlich gewinne, doch könne er, wenn mehrere Arbeiter hier angewendet würden, 90 bis 100,000 Pfund bereiten. Man hat in frühern Zeiten das Cayennesche Zuckerrohr hier gebaut; als man aber späterhin das von Tahiti kennen lernte und es ungleich ergiebiger fand, so wurde durch dasselbe der Anbau des Cayenneschen fast ganz verdrängt. Unser gütiger Hauswirth hatte uns für die vielen Menschen und das sehr beträchtliche Gepäck eine große Halle angewiesen, wo wir bequem mehrere Feuer unterhalten und kochen konnten. Er so wie die übrigen Bewohner der Fazenda besuchten uns oft, und konnten ihr Erstaunen über unsere naturhistorischen Beschäftigungen nicht genug an den Tag legen. Da starkes Regenwetter eintrat, so hielten wir uns hier lange auf, und als das Wetter sich aufklärte, fanden wir in den hohen Waldgebürgen, die das mit Zuckerpflanzungen angefüllte Thal einschließen, die

günstigste Gelegenheit zu reicher Jagdausbeute. Ein junger Portugiese, der auch Francisco hieß und hier auf der Fazenda wohnte, trat als Jäger in unsere Dienste und zeigte seltene Talente für dies Geschäft. Er war schlank und leicht gebaut, äußerst abgehärtet und ein sehr guter Schütze, dabey ein gutmüthiger Mensch. Da er die Gegend und ihre Bewohner aus der Thierwelt genau kannte, so lieferte er eine Menge interessante Gegenstände, unter andern auch den Marikina (*Simia Rosalia* LINN.) den wir bis jetzt noch nicht erhalten hatten. Der Araponga (*Procnias nudicollis*), dessen schon oben gedacht ist, war in allen diesen gebürgigen Waldungen äußerst häufig, und überall verkündigte ihn seine hellklingende Stimme. Francisco war der erste, der diesen schönen Vogel für unsere Sammlung erlegte. Gute brasilianische Jäger besitzen einen seltenen Grad von Gewandtheit in Durchspähung der großen Waldungen; ihr abgehärteter Körper und die Gewohnheit, immer mit bloßen Füßen zu gehen, erleichtert ihnen dies Geschäft außerordentlich. Auf der Bignette, welche vor diesem Abschnitte in der 4^{to}. Ausgabe steht, sind ein Paar solcher Leute, von der Jagd heimkehrend, abgebildet. Ihr Anzug besteht in einem leichten Hemde und Beinkleidern von Baumwollenzug, über die Schulter gehängt tragen sie oft eine tuchene Tacke, um dieselbe anzuziehen, wenn Regen oder die kühle Nacht eintritt. Ihr Kopf ist mit einem Filz- oder Strohhute bedeckt. Über die Schulter tragen sie an einem ledernen Riemen das Pulverhorn und den Schrotbeutel, und das Schloß der langen Flinte wird gewöhnlich durch ein Thierfell gegen die Nässe verwahrt. Der eine der daselbst abgebildeten Jäger trägt einen Brüllaffen (*Guariba*), und der andere hat an seiner Flinte die große Eidechse *Teiú* (*Lacerta Teguixin*, LINN.) aufgehängt, in der Hand aber hält er einige Vögel, worunter der Tucan in die Augen fällt. Die Hunde, welche diese beyden Leute begleiten, werden besonders gebraucht um Rehe und Schweine zu jagen.

Zu Gurapina war die Temperatur sehr abwechselnd; einige Tagen waren so kalt, daß der Thermometer Mittags auf 13° Reaumur fiel; dazwischen hatten wir aber auch wieder ziemlich warmes und angenehmes Wetter. Ich vertiefte mich öfters in diese gebürgigen schauerlichen Wildnisse, und entzückt von der hier herrschenden tiefen Ruhe und Stille, die nur zuweilen durch Schaaren von schreyenden Papageyen unterbrochen wurde, hätte ich Tage lang hier verweilen können. Bey solchem Geistesgenusse lebten wir in den Umgebungen von Gurapina sehr heiter und in Freuden, um so mehr, da wir frische Lebensmittel im Überflusse hatten. Diejenigen, welche der brasilianische Reisende mit sich führen kann, bestehen in Mandioccamehl (gewöhnlich blos Farinha genannt), schwarzen Bohnen (Feijão), Mays (Milho), getrocknetem Salzfleisch (Carne seca oder do Sertam) (*) und Reiß (Arroz). Statt des Carne seca erhielten wir hier gutes frisches Fleisch; daneben versorgte uns der Besitzer der Fazenda mit einer großen Menge der herrlichsten Drangen, mit Brandwein (Agoa ardente de canna), den er aus dem Zuckersaft bereiten ließ, mit Reiß, Zucker, Farinha, Mays, Baumwolle, und war dabey so uneigennützig, für alle diese vielen Gegenstände keine Bezahlung nehmen zu wollen. Diese Weigerung nöthigte uns, früher von hier aufzubrechen, als wir es sonst gethan haben würden, da uns diese Gegend, bey so manchen andern Begünstigungen, so viele frohe Genüsse und so reichen Stoff für unsere Wissbegierde darbot. Wir nahmen Abschied von unserm Wirth und traten die Reise nach Ponta Negra an.

Die Wege waren oft so grundlos, daß unsere Thiere Gefahr liefen, mit den schweren Lasten einzusinken. Wir durchritten dichte Gebüsche von hohem, rohrartigem Grase, Canna, Rheria und niedrigen Palmen; auf einigen Höhen fanden wir Neger, die, um das Land urbar zu machen, mit einem, an

(*) In Pernambuco nennt man es Carne de Seara, nach Koster S. 123 und 130.

einer Stange befestigten, sichelförmigen Eisen (Fouze), das niedrige Gesträuch wegschafften, und bey einigen Fazendas, an denen wir vorbeyrritten, bewunderten wir dichte Hecken oder Einzäunungen von Drangenbäumen. Mit schwer gefüllten Jagd- und Rocktaschen, die von Vögeln und mancherley jetzt reifen Samereyen strotzten, erreichten wir endlich die Lagoa da Ponta Negra. Der schöne See ernährt an seinen sumpfigen, mit Rohr bewachsenen Ufern, Schaaren von Tassanas (Parra Jacana, LINN.) und weißen Reihern, von welchen einer durch unsere Jäger erlegt wurde; das milchweiße Gefieder dieser Vögel erhält sich wegen ihrer langen Füße selbst im Sumpfe stets in der blendendsten Reinheit. Nicht fern davon erreichten wir eine isolirte Venda, wo sich die Reisenden in der großen Hitze durch eine Limonade, oder besser durch einen kalten Punsch zu erfrischen pflegen. Hier vernahmen wir, daß die Nachricht von unserer bevorstehenden Ankunft uns schon vorangegangen sey, und machten die unangenehme Erfahrung, daß die Wirthe schon im Voraus Speculation auf unsern Beutel gemacht hatten. Nahe bey diesem Hause wurden wir auf einer Anhöhe durch die herrlichste Aussicht auf das Meer, den Landsee und die hinter uns liegende Gegend von Rio de Janeiro überrascht. Weiterhin in den dichten Gebüsch, die unser Weg durchschnitten, fanden wir einen uns noch neuen Vogel, den großen Annü (*Crotophaga major*, LINN.) sehr häufig. Sein Gefieder ist schwarz, schillernd in Kupfergrün und Stahlblau. Hier hörten wir die Brandung des Meeres und kamen bald darauf zu den Sanddünen, wo wir die mit weißem Schaum bedeckten Bogen ungestüm an den Waldbergen der Küste sich brechen sahen. Zunächst hinter dem weißem Sande der Praya (Seeküste) erhebt sich ein dicht verflochtenes Gesträuch von den verschiedensten Baumarten, das von den Seewinden und Stürmen niedergehalten wird, und daher nur allmählig sich erhebt.

In diesem 20 bis 30 Fuß hohen Dickicht längs der See, worin wir unsere Reise fortsetzten, wachsen hohe Fackeldisteln.

(Cactus) und besonders zahlreich sieht man die oft mit wunderschönen Blumen geschmückten Bromelien. Kleine Eidechsen rauschten in dem dürren Laube unter den Gesträuchen, während der große Anna und der Tijé (*Tanagra brasilia*, LINN.) mit seinem blutrothen Gefieder, das Dickicht beleben. Dieses schöne Thier ist in Brasilien sehr gemein, besonders an den Seeküsten und Flußufeln.

Gegen Abend befanden wir uns zwischen der Seeküste und einem großen Rohrsumpfe, in welchem Schaaren von Vögeln sich zur Ruhe begaben; der Tijé war besonders häufig und die rostbauchige Drossel (*Turdus rufiventris*, des Berliner Museums), hier Sabiah genannt, saß auf den Spitzen der Gesträuche und ließ ihren angenehm flötenden Abendgesang hören. In der Dämmerung flog der *Caprimulgus* nahe vor unsern Pferden umher, so wie ein großer Abendfalter von schieferblaulichter Farbe (*Papilio Idomeneus*, FABR.) von welchen wir eine Menge Exemplare hätten fangen können, wenn uns nicht gerade in diesem Augenblicke das dazu erforderliche Netz gefehlt hätte. An einem Ast fand ich eine todte Fledermaus aufgehängt, welche in dieser Stellung gestorben seyn mußte. Sie gehörte zu dem Genus *Phyllostoma* und hatte große Ähnlichkeit mit Azara's *Chauvesouris première ou obscure et rayée* (*), ist mir aber auf meiner ganzen Reise nie wieder vorgekommen. Als wir die Blüthe einer niedrigen Palme untersuchen wollten, fanden wir, an einem Astchen befestigt und auß' niedrigste gebaut, das Nestchen des blauscheitlichen Fliegenvogels, einer Art, die dem *Trochilus bicolor* (*Saphir émeraude*, BUFF.) gleicht (**), welches so nett mit Moos überlegt war, wie die Nester unser's deutschen Stieglitzes und anderer kleiner Vögel. Man findet in allen diesen Fliegenvo-

(*) S. DON FELIX DE AZARA *Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupèdes de la Province du Paraguay*. Tom. II. p. 269.

(**) *Trochilus pileatus*; 4 Zoll 8 Linien (Pariser Maas) lang; Körper prachtvoll glänzendgrün; Scheitel, gabelförmiger Schwanz, Schwung, und große Flügeldeckfedern dunkelblau; Afters weiß; Schnabel gerade.

gelbestern zwey länglichte weiße Eyer, die bey manchen Gattungen außerordentlich klein sind. Beym Einbruch der Nacht zogen wir zwischen einigen Seen fort, an welchen leuchtende Insekten funkelten und Frösche leise sich hören ließen, und erreichten nach einem bedeutenden Tagemarsche eine Venda am See Sagoarema, wo wir unsere Leute mit den Lastthieren vorfanden, die uns auf einem andern Wege dahin vorausgegangen waren. Wir erwarteten hier schon unsere Rockkessel aufgehangen zu sehen, allein es fehlte hier an allem zur Bereitung der Mahlzeit Erforderlichen. Wir sandten unsere Leute nach Lebensmitteln aus; da diese aber so lange ausblieben, daß wir zu fürchten anfangen, sie seyen uns durchgegangen, so schickten wir andere zu Pferde nach. Mit diesen kamen sie endlich zurück, brachten aber nichts als einige lederne Säcke (Boroacas) mit frischen Fischen. Die Nacht war indessen vorübergegangen, und aus unserm Abendessen wurde ein Frühstück.

Der Sagoarema-See hängt mit dem Meere zusammen und ist ein bedeutendes Binnenwasser von etwa 6 Legoa's Länge und $\frac{3}{4}$ Legoa Breite, dessen gesalzenes Wasser, ob es gleich an einigen Stellen einen unangenehmen Geruch von sich giebt, dem ungeachtet fischreich ist. Hier befindet sich eine zerstreute Povoação von Fischern, welche in kleinen Lehmhütten an den Ufern wohnen. Jedes Haus hat eine ausgegrabene Vertiefung, die ihm als Cisterne dient, da das Seewasser oft faulig ist. Die Fischer hier sind leicht gekleidet, wie alle Brasilianer, tragen große Strohhüte, dünne weite Beinkleider und Hemden, und gehen mit unbedecktem Hals und bloßen Füßen; im Gürtel hat ein jeder ein spitzes Stilet mit Messing oder Silber beschlagen. Dieses letztere ist unter den Portugiesen allgemein üblich, aber eine gefährliche Waffe, denn es giebt leicht zu Mordthaten Anlaß, besonders unter rohen Menschen, wie es die Fischer zu Sagoarema sind. Die hier am See gelegene Venda wird von diesen Leuten gemeinschaftlich gehalten und ihr Ertrag getheilt; es ist daher kaum nöthig zu bemerken,

daß die Reisenden mehr als an andern Orten bezahlen müssen. Etwa eine Stunde von hier liegt das Kirchspiel (Freguesia) de Sagoarema, ein großes Dorf, oder vielmehr eine kleine Villa, mit einer Kirche. Da wir unsere Tropa über die Lagoa setzen mußten, die sich von dieser Stelle mit einer schmalen Einmündung in die See ergießt, so nahmen wir unser Quartier in einem leer stehenden Hause, und benutzten die Zeit, die umliegende Gegend näher kennen zu lernen.

Nahе bey der Freguesia steigt am Seestrande ein Hügel empor, worauf sich die Kirche, der Kirchhof und ein Telegraph befinden. Wir erstiegen diese Höhe gerade, als die Sonne untergieng. Welche große herrliche Aussicht! Vor uns öffnete sich das unabsehbare Meer, das dumpf und weißschäumend gegen den Berg, auf welchem wir standen, heranrollte, und sich an demselben brach; zur Rechten erhoben sich in der Ferne die Gebürge von Rio; uns näher sahen wir die mannigfaltig buchtige Küste, und noch näher die Ponta Negra: hinter uns hatten wir hohe Waldgebürge; eine vor denselben liegende, jedoch auch mit Wald bedeckte Niederung, und die großen glänzenden Spiegel der Seen; zu unsern Füßen lag die Freguesia von Sagoarema und links die Küste, wo die Wogen furchtbar brausend schäumten. Dieses vielumfassende Gemählde, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet und endlich im Nebel der Dämmerung verschwindend, erweckte in uns das Andenken an das entfernte Vaterland. An die Seite eines Beinhauses gelehnt und neben den unter einem Kreuze an der bemossenen Mauer aufgethürmten Schädeln, hingen wir schweigend unsern Empfindungen nach. In dieser ernstern Pause fühlten wir es recht lebhaft, wie viel der Reisende entbehren lernen muß, wenn er, hinausgetrieben von der unwiderstehlichen Sehnsucht nach Erweiterung seiner Kenntnisse, sich in einer fremden Welt einsam stehen sieht. — Unser Auge strebte vergeblich, die wunderbar verschleyerte Zukunft zu durchblicken, und vor ihm lagen beunruhigend alle die Be-

schwerden, die noch überwunden werden mußten, ehe wir hoffen konnten, über den weiten Spiegel des unermesslichen Oceans zu den heimischen Gestaden zurück zu kehren. — Die Nacht machte unsern Betrachtungen ein Ende.

Wir kehrten nach Sagoarema zurück, das meist von Fischern bewohnt ist, die aber zum Theil auch von ihren Pflanzungen leben. Man baute hier ehemals viel Cochenille, deren Cultur aber jetzt aufgehört hat. Der König bezahlte für das Pfund $\frac{1}{2}$ Doble (6400 Rees oder $1\frac{1}{2}$ Carolin) allein die Pflanzler verdarben sich den vortheilhaften Handel selbst; sie mischten dies theuere Produkt mit Farinha, und verfälschten es dermaßen, daß es allen Werth verlor. Am folgenden Tage, einem Sonntag, wohnten meine Reisegefährten einer Messe in der Kirche von Sagoarema bey; ich ließ indessen unsere Tropa über den See schiffen. Das Gepäck wurde auf Canoen übergefahret, und unsere Lastthiere wateten unbeladen durch das seichte Wasser. Wir verließen die Gegend, und kamen nun durch Waldungen, die wir mit vielen schönen Blumen angefüllt fanden. Eine Hauptzierde dieser Gegend sind die glänzenden Spiegel vieler Landseen, die sich von Marica bis gegen Cabo Frio ausdehnen. Eine außerordentliche Menge Wasservögel lebt an den Seeufern, besonders Meerschwalben, Möven und Reiher, deren wir in kurzer Zeit eine große Schaar erlegten. Dem Ornithologen dringt sich die Beobachtung auf, daß die meisten hiesigen Sumpf- und Wasservögel ein Analogon in Europa finden: so erblickten wir z. B. eine der *Larus ridibundus* ähnliche Art, die *Larus marinus*, *Sterna caspia*, *Hirundo* und eine dritte der *Minuta* sehr ähnliche. Die Unterschiede dieser Vögel in Amerika und Europa fanden wir nur unbedeutend. Die kleinste Meerschwalbe (*) war an den

(*) Ich nenne diesen Vogel *Sterna argentea*; er könnte wohl mit unserer *Sterna minuta* verwechselt werden, dennoch ist er verschieden; seine Größe übersteigt die unseres europäischen Vogels, denn ich fand ihn 9 Zoll 1 Linie; Schnabel und Füße sind gelb, der erstere mit einer schwarzen Spitze; Stirn und alle untern Theile des Vogels sind weiß; Scheitel und Nacken schwarz, Rücken, Flügel und Schwanz schön nett silbergrau.

Dünen der Seeküste sehr häufig: hier flogen diese niedlichen kleinen Möven wie die Schwalben umher, und ihr blendendes Weiß wurde jetzt noch von den schwarzen Wolken eines stürmischen dunkeln Himmels gehoben. Hinter den Sanddünen der Küste verbreiteten sich Sümpfe, und zwischen beyden war der sandige Boden mit einem dichten Gebüsch von niedern etwa drey Fuß hohen Zwerg=Cocospalmen bewachsen. Dieses Gewächs ist stengellos, mit gefiederten eingerollten oder abwärts gebogenen Blättern und Fruchtkolben, welche gleich einer Typha auf einem aufrechten Schafte stehen und mit kleinen Nüssen von der Größe der Haselnüsse bedeckt sind; diese sitzen wie die Körner am Mais, und haben an der Wurzel ein gelbröthliches, eßbares, süßlich schmeckendes Fleisch. Man nennt diese Pflanze dort Cocos de Guriri oder de Pissandó. Zu unserm Nachtquartier bestimmten wir heute die Fazenda von Pitanga, welche wir auf einer Höhe vor uns, einer alten Ritterburg gleich, vom hellen Mondscheine magisch beleuchtet, liegen sahen. Wir ritten hinauf und pochten an die verschlossenen Thore, die sich endlich öffneten und uns einnahmen. Der gefällige Feitor (Verwalter) räumte uns sogleich das Gebäude ein, in welchem die Farinha bereitet wird. Wir fanden mit allen unsern Leuten und unserm Gepäck ein bequemes, geräumiges Quartier, und blieben deshalb einige Tage hier, um die ganze umliegende Gegend zu durchstreifen.

Diese Farinha-Fabrik war eine der vollständigsten. Das Mehl wird auf folgende Weise bereitet: Die Wurzeln der Mandioccapflanze (*Jatropha Mahinot*, LINN.) werden zuerst geschabt, um sie von der Rinde zu befreyen: hierauf hält man sie an ein großes Rad, das herum gedreht wird, und schleift sie dadurch zu einem kleingeriebenen Brey ab. Alsdann wird die Masse in lange, weite, von Rohr oder Bast geflochtene Schläuche gefaßt, welche aufgehängt und in die Länge gezogen werden; durch diese Ausdehnung wird der Schlauch enger und preßt den in der Masse befindlichen Saft

aus (*). Den übrigbleibenden consistenten Theil bringt man in große eingemauerte Pfannen von Kupfer oder gebranntem Thon, in welchem er durch die Hitze völlig getrocknet wird, wobey aber die dicke Masse beständig mit eigens dazu bestimmten Werkzeugen, einer Stange, welche an ihrem vordern Ende ein kleines, senkrecht gestelltes Bret trägt, hin und her bewegt werden muß, damit sie nicht anbrenne. Das so bereite trockne Mehl ist nun das, was man *Farinha* nennt. Auf den Pfannen der *Mandiocca*-Öfen trockneten wir auch, wenn feuchte Witterung eintrat, unsere neupräparirten Naturalien; aber obgleich alsdann immer des Nachts dabey gewacht wurde, so verbrannten uns dennoch zuweilen seltene Thiere.

Das Wetter war jetzt sehr kalt, ein heftiger Wind blies an der Seeküste, und das Thermometer stieg am Mittage kaum 13° Reaumur. Die Gegend, in welcher Sümpfe, Tristen, Gebüsche und Waldungen mit einander abwechseln, lieferte uns manches interessante Thier. Unsere Jäger brachten zum erstenmale die *Jacupemba* (*Penelope Marail*, LINN.), die sehr gut zum essen ist, und die grünen *Lucane* oder *Arassaris* (*Ramphastos Aracari*, LINN.) ein, schöne Vögel, die einen kurzen zweysylbigen Laut von sich geben. Die Aussicht von den Gebäuden aus war sehr hübsch und von weitem Umfange; ein Telegraph correspondirte von hier mit dem zu *Sagoazrema*, welchen wir in der Ferne liegen sahen. *Pitanga* war ehemals ein Kloster gewesen, welches noch unter andern die alte Kirche zeigt. Gegen Mittag war unsere Tropa beladen, und es gewährte uns großen Vortheil, daß der Verwalter, um uns den Weg zu zeigen, uns zu Pferde begleitete. Mit unsern unbändigen Maulthieren würden wir in der Dunkelheit der uns später ereilenden Nacht und in dem schlechten Wege voll Wasser wahrscheinlich einen Theil unseres Gepäcks eingebüßt haben, indem unsere Thiere mit ihren Kasten in den

(*) S. GILII SAGGIO di Storia americana T. II. p. 304. sqq. tab. 5.

schmalen Waldwegen nicht fort konnten, gegen die Bäume rennend, sahen ihre Ladung abwarfen und in das Dickicht flohen. Das Wiederfangen und das Wiederbeladen derselben hielt uns sehr lange auf; wir mußten nun mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, und die uns hindernden Stämme abhauen. Endlich erreichten wir offene Wiesen mit großen Sümpfen, Gesträuchen und breiten Wasserpflügen, die wir durchwaten mußten, eine unangenehme Erscheinung für unsere Fußgänger, besonders für die im Gebüsche jagenden Europäer, die nicht an solche Wasserreisen zu Fuße gewöhnt waren. Durch diese widrigen Begegnisse aufgehalten erreichten wir erst spät bey Nacht die Fazenda Tiririca, wohin wir einen Reiter voraus gesandt hatten, um uns Quartier zu erbitten. Ihr Eigenthümer, der Herr Capitam Mor, wies uns anfänglich sein Zucker-Engenho zum Nachtlager an, als wir ihm aber unsere Portaria (Paß vom Minister) vorzeigten, ward er sehr höflich und lud uns in seine Wohnung ein; diese Einladung nahmen wir indessen nicht an, weil wir bey unsern Leuten zu bleiben wünschten. Tiririca ist eine ansehnliche Zuckerfabrik in einer angenehmen Lage; das Zuckerwerk liegt am Fuße eines grünen Hügels, auf dessen Höhe das Wohnhaus des Besitzers, von ungefähr 20 kleinen Hütten seiner Leute und Negerclaven umringt, erbaut ist. Die großen Zuckerpflanzungen umgeben die Fazenda; jenseits erheben sich dichte, hohe Waldungen, und nahe vor dem Zuckerwerke lag eine Wiese voll Sümpfe und Pflügen, von Wasser- und Sumpfvögeln belebt, die man aus den Fenstern erreichen konnte. Nachdem wir am folgenden Morgen mit unserm gefälligen Hauswirth das Frühstück eingenommen hatten, vertheilten wir uns in die Waldungen. Herr Sellow und ich durchgingen die Zuckerpflanzungen und einige andere kleine Fazendas, welche von niedlichen Drangenwäldchen umgeben sind, und vertieften uns dann in einen der finster verflochtenen Urwälder, welche mir während meines Aufenthalts in Brasilien immer den reichsten Genuß gewährten.

Hohe, abgestorbene Baumstämme am Saume desselben zeigten noch von dem Brande, wodurch man diese Gegend urbar gemacht hatte. Der Wald selbst war eine dunkle Wildniß von colossal-schäftigen Urstämmen; hier wuchsen die Mimosa-, Jacarandá-, Bombax-, Bignonia- und andere Bäume, auch das Pao Brazil (*Caesalpinia brasiliensis.*), auf ihnen wieder eine Menge Cactus, Bromelia, Epidendrum, Passiflora, Bauhinia, Banisteria und andere Geschlechter, deren rankende Stämme unten an der Erde wurzeln, deren Blätter und Blumen aber bloß die höchsten Baumkronen einnehmen; man kann sie daher nicht anders untersuchen, als wenn man diese Riesenbäume niederhaut, wobey aber oft wegen der Härte des Holzes das Eisen der besten Art zerbricht. Schlinggewächse verbinden die Bäume auf das wunderbarste. Unter ihnen zeichnet sich eine Bauhinia aus, deren feste holzigte Ranken stets in abwechselnden Bogen wachsen; die Concavität jedes Bogens ist so künstlich ausgehöhlt, als ob der Hohlmeißel eines Bildhauers dazu gebraucht worden wäre, und auf der entgegengesetzten converen Seite steht ein kurzer, stumpfer Dorn. Dieses sonderbare Gewächs, das man leicht für ein Kunstprodukt ansehen könnte, steigt bis in die höchsten Baumkronen. Sein Blatt ist klein und zweylappigt (*bilobum*), die Blüthe aber ist mir nie zu Gesicht gekommen, obgleich die Pflanze sehr gemein ist. Andere Arten von Schlingbäumen zeichnen sich durch besonders starken, theils angenehmen, theils unangenehmen Geruch aus. Die Cipo Cravo riecht sehr angenehm, etwa wie Gewürznelken; eine andere hingegen, von der schon, als am Amazonenflusse wachsend, la Condamine (*) redet, riecht wie Knoblauch. Viele dieser sonderbaren Gewächse senken lange Zweige herab, die wieder Wurzel schlagen, und so dem Wanderer den Weg versperren. Man ist genöthigt sie mit dem Facão abzuhauen, um fortkommen zu können; hängende Zweige der Art, die, wenn

(*) S. DE LA CONDAMINE voyage etc. p. 74.

der Wind oder ein anderer Umstand sie bewegt, dem Reisenden an den Kopf schlagen, finden sich auf allen Waldwegen Brasiliens. Überhaupt ist in diesen Zonen die Vegetation so üppig, daß jeder alte hohe Baum das Bild einer kleinen Welt ist, ein botanischer Garten von oft schwer zu erhaltenden und gewiß größtentheils unbekanntem Gewächsen. Wir erlegten hier manchen schönen Vogel. Der gelbbauchige Surucua (Trogon viridis, LINN.) war sehr gemein; überall erschallt seine Stimme, ein oft wiederholter, von der Höhe zur Tiefe herabsinkender Pfiff. Wir hatten ihn bald nachahmen gelernt, und konnten ihn so leicht locken. Mit leisem, schnellem Fluge kommt er herbey und setzt sich in der Nähe auf einen niedrigen Zweig, wo man ihn ohne viel Mühe herabschießt. Eben so häufig waren die Spechtpirole (Dendrocolaptes, ILLIGERI), welche in Gesellschaft des schönen Spechtes mit blaßgelber Haube (Picus flavescens), des rothköpfigen Spechtes (Charpentier à huppe et cou rouge, AZARA) und des Picus lineatus an den großen Stämmen pochend gefunden und geschossen wurden. Die kleinen Papageyen mit keilförmigem Schwanz, hier Tiribas genannt (*) erlegten wir oft in Menge. Gegen Abend glückte es mir, auch den Pavó (Pie à gorge ensanglantée des Azara) zu erhalten. Er ist ein schöner schwarzer Vogel von der Größe einer Krähe, am Vorderhals mit dem lebhaftesten Roth gefärbt. Herr Sellow entdeckte heute im allgemeinen nicht viele neue Pflanzen, fand jedoch häufig die schöne Alstroemeria Ligta, LINN., mit angenehm roth und weißgestreifter Blume. Er fing auch eine hier zwar gemeine Schlange, welche aber

(*) Der Papagey, welcher an dem größten Theil der Ostküste unter dem Nahmen Tiriba bekannt ist, scheint eine noch unbeschriebene Art zu seyn, welche ich Psittacus cruentatus nannte. Er hat die Größe einer Drossel und einen keilförmig verlängerten Schwanz, und mißt 8 Zoll 11 Linien in der Länge; Gefieder grün; Scheitel und Hinterkopf graubraun; Backen und Rinn grün; zwischen Auge und Ohr bräunlich roth; hinter dem Ohr an der Seite des Halses ein orange gelblicher Fleck; Vorderhals himmelblau; am Bauch und Uropygium ein blutrother Fleck. Psittacus erythrogaster des Berliner Museums,

die größte Zierde dieses Geschlechts ausmacht. Dieses schöne Thier ist im Lande unter dem Nahmen Cobra Coral oder Coraës bekannt, darf jedoch nicht mit jener Coraës verwechselt werden, die in den Werken von Lacepede, von Daudin und Andern beschrieben ist. Den Nahmen Corallenschlange verdient die hier gefundene mit großem Rechte; das reinste, brennendste Scharlachroth wechselt an ihrem glatten Körper mit schwarzen und grünlich-weißen Ringen, so daß dieses schöne, und dabey völlig unschädliche Reptil mit einer bunten Corallenschnur verglichen werden kann. Ich habe mehrmals das prächtvolle Geschöpf in Spiritus gesetzt, allein es nie dahin gebracht, ihm die herrliche rothe Farbe zu erhalten. In dem Linne'schen System ist diese Schlangen-Art ohne Zweifel unter dem Nahmen Coluber fulvius, nach Exemplaren beschrieben, welche im Weingeist ihre Farbe verloren hatten. Abends bat uns der Hauswirth zu Tische. Bey der Mahlzeit erschienen, nach brasilianischer Sitte, die weiblichen Bewohner des Hauses nicht, sie sahen aber dafür durch die Ritzen der Thüren und Fensterläden, um die seltenen Gäste zu betrachten; Neger-sclaven, männlichen und weiblichen Geschlechts, warteten bey Tische auf. Über diese und ähnliche Gebräuche der Brasilianer haben Mave und Koster umständliche Nachricht gegeben, und ich brauche mich daher hierbey nicht aufzuhalten. Während des Essens wurde das Gespräch von unserer Seite auf verschiedene Gegenstände und Einrichtungen des Landes gelenkt, allein unser sonst gefälliger Hauswirth schien hierüber keine Auskunft geben zu wollen oder zu können.

Der folgende Tag war ein Sonntag, wo man früh zur Messe ging. Nach dem Gottesdienste reisten wir ab. Die Hitze war groß, daher erfrischten wir uns unterwegs mit kaltem Punsch und vortrefflichen Drangen, die man in vielen Gegenden umsonst erhält. Diese herrliche Frucht darf man, selbst bey der größten Erhitzung, in Menge genießen, ohne Nachtheil für die Gesundheit zu befürchten, nur Abends sollen

ste nicht wohl bekommen. Weit vorsichtiger muß man im Genuße der Cocurnüsse und der andern kühlenden Früchte seyn.

Da die Entfernung von Tiririca nach Parati nur etwa drey Stunden Weges beträgt, so erreichten wir, durch Sumpf und sandige Wälder ziehend, bald die Fazenda, welche wir schon von Ferne auf einer Wiese liegen sahen, und in der wir, der Aussage unseres gestrigen Wirths zufolge eine sehr freundliche Aufnahme zu erwarten hatten. Sie war ehemals ein Kloster gewesen, und hat eine ansehnliche neue Kirche, wobey große Wirthschaftsgebäude angelegt sind. Hier sahen wir zuerst eine Krankheit, die in den südlichen Gegenden von Brasilien unter den Negern sehr gemein ist, nemlich dick geschwollene Füße. Sie überziehen sich mit einer harten Haut wie bey der Elephantiasis. Wir baten den Hausherrn, die Nacht hier zubringen zu dürfen, allein gegen die Art der brasilianischen Pflanzler, die wir bisher nur von einer vortheilhaften Seite kennen gelernt hatten, wies man uns eine sehr schlechte Varanda an einem Stalle oder Schoppen an, wo wir von oben gegen den Regen gedeckt, von den Seiten aber der Witterung bloßgestellt waren. Der Wirth entfernte sich bey unserer Ankunft und zeigte uns sogleich, daß man ihm in Tiririca mit dem Rahmen eines gastfreundlichen Mannes, zu viel Ehre angethan hatte. Als wir ihn ersuchen ließen, uns etwas Reis für unsern Tisch und Mays für unsere Thiere zu verkaufen, schlug er es rund ab unter dem Vorwande, er habe nichts; und erklärte: ob man uns Wasser geben wolle, das werde sich noch zeigen. Wir sandten nun Leute zu Pferd in die Nachbarschaft und kauften die nöthigen Bedürfnisse auf andern Fazendas. Am folgenden Morgen ließen wir früh unsere Tropa laden und aufbrechen; wir selbst aber ritten an das Haus des Herrn Capitam und ließen ihm sagen, daß wir Abschied zu nehmen wünschten. Als er erschien, dankten wir ihm mit der größten Höflichkeit für seine zuvorkommende Güte, setzten aber hinzu: wir würden an den Prinzen-Regenten in

Rio de Janeiro berichten, wie gut er den in unsern Papieren ausgedrückten gütigen Willen der Regierung erfüllt habe, worauf er zwar betroffen ward, aber vor Wuth schäumend ausrief: Was geht mich der Prinz-Regent an!

Unsere Reise fortsetzend, erreichten wir bald mit hohen Gebüschen umgebene Sümpfe, an deren Ufern der Quer-Quer oder brasilianische Kibitz (*Vanellus cayennensis*) sehr gemein ist (*). Dieser schöne Vogel hat den Rahmen Quer-Quer, weil er beym Anblick der Menschen oder anderer fremdartiger Gegenstände mit einer durchdringenden, widerlichen Stimme das Geschrey Quer! Quer! Quer! erhebt, und dadurch alle andere Vögel aufscheucht. Man trifft ihn auf allen brasilischen Wiesen, Tristen und Sümpfen an. Eben so gemein ist hier die große Schwalbe mit dem weißlichen Halsringe (**).

Die Hitze war jetzt so drückend, wie sie noch nie gewesen war; es regte sich kein Lüftchen und der trockene tiefe Sandboden, in dem sich die Strahlen der Sonne brachen, vermehrte die Gluth der Atmosphäre.

In einem schönen Walde, durch den unser Weg jetzt führte, schossen unsere Jäger eine hübsche Art von Maracaná (*Psittacus quianensis*, LINN.), welche sich hier in zahllosen Schaaren aufhielt. Jenseits des Waldes kamen wir an eine Stelle, wo eine Menge Indier von S. Pedro mit der Verbesserung des Weges beschäftigt waren. Diese Masse von braunen Menschen war uns neu und interessant. Nachdem wir

(*) *Ma ve* erwähnt dieses Vogels S. 80, indem er sagt, er habe schöne Lapwings geschossen, mit einem rothen Sporn an jedem Flügel, die einen großen Lärm verursachten.

(**) Die hier gefundene Schwalbe (*Hirundo collaris*) ist eine schöne neue Art, von der Größe unseres deutschen *Cypselus*. Ihr Gefieder ist bräunlich schwarz, überall mit grünem Schiller; rund um den Hals liegt ein weißlicher Ring. Die Schwanzfedern haben Stachelhäute, deren Spitze eine Linie lang hervortreten. Die Ferse ist unbefiedert, die Zehen sehr stark, zusammengedrückt, und mit scharfen bogenförmigen Nägeln versehen, welche zum Anhalten an den Felsen recht geeignet sind. Diese Art habe ich auch zuerst in den Felsen bey Rio de Janeiro gefunden.

einige Hügel zurückgelegt hatten, erblickten wir plötzlich vor uns die Lagoa de Araruama, welche 6 Legoa lang und dabey sehr breit ist, mit dem Meere $1\frac{1}{2}$ Legoa nördlich von Cabo Frio zusammenhängt, und aus deren fischreichen Gewässern man an einigen Stellen des Ufers Salz gewinnen soll (*), Wald und einige Wohnungen bekränzten das jenseitige Ufer, und auf einer kleinen Anhöhe in der Ferne lag die Kirche des Dorfes S. Pedro. Nachdem wir einen Theil des See's umritten hatten, erreichten wir die Venda des Dorfes, wo ich abladen ließ, und meine von der Hitze und der starken Fußreise ermüdeten Jäger erwartete. Sie kamen bald, mit mancherley interessanten Thieren bepackt, die sie unterwegs geschossen hatten.

S. Pedro dos Indios ist ein Indierdorf (Aldea), welches die Jesuiten ursprünglich aus Goantaca-Indiern gebildet haben sollen (**). Hier befindet sich zwar eine ansehnliche Kirche und der Ort hat mehrere Straßen, aber die Häuser sind nur Lehmhütten, die alle, so wie die meisten einzelnen Ansiedlungen der hiesigen Gegend, von Indiern bewohnt werden. Sie haben hier im Dorfe einen Capitam Mor (so viel als Commandant oder Schulze) von ihrer eignen Ration, der aber durch nichts als durch seinen Amtsnahmen ausgezeichnet ist. Außer dem Geistlichen befinden sich nur einige wenige Portugiesen hier. Die hier wohnenden Indier haben noch größtentheils die reine indische Phystognomie, die schon zu S. Lourenzo weiter angegeben ward, hier sich aber noch charakteristischer ausspricht als dort. Ihre Kleidung und Sprache

(*) Dieser Landsee wird auch Lagoa de Araruama oder Aruama genannt.

(**) Die *Corografia braziliica* Tom. II. p. 45. giebt folgende Notiz von der Entstehung dieses Indierdorfes: Es ward angelegt als Salvador Correa de Sa, die drey Brüder Correa's Gonfalo, Manuel und Duarte, der Capitam Miguel Ayres Maldonado und mehrere Andere im April 1629 in dieser Gegend ein großes Stück Land von den Goantacas's Indianern befreyn, welches sie schon im August 1553 geschenkt bekommen hatten.

ist die der niedern Klassen der Portugiesen, und nur zum Theil kennen sie noch ihre alte Sprache. Sie haben die Eitelkeit, Portugiesen seyn zu wollen, und sehen auf ihre noch rohen uncivilisirten Brüder in den Wäldern, die sie Caboclos oder Tapuyas nennen, mit Verachtung herab. Nach der Sitte der Portugiesinnen binden ihre Weiber ihr langes, rabenschwarzes Haar oben auf dem Kopf in einem Knoten zusammen.

In den Ecken ihrer Hütten findet man die Schlafneze der Familie aufgehängt; auch fanden wir bey ihnen viele aus grauem Thon verfertigte Gefäße. Die Männer sind meist gute Jäger und geübt im Schießen mit der Flinte, die Knaben schießen sehr gut mit dem kleinen Bogen von Airi-Holz, Bodoc genannt. Die Bogen haben zwey Sehnen, welche durch ein Paar kurze Stückchen Holz von einander entfernt gehalten werden; in der Mitte befindet sich eine Stelle, wo die beyden Schnüren durch ein nebartiges Geflechte vereint sind, um die Thonkugel oder den kleinen runden Stein (Pelotta) anzulegen. Man zieht hierauf mit den vordern Fingern der rechten Hand die Schnur und die Kugel zugleich zurück, und läßt dann jene plötzlich los, wodurch die Kugel fortgeschneelt wird. Schon Hofrath von Langsdorf erwähnt solcher Bogen, die er zu S. Catharina sah; auch sind sie überall an dieser Küste gebräuchlich, ja am Rio Doce führen selbst erwachsene Männer dergleichen zu ihrem Schutze gegen die Botocuden, wenn sie kein Feueergewehr besitzen. Sie sind sehr geübt in dieser Art zu schießen, und tödten einen kleinen Vogel auf eine bedeutende Entfernung, ja selbst Schmetterlinge an Blumen, wie Herr von Langsdorf erzählt. Azara, in seiner Beschreibung von Paraguay, sagt (*), daß man dort mehrere Kugeln zugleich mit diesen Bogen abschieß. (In der 4^{to} Ausgabe ist auf der dreyzehnten Tafel Figur 1. ein solches Instrument abgebildet.)

(*) AZARA, voyages etc. Vol. II. p. 67.

Koster hat in seiner Reise in der Capitania von Pernambuco die entwilderten Indier ziemlich richtig, doch in einem etwas zu ungünstigem Lichte, geschildert; es ist aber möglich, daß sie dort auf einem noch geringerm Grade der Bildung stehen als hier. Auch muß ich hier zum voraus bemerken, daß ein Theil der Schuld der geringen Bildung und des oft schlechten Charakters dieser Indier in der falschen Behandlung und Bedrückung gesucht werden muß, welche sie früherhin von den Europäern zu erdulden hatten, die sie oft kaum für Menschen erkannten und mit dem Nahmen Caboclos oder Tapuyas die Idee von Wesen verbanden, die bloß geschaffen seyen, um sich von ihnen mißhandeln und tyrannisiren zu lassen. — In der Hauptsache ist übrigens alles wahr, was Koster von ihrem Charakter sagt; denn noch immer äußert sich bey ihnen ein Hang zu ungebundenem indolentem Leben; sie lieben starke Getränke und arbeiten ungern, sind wenig zuverlässig in ihren Worten, und man hat unter ihnen noch sehr wenig Beyspiele von ausgezeichneten Männern. An Geistesfähigkeiten fehlt es ihnen indessen nicht, sie begreifen alles sehr leicht, was man sie lehrt, und sind dabey schlau und verschlagen. Sehr auffallend in ihrem Charakter ist ein unbeugsamer Stolz und eine große Vorliebe für ihre Wälder. Viele von ihnen hängen noch ihren alten Vorurtheilen an, und die Geistlichen klagen, daß sie schlechte Christen sind. Der Priesterstand steht ihnen offen, dennoch aber ist es etwas sehr seltenes, daß sie sich demselben widmen. In Minas Geraës befand sich ein Geistlicher, welcher ein Indier, und zwar von einem der roheren Stämme war. Dieser Mann war überall geachtet und lebte mehrere Jahre auf seiner Pfarre; plötzlich aber wurde er vermißt, man fand, daß er seinen Ornat von sich geworfen hatte, und erfuhr, daß er nackt in die Wälder unter seine Brüder gelaufen, wo er mehrere Weiber nahm, nachdem er lange Jahre von den Lehren, welche er predigte, durchdrungen geschienen hatte. Ganz verschieden von diesen

Indiern sind die Neger, die in Brasilien leben; unter ihnen findet man viel Geschick und Ausdauer zur Erlernung aller Künste und Wissenschaften, ja es haben sich unter ihnen ausgezeichnete Leute gefunden (*).

Haben die Indier hinlänglich zu essen, so bringt man sie nicht leicht zur Arbeit; sie verkürzen sich lieber die Zeit mit Tanz und Trinkgelagen. Die jetzt bey ihnen üblichen Tänze haben sie von den Portugiesen angenommen; einen darunter, Baducca genannt, lieben sie besonders. Nach dem Schall der Viola (Guitarre) machen die Tanzenden mancherley unanständige Stellungen gegen einander, klatschen mit den Händen und schnalzen mit der Zunge (**), dabey wird der wohlbekannte Caüy (†) nicht vergessen, der heut zu Tage blos aus der Mandioccawurzel, Mays oder Bataten bereitet wird. Die Wurzel wird geschabt, in Stücke geschnitten, abgesotten, gesaut, mit den Fingern aus dem Munde genommen und in ein Gefäß geschüttet, wo sie mit Wasser begossen gährt, und dann ein etwas berauschendes, säuerliches und nahrhaftes Getränk giebt, das im Geschmack der Molke sehr nahe kommt. Gewöhnlich wird dieser Lieblingsstrank warm genossen. Die Lebensart dieser Indier gleicht noch sehr der der alten Küsten-Indier. Die Portugiesen haben manches von ihnen angenommen; wie z. B. die Bereitung des Mandioccamehls. Sie hatten

(*) Hierüber siehe Blumenbachs Beiträge zur Naturgeschichte 1ter Theil S. 94, als Bestätigung für die Geistesfähigkeiten der Neger, für die anziehende Kraft des vaterländischen Bodens und die gewohnte Lebensart roher Völker.

(**) S. v. Eschwege, Journal von Brasilien 1tes Heft, S. 59.

(†) Simeo de Vasconcellos zählt uns in den Notitias curiosas do Brazil p. 86 und 87. alle Arten von Caüy auf, welche die Küsten-Indier vor Zeiten bereiteten; sie gossen dies Getränk in Talhas, welche sie Igacabas nannten. Einige zählten 32 Arten derselben, z. B. von Acayá, Aty, (dieses nannten sie alsdann Caüy caraçú und Caüy maschaschéra), von Pacoba (Pacoüy), Milho (Abatiüy), Ananas (Nanavy), welches stärker ist und leicht berauscht, von Bataten (Jeliüy), Genipaba, Beju oder Mandioca (Tepiocuy), wildem Honig, Zucker (Carapa), Ucaju u. s. w.; den letztern liebten sie am meisten. Ueber den Caüy s. auch Jean de Lery, p. 123.

vormals eine gröbere Art, welche sie Uy-Entan nannten, und eine feinere unter dem Nahmen Uy-Pu (*), und noch heut zu Tage kennen diese jetzt civilisirten Indier den Nahmen Uy recht wohl. Sie bereiteten in jenen frühern Zeiten schon ihren Mingau, indem sie Mandioccamehl in die Brühe des abgekochten Fleisches warfen, worin es aufgeht und einen nahrhaften Brey bildet; die Portugiesen nahmen auch dieses von ihnen an. Sie schütteten, wenn sie aßen, das trockene Mandioccamehl neben sich hin, und warfen es mit einer solchen Fertigkeit in den Mund, daß von diesen einzelnen kleinen Körnchen nichts verloren gieng. Man findet bey ihren heutigen Nachkommen, so wie bey den portugiesischen Pflanzern, diesen Gebrauch ebenfalls (**). Die alten Tupinambas kannten schon eine vorzüglich gute Art der Mandioccawurzel unter dem Nahmen Aypi, welche sie in der Asche brateten und in Wasser abkochten (***), beydes geschieht noch heut zu Tage unter ihren Nachkommen, auch heißt die Wurzel noch jetzt eben so, oder Mandioca doce; diese und andere Gebräuche haben sich bis jetzt unter ihnen erhalten. Ungeachtet sie sich zum christlichen Glauben bekennen, so gehen doch viele unter ihnen nur zum Scheine und höchst selten in die Kirche; dabey sind sie abergläubisch und haben eine Menge Vorurtheile, ja Koster (†) fand selbst in Pernambuco noch die Maracas (††) in einem indischen Hause, ein Beweis, daß sie zum Theil auch noch an jenem Gebrauche ihrer Vorfahren hängen. Mit der fortschreitenden Cultur dieses Volkes wird seine Originalität und der letzte Rest seiner alten Sitten und Gebräuche immer mehr verschwinden, so daß selbst an der Stelle, welche ihm die Natur zum Aufenthaltsorte anwies, bald keine Spur davon mehr zu finden seyn, und man

(*) JEAN DE LERY, voyage etc. p. 116.

(**) JEAN DE LERY, voyage etc. p. 118 und 119.

(***) ibid. p. 119.

(†) KOSTER'S travels etc. p. 314.

(††) Jan & Etaden nennt sie Tamaracas. Caput rrij.

nur in Perry's und Hans Stadens Schilderungen noch Kunde von ihnen erhalten wird.

In S. Pedro unterhielten wir uns lange mit den Bewohnern, die in der angenehmen Abendkühle vor ihren Hütten saßen. Der Capitam Mor, ein kluger ältlicher Indier, und mit ihm alle Bewohner des Orts, konnten uns ihren Argwohn nicht verbergen, daß wir wohl englische Spione seyn mochten; und selbst als wir ihm unsere Portaria zeigten, war er noch nicht völlig beruhigt. Die Engländer sind in Brasilien sehr verhaßt; man hält alle Fremde, bey welchen blonde Haare und eine weiße Haut die nördliche Abkunft verrathen, für Glieder jener Nation.

Da die umliegende Gegend uns mannigfaltigen Stoff für unsere Forschungen zu enthalten schien, so verweilten wir hier mehrere Tage; unsere ausgesandten Jäger brachten uns einige Micos (*Simia fatuellus*, LINN., der gehörnte Sahui), das Faulthier mit dem schwarzen Halskragen (*), eine noch wenig gekannte Art, u. s. w.; dieses letztere fanden wir nachher in den südlicheren Gegenden häufig, aber in den nördlicheren nicht mehr. Der folgende Tag war ein Sonntag; alle Bewohner der umliegenden Gegend strömten zur Messe nach S. Pedro herbey. Wir zogen in die Kirche, vor welcher noch, von einem vergangenen Feste her, verdorrte Palmblätter in die Erde gesteckt eine Allee bildeten. Ein gewisser Herr Capitam Carvalho, welcher sich auch hier eingefunden hatte, war gegen uns sehr zudringlich. Er hatte in der Nähe seine Roça (Pflanzungen) und in der nicht weit mehr entfernten Villa zu Cabo Frio ein Haus, welches er uns für unsern bevorstehenden Auf-

(*) Das Faulthier mit dem Halskragen (*Bradypus torquatus*, ILLIGERI) ist eine neue noch unbeschriebene Art. Es unterscheidet sich in Gestalt und Bildung wenig von dem Ai; seine Farbe ist abweichend: eine Mischung von grau und röthlich, der Kopf mehr ins röthliche fallend und weißlich gemischt. Auf dem Oberhals befindet sich ein großer Flecken von langen schwarzen Haaren. Diese Art hat übrigens drey Zehen wie der Ai, und nicht zwey, wie Illiger in seinem Prodrömus angiebt.

enthalt daselbst zur Wohnung aufdrang. Hier in S. Pedro machte er unsern Führer, und lud uns wiederholt nach seiner Wohnung in der Nachbarschaft ein, wovon Herr Sellow Gebrauch machte. In der Messe sahen wir die vielen dunkelbraunen Indier mit ihren originellen Gesichtern, ein für Fremde sehr interessanter Anblick. Am Abend tanzten sie im Hause ihres Capitam Mor, und waren bey dem Caüy-Trinken sehr lustig. Der Geistliche hatte sich ebenfalls hier eingefunden; es schien aber, als ob man außer der Messe nicht viel aus ihm mache.

Durch den Besuch, welchen Herr Sellow in der Behausung des Herrn Carvalho abgestattet, lernten wir die verschiedenen interessanten Produkte der großen Waldungen bey S. Pedro einigermaßen kennen. Diese Wälder sind mit den schönsten Nutzholzern und officinellen Gewächsen angefüllt. Herr Carvalho war früherhin der Ausführung solcher nutzbarer Holzarten, welche der Krone gehören, beschuldigt und von der Regierung zur Strafe festgesetzt, nachher aber für unschuldig erklärt und wieder frey gegeben worden. Hier ist das Brasilienholz, Pao Brazil (*Caessalpinia brasiliensis*, LINN.) in Menge vorhanden, und Ipé-Holz (*Bignonia*) von verschiedener Art, mit großen gelben und weißen Blumen, wovon die eine Art Ipé-amarello genannt wird, eine andere aber, welche wohl eins der stärksten Schiffbauhölzer liefert, hat den Nahmen Ipé-Tabacco, weil ihr gespaltener Kern ein hellgrünes staubartiges Pulver giebt, ferner Pekéa, dessen Frucht genießbar für Menschen, und eine gewöhnliche Nahrung der Affen ist; ferner Pitoma, Oleo Pardo (*Laurus*), Ipeuna (*Bignonia*) von allen das härteste Holz. Da es elastisch und dabey sehr leicht ist, so verfertigen die Indier zuweilen ihre Bogen daraus. Hier ist ferner Imbiú, Jaquá, Grubú, Grumbari und Mazaranduba, welches Milchsaft zwischen Splint und Rinde hat, woraus die Indier Bogelleim machen; Graúna und Sergeira (eine *Cassia* oder *Mimosa*, die das Laub abwirft) einer der schönsten und

dickeſten Bäume. Es iſt leicht, erſetzt Linden- und Pappelholz, und man macht Canoes daraus. Hier ſind Jarraticupitaya, mit gewürzhafter Rinde, die ein Heilmittel der Indier iſt, Jacarandá oder bois de rose (Mimosa), ſchön ſchwarzbraun, feſt und ſchwer, nutzbar für Tiſchler und von einem ſchwachen aber angenehmen Roſengeruche; der weiße Splint wird nicht gebraucht, ſondern nur der innere ſchwarzbraune Kern; Cuiranna (Cerbera oder Gardenia), ein ſehr leichtes Holz, aus dem man Löffel und Teller macht und deſſen Rinde einen Milchſaft giebt; Peroba, ein hartes, feſtes Schiffbauholz, das von der Regierung benutzt wird, und deſhalb für ihr Eigenthum erklärt iſt; Canella (Laurus), ſehr aromatiſch, wie Zimmt riechend; Caübi (Mimosa), Majole, Sepepira, Putumujü, hier und in Rio de Janeiro Araribá genannt, und andere Arten mehr. Auch officinelle Gewächſe findet man hier in Überfluß; unter ihnen nenne ich nur einige, als die Herva moeira do Sertam mit dem Gewürznelken ähnlichen Geſchmack, den Costus arabicus, der gegen eine gewiſſe veneriſche Krankheit gebraucht wird; die Ipecacuanha preta (Ipecacuanha officinalis, ARRUDA; ohne Zweifel die Raiz preta, in von Schwege's Journal von Braſilien, Heft 1. abgebildet); Ipecacuanha branca (Viola Ipecacuanha, LINN., oder Pombalia Ipecacuanha, VANDELLI), die Buta (*), welche die Wirkung der China erſetzen ſoll, u. ſ. w.

Nachdem wir in der Gegend von S. Pedro mit den Indiern öfters gejagt hatten, verließen wir ſie Nachmittags und begaben uns nach dem nur ein Paar Stunden Weges entfernten Cabo Frio. Ein Aufenthalt, den uns unterwegs ein Maulthier verursachte, gab uns Gelegenheit, eine hübsche Art von Maracanná, den unter dem Nahmen des Psittacus Macavuanna beſchriebenen Vogel, zu erlegen; er hält ſich ſchaa-

(*) Wir haben dieſe wirksame Pflanze weder in der Blüthe noch mit der Frucht gefunden, um beſtimmen zu können, in welche Familie ſie gehöre. Sie iſt vielleicht ein Convolvulus.

rennweise hier in den Wäldern auf und fällt in die Gebüsche und Mayspflanzungen nahe um die Wohnungen der Indier ein, wo er oft vielen Schaden verursacht.

Noch spät in der Dunkelheit überschifften wir die Lagoa bey der Villa zu Cabo Frio, und wurden daselbst von dem Herrn Capitam Carvalho in seinem Hause aufgenommen. Cabo Frio ist das bekannte Vorgebürge, welches schon früher erwähnt worden; hohe, Felsenberge, vor denen einige felsige Inseln liegen, bilden dasselbe. Auf einer dieser kleinen Inseln ist, in einem Busen nahe an der Küste, ein kleines Fort erbaut. Eine Lagoa zieht sich hier in einem Halb-Kreise in das Land hinein, und an ihr liegt die Villa do Cabo Frio. Es ist ein kleiner Ort mit mehreren ungepflasterten Straßen und niedrigen Häusern, von denen indessen einige ein ganz nettes und freundliches Außere haben. Die Landzunge, worauf die Villa liegt, hat einen theils sumpfigen, theils sandigen Boden, denn nahe bey den Lagoas ist Sumpf, und näher dem Meere zu tiefer Sand, in welchem Gebüsche mancherley Art wachsen. Hier entdeckten wir einige neue Gewächse, unter andern zwey strauchartige Andromeden (*), die eine mit blaßgelben, die andere mit rosenrothen Blumen. Die ganze umliegende Gegend ist mit großen Seen und Sümpfen durchzogen, weshalb man diese Gegend für fieberhaft hält; doch behaupten die Bewohner, daß die heftigen Seewinde die Atmosphäre sehr verbessern.

Die Villa nährt sich von der Ausfuhr einiger Produkte, wie der Farinha und des Zuckers. Einige Lanchas unterhalten damit einen Küstenhandel. Vor Zeiten war diese Gegend, so wie die zu Rio de Janeiro, von den mächtigen Stämmen der Tupinambas und Tamoyos bewohnt, die zu Lery's Zeit mit den Franzosen gegen die Portugiesen verbunden waren.

(*) Herr Professor Schrader zu Göttingen, dessen Güte ich die Bestimmung des größten Theils der in diesem Buche erwähnten Pflanzen verdanke, hat diese beyden Gewächse für neue, noch unbeschriebene Arten dieses Genus erkannt.

Salema griff sie 1572 zu Cabo Frio an und brachte ihnen eine große Niederlage bey, worauf sie sich ins Innere zurückzogen. Nachher siedelten sich die Portugiesen hier an. In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wohnten hier eine kleine Anzahl derselben; auch hatte man schon das Dorf S. Pedro gegründet: ein kleines Fort war nach den Angaben in Southey's history of Brazil fast ohne Besatzung.

Auf die Einladung eines hier wohnenden Capitans, sein Zuckerwerk zu sehen, schifften wir uns an einem Sonntage früh mit ihm ein; unser Hauswirth, Herr Carvalho, und ein Geistlicher begleiteten uns. Man legte wie gewöhnlich Rohrmatten (Esteiras) zum Niedersitzen auf den Boden des Canoes. Diese Art Fahrzeuge gebrauchten schon die alten Tupinamba's und die ihnen verwandten Stämme; die Portugiesen behielten sie nur bey. Sie sind aus einem einzigen Baumstamme gehauen, äußerst leicht, und die Indier wissen sie vorzüglich zu regieren. Man hat sie von verschiedener Größe; einige sind so schmal, daß man sich nicht viel bewegen darf, ohne das Umschlagen des Canoes befürchten zu müssen: andere hingegen werden aus so ungeheuer dicken Stämmen gehauen, daß sie selbst in der See, wenn sie nicht unruhig ist, ziemlich sicher gehen. Der das Canoe regierende Mann steht aufrecht und weiß sich so im Gleichgewicht zu halten, daß er durch seine Bewegungen nicht das geringste Schwanken verursacht. Die Ruder haben vorne eine Schaufel von oblonger Form, und werden bey kleinen Canoes aus freyer Hand geführt, ein Paar geschickte Canoeiros sind im Stande ein solches leichtes Fahrzeug pfeilschnell fortzutreiben. Wir fanden das Wasser der Lagoa von geringer Tiefe und so klar, daß wir den weißen Sandboden des Grundes mit seinen Korallengewächsen deutlich wahrnehmen konnten; bey der geringen Tiefe saßen wir oft fest. Die Lagoas umschwärmten Möven, Meerschwalben, weiße Reiher und Strandläufer. Zwey Arten von Cormoranen sind

hier sehr gemein: der graubraune Löpel (*), und ein anderer unserm Cormoran sehr ähnlicher Vogel; beyde fischen hier in den Gewässern und kommen den Häusern der Villa sehr nahe. Die Fazenda des Herrn Capitam, von ihren Negerhütten umringt, ist auf einem grünen Hügel erbaut, und hat eine schöne Lage. Ringsum erblickt man Waldgebürge und bebuschte Anhöhen, welche mit den glänzend hellgrünen Zuckerpflanzungen einen angenehmen Farbenwechsel bilden; zur Linken belebten mehrere Wasserspiegel, freundliche Wohnungen und ferne blaue Gebürge diese Landschaft. Wir besahen das Zuckerwerk, welches sehr gut eingerichtet zu seyn scheint. Um den Zuckersaft, aus welchem man Branntwein bereiten will, zu verdicken und zu reinigen, gießt man eine scharfe Lauge hinzu. Man erhält diese aus dem Aufgusse von warmem Wasser auf die Asche einer Art Polygonum, das in der indischen Sprache Cataya, von den Portugiesen aber Herva de Bichu genannt wird. Diese Pflanze hat einen sehr bittern, pfefferartigen Geschmack, wird auch in mancherley Krankheiten (***) angewandt, und soll bey der Bereitung des Zuckerbranntweins von großem Nutzen seyn. Die meisten etwas beträchtlichen Fazenden haben eine Kirche, eine Kapelle oder doch ein geräumiges Zimmer, welches dazu eingerichtet ist, daß an Sonn- und Festtagen daselbst Messe gelesen werden kann. Es ist den Reisenden zu rathen, ja die Messe nie zu versäumen, indem die Einwohner darauf einen sehr großen Werth setzen: man behandelte uns stets sehr gütig und zuvorkommend, wo wir diese Regel beobachteten, und ließ uns Kälte und Widerwillen sehr deutlich fühlen,

(*) Vielleicht der Petit Fou de Cayenne. BUFF. pl. 973. (Pelecanus parvus.)

(**) Am Rio S. Francisco soll dies Gewächs bey der Krankheit, welche man O Largo, die Erweiterung, nennt, mit Vortheil angewandt werden. Dieses Uebel ist nach der Beschreibung eines alten ungarischen Arztes, der dort lebte, und die Krankheiten jenes Landes beschrieben hat, eine durch Schwäche verursachte Erweiterung des Mastdarms. Man soll alsdann die Pflanze kochen, die davon erhaltene Brühe erkalten lassen, und sie als Clystir und zum Bade anwenden.

wenn wir nicht in die Kirche gingen. Nach der Messe begleiteten wir den Hausherrn wieder nach der Villa zurück, wo wir heute noch eine Seltenheit dieser Gegend, nehmlich die ächte Cocospalme (*Cocos nucifera* LINN.) in Augenschein nahmen. Dieser schöne Baum ist weiter nördlich, wie die Folge des Reiseberichts zeigen wird; sehr gemein, allein hier in den südlichen Gegenden sehr selten. Er trägt an der Ostküste den Namen der Cocos da Bahia.

Auf einer Fazenda in der Nähe von Cabo Frio befanden sich, wie man mich versicherte, ein Paar Dattelpalmen (*Phoenix dactylifera* LINN.) welche Frucht trugen; allein seitdem man den einen der beyden Bäume abgehauen hat, trägt der andere nicht mehr.

Wir machten nun Jagdzüge in allen Richtungen der Gegend, und hatten zu diesem Endzwecke zwey neue Jäger, des Landes kundige Männer, Namens João und Ignacio, in unsere Dienste genommen. Sie brachten uns bald verschiedene Thiere, besonders Brüllaffen (*Guariba*), ohne Zweifel die Art, welche man unter dem Namen des Stentor oder *Mycetes ursinus* beschrieben hat, und deren laute Stimme man hier häufig in den Wäldern hört. Diese sonderbaren Geschöpfe zeichnen sich bekanntlich durch die große Stimmcapsel in der Kehle aus, welche Herr v. Humboldt in seinen Beobachtungen aus der Zoologie auf der 4ten Tafel nach einer andern Species dieses Genus abgebildet hat. Von dem langen starken Barte des männlichen *Guariba*, trägt er an dieser Küste den Namen Barbado; in St. Paul nennt man ihn *Bujio* und mehr nördlich *Guariba*. Nebst diesen Affen erhielten wir den mit den beyden verlängerten Haarzöpfen auf dem Kopfe (*Simia fatellus* LINN.) und den kleinen rothen *Sahui* (*Simia Rosalia* LINN.) Beyde sind hier nicht selten, werden aber etwas weiter nördlich gar nicht mehr gefunden. Am Rande der Lagoas und der Sümpfe, besonders in der Nähe der Mangigebüsche (*Rhizophora*, *Conocarpus* und *Avicennia*) fanden wir eine große

Menge in die Erde gebohrte Löcher, in welchen Krabben leben. Diese Art wird hier Guayamü genannt; sie darf nicht mit einer andern verwechselt werden, die man an der Seeküste im Sande findet, und mit dem Rahmen Ciri belegt; beyde Arten werden von Marcgraf erwähnt. Das Guayamü wird größer als das Ciri und hat eine ungesleckte, schmutzige, schieferblaue, etwas ins bleygraue spielende Farbe. Diese Thiere sind schwer zu fangen, denn schon bey dem leisesten Geräusche ziehen sie sich in ihre Höhlen zurück; ich griff daher zu dem Mittel, sie mit Bogeldunst zu erlegen. Sie machen eine Hauptnahrung der Brasilier aus, deren Indolenz oft so weit geht, daß sie sich bey Mangel an Fischen mit dieser unsrer Erfahrung nach elenden Kost behelfen. In den Sandgebüschchen fand ich häufig zwey verschiedene Arten Eidechsen, wovon die größere, Daudin's Lacerta Ameiva, einen grünen Rücken und bunt gefleckte Seiten hat. Hier erhielt ich auch die Haut einer Riesenschlange, der Boa constrictor. Mit Unrecht giebt Daudin nur Afrika als das Vaterland dieser Schlange an, da sie doch die gemeinste der brasilischen Arten des Genus Boa ist. Die meisten dieses Geschlechts sind an der Ostküste unter dem Rahmen Jiboya bekannt.

Die bis jetzt schon gemachte sehr beträchtliche Sammlung, die sich in Cabo Frio, besonders an Wasser- und Sumpfvögeln noch sehr vermehrt hatte, versprach uns Herr Capitam Carvalho nach Rio de Janeiro zu senden. Wir fanden indessen bald Ursache, gegen die uns aufgedrungenen Gefälligkeiten dieses Mannes mißtrauisch zu werden; denn es zeigte sich nur zu deutlich, daß ihm der größte Eigennutz leitete, der sogar so weit gieng, daß er uns nöthigte, ihm ein Attestat über die uns geleisteten wichtigen Dienste auszustellen. Eben so unglücklich waren wir mit der Bekanntschaft des hiesigen Apothekers, eines Mannes, der sich sehr für unsere Arbeiten zu interessiren schien, und den wir anfänglich einige Bildung zutrauten. Bald aber bemerkten wir, daß es in seinem Kopfe

nicht ganz richtig war, und ungeachtet wir mit seiner Schwachheit Geduld hatten, sahen wir uns am Ende doch genöthigt, ihn ernster zu behandeln, indem er in der Villa verschiedene uns nachtheilige Gerüchte aussprengte, wofür er indessen, wie wir später erfuhren, von der Polizey einige Tage Arrest erhalten hat.

IV.

Reise von Cabo Frio bis Villa de S. Salvador dos Campos dos Goantacases.

Campos Novas, Fluß und Villa de S. João, Rio das Ostras, Fazenda von Tapebuçá, Fluß und Villa zu Macahé, Paulista, Coral de Battuba, Barra do Furado, Fluß Barganza, Abtey S. Bento, Villa de S. Salvador am Flusse Paraíba.

Am 7. September ließen wir unser Gepäck bey der Villa über die Lagoa setzen, und die Maulthiere herbeytreiben, die während unseres Aufenthalts daselbst, jenseits der Lagoa bey einer einzelnen Fazenda auf die Weide gegangen waren, und am 8. verließen wir, begleitet von Herrn Carvalho, die Gegend von Cabo Frio und zogen langsam an der Lagoa hin. Als der Weg sich aber in die Waldungen wendete, giengen einige unserer Thiere durch. Wir sahen uns nun genöthigt, den Wald in allen Richtungen zu durchkreuzen, und nur mit vieler Mühe gelang es uns, sie wieder zu finden. In einem Hohlwege verursachte uns bald darauf unsere Tropa, welche durch den langen Aufenthalt zu Cabo Frio auf der guten Weide verwildert war, ein noch größeres Abenteuer.

Ich ritt in diesem Hohlwege dem Zuge langsam voran, als ich plötzlich alle unsere mit großen hölzernen Kästen schwer beladenen Thiere, in voller Flucht hinter mir her rennen hörte. Mein ebenfalls eigensinniges Reit-Maulthier gieng sogleich mit einem solchen Ungestüm durch, daß an ein Aufhalten nicht zu denken war. Um mir von den Kästen der wildgewordenen Esel nicht die Knie und Beine brechen zu lassen, riß ich mein Maulthier auf die Seite, worauf sich die ganze Tropa in dem Walde zerstreute; vier bis fünf Thiere warfen ihre Ladung ab, und zerrissen und zerschlugen das Geschirr. Wir alle standen athemlos und ermattet da, ohne errathen zu können, was eigentlich Ursache dieser tragikomischen Catastrophe gewesen sey. Wir durchzogen nun nach allen Seiten das nahe Gebüsch, und nur nach einem bedeutenden Aufenthalt brachten wir endlich mit Hülfe unserer guten Tropeiros, welche der Spur folgten, alle versprengten Thiere wieder zusammen. Portugiesische Jäger, welche in diesem Walde Rehe jagten und hier einen verlorenen Hund suchten, wiesen uns zurechte. Die Rehe dieser Gegend sind von zwey verschiedenen Arten, welche Azara unter dem Nahmen Guazapita und Guazubira beschrieben hat, und Mawe fälschlich Fallow-Deer (*) nennt; Koster sagt sogar, indem er von einer der beyden Reharten spricht, daß man eine Antilope geschossen habe (**), da doch bekanntlich diese Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden. Überhaupt findet man vier Hirscharten in Brasilien, welche Azara zuerst beschrieben hat, und sie scheinen über einen großen Theil von Südamerika verbreitet zu seyn. Die gemeinste ist das Veado Mateiro der Portugiesen, das rothe Reh oder der Guazupita, wovon sich bey dem angeführten Schriftsteller eine recht gute Beschreibung findet. Dieses Thier ist in allen Waldungen und Gebüsch verbreitet und wird häufig gegessen, obgleich sein Wildpret sehr trocken und grobfaserigt ist.

(*) J. MAWE's travels etc. p. 80.

(**) KOSTER's travels etc. p. 136.

Nachdem unsre Tropa, so gut sichs thun ließ, wieder in die nöthige Ordnung gebracht war, setzten wir unsre Reise durch hohe schlanke Waldungen fort, welche häufig mit offenen Stellen abwechselten, wo Wiesen mit großen Brüchern und Rohrgehägen eine Menge Reiher, Enten, Kibitze und andere ähnliche Arten ernähren. Überall tönt hier das Geschrey des Quer-Quer, und im Walde sehr häufig die klingende Stimme des Araponga. Mehrere strauchartige Eugenia-Arten trugen hier ihre schwarzen, reifen, sehr schmackhaften Früchte, welche die Größe kleiner Kirschen haben. Wir ritten durch herrliche Wälder schlank gewachsener, hoher Stämme, mit weißlicher oder rothbräunlicher Rinde, die mit Ehrfurcht erfüllen, während unten in dem Dickicht blühende Mimosen und Justicien Wohlgeruch verbreiten. Hier fanden wir auch große Termitengebäude von 8 bis 10 Fuß Höhe, ein Beweis ihres Alters. Jetzt verursachten uns unsere Lastthiere neue Unruhe, da sie an verschiedenen sumpfigen Stellen tief einsielen; wir wurden zugleich noch durch den Stachel der Marimondos, bössartiger Wespen, geängstigt (*). Ihr Stich hinterläßt einen zwar heftigen, aber nicht lang anhaltenden Schmerz und eine Beule. Die herrliche Buginivillaea brasiliensis blühte hier vollkommen roth gefärbt, und hohe, mit goldgelben großen Blumen überschüttete Trompetenbäume (Bignonia) drängten sich zur Zierde der finstern Baumkronen empor.

In einer großen Sumpfwiese schritten der Jabirú (*Ciconia americana*, oder *Tantalus loculator*, LINN.) und Reiher verschiedener Art, besonders die schneeweißen Egretten, umher. Das Vieh wadet hier tief im Wasser, und nährt sich von den Sumpfgräsern. Eine große 6 bis 8 Fuß lange Schlange, die grüne Cipo (*Coluber bicarinatus*) schoß pfeilschnell vor uns hin in dem hohen Grase, und auf den Gebüschern am Rande der Wiese ließ sich eine Schaar Maracanás (*Psittacus Macayuanna*, LINN.) nieder. Da ein uns beegnender Reiter die willkommene

(*) M a w e nennt sie fälschlich Mirabunde pag. 134.

Nachricht brachte, daß unsere vorangezogenen Jäger schon eine Menge schöner Vögel geschossen hätten, so ritten wir vorwärts tiefer in den Wald hinein, und labten uns an den wild wachsenden Orangen (Laranja da terra) mit fadem süßlichem Geschmacke. Ihre Blüthen dufteten köstlich und lockten eine große Menge Colibris herbey (*). Beym Austritte aus dem Walde überblickten wir eine freye Wiese, wo auf einer sanften Höhe die große Fazenda von Campos Novos, eigentlich Fazenda do Re genannt, erbaut ist. Neben dem Wohnhause des Besitzers, eines Capitans, breiten sich die Hütten der Neger in einem Quadrate aus, wodurch ein kleines Dorf entstanden ist. Diese Fazenda, wenigstens die dabey befindliche Kirche, ward von den Jesuiten erbaut.

Da wir hier ein zurückgebliebenes Maulthier abzuwarten hatten, so entstand ein Aufenthalt von mehreren Tagen, der zum Durchstreifen der umliegenden Gegend benutzt wurde. Ein Jäger, aus Neapel in Italien gebürtig, kam zu uns in die Venda und zeigte uns das Fell eines Affen, der hier in einer gewissen Gegend der großen Wälder lebt, und von den Einwohnern Mono genannt wird. Wir jagten lange vergebens nach diesen Thieren, erhielten sie aber in der Folge, und ich erkannte sie bey näherer Untersuchung für eine Art des Genus Ateles (**); dies ist der größte Affe in der von uns bereiseten Strecke, dessen Fell die Jäger zu Regenkappen über ihre Flintenschlösser benutzen. Die Wälder um Campos Novos sind, wiewohl erst in einiger Entfernung von der Fazenda, mit Geschöpfen jener Art angefüllt. Unsere Jäger hatten mehrere

(*) Die guten Orangen müssen auch in Brasilien gefroren werden; läßt man sie wild aufwachsen, so wird die Frucht fade und bitterlich.

(**) *Ateles hypoxanthus*, mit langen Gliedern und starkem langen Schwanz. Haar fahl graugelblich, an der Wurzel des Schwanzes oft gelbroth gefärbt. Gesicht, fleischfarben mit schwärzlichen Punkten und Flecken besetzt. Ganze Länge von der Nasenspitze bis zum Ende des Schwanzes 46 Zoll 8 Linien. Der Daum der Vorderhände ist nur ein kurzes Rudiment. Hierdurch unterscheidet sich diese Art von dem *arachnoides* des Herrn Geoffroy, welchem der Daumen gänzlich fehlt.

Guaribas oder Barbados erlegt; ein alter, männlicher Affe wurde noch lebend in unsere Behausung gebracht. Von diesem merkwürdigen Thiere sagt der weiter unten angeführte englische Reisende, welcher kein großer Zoolog zu seyn scheint, komisch genug: »Man spricht von ihm als einem langbärtigen Affen, der, wenn er im Schlafe sey, so laut schnarche, daß der Reisende dadurch in Verwunderung gerathe (*).« In den benachbarten Sümpfen fanden wir an den Binsen- und Grashalmen die schön rosenrothen Eier der Sumpfschnecke, welche Mawe in seiner Reise unter dem Rahmen der *Helix ampullacea* abgebildet hat, in Bündeln vereinigt. Diese Schnecke ist sehr gemein in allen ausgetrockneten Sümpfen von Brasilien, ihr Gehäuse ist dunkelolivengraun; auch fanden wir in allen bisher durchreisten Wäldern die große Landschnecke ziemlich häufig, welche Mawe als eine Varietät der *Helix ovalis* abgebildet hat. Die Farbe dieses Thieres selbst ist blaß orangegelb, das Gehäuse aber gewöhnlich blaß gelbbraunlich. Hier sahen wir an den Zweigen der Gesträuche das Nest einer Art Wespe (*Pelopaeus lunatus*. FABR. S. PIEZ. p. 203.) das von Erde gebaut und von der Größe und Gestalt einer Birne ist. Zerbricht man es, so findet man in der Masse zerstreut, etwa 5, 6 bis 7 Larven oder schon ausgebildete Thiere, diese Art ist einerley oder doch sehr nahe verwandt mit jener Wespe, welche Azara (***) beschreibt. Sie heftet kleine Gehäuse oder Zellen von Thon an die Wände der Gebäude und Zimmer, wie man dies in den meisten Wohnungen an der Ostküste von Brasilien finden kann; ich halte diese für identisch mit jener, welche ihr Nest an den Zweig befestigt hatte.

Bei unserer Abreise erschien uns die hübsche Gegend in einem recht freundlichen Lichte. Die Wiesenebene war von niedrigen Waldhügeln eingeschlossen; Gebüsche von besonders lebhaftem und freundlichem Grün erinnerten uns an die Farbe

(*) J. MAWE'S travels etc. p. 133.

(**) AZARA voyages etc. Vol. I. p. 175.

unseres europäischen Frühlings. Sie bestanden aus einer Art *Gardenia*, hier *Cuiranna* genannt, die wahrscheinlich eine noch nicht beschriebene Species ist, und einen Baum mit nutzbarem Holze bildet. Wegen der ziemlich weiten Entfernung von der See sind die Waldungen mit Affen und jagdbaren Thieren angefüllt. Der erhabene, prachtvolle Urwald (*Mato virgem*), welcher sich von *Campos Novos* beynahe ununterbrochen bis zum Flusse *S. João*, vier *Legoa*s weit, ausdehnt, in dessen dunkle Kühle wir uns jetzt vertieften, verdient hier eine Erwähnung. Wir erreichten bald eine mahlerische Sumpfstelle, von jungen *Cocos*palmen und *Heliconi*agebüschen dicht umflochten. Sie bilden das Unterholz, über welchem sich hohe, schattenreiche, ästige Waldbäume erheben. Der grün, blau und gelbe *Surucua* (*Trogon viridis*, LINN.) war hier häufig, und lockte in den dichtbelaubten Baumzweigen; wir ahmten seine Stimme nach und schossen bald mehrere, sowohl Männchen als Weibchen. Dieser Vogel ist in allen hiesigen Gegenden einer der gemeinsten. Der Wald ward immer herrlicher, und neue prachtvolle Blumen gaben unserm Botaniker reiche Beschäftigung. Wir sahen auffallend verschlungene *Cipos*, besonders schöne *Banisterien* meist mit gelben Blumen, merkwürdig gebildete Stämme und oft schauerlich prachtvolles Gewebe von *Cocos*palmen, eine nicht zu beschreibende Zierde der Wälder; oben in den Zweigen blüheten schön die *Bromeli*astauden. Neue Lockstimmen der Vögel reizten unsere Neugierde, besonders häufig war hier der weiße *Procnias* (*Araponga*). Der Weg in sandigem Boden war ermüdend, allein die Pracht des Waldes entschädigte uns reichlich für die Anstrengung. Auf einem schief gewachsenen Stamme fand ich eine 6 bis 7 Fuß lange, bleygraue Schlange, welche ich unter dem Namen der *Coluber plumbeus* beschreiben werde (*), sie ließ uns sämmtlich

(*) Die Länge dieses Thieres betrug 6 Fuß 1 Zoll 4 Linien. Es hatte 224 Bauchschilde und 79 Paar Schwanzschuppen. Die obern Theile sind dunkel bleyfarben, die untern schön gelblich weiß, wie Porcellain glänzend.

vorbeyreiten und bewegte sich nicht. Ich ließ sie von einem meiner Jäger schießen; und um sie fortzubringen, konnte ein Neger, der unsere eingesammelten Pflanzen schleppte, nur mit Mühe beredet werden, das große, völlig unschädliche Thier, das wir in ein Tuch eingepackt hatten, am Ende eines langen Stockes auf der Schulter zu tragen. Nachdem er schon weit gegangen war, bemerkte er noch eine kleine Bewegung seiner Bürde, und erschrock dermaßen, daß er sie weit von sich schleuderte und die Flucht ergriff. Etwas weiter fanden wir unsere vorangeeilten Jäger am Fuße eines uralten Stammes gelagert; sie hatten schöne Vögel, mehrere Tucane, Arassaris, (Rhamphastos Aracari, LINN.), Surucua's (Trogon) und den kleinen rothen Sahui (Simia Rosalia, LINN.) erlegt. Wir erreichten gegen Abend die Ufer des Flusses S. João, der bey der hier erbauten Villa sich ins Meer ergießt. Er ist etwa 3 bis 400 Schritte breit und wird mit Canoes überschliff; unsere Thiere wurden weiter oben durchs Wasser geführt. Auf der andern Seite des Flusses landeten wir in der Villa da Barra de S. João, einem kleinen Orte mit mehreren Straßen und, nach der Landesart, ziemlich guten Gebäuden; er hat eine Kirche aus den Zeiten der Jesuiten, die etwas isolirt auf Felsen an der See erbaut ist. Barra de S. João ist einer der Plätze, wo die von Minas Geraës herabkommenden Reisenden und Waaren wegen der unerlaubten Ausfuhr der Edelsteine visittirt werden. Da der Fluß etwas schiffbar ist, so fanden wir hier fünf bis sechs Briggs vor Anker. Ein hieselbst ansässiger Engländer, ein Schmidt, erzählte uns, daß sich auch schon englische Schiffe in diesen einsamen Winkel verirrt hätten, weswegen er beabsichtige, sich zum Viceconsul ernennen zu lassen. Wir gaben ihm eine Menge Gewehre zu repariren, und der Herr Consul entledigte sich seines Geschäftes zu unserer großen Zufriedenheit. Der Mangel tüchtiger Arbeiter zur Reparatur der Gewehre ist dem reisenden Naturforscher in Brasilien sehr fühlbar; denn nur selten findet man Leute, welche auch nur die

größte Büchsenmacherarbeit verstehen. Man baut bey S. João viel Reis und Mandioca; besonders am Flusse aufwärts soll es sehr fruchtbare Gegenden geben, ja selbst der Sand trägt reichlich, wo er hinlänglich bewässert wird.

Von der sandigen Landzunge zwischen dem Flusse und dem Meere, worauf die Villa erbaut ist, folgten wir der Küste weiter nordwärts. In einer mit mancherley Sträuchern bewachsenen Ebene blühten häufig eine scharlachrothe Amaryllis mit zweyblumiger Scheide, gelbblühende Banisterien und schöne Myrthenarten. Zur Linken hatten wir einen hohen isolirten Berg, den Monte de S. João, vor welchem sich in der Ebene nach dem Meer hin hohe Urwälder, und vor diesen Sümpfe mit Gebüsch bedeckt, ausbreiteten.

Nachdem wir einige Mandioccapflanzungen, die, wie das darin verbrannte, umherliegende Holz zeigte, erst seit kurzem urbar gemacht worden waren, durchritten hatten, erreichten wir auf einem tiefsandigen Wege das Seeufer, und befanden uns nun an einem schönen, mit Cocospalmen bewachsenen, in die See vorspringenden felsigen Hügel, neben welchem ein Bach, der Rio das Ostras, sich in das Meer ergießt. Wir folgten dem Flüsschen einige 100 Schritte aufwärts, luden unsere Tropa ab und setzten sie über. Das Wasser dieses Baches ist klar, und die Ufer sind reizend; denn ein dichtes Geflechte von mancherley Waldbäumen hängt bis zu ihnen hinab und schlankte Cocospalmen überschatten sie. Hier wohnt eine einzelne Familie, ein mit einer Indierin verheiratheter Portugiese, der zur Landmiliz gehört, und dabey die Überfahrt besorgt. Durch dieses doppelte Geschäft sehr belästigt, schien mir der Mann sehr unzufrieden mit seiner Lage zu seyn. Leicht wäre hier auch eine kleine Brücke anzulegen, wodurch dem Reisenden viel Zeitverlust erspart werden könnte, denn kaum hat man am Morgen in S. João mit Mühe eine Tropa beladen, so muß man hier schon nach ein paar Stunden alles wieder abpacken.

Jenseit des Flüsschens fanden wir einige leere Lehnhütten

mit Cocosblättern gedeckt, in welchen wir vor einem heraufziehenden Regen Schutz fanden. Ehe man auf dieser Straße den Seestrand wieder erreicht, kommt man über einige Hügel, die größtentheils mit einer 30 bis 40 Fuß hohen Rohrart, Taquarussü, das große Rohr genannt, bewachsen sind. Seine colossalen, bis 6 Zoll im Durchmesser haltenden Stämme, schießen hoch auf und krümmen sich sanft über; das Laub ist gefiedert und an den Zweigen befinden sich kurze starke Dornen, welche dieses Dickicht undurchdringlich machen. Diese Art von Bambusa bildet äußerst verworrene Gebüsche, welche durch ihre vielen dünnen Blätter und abfallenden verdorrten Blattscheiden bey dem leisesten Winde ein eigenes, rasselndes Geräusche verursachen. Dem Jäger sind sie sehr willkommen, denn haut man ein solches Gewächs unter den Knoten ab, so findet man den Stamm der etwas jüngern Triebe mit kühlem, angenehmen, wiewohl etwas fadem, süßlichem Wasser angefüllt, welches den brennenden Durst auf der Stelle löscht. Diese merkwürdige Pflanze liebt gebürgige, trockne Gegenden, daher findet man sie besonders häufig in der Capitania von Minas Geraes, wo man Trinkbecher aus ihren Stämmen macht. Wir wanderten an der See fort, und fanden bey einigen zerstreut liegenden Wohnungen eine andere, ebenfalls nützliche Pflanze, die Agave foetida. Ihre glattrandigen, steifen, 8 bis 10 Fuß langen Blätter bilden feste Hecken, und aus ihrer Mitte schießt ein 30 Fuß hoher starker Stamm, der oben gelbgrünliche Blüthen trägt, und der Landschaft ein originelles Ansehen giebt. Das Mark des Stammes, Pitta genannt, dient dem Insectensammler als Nork. An dem Seestrand wachsen auch niedrige Zwergpalmen, Bromelien und andere Gewächse vom Winde niedergehalten in undurchdringlichem Dickicht. Wir erreichten nun die auf einem Hügel am Meere liegende Fazenda von Tapebuçu und wurden von dem Besitzer derselben, einem Fährdrich der Landmiliz (Alferes) sehr gut aufgenommen. Diese Fazenda hat eine sehr angenehme Lage, indem unmittelbar

hinter ihr hohe Urwälder sich erheben, welche bloß durch eine Lagoa von ihr getrennt werden, in der sich die schönen Baumgruppen spiegeln. Von der Höhe, worauf das Haus liegt, überblickt man eine weite Ebene, mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, aus dessen Mitte sich die Serra de Triri, ein isolirtes merkwürdiges Gebürg von vier bis fünf mit Wald bedeckten Kegelfuppen, erhebt; mehr zur linken in südlicher Richtung zeigt sich der einzeln dastehende Monte de S. João. (In der 4^{to} Ausgabe giebt die 15^{te} Platte eine Ansicht der eben erwähnten Landschaft, wo man im Vorgrunde die Fazenda unweit der See bemerkt.)

Das zu dem Gute gehörende Land ist eine Lagoa lang und zum Theil mit Mandioca und Mais bebaut; auch zieht man etwas Kaffee. Die Lagoa ist fischreich. Um die Wohnungen herum hat man Drangenbäume gepflanzt, deren duftende Blumen eine Menge Colibris anlocken. Unsere Jäger fanden reiche Ausbeute in den nahen Waldungen; sie erlegten Papageyen, Maracanã's, Tucane, Pavo's und andere schöne Vögel, auch unsere Herbarien wurden hier sehr bereichert. Ich fand viele Arten von Cocospalmen, unter andern die Aïri, deren Fruchtrauben eben reif waren, und die stachelichte Sumpfpalme, Tucum, die einen etwa 15 Palmen (Spannen) hohen Schaft bildet, welcher, so wie die Blattstiele mit dünnen spitzigen Stacheln versehen ist. Dieses Gewächses erwähnt Mawe, giebt ihm aber eingesägte, lanzettförmige Blätter (*), da sie doch gefiederte Frondes hat, deren Pinnulae glatt und ganz randig zugespitzt sind. Arruda (***) giebt eine bessere Beschreibung davon, hatte jedoch die Blüthen auch nicht untersucht; übrigens scheint es nach Herrn Sellow's Meinung gewiß, daß dieser Baum nicht zum Genus *Cocos* gehört. Sein Nutzen ist aus Marcgraf, Mawe und Koster schon hin-

(*) J. MAWE'S travels etc. p. 127.

(**) S. Arruda bey Koster im Appendix pag. 484.

länglich bekannt. Die grünen Pinnulae haben sehr starke feste Fasern; zerbricht man das Blatt, so hebt sich die obere grüne Decke ab und die Fasern hängen frey; diese werden gedreht und geben starke, feine, grüne Schnüre, woraus besonders schöne Fischneze verfertigt werden. Diese Palme wächst hier häufig und trägt kleine, harte, schwarze Nüsse, die einen essbaren Kern enthalten. Von einer andern Art nimmt man das innere noch zusammengelegte, sich oben entwickelnde Blatt, zieht die Scheide ab, und trennt die zusammengelegten, mit einem klebrigen Saft an einander befestigten Blätter, die man dann zum Decken der Häuser gebraucht; auch wird nettes Flechtwerk daraus verfertigt. Wir fanden in den hiesigen finstern schattigen Wäldern eine große Menge herrlicher Bäume. Der Ipé war mit hochgelben großen Blumen überschüttet, und eine andere Bignonia mit großen, weißen Blüthen, wuchs in den Sümpfen. Hoch über die Kronen der Waldcolossen erhebt sich der stolze Sapucaya - Baum (*Lecythis Ollaria*. LINN.) mit kleinem Laube und großen topfähnlichen, herabhängenden Früchten, welche einen vollkommenen Deckel öffnen, und ihre großen, essbaren Kerne ausschütten (*); die Affen und besonders die großen, rothen und blauen Araras (*Psittacus Macao* und *Ara- rauna*. LINN.) sind sehr lustern nach ihnen. Ohne die Flügel der Papageyen aber, und ohne die Fertigkeit der Affen im Klettern ist es schwer, die sehr hoch hängenden Früchte dieses Baumes zu erhalten; gewöhnlich haut man den Stamm um. Die Indier erklettern ihn, besonders mit Hülfe der Cipo's oder Schlingpflanzen, die wirklich das Klettern sehr erleichtern. Wir untersuchten auf einem andern Jagdzuge die Blüthen einer stolzen Palme, welche nach Herrn Sellow's Überzeugung ein neues Genus bilden muß. Sanft gekrümmt hieng ihre schöne, gelbe Blüthenähre herab; die Spatha war groß, fahnförmig, und so wie die gefiederten Blätter besonders schön. Bey dem

(*) S. Ménagerie du Muséum d'histoire naturelle 5ème Cahier, wo diese Frucht auf der Tafel des Agouti abgebildet ist.

Fällen des Baumes zeigte er ein sehr hartes Holz; als man aber den porösen Kern erreichte, fiel er sogleich.

Am 16ten September nahmen wir Abschied von der Familie unseres guten Hauswirths und traten die Reise nach Macahé an. Regen und Wind trübte die wilde Aussicht ins Land, wo sich die Serra de Iriri aus finstern Wäldern ernst erhob und der Morro de S. João uns schon in der Ferne erschien. Der Weg von Tapebuçu zum Flusse Macahé führt vier Leguas weit durch tiefen Sand, fast immer an der See hin; hier und da treten kleine Felsklippen in das Meer vor, an welchen eine Menge Moose und Muscheln, jedoch von geringer Mannigfaltigkeit, gefunden werden, ein heftiger Wind tobte an dieser Stelle und wild schäumend brandeten die Wellen. Von dem Sandufer (Praya) aus erhebt sich eine Hügelreihe, auf welchen schöne Bäume und Straucharten durch den Wind am höhern Aufwuchse gehindert werden, und wie abgeschoren aussehen; unter ihnen sahen wir eine große weißblühende Passionsblume und den viereckigten Cactus, ebenfalls mit großer weißer Blume.

In dem hiesigen Himmelsstriche war es jetzt Frühling, und wir alle hatten bisher das Wetter meistens kühl, und nie heißer gefunden, als es an warmen Sommertagen in Deutschland ist. Die letzte Meile der Reise führte durch dichten hohen Urwald, worin wir Lucane, Urassarís und den kleinen schwärzlichen Ruckuck (*Cuculus tenebrosus*) schossen. Viele Baumarten standen jetzt entblättert da, denn obgleich der größte Theil der Bäume in dem hiesigen Winter sein Laub behält, so verlieren es dennoch viele der zärtern Arten. Die meisten trieben jetzt von neuem, und zeigten an den Spitzen der dunkelgrün belaubten Äste, die jungen gelblichen oder gelbgrünen, sehr oft schön sanftroth oder hochroth gefärbten Blätter, welche das Gebüsch ungemein zieren. Andere standen in der Blüthe, noch andere trugen Blumen und Früchte zugleich. So giebt in diesen schönen Tropenwäldern der vereinigte Frühling und Herbst den

interessantesten Anblick für den nördlichen Reisenden. Durchnäht vom Regen erreichten wir Villa de Macahé am Flusse gleiches Namens. Dieser ergießt sich hier, nachdem er seinen Lauf von etwa 15 Leguas Länge an der Serra de Iriri vorbey genommen hat, in die See und ist nicht unbedeutend. Schon Lery erwähnt in seiner Reise (*) dieser Gegend, welche die Urbewohner Mag-hé nannten. Sie war damals noch von Wilden bewohnt, die mit den Uetacas oder Goaytacases am Paraíba stritten.

Die kleine Villa de S. João de Macahé liegt in Gebüsch zerstreut am Ufer des Flusses, der an seiner Mündung einen Bogen um eine vortretende Landzunge beschreibt. Die niedrigen Häuser derselben sind zum Theil freundlich und nett, von Lehm, mit hölzernen Pfosten erbaut, und oft weiß beworfen. Man hat Hofräume (Quintaës) von Cocostämmen angebracht, in welchen Ziegen, Schweine und mancherley Federvieh umherlaufen. Die Einwohner treiben etwas Handel mit den Producten der Pflanzungen, welche in Farinha, Bohnen, Mais, Reis und etwas wenigem Zucker bestehen, auch führt man Waldproducte aus; daher findet man gewöhnlich einige kleine Küstenfahrzeuge, Sumacas oder Lanchas vor Anker. Am Flusse aufwärts im Sertam sollen, in Aldeas oder Dörfer vereint, die Gorulhos- oder Guarulhos-Indier wohnen. Die Corografia brasilica erwähnt dieses Stammes unter der Benennung Guarú, und sagt, daß in der Serra dos Orgãos noch Überreste von ihnen unter dem Namen Sacurus leben, die indessen völlig civilisirt und jetzt beynahe gänzlich verschwunden sind; man soll sie unter andern noch in der Freguesia de Nossa Senhora das Neves finden (**). Nachdem wir des Regenwetters wegen an diesem Orte einige Tage verweilt, und daselbst schöne Saamenarten von Trompetenbäumen und anderen Schotengewächsen eingesammelt hatten, brachen wir an einem Sonntage und zwar, weil die Auffuchung einiger Maulthiere,

(*) J. de LERY voyage etc. p. 49.

(**) S. Corografia brasilica T. II. p. 45.

die sich verlaufen hatten, unsere Abreise verzögerte, erst am Nachmittag wieder auf.

Ein abermahls einfallender heftiger Regen begleitete uns anderthalb Leguas weit in einem Gebüsch und Walde längs dem Seestrande bis zur Fazenda de Baretto, wo wir in der Nacht anlangten und ein leerstehendes Haus bezogen. In den sumpfigen Wiesen und Wäldern, wodurch unser Weg gieng, flogen eine Menge leuchtende Insekten, unter andern der *Elater noctilucus*, dessen auch Azara erwähnt (*), mit zwey hellen, grünen Lichtpunkten auf dem Brustschilde.

Die Nachtschwalbe (*Caprimulgus*), deren lauter Stimme die Portugiesen die Worte *João corta pao!* unterlegen, flog hier sehr häufig, leise schwebend, in den dunkeln Waldpfaden umher, und setzte sich oft auf die Erde vor unsern Füßen nieder. Sie erinnerte uns an den in den europäischen Wäldern in der Dämmerungszeit erschallenden Ruf der Eulen (*Strix Aluco*, LINN.), deren Stelle sie hier vertritt.

Da das schlechte Wetter fortbauerte, so blieben wir den 18ten September zu Baretto, und vermehrten daselbst unsere Sammlungen mit einigen interessanten Vögeln. Bey Gelegenheit, wo ich den schon lange vergebens nachgestellten von Azara unter dem Nahmen *Chochi* (***) beschriebenen Kuckuck, zu beschleichen suchte, schwebte plötzlich über mir ein herrliches Paar des weiß und schwarzen Milan mit dem Gabelschwanz (*Falco furcatus*, LINN.) dessen blendend weißer Körper von den dunkeln Wolken schön gehoben wurde. Ich erlegte sogleich einen, verbarg mich, und es gelang mir auch den andern aus der Luft herab zu schießen, wodurch ich mich denn für den mir entgangenen Kuckuck hinlänglich entschädigt fand.

Wir waren froh Baretto verlassen zu können, da hier zwey *Venda's*, oder Schenken, unsere Leute zu einer ernsthaften Schlägerey verleitet hatten. Die Reise nördlich hinauf

(*) AZARA voyages etc. Vol. I. p. 211.

(**) AZARA voyages etc. Vol. IV. p. 33.

längs dem Seestrande ist beschwerlich, und geht zum Theil durch tiefen Sand, weshalb wir denn auch nur spät den Ort unserer heutigen Bestimmung erreichten. Wir fanden an dem Wege schöne Mimosenhecken um die Gärten einiger Ansiedelungen und auch einen zahmen Cocosbaum (*Cocos nucifera*) mit Früchten beladen, eine wahre Seltenheit in dieser Gegend. Hierauf zog sich unser Weg durch Mandioccfelder, auf denen die Pflanzen zwischen dem niedergehauenen und verbrannten Holze gepflanzt, und regelmäßig wie unsere Kartoffeln gehäufelt waren, sodann kamen wir durch Sumpfstellen mit aufrechten weißblühenden Bignonienstämmchen und hohem Walde. Die nahe Ruine eines ehemals ansehnlichen Hauses, die wir hier sahen, so wie überhaupt die übrige Umgebung schien uns auf einen ehemaligen weit cultivirteren Zustand dieser Gegend hinzuweisen. Wir hatten hier auch Gelegenheit eine unglaubliche Menge von Urubus (*Vultur aura*, LINN.) zu beobachten, die sich um ein todes Stück Vieh versammelt hatten, und so wenig scheu waren, daß sie ihre Beute in Eintracht mit einem großen Hunde theilten, und sich durch unsere Gegenwart durchaus nicht verjagen ließen. Wir sahen hier ferner große Schaa ren langgeschwänzter Papageyen (*Maracana's* und *Perikitto's*), welche unter lautem Geschrey allerley Schwenkungen in der Luft machten; alle von uns geschossene hatten von einer gewissen Frucht, die jetzt eben reif war, blau gefärbte Schnäbel. An einigen mit hohen Stämmen prangenden Waldstellen schossen wir *Lucane* und erblickten gewöhnlich auf den höchsten dürren Zweigen der Bäume einzeln lauernde Raubvögel, besonders den bleifarbenen Falken (*Falco plumbeus*, LINN.), der sich mit kühnem schnellen Fluge auf die erspähte Beute stürzt.

Hier sahen wir auch unter andern den Baum, den die Portugiesen *Tento* nennen (*). Er hat dunkelgrünes gefieder-

(*) Dies ist *Ormosia coccinea*. Jacks, in den *Transact. of the LINN. Society*. Eine neue Gattung, die zuerst in Guineä gefunden wurde. Sie fehlt bey Willdenow.

tes Laub, und trägt kurze breite Schooten mit schönen hochrothen Bohnen, welche die Portugiesen als Spielmarken (Tentos) gebrauchen. Seine Blumen bekamen wir nicht zu Gesicht. Die Sandgebüſche in dieser Gegend erzeugen eine Menge interesanter Pflanzen. In den Sumpfstellen fanden wir einen 8 bis 10 Fuß hohen Baum, scheinbar der *Bonnetia palustris* verwandt, mit weißen großen Blumen, eine schöne Art *Evolvulus* (*), eine kleine gelbblühende *Cassia*, eine niedlich blühende rankende *Asclepiadea* (**), mit angenehm weißer und rosenrother Blume, eine rothblühende *Andromeda* (***) und die beyden Arten der schon in Cabo Frio gefundenen *Andromeden*, nebst anderen mehr.

Gegen Abend erreichte unsere Caravane den Seestrand, wo die Ruine einer alten Capelle in einer traurigen, öden, sandigen Landschaft, völlig mit dem Toben und Brausen der wild brandenden See harmonirte; niedergehaltenes, kurzes Gesiräuch zog sich nach dem Walde hinan und zeugte von der Heftigkeit der hier herrschenden Winde. Auf einer schmalen Landzunge zwischen dem bewegten Meere und einer lang ausgedehnten Lagoa setzten wir die Reise bis in die Nacht fort und erreichten alsdann ein einzelnes Hirtenhaus, Paulista genannt, wo unsere ausgehungerten Magen nichts vorfanden, als ein wenig Mandioccamehl und etwas Mais für unsere Thiere; glücklicherweise hatten wir uns in Baretto mit etwas trockenem Salzfleisch (*Carne seca*) und Bohnen (*Feigoês*) versorgt. Da das Haus ziemlich geräumig war, so blieben wir am folgenden Tage daselbst, um von der gehabten Ermüdung auszuruhen.

Schaaren des brasilianischen Austerfressers (*Haematopus*) liefen hier an der Küste umher, und viele derselben wurden

(*) Eine neue Species, welche weder Perisoon, Willdenow noch Ruiz und Pavon beschrieben haben.

(**) *Echites*.

(***) Eine neue *Andromeda* mit hochrothen Blumen.

von uns erlegt. In den nahen, stark mit Cocospalmen untermischten Wäldern, schossen wir verschiedene sehr kleine Eulen, von der Art, welche die Einwohner Caburè (*) nennen, die aber nicht mit der von Marcgraf eben so genannten verwechselt werden darf. Die hier häufige Palmitto-Palme wurde von uns des Markes wegen gefällt. Dieser Baum gehört zu den zierlichsten und schlankesten der Cocosform. Sein Stämm ist ein dünner, hoher, geringelter Schaft; eine kleine Krone von 8 bis 10 federartigen, glänzend grünen Blättern wiegt sich hoch oben in der Luft; unter diesem schönen Hauptschmucke steht auf dem silbergrau gefärbten Stamm ein Aufsatz von der lebhaft grünen Farbe der Blätter, in welchem obern Theile die jungen Blätter zusammengerollt und gefaltet liegen, sie enthalten in ihrer Mitte die zarten noch unentwickelten Blüthen; die schon ausgebildete Blüthe aber bricht unter der grünen Kapsel hervor. Haut man diesen Aufsatz des Stammes oder die Kapsel der frischen Blätter ab, so findet man im Innern diese Theile so zart und markartig, daß man sie selbst roh essen kann, gekocht aber geben sie eine noch schwachere Speise. Das Holz fanden wir sehr hart, und es kostete uns viele Mühe, den Baum mit dem Waldmesser (Facão) zu fällen. Die Tucum-Palme blühte ebenfalls jetzt in Sumpfstellen, so wie in offenen Sandgegenden eine schöne neue Art Stachytarpheta und ein hübscher kugelförmiger Cactus, dem Mammillaris ähnlich, der auf seiner Oberfläche weiße Wolle, und in dieser die kleinen hochrothen Blumen enthält. Herr Sellow hielt dies Gewächs für neu. Unsere ornithologischen Sammlungen wurden hier nicht bedeutend vermehrt, denn wir fanden außer einigen Sumpfvögeln nicht viel neues. Auf dem niedern Gesträuche singt längs der ganzen Küste der Sabiah da praya (die Kü-

(*) *Strix ferruginea*; 6 Zoll 7 Linien lang, rostroth, auf den Scapular- und großen Flügeldeck-Federn einige bläugelte oder weißliche Flecken; am Unterhals ein großer weißer Fleck; Schwanz ungefleckt rostroth; untere Theile des Leibes hellgelbröthlich und weiß gemischt, mit rostbraunen Längsrichen; Iris hochgelb. Dieser ungehörte Kauz scheint verwandt mit *Nyctale* Caburè.

stendrossel, *Turdus Orpheus*, LINN.), der bey einem unansehnlichen Gefieder einen vortrefflichen Sang hören läßt, und daher einer der ersten Singvögel von Brasilien genannt werden darf. An den Gebäuden war der kleine weißliche Gecko (*) häufig, der an den senkrechten Mauern umher läuft, so wie die Eidechse mit dem schwarzen Halsbande (**); sie sind über die ganze Gegend verbreitet, welche ich gesehen habe. An den Ufern fanden wir sehr wenige Muscheln und in den Sümpfen auch hier das schon oben erwähnte Nest einer Art Wespe (*Pelopaeus lunatus*, FABR.), von Thon in birnförmiger, unten zugespitzter Art, an den Zweigen des Gesträuches befestigt.

Von Paulista aus folgten wir den Dünen. Weite Sümpfe und Lagoas mit Rohr bewachsen, in welchen das Rindvieh und die Pferde oft in bedeutender Anzahl bis an den halben Leib grasend wateten, dehnen sich ins Land hinein; Kibitze (*Vanellus cayennensis*), Reiher, Möven, Meerschwalben und Enten waren hier in großer Anzahl; die Kibitze, Quer-Quer genannt, deren ich schon öfters als dem Jäger sehr lästige Thiere erwähnte, fliegen, wenn man sich ihrer Brut nähert, eben so um den Kopf des Jägers herum als unsere europäische Art. Die Gebüsche an den Dünen bestehen gewöhnlich aus Bromelien und hohen Cactus-Stauden mit mancherley Laubpflanzen untermischt. Hier öffneten jetzt aufrecht stehende Cactusstämme ihre weißen Blumen, sie hatten vier-, fünf- und

(*) Ist wahrscheinlich DAUDIN's *Gecko spinicauda* Histoire natur. des Reptiles. T. IV. p. 115.

(**) *Stellio torquatus*: scheint verwandt oder identisch mit *Stellio Quetz-Paleo*, DAUDIN hist. natur. des Reptiles T. IV. p. 26. — Diese Art variiert sehr in der Farbe. In der Jugend ist sie auf dem Rücken mit dunkeln Längstreifen versehen, welche im Alter verschwinden; alsdann fällt sie ins Silbergraue mit Purpur- und Kupferglanz, zum Theil auch mit helleren Punkten, wie betropft; immer bleibt indessen das Kennzeichen der Art ein länglicher schwarzer Fleck an der Seite des Halses vor der Schulter, so wie drey dunkle Streifen, welche in perpendicularer Richtung über die geschlossenen Augenlieder herab laufen. Die Beschreibungen des Quetz-Paleo sind überall zu unvollkommen, dennoch kann man ihn nicht verkennen. Die Eidechse mit dem schwarzen Halskragen wird an der Ostküste Lagarta genannt.

sechseckige Zweige, doch schienen sie nur einer oder höchstens zwey Species anzugehören, denn diese sonderbaren Stachelgewächse variiren nach dem Alter sehr in der Zahl ihrer Kanten. Die Cactuspflanzen sind den Füßen der Maulthiere und Pferde auf Reisen besonders gefährlich; denn ein Stachel, welcher in den Huf oder in ein Gelenk eindringt, lähmt sehr leicht das Thier. Wir fanden hier im Sande die *Turnera ulmifolia* und in den Sümpfen zwey weißblühende *Nymphaea*-Arten, die *indica*, und eine andere, von Herrn Sellow *erosa* genannte, mit sehr großen Blumen; ferner eine hohe weißblühende *Alisma*, wahrscheinlich auch neu, mit schmalem länglichem Blatte. Es war nicht leicht, der schönen Pflanze in diesem Sumpfe habhaft zu werden; Herr Sellow fiel tief in das schwarze Moorwasser ein; auch mir ergieng es, als ich beschäftigt war die Sumpfvogel zu beschleichen, nicht besser. Diese große, weite, ebene Wildniß ist mit frey umherlaufenden Rindvieh bevölkert, selbst in einer Entfernung von 5 bis 6 Meilen weit von allen menschlichen Wohnungen. Sie werden jährlich hier ein oder zweymal von den Eigenthümern, den Besitzern der benachbarten Fazenda's in einen Coral oder mit Pfählen eingeschlossenen Platz zusammen getrieben, gezählt und gezeichnet. Wir nahmen heute unser Nachtquartier 5 Leguas von Paulista, in dem sogenannten Coral de Battuba, der in seiner Umzäunung eine geräumige Lehmhütte enthält. Die Gegend umher ist eine weite Ebene (Campo) und deren Ende dem Auge unerreikbaar. In ihren seichten Vertiefungen steht häufig Wasser, wodurch Lagoas entstehen, und das Ganze ist mit kurzem Grase bedeckt, welches umherziehendes Rindvieh ernährt. Nahet man sich diesen Thieren, so heben sie den Kopf in die Höhe, schnauben und entfliehen im Galopp mit hochaufgehobenem Schweife. Merkwürdig ist es unstreitig, wie durch viel ausgezeichnete Thätigkeit und Sorge der Europäer diese nützliche Thierart bereits über den größten Theil unserer Erde verbreitet worden ist. Im Norden weidet der Stier in den vor Frost erstarrten

Birkenwäldern, in der gemäßigten Zone in unsern anziehenden grasreichen Thälern zwischen schattigen Buchenwäldern, in den Tropen unter Palmen und Bananengewächsen und auf den Inseln im Südmeer unter Melaleuca-, Metrosideros- und Casuarina-Stämmen. Überall gedeiht dieses dem cultivirten Menschen unentbehrliche Geschöpf, und gewährt ihm höhern Wohlstand.

Bey der Annäherung des Abends sammelten sich alle unsere zerstreut gewesenen Jäger um das freundliche Küchenfeuer und ein Jeder von uns schien die Belohnung seiner Anstrengungen in der Befriedigung seines Nahrung heischenden Magens zu fordern; aber leider litten unsere Vorräthe von Lebensmitteln nie mehr Mangel als eben jetzt; dennoch konnte eine Jägergesellschaft hier mitten unter Heerden verwilderten Viehes doch unmöglich Hunger leiden: wir giengen also hinaus auf die Ebene, vertheilten uns in eine lange Linie und hofften ein junges Kind zu erlegen, aber die Nacht trat zu schnell ein, das Vieh war zu scheu, und einzelne Cactuspflanzen, auf der Heide verbreitet, verwundeten unsere Füße; wir mußten also für heute unser Vorhaben aufgeben, und die vom Hunger gebotene Jagd auf den kommenden Morgen verschieben. In dem öden haufälligen Hause, wo es durch das Dach hinein regnete, fanden wir in unsern aufgehängten Schlafnetzen nur wenig Ruhe, denn unaufhörlich wurden wir von einer ungeheuern Menge Flöhe und einem Heer von Bichos do pé (Sandflöhen, *Pulex penetrans*) gequält, deren wir in den folgenden Tagen unzählige aus unsern Füßen zogen. Dieses besonders in allen im Sande leerstehenden Gebäuden häufige Insekt dringt zwischen Haut und Fleisch an den Füßen in der Nähe der Sohle und an den Zehen, auch wohl an den Nägeln der Hände ein. Übertrieben ist es, wenn man behauptet, daß es sich selbst bis in das Muskelfleisch hinein arbeite, es hält sich immer nur zwischen Haut und Fleisch. Man spürt bald seine Gegenwart an einem heftigen Jucken, das endlich in einen geringen Schmerz

Schmerz übergeht; daher ist es gut, es mit einer Nadel so gleich herauszugraben, ohne seinen blasenartigen mit Eiern angefüllten Leib zu verletzen (*). Um aller Entzündung vorzubeugen thut man wohl, wenn man, nachdem es herausgenommen ist, in die kleine Wunde etwas Schnupftabak einreibt, oder Unguentum basilicum, welche Salbe man in den brasilianischen Apotheken erhält.

Ein trüber regnerischer Tag folgte auf diese unangenehme Nacht; allein unsere Mägen erinnerten schnell an die gestern begonnene aber leider mißglückte Jagd. Wir ließen jetzt unsere Jäger aufsitzen und sandten sie in die Ebene, wo sie das voll Schrecken nach allen Seiten hin fliehende wilde Vieh auseinander sprengten. Unsere Maulthiere liefen zum Theil recht gut; endlich gelang es den Jägern Thomas und João, einen Schuß anzubringen und ein Hind zu tödten. Man zerlegte schnell die Beute, sättigte sobald als möglich die hungrige Menge und zerstreute sich alsdann um zu jagen. Die Gegend hat manche ornithologische Merkwürdigkeit. Francisco, der Coropo-Indier, hatte den Ibis mit nacktem fleischrothem Gesicht erlegt, welchen Azara (***) unter dem Nahmen des Curcau rasé beschreibt; andere Jäger schossen zwey Arten Falken, eine schöne neue Art Weihe (***) mit einem Eulenkranz am Kopfe, gleich unserm Falco cyaneus, und den Falco Busarellus mit rostrothem Körper und gelblich weißem Kopfe. Ich fand in der Nähe unseres Hauses das Nest mit den Eiern des Bentavi (Lanius Pitangua, LINN.), welches die Form eines Backofens hat und oben geschlossen ist.

Nördlich von Battuba dehnen sich weite Lagoas in den

(*) S. Dl. Swartz in den Sw. Vetensk. acad. nya Handlingar T. IX. för 1788. p. 40 sqq. mit Abbild.

(**) D. F. DE AZARA voyages etc. Vol. IV. p. 222.

(***) Falco palustris: 19 Zoll 9 Linien lang; ein gelblich weiß und schwarzbraun gemischter Eulenkranz faßt den Kopf ein; über dem Auge hin ein weißlicher Streif; untere Theile bläugelbröthlich mit schwarzbraunen Längstreichen; Unterhals schwarzbraun; Schenkel und Steiß rostroth; alle obern Theile schwarzbraun; Schwung; und Schwanzfedern aschblau mit schwarzbraunen Querbändern.

Ebenen aus, worin unzählige Enten und Reiher nebst andern Sumpf- und Wasservögeln leben; hier kann man die Wasser- und Sumpfbewohner des Landes am besten studieren. Man hatte uns gesagt, daß wir hier die schönen rosenrothen Köffelreiher (*Platalea Ajaja*, LINN.) finden würden, und wirklich bemerkten wir heute die ersten derselben. Sie saßen, ihrer etwa dreißig beisammen, an einer sumpfigen Stelle, und fielen uns bald wie ein dunkelrosenrother Fleck in die Augen. Unsere Jäger schlichen mit der größten Vorsicht hinan, und warfen sich sogar, als sie ihnen näher kamen, auf die Erde nieder, allein vergebens, die schüchternen Vögel erhoben sich sogleich und zogen in prachtvollem Geschwader über die Köpfe anderer Jäger hin, die ihre Doppelflinten leider auch vergeblich nach ihnen abfeuerten. Wir konnten nur mit einigen ihrer schönen rosenrothen in dem Sumpfe gefundenen Schwungfedern unsere Hüte schmücken. Reiher, schwarze Ibisse (*), Enten, Strandläufer und Cormorane belebten die ganze Gegend. Die Lagoas waren durch Dämme getrennt, und auf diesen fanden wir Gebüsch, das immer von Raubvögeln, von denen wir einige erlegten, durchspähet wird. Am Ufer eines See's erblickte ich den Anhinga (*Plotus Anhinga*, LINN.) dem ich vergebens nachstellte. Er war hier auch nicht in seinem wahren Aufenthaltsorte, den Flüssen, auf welchen wir ihn späterhin häufig erlegt haben. Vier bis fünf Stunden Weges von Battuba erreicht man eine Stelle, welche Barra do Furado genannt wird, wo die Lagoa Feia mit der See zusammenhängt, wie dies auf der Karte von Arrowsmith richtig bemerkt ist. (**)

(*) Unter den brasilianischen Arten der Familie der sichelschnäblichen Sumpfvögel zeichnet sich durch sein hochrothes Gefieder der Guará (*Tantalus ruber*, LINN.) ganz vorzüglich aus. Ich habe diesen schönen Vogel nirgends an dieser ganzen Küste gefunden, und selbst die *Corografia brasílica* bestätigt, daß diese Thierart selbst nicht mehr an der Ponta de Guaratiba etwas südlich von Rio de Janeiro gefunden wird, wo sie sonst so häufig vorkam (s. *Corografia brasílica* T. II. p. 19.) Selbst Hans Staden sagt, daß die Tupin-Inba jene schönen rothen Federn zu ihrem Putze von dort her sich verschafften.

(**) Die Lagoa Feia besteht aus zwey durch einen Canal vereinigten Tei-

Wir trafen hier sogleich Anstalt, unser Gepäck und einige unserer noch zurückgebliebenen Jäger mit dem großen Canoe eines einsam hier wohnenden Mannes vorwärts nach dem von uns ausersehenen Lagerplatze bringen zu lassen. Wir selbst hingegen setzten die Reise längs der Dünen an der tobenden Brandung fort und vergnügten uns an dem Anblick der vielen Regenpfeifer (*Charadrius*), Strandläufer und Austerfischer (*Haematopus*), die hier nach jedem zurückrollenden Wellenschlage der See, eine Menge kleiner Insekten auflesen. Man zeigte uns bey ein Paar ärmlichen Fischerhütten den Weg, welcher nach dem Lande hin wieder von weiten Sümpfen, in denen eine Menge Rindvieh und Pferde weideten, begränzt war. Die große Anzahl von Enten und Sumpfvögeln, die wir hier fanden, war wirklich merkwürdig. Große, schwärzliche Gschwader der *Anas viduata*, LINN., und der pfeifenden grün-schultrigen Art, welche Azara unter dem Nahmen des *Ipecutiri* (*) beschrieben hat, flogen bey unsern ersten Schüssen gleich einer Decke auf; die letztere ist in den von mir gesehenen Gegenden die gemeinste Entenart.

Als es sich schon stark zur Dämmerung neigte, führte uns unser Wegweiser, der ein Neger war, quer durch das Wasser auf eine sumpfige Insel. Er sagte uns, sein Herr werde mit dem Canoe hier an diese Stelle kommen, um uns über die *Pagoa Feia* zu setzen, allein dieser erschien heute nicht. Da ein

sen; ihre Form ist auf meiner Karte nicht richtig angegeben, da ich sie nur überschiffte und nicht in ihrer ganzen Ausdehnung gesehen habe. Der nördliche Theil soll nach der *Corografia brasílica* (T. II. p. 49) etwa 6 *Legoa's* von Osten nach Westen lang seyn, und etwa 4 *Legoa's* in der Breite halten, der südliche Theil etwa 5 *Legoa's* lang und 1 1/2 *Legoa* breit seyn. Sie ist fischreich und hat süßes Wasser. Ihre große Fläche ist gewöhnlich vom Winde bewegt, daher für Canoe's oft gefährlich, für größere Schiffe hat sie nicht die nöthige Tiefe. Die *Barrá do Furado* ist in der Zeit des niedern Wasserstandes verschlossen. Die ganze Gegend enthält längs der Seeküste eine große Menge von Landseen, deren auf der Karte mehrere fehlen. Bey diesem Reichthume an Gewässern und der Fruchtbarkeit des Bodens würde dieser Strich Landes einer der fruchtbarsten von Brasilien werden können, wenn er von einem regsameren industriösern Volke bewohnt wäre.

(*) D. F. DE AZARA *voyages etc.* Vol. IV. p. 345.

heftiger Regen uns bedrohte, so schlugen einige aus unserer Gesellschaft vor, nach einer kleinen Hütte, etwa eine halbe Stunde weit, zurück zu reiten, wo wir fünf oder sechs Soldaten angetroffen hatten, die daselbst Wache hielten, damit von Minas herab kein Unterschleif mit Diamanten getrieben werde. Wir kehrten dahin zurück; die Soldaten machten uns ein gutes Feuer an, gaben uns Mandioccamehl und trockenes Salzfleisch, und wir verplauderten mit ihnen den Abend. Diese Miliz, Soldaten, von etwas brauner Farbe, gehen in weißen baumwollenen Hemden und Hosen, mit unbedecktem Halse und bloßen Füßen; ein jeder trägt, wie alle Brasilianer, seinen Rosenkranz um den Hals. Ein Gewehr ohne Bajonet ist ihre einzige Waffe. Sie fischen am Tage in den Lagoas und nehmen außer dem Mehl und Salzfleisch, das ihnen gegeben wird, ihren Unterhalt aus dem Wasser. Man sieht daher an ihrer Hütte Stricke von gedrehter Ochsenhaut aufgespannt, auf welchen sie die Fische zum Trocknen aufhängen. Die Hütte selbst hatte als Wachtthaus mehrere Kammern und enthielt einige Schlafnetze nebst hölzernen Pritschen. Am folgenden Morgen erst erschien das Canoe mit den Jägern, die sich durch die vielen Enten hatten aufhalten lassen und von der Nacht überrascht worden waren. Man fieng nun an überzuschiffen, und so wie eine Ladung des Canoes übergesetzt war, vertheilten sich die dabey befindlichen Männer sogleich um zu jagen. Sie schossen unter andern den Ibis mit röthlichem Gesichte (Carão) und den Caracara (*Falco brasiliensis*), einen schönen Falken. Auf dem nördlichen Ufer der Lagoa vereint befanden wir uns in einer sehr unangenehmen Lage, denn unsere weibenden Maulthiere waren durch Pferde entführt worden, und wir blieben daher den ganzen Tag dem herabströmenden Regen ausgesetzt, bis gegen Abend ein Fischer erschien, der uns nach seiner Hütte führte, wo wir unsere entflohenen Thiere erwarteten. Durch ein kleines Gebüsch zogen wir jetzt bis ans Ufer des Flusses Bargaça, eines Abflusses der Lagoa Feia.

Hier befanden sich zwey ärmliche Fischerhütten, (deren Ansicht die Bignette dieses Abschnittes in der 4^{to} Ausgabe giebt); in ihnen wurden wir freundschaftlich aufgenommen. Sie bestanden bloß in einem auf die Erde gestützten Dache von Rohr und enthielten inwendig ein Paar kleine Abtheilungen: unsere zahlreiche Mannschaft konnte daher nicht unter Dach und Fach übernachten, sondern nur die an die brasilischen Nächte weniger gewöhnten Europäer. Wir lagen mit den beyden Fischerfamilien in den Hütten rund umher auf Stroh; in der Mitte brannte das Feuer, und man bewirthete uns mit gebackenen Fischen und Mandioccamehl. Der freundliche Wille der guten Leute erleichterte uns die Beschwerde und ließ uns dieses enge harte Nachtlager einigermassen vergessen. In der Hütte, wo ich meine Wohnung nahm, herrschte eine sehr dicke gesprächige Frau mit etwas gelber Haut und sehr leicht gekleidet, die beständig, wie die meisten Weiber der niedern Klasse in Brasilien, ihre Tabackspfeife im Munde hatte. Die Brasilianer bedienen sich zum Rauchen mehr der Cigaros's, die von Papier gemacht und hinter dem Ohre getragen werden; diese Art zu rauchen haben nicht die Europäer nach Brasilien gebracht, sondern sie stammt vielmehr von den Tupinambas und andern Stämmen der Küsten-Indier her. Diese wickelten gewisse aromatische Blätter in ein größeres ein und zündeten dies an dem einen Ende an (*). Die bey den Fischern, so wie in ganz Brasilien besonders bey den Negern und andern Leuten der ärmeren Klasse gebräuchlichen Pfeifen, haben einen kleinen Kopf von schwärzlichem gebranntem Thone und ein dünnes glattes Rohr von dem Stengel eines hochsteigenden Farnkrautes (Samambaya), der *Mertensia dichotoma*. Meistens ist indessen unter allen Klassen der Einwohner Brasiliens das Schnupfen des Tabacks noch weit beliebter als das Rauchen, denn der ärmste Slave hat seine Tabacksdose, gewöhnlich von Blech

(*) JEAN DE LERY, voyage etc. p. 189.

ober von Horn, oft ist es nur ein bloßer Abschnitt eines Kuhhorns mit einem Pfropf.

Als kaum der Tag in unsere mit Menschen angefüllten Hütten hinein blickte, sagten die Fischer schon eifrig ihre Morgenbethe her, und badeten dann ihre Kinder in lauwarmem Wasser: ein unter den Portugiesen gewöhnlicher Gebrauch, worauf die Kleinen sich mit Ungeduld zu freuen schienen. Nach diesem breitete man Rohrmatten vor der Hütte aus, der gekochte Fisch ward herbey gebracht und wir alle setzten uns zum Frühstück auf die Erde nieder. Nachdem wir uns mit Nahrung gestärkt hatten, bereiteten die Fischer ihre Canoe zu, um ihre Maulthiere schwimmend über den Barganza zu führen, der hier bey den Hütten mit großen Rohrgehägen angefüllt ist. Tausende von Wasservögeln, besonders Reiher, Cormorane, Wasserhühner, Laucher u. s. w. nisten darin, auch zeigen sich zuweilen die schönen rothen Löffelreiher. Unter den Fischern, die unsere Tropa übersezten, zeichnete sich ein alter Mann mit einem langen Barte und einem Säbel an der Seite, besonders aus; ein jüngerer bestieg sein kleines Pferd und versprach uns den Weg durch die überschwemmten Wiesen zu zeigen. Sein Anzug war originell: er trug eine kleine Nebelkappe von Luch, einen kurzen Rock und Hosen, welche ihm die Knie bloß ließen, und Sporne an den unbekleideten Füßen. Übrigens war dieses Männchen sehr gutmüthig und gefällig, denn es ritt in den zum Theil hoch überschwemmten Wiesen stets voran und suchte nicht ohne Gefahr den besten Weg, welcher dennoch unsern Maulthieren zum Theil so sauer wurde, daß wir die gegründetste Besorgniß haben mußten, unser Gepäck ins Wasser fallen zu sehen. Diese weiten Wiesen wurden jedoch unter einem heftigen Platzregen endlich glücklich durchritten.

Wir hatten bey der isolirt gelegenen Kirche zu S. Amaro die letzte Wasserstelle im Canoe zurückgelegt und unsere Tropa zog jetzt auf unabsehbaren grünen Ebenen fort. Diese ganze flache Gegend gehört schon zu den Ebenen der Goaytacases,

welche sich bis zum Parariba ausdehnen und von denen die Villa de S. Salvador ihren Beynahmen dos Campos dos Goaytacases erhalten hat. Auf dem Grasboden dieser Gegend, so wie auf allen Triften der Ostküste von Brasilien, wächst die *Sida carpinifolia* mit strauchartigem, holzigem Stamm und gelber Blume: sie wuchert sehr stark, und dient häufig einer Art von Inambü, den man hier mit den Nahmen des Rebhuhns (*Perdiza*) belegt, zum Aufenthalt (*). Dieser noch wenig bekannte Vogel hat in der Farbe Ähnlichkeit mit unserer Wachtel, ist aber etwas größer und hält den Hühnerhund eben so gut aus als unser europäisches Rebhuhn, wovon ich mich öfters überzeuge. Endlich, nachdem wir dieses zu Triften geeignete Land, worin auch Rindvieh in bedeutender Anzahl weidete, bis zum Abend durchritten hatten, gelangten wir nach der ansehnlichen Abtey zu S. Bento, wo wir eine lange entbehrte Ruhe und Bequemlichkeit zu finden hoffen durften. Dieses Kloster, der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro gehörend, besitzt ahnsehnliche Güter und Ländereyen. Das Gebäude selbst ist groß, hat eine schöne Kirche, zwey Hofräume und einen kleinen Garten im Innern, in welchem von Steinen aufgemauerte Beete mit Balsaminen, Tuberosen u. s. w. besetzt sind. In dem einen der Höfe standen hohe Cocospalmen (*Cocos nucifera*, LINN.) mit Früchten beladen. Das Kloster besitzt 50 Slaven, welche vor demselben in einem großen Quadrate ihre Hütten erbaut haben; in der Mitte des Platzes ist ein hohes Kreuz auf einem Fußgestelle errichtet. Außerdem befinden sich hier ein großes Zucker-Engenho, und mehrere Wirthschaftsgebäude; ferner gehören zu diesem reichen geistlichen Gute beträchtliche Ländereyen, große Heerden von Pferden und Rindvieh und mehrere Corale und Fazenda's in der umliegenden Gegend; es erhält sogar mehrere Zuckerzehnden aus der Nachbarschaft.

(*) Dieser Vogel ist von Herrn Linné unter dem Nahmen des *Tinamus maculosus* beschrieben worden. S. *Histoire naturelle générale des Pigeons et des Gallinaces*. T. III. p. 557.

Wir wurden von dem hier die Geschäfte versiehenden Geistlichen, Herrn José Ignacio de S. Mafaldas, sehr gastfreundschaftlich aufgenommen. Man wies uns unsere mit guten Betten versehene Zimmer an den langen kühlen Gallerien des Klosters an, wo wir aus den großen Fenstern, die auch hier ohne Glas waren, die schönste Aussicht in die weite Ebene hatten. In dem untern Stockwerke des Gebäudes befand sich die Küche und Mandioccfabrik, auf deren Pfannen wir unsere Sammlungen leicht trocknen konnten; dabey ließ man uns die zu unsern Arbeiten nöthige Baumwolle von den Kernen befreyen, wozu man sich überall der kleinen Maschine bedient, welche Herr Hofrath Langsdorf in seiner Reisebeschreibung bey Gelegenheit seines Aufenthalts zu Sta. Catharina abgebildet hat. Wir benutzten die Zeit, die wir hier verweilten, so gut als möglich, und belustigten uns mit der Jagd der Enten, die hier auf den großen Sümpfen und Lagoas in unzählbarer Menge leben.

Auf unserer weitem Reise hatten wir zum Wegweiser einen Mulatten mit einem Stilet im Knopfloche, einem Säbel an der Seite und Spornen an den bloßen Füßen, wie es dort gewöhnlich ist. Er führte uns durch die große Ebene, wo von Stunde zu Stunde sich die Wohnungen vermehrten, und wo die Wagengeleise uns anzeigten, daß wir uns einer mehr bewohnten Gegend näherten. Wir sahen längs dem Wege Hecken von Agave und Mimosa, hinter ihnen blühende Orangen- und Bananensämme und bey den Wohnungen die Kaffeebäume mit ihren milchweißen Blumen wie mit Schnee bedeckt; ein prachtvolles Gebüsch! Immer häufiger werden hier die Wohnungen und Fazenda's; aller Orten findet man Venda's an der Straße, wo der Eigenthümer sehr höflich die Vorbeywandernden grüßt, aber gewöhnlich nur um sie zu locken, und dann ihnen die Taschen zu leeren. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, als wir die Villa de S. Salvador erreichten, die am südlichen Ufer des schönen Pararba in einer angenehmen, frucht-

baren und von mannichfaltigem Grün belebten Gegend liegt. Hier hatte unser gütiger Wirth zu S. Bento uns sein Haus für die Zeit unseres Hierseyns überlassen, in welchem wir jetzt abtraten und die ersten Zeitungen seit unserer Abreise von Rio zu sehen bekamen. Sie enthielten für uns die wichtige Neuigkeit von der Niederlage des französischen Heeres bey Belle Alliance, woran selbst die Bewohner der Stadt den lebhaftesten Antheil genommen hatten.

V.

Aufenthalt zu Villa de S. Salvador und Besuch bey den Puris zu S. Fidelis.

Villa de S. Salvador. — Ritt nach S. Fidelis. — Die Coroados-
Indier. — Die Puris.

Die Ebenen, welche sich südlich vom Flusse Parariba ausdehnen, wurden vor Zeiten von dem wilden kriegerischen Stamm der Uetacas (*) oder Goaytacases bewohnt, die Vasconcellos zu den Tapuyas rechnet, da sie eine von den Völkern der Lingoa geral verschiedene Sprache redeten. Sie zerfielen in drey Stämme, die Goaytaca assu, Goaytaca Jacorito und Goaytaca Mopi, (***) lebten in beständigen Feindseligkeiten untereinander und mit allen ihren Nachbarn. Ihre Haare ließen sie, gegen die Gewohnheit der andern indischen Stämme, lang herabhängen, zeichneten sich durch eine hellere Farbe, stärkern Körperbau und größere Wildheit vor allen ihren Blutsverwandten aus, und fochten auch tapferer im freyen Felde.

(*) JEAN DE LERY, voyage etc. p. 45.

(**) S. DE VASCONCELLOS noticias etc. p. 39.

Hierüber giebt uns die Lebensbeschreibung des Pater José de Anchieta Nachricht (*), wo es unter andern heißt: »Diese Leute waren die wildesten und unmenschlichsten an der ganzen Küste, sie hatten einen riesenmäßigen Körperbau, und besaßen große Stärke, waren geübt in der Behandlung des Bogens, und Feinde aller andern Nationen u. s. w.« und ferner: »Der Distrikt, welchen sie bewohnten, war klein, er erstreckte sich vom Flusse Paraíba bis zum Maccahé u. s. w.« Pater João de Almeida (**) fand bey ihnen im Walde zu seinem großen Schrecken ein ganzes menschliches Skelett aufgestellt, wie Southey erzählt. Ihre Hütten bauten sie nach seinen Nachrichten gleich Laubenschlägen auf einem einzigen Pfahle in die Luft, schloßen blos auf einem Haufen Blätter und tranken kein Fluß- oder Quellwasser, sondern nur solches, welches in Gruben, die sie in den Sand gemacht hatten, sich sammelte (†). Von allen Seiten führten diese drey Stämme unter einander, und mit den Europäern, so wie mit den Küsten-Indiern Krieg, besonders aber hatte die Colonie der Portugiesen am Espírito Santo sehr durch sie gelitten. Im Jahr 1630 brachte man ihnen eine sehr harte Niederlage bey (††). Späterhin wurden sie nach und nach ausgerottet oder unterjocht und entwildert, wodurch die Ansiedelungen am Paraíba entstanden, welches jetzt die reichste und blühendste Landschaft zwischen Rio de Janeiro und Bahia ist. Die ganze Gegend ist mit einzelnen Fazenda's und Pflanzungen bedeckt, und am Flusse Paraíba, der diese fruchtbare Ebene durchschneidet, erhebt sich am südlichen Ufer, etwa 3 Stunden von der See, eine beträchtliche Villa, welche den Rahmen einer Stadt (Cidade) verdient.

(*) „Era esta sorte de gente a mais feros e deshumana que havia portoda a costa, em corpos eram agigantados de grandes forças, destro em arco, inimigos de todas as nações etc.“ und: „O districto que habitavam era pequeno dentro dos termos dos Rios Paraíba e Machaé etc.“

(**) S. Lebensbeschreibung des Padre João de Almeida.

(†) SOUTHEY'S history of Brazil. V. II. p. 665.

(††) Ibid. p. 666.

Villa de S. Salvador dos Campos dos Goaytacases zählt etwa 4 bis 5000 Einwohner, der ganze Distrikt soll ungefähr eine Bevölkerung von 24000 Seelen haben. Sie heißt gewöhnlich bloß Campos, ist ziemlich gut gebaut, mit regelmäßigen, großentheils auch gepflasterten Straßen und netten freundlichen Häusern, worunter einige von mehreren Stockwerken sind. Es sind hier die nach alt portugiesischer Art mit hölzernen Gitterwerken verschlossenen Balkons noch üblich. In der Nähe des Flusses befindet sich ein Platz, auf welchem das öffentliche Gebäude erbaut ist, worin die Sitzungen der Stadtgerichte gehalten werden, und in welchem sich auch die Gefängnisse befinden. In dieser Stadt sind 7 Kirchen, 5 Apotheken und 1 Hospital, wo sich etwa 20 Kranke befanden. Ein Chirurg versteht das Lazareth; übrigens soll diese Gegend einige bessere Ärzte besitzen, als man sie in den andern Distrikten dieser Küste antrifft, wo man eine Vertrauen verdienende ärztliche Hülfe leider öfters vergeblich sucht. Die Stadt liegt sehr angenehm, dehnt sich längs dem Ufer des schönen Parariba aus, und gewährt einen angenehmen Anblick, besonders wenn man sie von dem Wege am Fluss: abwärts betrachtet. Überall herrscht Leben an dem Ufer, und eine regsame, mehrtheils farbige Menschenmenge wird hier in Handels- und andern Geschäften umher bewegt. In Campos wird mit mancherley Produkten ein ziemlich beträchtlicher Handel getrieben, besonders aber erzeugt die Gegend am Parariba aufwärts eine große Menge Zucker, so wie auch an dem kleinen Flusse Muriähè, der an der nördlichen Seite, S. Salvador gegenüber, in den Parariba fällt, bedeutende Zucker-Engenhos gefunden werden. Kaffee, Baumwolle und alle andere Produkte gedeihen vortrefflich und selbst europäische Gemüse sieht man auf den Märkten. Das Hauptzeugniß indessen ist Zucker, und der daraus bereitete Brandwein. Unter den Bewohnern sind reiche Leute, welche ihre Zucker-Engenhos in der Nähe des Flusses zum Theil mit 150 und mehreren Sklaven betreiben:

man gewinnt außer dem Branntwein auf solchen Werken 4 bis 5000 Arroben Zucker in einem Jahre. Schon denkt man an Verbesserungen der Fabrikatur, und ist im Begriff Dampfmaschinen anzuwenden. Das Engenho des Herrn Capitam Netto Fiz, welcher uns viele Höflichkeiten erwies, ist sehr schön und zweckmäßig eingerichtet; seine Zuckerpflanzungen sind beträchtlich, und er besitzt außer demselben noch zwey andere Fazenda's am Muriähé. In diesem Distrikte am Paraíba und Muriähé zählte man im Jahr 1801 schon 280 Engenhos, worunter sich 89 größere sehr einträgliche befanden (*). Man findet in der Stadt schon einen bedeutenden Grad von Luxus, besonders im Anzuge, worauf die Portugiesen viel verwenden. Reinlichkeit und Nettigkeit ist diesem Volke, selbst den niedern Ständen, in Brasilien wenigstens, allgemein eigen. Besucht man aber die innern Gegenden des Landes, oder die weniger bedeutenden Villa's, so wird man allgemein die Bemerkung machen, daß die Pflanzler bey ihren alten Gewohnheiten stehen bleiben, ohne im geringsten auf Verbesserung ihrer Lage zu denken. Man findet da reiche Leute, die in einem Jahre mehrere mit Gütern beladene Tropa's nach der Hauptstadt senden, die vielleicht 1000 oder 1500 Stück Ochsen dahin verkaufen, und deren Hütten dennoch schlechter sind, als die unserer ärmsten deutschen Bauern: niedrig, nur einstöckig, aus Lehm aufgeführt und selbst nicht einmal weiß angestrichen; nach einem ähnlichen Maßstabe ist die ganze übrige Lebensart eingerichtet, Reinlichkeit im Anzuge wird aber selten vermißt. Viehzucht soll die Gegend am Paraíba nicht hinlänglich besitzen, obgleich sich diese Ebenen doch so vorzüglich hiezu eignen; man zieht einige Maulthiere, die aber nicht so stark und schön sind, als die von Minas Gerais und Rio Grande. Schaaf und Ziegen sind klein, und die Schweine gedeihen nicht so gut als in andern Gegenden. Ich hatte Campos dos Goaytacases besucht, nicht um

(*). Corografia brasílica. T. II. p. 47.

statistische Nachrichten über diese Gegend zu sammeln (in Hinsicht deren ich auf andere Werke verweisen muß), sondern um die Völker- und Naturmerkwürdigkeiten der Gegend kennen zu lernen. Da ich diesen Zweck hier bald erreicht hatte, so war mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer und wir eilten, die, für uns interessanteste Seltenheit am Paraíba, nemlich einen in der Nähe wohnenden Stamm noch roher, wilder Tapuyas zu besuchen.

Der Oberst Manuel Carvalho dos Santos, Commandant des Distrikts von S. Salvador und Chef des hiesigen Landmiliz-Regiments, hatte uns sehr zuvorkommend empfangen; als wir ihm den Wunsch äußerten, die Mission von S. Fidelis, höher oben am Paraíba zu besuchen, so hatte er die Güte uns einen Officier mit einem Soldaten als Führer zu geben. Wir richteten uns schnell zu jener interessanten Reise ein, und verließen am 7ten October mit Zurücklassung unseres Gepäcks, S. Salvador.

Der Paraíba entspringt in der Capitania von Minas Geraës, fließt zwischen der Serra dos Orgãos und der von Mantiqueira in östlicher Richtung herab, und ist schon auf der kleinen Karte angemerkt, welche der Engländer Mawe von seiner Reise nach Tejuco gegeben hat. Er nimmt mehrere Nebenflüsse, den Parahibuna, Rio Pomba und andere auf, und durchströmt die großen Urwälder zwischen gebürgigen Ufern, bis er endlich, seiner Mündung nahe, in die Ebenen der Goaytaca-Indier tritt. Hier ist jetzt alles bebaut und belebt, aber wenn man über diese Ebenen hinauf steigt, in jene großen Wälder, so sind die Ufer des Paraíba noch von Urvölkern bewohnt, die man nur zum Theil entwildert und angesiedelt hat. Unser Weg führte anfangs längs dem Flusse hin, dessen Ufer herrliche Gebüsche von Mimosen, Bigonien und dergleichen zieren. Nahe bey der Stadt stehen einzelne hohe Cocospalmen, dann folgen schöne Wiesen und Gebüsche mit einzelnen Fazenda's. Der Anblick des schönen

Flusses ward uns bald entzogen, da unser Weg von ihm abführte. Auf den Triften fanden wir häufig in Gesellschaft des Madenfressers (*Crotophaga Ani*, LINN.) den gefleckten Ruckuck (*Cuculus Guira*, LINN.) oder *Annü branco* der Portugiesen, welcher in seiner Lebensart und Gestalt die größte Ähnlichkeit mit dem Madenfresser hat. Dieser Vogel, welcher von Azara mit dem Nahmen *Piririgua* belegt wird, ist in der Gegend von Campos noch nicht lange bekannt, und soll sich erst seit wenigen Jahren aus dem Hochlande von Minas herab, in diesen tiefern Ebenen an der See eingefunden haben. Wir hatten häufig Gelegenheit uns über die Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landstriches zu erfreuen. Man sieht eine Reihe von großen Fazenda's am Ufer des Flusses; weite Zuckerpflanzungen wechseln in den lebenvollen Ebenen mit ausgedehnten Triften ab. Schönes großes Rindvieh und Pferde weiden daselbst in Menge, so wie auch einige Maulthiere. In der Nähe mehrerer Wohnungen bewunderten wir auf einer Wiese einen jener colossalen wilden Feigenbäume, *Figueiras* der Portugiesen, die zu den angenehmsten Geschenken der Natur für die heißen Länder gehören; der Schatten eines solchen prachtvollen Baumes erquickt den Wanderer, wenn er sich unter seinen unglaublich weit ausgedehnten Ästen mit dunkelgrünen glänzendem Laube lagert. Die Feigenbäume aller heißen Länder werden gewöhnlich sehr dick, und breiten eine colossale Krone mit äußerst starken Ästen aus. Ich habe sie in Brasilien wirklich majestätisch gefunden, dennoch kam keiner im Umfange seines Stammes dem berühmten Drachenbaum von *Drotava* gleich, welcher nach von Humboldt's Messung 45 Fuß im Umfange hatte. In den oberen Zweigen jenes Feigenbaums fanden wir das merkwürdige Nestchen des kleinen grünen Plattschnabels mit gelbem Bauche (*Todus*): es war kugelförmig aus Wolle gebaut, oben verschlossen und hatte einen engen Eingang. In Brasilien bauen weit mehrere Vögel dergleichen verschlossene Nestchen als bey uns, wahrscheinlich

weil es hier mehr Feinde für die zarten Jungen giebt. Einige Stunden von S. Salvador fangen die Gebürge an sich zu erheben, und jenseits der Zuckerfelder sahen wir schon in der Ferne die hohen Urwaldungen. In dem Walde bemerkt man rothe Flecken, welche bloß durch das junge Laub des Sapucaya-Baums entstehen, das bey dem Hervorbrechen im Frühjahr von rosenrother Farbe ist. Es war nun die günstigste Jahreszeit zum Reisen gekommen, denn alles zeigte sich im lieblichsten Farbenspiel des zarten Laubes; frisches Grün erheiterte überall die Landschaft, dabey behagte die angenehme Temperatur der Luft uns nicht an große Hitze gewöhnten Nordländern ungemein. Nach etwa drey Stunden Weges näherten wir uns dem Ufer des Pararba wieder, und wurden durch seine Schönheit an dieser Stelle sehr überrascht. Drey Inseln, zum Theil mit hohem altem Walde bewachsen, unterbrechen seinen Spiegel. Der dem deutschen Rhein an Breite nichts nachgebende Strom gleitet schnell dahin, und an seinen Ufern wechseln auf grünen Hügeln Waldungen und Gebüsche mit großen Fazenda's ab, deren breite rothe Ziegeldächer gegen das grüne Laub freundlich abstechen, und um welche die Hütten der Neger kleine Dörfer bilden; (die Bignette, welche in der 4^{to} Ausgabe diesem Abschnitte beygefügt ist, giebt die Ansicht von einem der kleinern dieser Landhäuser.) Die Seitenthäler zwischen den Hügeln des Ufers sind mit Sümpfen angefüllt, worin eine hochstämmige Art von Trompetenbaum (*Bignonia*), häufig den traurigen Anblick eines verdorrten Waldes hervorbringt. Stamm und Äste haben eine hell-ashgraue Farbe, und ein dünnes, dunkelbraun-grünes Laub giebt ihm ein sehr düsteres todtes Ansehen, um so mehr, da er immer in Massen zusammengehäuft steht: die Blume ist übrigens schön, groß und von weißer Farbe. Andere schöne Gewächse sind hier in Menge, unter andern eine baumartige *Cleome* mit sehr großen schönen, weiß und rosenrothen Blumenbüscheln dicht übersäet; am Wege rankten hochgelbe und weiße *Bignonien*, und die Gebüsche am Ufer

zierten die aufrecht stehenden Gesträuche der *Allamanna cathartica*, LINN., mit ihren großen hochgelben Blüthen.

Als wir etwa die Hälfte unseres Weges zurückgelegt hatten, brachte uns unser Führer in eine benachbarte Fazenda, wo der Hausherr, ein Capitam, uns sehr gastfreundschaftlich zum Mittagessen einlud. Vor seinem Hause, das von einer sanften Anhöhe die schönste Aussicht auf den Fluß hatte, stand einer jener herrlichen Trompetenbäume (*Bignonia*), *Ipe amarello* genannt, mit großen gelben Blumen überdeckt, die vor dem Laub ausbrechen; sein Holz ist sehr fest und läßt sich gut verarbeiten. Am Nachmittage setzten wir unsere Reise weiter fort, allein jetzt traf uns ein heftiges Gewitter, wodurch der uns schöne Weg etwas unangenehm wurde. Wir erstiegen am Ufer des Flusses einen steilen Berg, den *Morro de Gambá*, ritten auf dessen Rücken durch einen dichten Wald, und wurden, als wir ins Freye traten, von einer prachtvollen Aussicht auf den Fluß hinab überrascht. In den hohen zackigten Waldkuppen zeichnet sich besonders das merkwürdig gebildete Felsgebürg *Morro de Sapateira* aus, dessen Contrast mit den grünen anmuthigen Hügeln, auf welchen die Bewohner ihre lachenden Ansiedelungen erbaut haben, den Reiz dieser Landschaft erhöhte. Unmittelbar zu unsern Füßen unter einer steilen Bergwand, befand sich am Ufer des Flusses ein kleiner flacher Wiesenboden, wo unter hohen Cocospalmen einige Wohnungen eine allerliebste Gruppe bildeten. Der schmale Weg läuft hoch an jener Bergwand hin und senkt sich dann wieder ins Thal hinab, wo man bey jeder Fazenda durch die herrlich duftenden Blumen der Drangengebüsche erfreut wird. Wir erreichten einen mit Rohr und der grauen weißblühenden 20 bis 30 Fuß hohen *Bignonia* bewachsenen Sumpf; auf den Stämmen der letztern hatten sehr viele Nachtreiber (*Ardea Nycticorax*) ihre Nester erbaut. Dieser Reiher gleicht unserm deutschen *Nycticorax* sehr, nur ist er ein wenig größer, er scheint daher derselbe Vogel zu seyn. Man sah auf jedem Neste Alte und Junge

beyfammen stehen und neugierig die Fremdlinge beschauen: unsere Jäger schossen mehrere derselben, konnten ihrer aber in dem grundlosen Bruche nicht habhaft werden. Diese Brücher sollen eine Menge Jacare's (Crocodylus) ernähren, von denen wir hier jedoch keine zu sehen bekamen. Nachdem wir eine angenehme abwechselnde Gegend zurückgelegt hatten, kamen wir zur Fazenda do Collegio, wo es anfieng Nacht zu werden; wir erreichten indessen noch vor völliger Dunkelheit den kleinen Rio do Collegio, welchen wir passiren mußten. Auf einer steilen, von Regen völlig schlüpfrigen Abfahrt rutschten unsere Pferde und Reitthiere auf der Kruxen bis zum Wasser hinab, ja einige fielen über und über; doch passirten wir alle glücklich, wiewohl stark durchnäßt, den tiefen reißenden Bach. Man tritt nun bald in einen finstern dichten Urwald am Ufer des Flusses, der bis S. Fidelis anderthalb Stunden weit anhält. Es war jetzt finstere Nacht und der Pfad sehr schmal, oft über dem steilen Flußufer unmittelbar erhaben, sehr uneben, mit dürrem Holze und umgefallenen Bäumen versperrt. Der vorreitende des Weges kundige Soldat stieg mit unsern Leuten häufig vom Pferde, um Hindernisse aus dem Wege zu räumen, und wir mußten bedeutende Strecken hindurch die Pferde am Zügel leiten: endlich stellte sich uns gar eine steile, tiefe Schlucht entgegen, über welche ein schmaler Steg von drey abgehauenen Baumstämmen führte; man hatte Querreifen eingehauen, um den Hufen der Thiere einen Halt zu geben, dennoch aber glitten sie häufig aus, und es fehlte wenig, daß nicht einige derselben hinabstürzten. Mit etwas Geduld besiegten wir indessen auch dieses Hinderniß glücklich. Im Dunkel des Urwaldes funkelten eine Menge umherfliegende Insekten, die Nachtschwalbe (Caprimulgus) rief, große Cicaden (Cigarras) ließen sich außerordentlich weit vernehmen, und das sonderbare Geschrey einer Schaar Frösche schallte durch die einsame nächtliche Wildniß. Wir erreichten endlich eine ebene Wiese am Ufer des Flusses, und befanden uns plötzlich zwischen den Hütten der

Coroados-Indier zu S. Fidelis. Unser Führer ritt sogleich vor die Wohnung des Geistlichen, Herrn Pater João, und ließ denselben durch einen seiner Slaven um ein Nachtquartier ersuchen; allein wir wurden mit kurzen Worten abgewiesen und alle weitere Versuche schlugen fehl. Ohne die Güte des Herrn Capitam, in dessen Hause wir uns am Mittage so wohl befunden hatten, würden wir hier sicher unter freyem Himmel haben campiren müssen. In dem leerstehenden von allen Geräthschaften ganz entblößten Hause dieses Mannes fanden wir eine Schlafstätte: wir befestigten unsere Reize, und ruheten recht sanft.

S. Fidelis am schönen Ufer des hier ziemlich breiten Paraiba, ist eine Mission, ein Dorf der Coroados- und Coropo-Indier, und ward vor etwa 30 Jahren von einigen Capuciner-Mönchen aus Italien angelegt. Damals waren hier nur vier Missionäre, von welchen der eine noch jetzt als Geistlicher sich hier befindet; ein zweiter lebt in seiner Mission zu Aldea da Pedra, 7 bis 8 Leguas höher aufwärts am Flusse, die beyden andern sind gestorben. Die hier lebenden Indier gehören zu den Stämmen der Coroados, Coropos und Paris, von welchen die letztern noch jetzt wild und frey zwischen dem Meere und dem nördlichen Ufer des Paraiba in den großen Wildnissen umherziehen, und sich westlich bis zum Rioomba in Minas Geraës ausbreiten (*). S. Fidelis gegenüber zeigen sie sich zwar jetzt friedlich, aber weiter oben zu Aldea da Pedra haben sie noch kürzlich mit den Coroados Krieg geführt. Eigentlich ist der Hauptwohnsitz dieser beyden Stämme Minas Geraës, sie dehnen sich aber bis hierher an den Paraiba und die Seeküste aus. Auf dem rechten oder südlichen Ufer des Flusses wohnen die Coroados, und zu S. Fidelis auch einige Coropos, welche nun alle civilisirt, daß heißt angefessen.

(*) Die Corografia brasílica (T. II. p. 59.) schildert den Zustand der Paris am untern Paraiba nicht richtig, denn nach ihr sollen diese Wilden hier schon in einigen Dörfern vereint leben, welches ungegründet ist.

sind. Ihr Revier erstreckt sich längs dem südlichen Ufer des Parariba bis hinauf zum Rio Pomba; dort am linken Ufer des letztern Flusses sind sie zwar noch im rohen Naturzustande, bauen aber dennoch bessere Hütten als die Paris, mit denen sie im Kriege leben, und von welchen sie gefürchtet werden sollen. Herr Freyreiß hatte sie auf seiner frühern Reise in Minas besucht, und sie nicht mehr völlig wild, dennoch aber in einem rohern Zustande als ihre Landsleute am Parariba gefunden (*). Diese Indier sind, wie gesagt, jetzt beynah alle angefessen, die Coropos sämmtlich, die Coroados größtentheils — doch haben sie kaum angefangen ihre wilden rohen Sitten, Gebräuche und Gesinnungsart abzulegen, denn nur vier Wochen vor unserer Ankunft hatten die letztern zu Aldea da Pedra, auf einem ihrer Streifzüge einen Puri erschossen, und deshalb mehrere Tage hintereinander Freudenfeste gefeyert. Dennoch sind ursprünglich diese drey Stämme mit einander verwandt, wovon die Ähnlichkeit ihrer Sprachen zeugt (**). Sie bauen Mandioca, Mays, Bataten, Kürbisse und dergleichen mehr; dabey sind sie geborne Jäger und wissen ihre starken Bogen und Pfeile sehr gut zu gebrauchen.

Kaum war der neue Tag angebrochen, so verfügten wir uns in die, den Coroados und Coropos, von den Missionarien erbauten Hütten. Wir fanden diese Menschen noch sehr original, von dunkelbrauner Haut, völlig nationaler Gesichtsbildung, sehr markirten Zügen, und rabenschwarzem Haar. Ihre Häuser sind recht gut und geräumig, von Holz und Lehm erbaut, und mit Dächern von Palmblättern und Rohr gedeckt wie die der Portugiesen. Man sieht darin die aufgehängten Schlafnetze und in der Ecke Bogen und Pfeil angelehnt; ihr übrigens sehr

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien. Heft I. S. 119.

(**) Ibid. S. 159. Die Corografia sagt: die Coroados seyen Abkömmlinge der alten Goaytacases (T. II. p. 53.) dieses ist aber unwahrscheinlich, da die letztern ihre Haare lang herabwachsen ließen, und die Coroados in früheren Zeiten ihren Nahmen von dem unter ihnen üblichen Gebrauch erhielten, dieselben in eine kleine Krone zu verschneiden.

einfacher Hausrath besteht in selbst gefertigten Töpfen, Schüsseln oder Schaalen (Cuia's) von Kürbissen und dem Kalebassenbaum (*Crescentia Cuiete* LINN.), Tragkörben (*Panacum*) von Palmblättern geflochten, und wenigen andern Sachen. Ihre Kleidung besteht in weißen Hemden und Beinkleidern von Baumwollenzeug; an Sonntagen aber sind sie besser gekleidet; man unterscheidet sie alsdann nicht von der ärmern Klasse der Portugiesen; doch auch dann gehen die Männer oft noch mit bloßem Kopf und barfuß; die Weiber hingegen sind schon eleganter, tragen zuweilen einen Schleyer und putzen sich gern. Alle sprechen portugiesisch, unter sich aber gewöhnlich ihre Nationalsprache. Die Sprachen der Coroados und Coropos sind sehr nahe mit einander verwandt, auch verstehen beyde mehrentheils die Paris. Unser junger Coropo, Francisco, redete alle diese Sprachen. Die Verschiedenheit derselben unter den mancherley Stämmen der brasilischen Urvölker ist ein interessanter und näherer Untersuchung würdiger Gegenstand. Beynahe alle Stämme der Tapuyas haben besondere Mundarten. Man hat aus einzelnen Wort-Ähnlichkeiten in den mancherley Sprachen auf ihre Abstammung von europäischen Völkern schließen wollen, doch wohl mit Unrecht: Papa, Mama, heißt zwar unter den Cambevas oder Omaguas (*) eben das, was es bey uns bedeutet, und das Wort Ja soll in der Coropo-Sprache dieselbe Bedeutung haben, als bey uns; aber außer diesen unbedeutenden und zufälligen Übereinstimmungen findet nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen jenen Sprachen und der europäischen statt. Die eigenthümlichen Waffen, worauf die Coroados noch viel halten, bestehen in Bogen und Pfeilen, welche von denen der Paris nur in einigen geringen Nebendingen abweichen. Die Befiederung dieser Pfeile nehmen sie größtentheils

(*) S. DE LA CONDAMINE voyage etc. p. 54. Selbst bey unsern Antipoden, den Neu-Seeländern, nennen die Kinder ihren Vater Pah-Pah, siehe DAV. COLLINS'S account of the English Colony in New South Wales. London 1798. 4. p. 535.

von den schönen rothen Araras (*Psittacus Macao*, LINN.), die höher oben am Parariba zu Aldea da Pedra schon gefunden werden. In dieser Wasse sind sie, wie alle ihre Stammes-Verwandten, sehr geübt, und beschäftigen sich häufig in den großen schon vor ihren Hütten anfangenden Wäldern mit der Jagd. In der *Corografia brasílica* wird gesagt (*), daß immer viele Familien der Coroados in einem Hause vereint wohnen, welches ich auf ein Paar einschränken muß. Ehemals begrub dieses Volk seine verstorbenen Anführer in länglichten irdenen Gefäßen, die man *Camucis* nannte, und zwar in sitzender Stellung; frühe, wenn der Tag anbrach, badeten sie sich, allein diese Gebräuche haben sie schon verlassen.

Da der Tag nach unserer Ankunft zu S. Fidelis ein Sonntag war, so wohnten wir Morgens der Messe in der Klosterkirche bey, wo die Bewohner der umliegenden Gegend sich zum Theil aus Neugierde eingefunden hatten, um die fremden Gäste zu beschauen. Herr Pater João hielt eine lange Predigt, wovon ich nicht ein Wort verstand. Nachher stiegen wir in dem unbewohnten Kloster umher und besahen seine Merkwürdigkeiten. Die Kirche ist groß, hell und geräumig, und von Pater Victorio, der erst vor ein Paar Monaten gestorben ist, ausgemahlt. Dieser Capuciner-Missionar hatte thätig für das Wohl der Indier gearbeitet, und lebte in sehr günstigem Andenken, da man hingegen den jetzigen Geistlichen nicht so sehr zu lieben schien; die Indier hatten ihn schon einmal fortgejagt, weil er, wie sie sagten, ihnen keine Lehren geben könne, indem er schlechter sey als sie selbst. Die Mahlerey im Innern der Kirche kann zwar nicht schön genannt werden, ist aber doch leidlich, und für diese abgeschiedene, wenig besuchte Gegend eine große Zierde, die den Fremden angenehm überrascht. Hinter dem Altar stehen die Rahmen der vier Missionäre angeschrieben; an der Seite sind eine Menge

(*) S. *Corografia brasílica*. T. II. p. 54.

Wotivtafeln aufgehangen, unter andern ein Gemälde, worauf ein Slave abgebildet ist, dessen Arm zwischen die Walzen einer Zuckermühle gerathen war, die, als der Neger in der Angst seines Herzens einen Heiligen anrief, augenblicklich stille stand (*). Der Fall, daß der Arm eines arbeitenden Slaven zwischen die Walzen eines Zuckerwerks kommt, ereignet sich leider nur zu oft, da diese Menschen nachlässig und unvorsichtig sind. Das Kloster ist zwar nicht groß, hat aber doch eine ziemliche Anzahl heller freundlicher Zimmerchen und einen niedrigen Thurm; für die Mühe, ihn auf halb zerstörten Treppen erstiegen zu haben, lohnte uns die angenehme Aussicht auf das wild-schöne Thal. (Eine Ansicht dieser Kirche und eines Theiles des Dorfes S. Fidelis mit den umgebenden bergigten Urwäldern, giebt die 1te Platte in der 4to Ausgabe.)

Hier in dem geräumigen Kloster hätte uns Pater João gestern sehr leicht eine gute Wohnung anweisen können, aber seine Unart gieng so weit, daß er uns sogar die Mittheilung einiger Lebensmittel verweigert hatte. Als er am Morgen erfuhr, daß unsere Pässe sehr gut und für uns günstig eingerichtet seyen, hielt er es doch für rathsam etwas höflicher zu seyn, und ließ uns daher einen Hammel aus seiner Heerde anbieten, den wir denn auch zu unserm Frühstücke kauften. Nach der Messe redete er uns an und wir schlossen einen Frieden mit ihm, der allen Feindseligkeiten ein Ende machte. Die Bewohner von S. Fidelis hatten sämmtlich die Geschichte unserer Ankunft vernommen und äußerten laut ihr Mißfallen über das Betragen des Herrn Pfarrers.

Unsere wichtigste Angelegenheit war nun, die Bekanntschaft mit den rohen Puris in ihren Urwäldern zu machen. Wir begaben uns deswegen auf das gegenüber liegende Ufer des Paraíba, wo wir auf der Fazenda eines Herrn Furriel (Furier) eine sehr gute Aufnahme fanden. Der Hausherr

(*) Koster erzählt von ähnlichen Fällen p. 348.

sandte sogar seinen Bruder in den Wald zu den Puris und ließ ihnen sagen, daß Fremde angekommen seyen, die sie zu sprechen wünschten. Diese Einladung, die er an die Wilden ergehen ließ, war ein bedeutendes Opfer, das er der Gefälligkeit für uns brachte, denn diese Leute bringen ihm nicht allein keinen Nutzen, sondern selbst bedeutenden Schaden; sie lassen sich, wenn man sie friedlich behandelt, in der Nähe der Pflanzungen nieder, benutzen aber alsdann auch die Erzeugnisse derselben, als wenn diese für sie selbst angelegt wären und berauben oft sogar die Neger, die in der Nähe der Pflanzungen in den Waldungen Geschäfte haben, ihrer Hemden und Beinkleider.

Diese Horde von Puris (*) hält sich erst seit kurzer Zeit so nahe bey S. Fidelis auf, und man glaubt, sie gehören zu denen, welche sich an der Seeküste bey Muribeca feindselig zeigen. So viel ist gewiß, daß sie die Nachricht von einem durch ihre Leute an der Seeküste verübten Morde hier zu S. Fidelis in möglichst kurzer Zeit gehabt haben, welches ihren sehr nahen Zusammenhang quer durch die Urwälder hindurch beweiset; auch sollen sie von der Seeküste bis nach Minas hinauf beständig ihre Verbindung unterhalten (**).

Die Lage der Fazenda an dem schönen Paraiá, der hier an manchen Stellen die Breite unsers Rheins hat, war sehr angenehm. Dichte finstere hohe Urwälder wechseln mit freundlich grünen Hügeln ab, welche die Ufer einfassen, und auf denen man viele Fazenda's erblickt; an einigen Stellen sind diese wildromantischen Urwaldungen selbst am Ufer weit ausgedehnt und erstrecken sich überall ununterbrochen ins Land hinein; von den höhern Bergketten herab sieht man finsterschauerliche Thäler die Wildniß durchschneiden, die dunkel und

(*) Den Namen Puris, oder Purys erklärt Herr v. Eschwege in seinem Journal von Brasilien, Heft I. S. 108.

(**) In Minas sind sie noch zahlreich; man hat sie dort verpflanzet und zu Sklaven machen wollen, um sie zu civilisiren, aber diesen Endzweck gänzlich verfehlt. S. v. Eschwege Journal u. s. w. Heft I. S. 98.

dicht mit hohen Riesenstämmen angefüllt sind, und deren Ruhe nur selten durch den Tritt des einsam schleichenden Pari unterbrochen wird. Hinter der Fazenda erstiegen wir einen felsigen Hügel und hatten dort eine himmlisch schöne, obgleich schauerliche Aussicht in die große ernste Wildniß. Kaum hatten wir den übrigen Theil der versammelten zahlreichen Gesellschaft unten am Fuße der Höhe wieder erreicht, als wir aus einem kleinen Seitenthale die Wilden hervortreten und auf uns zukommen sahen. Es waren die ersten dieser Menschen, die wir erblickten, unsere Freude über ihre Erscheinung war groß wie unsere Neugierde. Wir eilten ihnen entgegen und überrascht von der Neuheit des Anblicks standen wir vor ihnen. Fünf Männer und drey bis vier Weiber mit ihren Kindern hatten die Einladung, uns zu sehen, angenommen. Sie waren alle klein, nicht über 5 Fuß 5 Zoll hoch, die meisten unter ihnen waren breit und untersezt, so auch die Weiber (*). Mit Ausnahme einiger wenigen, welche Tücher um die Hüften gebunden hatten, oder kurze Beinkleider trugen, die sie von den Portugiesen erhalten hatten, waren sie völlig nackt. Einige hatten den ganzen Kopf geschoren, den andern hing ihr natürlich starkes rabenschwarzes, nur über den Augen und im Gesichte abgeschnittenes Haar gerade bis in den Nacken herunter. Bart und Augenbraunen hatte ein Theil von ihnen abgeschoren; im Allgemeinen haben sie wenig Bart; bey den meisten bildet er nur einen dünnen Kranz um den Mund herum und hängt unter dem Kinne etwa drey Zoll lang nieder (**). Einige

(*) unter allen Stämmen der Ostküste, welche ich sah, muß ich die Paris für die kleinsten halten. Nach Herrn Freyreiß sollen in der Capitania von Minas Geraes diese Menschen viel stärker gebaut seyn als die Coroados. Diese Beobachtung fand ich zu S. Fidelis nicht bestätigt, denn die letztern waren dort in der Mehrzahl größer und stärker von Körperbau. S. v. Eschwege Journal, Heft I. S. 205.

(**) Viele Schriftsteller haben sehr geirrt, wenn sie die Amerikaner bartlos nannten, obgleich ihr Bart gewöhnlich dünn und schwach ist. Am Sypotuba soll ein durch stärkern Bart sich auszeichnender Stamm der Urbewohner gelebt haben, welche die Portugiesen daher Barbados nannten.

hatten sich auf Stirne und Backen runde, rothe Flecken mit Urucú (*Bixa Orellana*, LINN.) gemahlt, auf der Brust und an den Armen dagegen hatten alle blauschwarze Streifen, mit dem Saft der Genipaba-Frucht (*Genipa americana*, LINN.) gemacht; dies sind die beyden Farben, welcher alle Tapuyas sich bedienen. Um den Hals oder über die Brust und eine Schulter hatten sie Schnüre von aufgereihten harten schwarzen Beeren, in deren Mitte vorn Eckzähne von Affen, Unzen, Katzen oder andern Raubthieren, angereicht waren, auch trugen manche unter ihnen diese Schnüre ohne Zähne. Figur 5 (in der 4to Ausgabe) auf der 12ten Tafel stellt ein solches Halsband vor, und Figur 6 eine andere Art dieses Putzes, welche von der abgezogenen Rinde gewisser Pflanzen-Auswüchse, wahrscheinlich den Dornen eines Strauches, zusammen gesetzt ist. *) In der Hand führen die Männer ihre langen Bogen und Pfeile, die sie auf Verlangen sogleich, so wie alle ihre Habseligkeiten, gegen Kleinigkeiten vertauschten. Wir empfingen diese merkwürdigen Menschen sehr freundlich. Zwey von ihnen waren als Kinder unter den Portugiesen aufgezogen worden, und redeten daher die Sprache derselben ein wenig — dadurch sind sie den Fazenda's oft von großem Nutzen. Man schenkte ihnen Messer, Rosenkränze, kleine Spiegel u. s. w. und theilte einige Bouteillen Zuckerbranntwein unter sie aus, wodurch sie äußerst fröhlich und zutraulich wurden. Jetzt kündigten wir ihnen auf morgen früh unsern Besuch in ihren Wäldern an, wenn sie uns gut aufnehmen wollten, hierauf, und als wir ihnen angenehme Geschenke mitzubringen versprochen, schieden sie sehr vergnügt von uns und eilten unter lauten Rufen und Gesang in ihre Wildniß zurück. Kaum hatten wir am Morgen das

(*) Der hier erwähnte Putz besteht aus dunkelbraunen, hohlen, länglichen Körnern, welche in ihrer Gestalt vollkommen einem Deutalium gleichen, und die man daher für animalischen Ursprungs hielt, bis die genauere Untersuchung zeigte, daß sie aus Rindensubstanz gebildet, und daher ohne Zweifel der Ueberzug gewisser Dornen sind. Sie sollen an den Caxoeira's des Paraiá vorkommen.

Haus verlassen, so erblickten wir auch schon die Indier, wie sie aus ihrem Waldthale hervorkamen. Wir sprengten ihnen entgegen, bewirtheten sie sogleich mit Brantwein, und eilten mit ihnen dem Walde zu. Als wir das Zuckerwerk der Fazenda umritten, fanden wir daselbst die ganze Horde der Puris im Grase gelagert. Der nackte braune Menschenhaufe bildete einen höchst sonderbaren interessanten Anblick. Männer, Weiber und Kinder waren dicht zusammengedrängt und betrachteten uns mit neugierig scheuen Blicken. Sie hatten sich sämmtlich nach Möglichkeit geschmückt; nur einige wenige Weiber trugen ein Tuch um die Hüften oder vor der Brust, die mehrsten aber waren völlig unbedeckt; einige Männer hatten sich mit einem um die Stirn befestigten Stück Affenfell, von der Art, die man Mono (Ateles) nennt, geziert, auch bemerkte man ein Paar Männer, welche ihre Haare beynabe völlig abgeschoren hatten. Die Weiber trugen ihre kleinen Kinder zum Theil in Binden von Baumbast, die über der rechten Schulter befestigt waren, andere trugen dieselben auf dem Rücken durch eine breite über die Stirn gehende Binde gehalten. Dies ist die Art, wie sie auch meistens ihre Körbe mit Lebensmitteln tragen, wenn sie wandern. Einige Männer und Mädchen waren stark bemahlt, sie hatten auf Stirn und Backen den rothen Punkt, auch zum Theil rothe Streifen im Gesicht; bey andern sah man schwarze Streifen in die Länge und Querbinden mit Punkten über den Körper, und verschiedene Kinder waren über und über mit schwarzen kleinen Punkten wie getiepert. Das Bemahlen scheint unter ihnen willkürlich und eine Sache des Geschmacks zu seyn. Von den Mädchen trugen etliche Bänder um den Kopf, übrigens aber pflegt das weibliche Geschlecht eine Binde von Bast oder Schnüre fest um Hände und Knöchelgelenke zu binden, um, wie sie sagen, an diesen Theilen schlank und zierlich zu werden. Die Gestalt der Männer ist im Allgemeinen stämmig, untersezt und öfters sehr fleischig, der Kopf dick und rund, das Gesicht breit und meistens mit stark vortretenden Backen-

Knochen; die Augen schwarz, klein, und zuweilen schief. Die Nase kurz und breit, und ihre Zähne sehr weiß; doch zeichneten sich einige durch scharfe Züge, kleine gebogene Nasen, und sehr lebhaft Augen aus, die nur bey wenigen freundlich, bey den meisten aber finster, ernst und versteckt unter der vortretenden Stirn hervorblickten. Einer unter den Männern war von allen übrigen durch seine Kalmucken-Physiognomie ausgezeichnet: er hatte einen dicken runden Kopf, an welchem die Haare sämmtlich bis auf einen Zoll lang abgeschnitten waren; einen sehr muskulösen untersehten Körper, kurzen breiten Hals, ein großes flaches Gesicht; die schräg gestellten Augen waren etwas größer als sie bey den Kalmucken zu seyn pflegen, sehr schwarz, starr und wild; die dicken schwarzen Augenbraunen in einem großen Bogen hochgewölbt, die Nase klein und mit breiten Flügeln, der Mund etwas dick. Dieser Kerl, von dem unsere Begleiter versicherten, daß man ihm noch nie hier gesehen habe, schien uns so furchtbar, daß nach einstimmiger Erklärung keiner von uns ihm an einsamen Orten allein unbewaffnet hätte begegnen mögen. Herr von Eschwege giebt als einen Zug der Puris die Kleinheit der männlichen Geschlechtstheile an; ich muß indessen gestehen, daß ich hierin keinen merklichen Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Stämmen gefunden habe; die Puris sind im allgemeinen sehr klein (*) und alle brasilianische Stämme stehen in diesem Punkte dem Europäer, und noch mehr dem Neger nach.

Alle hier gegenwärtige Männer trugen ihre Waffen, lange Bogen und Pfeile, in den Händen. Einige südamerikanische Völker, besonders die am Maranhão, haben kurze mit Federn verzierte Lanzen vom hartem Holze; andere, wie z. B. die von Paraguay, von Matto Grosso, Cayabá und von Guyana, so wie die Tupi-Stämme an der Ostküste von Brasilien, bedienten sich kurzer Keulen von hartem Holze, und

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien. Heft I. S. 162.

führen sie zum Theil noch; allein alle diese amerikanischen Urvölker benutzen doch als Hauptwaffe den kräftigen Bogen und einen langen Pfeil. Nur einige wenige Stämme, welche die Ebenen des südlichen Amerika's, die Pampas von Buenos Ayres und einige Gegenden von Paraguay bewohnen, haben, weil sie immer zu Pferde sind, und als Hauptwaffe eine lange Lanze führen, gleich den meisten afrikanischen Urvölkern nur einen kleinern Bogen und kurzen Pfeil (*). Nicht so die Tapuyas der Ostküste; bey ihnen ist der colossale Bogen und Pfeil, die sie gleich den Payaguas in Paraguay (***) nicht in einem Köcher, sondern ihrer ansehnlichen Länge wegen bloß in der Hand tragen, die einzige Waffe. Der Bogen der Puris (Tafel 12, Figur 1 in der 4to Ausgabe) und Coroados mißt 6 $\frac{1}{2}$ Fuß, auch wohl darüber. Er ist glatt, von dem harten, zähen, schwarzbraunen Holze der Airi-Palme gearbeitet und mit einer Sehne von Grawathá (Bromelia) bespannt. Die Pfeile der Puris sind oft über 6 Fuß lang und aus festem, knotigem, in den trocknen Waldungen wachsendem Rohre (Taquara) gemacht, am untern Ende mit schön blauen oder rothen Federn, oder mit denen des Mutum (*Crax Alektor*, LINN.) oder des Jacutinga (*Penelope leucoptera*) besiedert; die der Coroados sind aus einem andern Rohre gemacht, das keine Knoten hat. Von den Pfeilen aller dieser verschiedenen Stämme giebt es dreyerley sich durch ihre Spitzen unterscheidende Arten. Die erste (Fig. 2, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) ist der eigentliche Kriegspfeil. Er hat eine Spitze von breitem, an den Rändern scharf geschnittenem und vorne sehr zugespitztem Rohr von der Pflanze, deren schon früher unter dem Nahmen des Taquarussu (*Bombusa?*) erwähnt worden. Die zweite Art (Fig. 3, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) hat eine lange Spitze von Airi-Holz mit vielen Widerhaken an der einen Seite. Mit der dritten (Figur 4, Tafel 12 in der 4to Ausgabe) nur mit einer

(*) AZARA voyages etc. Vol. II,

(**) Ibid. p. 145.

stumpfen Spitze und einigen Knöpfen versehenen Art schießt man kleine Thiere. Ich werde sie weiterhin, als bey allen Tapuyas der Ostküste im Allgemeinen übereinstimmend, genauer beschreiben. Alle von mir an dieser Küste besuchten Stämme vergiften ihre Pfeile nicht, denn so weit ist glücklicher Weise die Industrie dieser noch völlig auf der untern Stufe der Cultur stehenden Völker nicht vorgerückt; noch weniger findet man unter ihnen Spuren des vergifteten Daumnagels der Ottomacken am Drinoko (*) oder der Blasröhre, welche die dortigen Indier aus colossalen Grass tengeln verfertigen, und der Esgratanas der Stämme am Amazonenstrom (**).

Als unsere erste Neugierde befriedigt war, baten wir die Wilden uns nach ihren Hütten zu führen. Die ganze Truppe zog mit voran, und wir folgten zu Pferde nach. Der Weg führte in ein Seitenthal, wo wir die Zuckerpflanzungen durchschnitten; dann aber ward er zu einem schmalen Pfade, bis wir endlich im dichten Walde auf einige Hütten (Cuari in der Sprache der Paris) stießen. Sie gehören wohl zu den einfachsten in der Welt. (Die 3te Tafel in der 4to Ausgabe giebt eine Abbildung derselben.) Das Schlafnetz, welches sie von Embira (Baumbast einer Art Cecropia) machen, ist zwischen zwey Baumstämmen angebunden, an diesen beyden Stämmchen ist höher oben eine Querstange mit einer Schlingpflanze (Cipo) befestigt, gegen welche sie in schräger Richtung große Palmblätter von der Windseite anlehnen, und diese unten mit Heliconia- oder Pattioba-Blättern, und in der Nähe der Pflanzungen mit Bananenblättern ausfütern. Auf der Erde neben einem kleinen Feuer liegen einige Flaschen von der Frucht der Crescentia Cujete, oder einige Kürbischalen, etwas Wachs, verschiedene Kleinigkeiten zum Puz, Rohr zu Pfeilen und Pfeilspitzen, so wie einige Federn, und Lebensmittel, als Bananen und andere Früchte, umher; Bogen und Pfeile des Hausherrn

(*) A. v. Humboldt Ansichten der Natur. S. 45 und 154.

(**) DE LA CONDAMINE voyage etc. p. 65.

stehen an einem der Bäume angelehnt, und magre Hunde fallen laut bellend den Fremdling an, der sich dieser Wildniß nähert. Die Hütten sind klein und von allen Seiten der Witterung dermaßen ausgesetzt, daß man bey ungünstigem Wetter die braunen Bewohner in einem Haufen dicht um das Feuer zusammengebrängt und in der Asche sitzend, Schutz suchen sieht; sonst liegt der Mann ruhig ausgestreckt in dem Netze, während die Frau das Feuer unterhält, und etwas an ein spitziges Holz gestecktes Fleisch brätet. Feuer, von den Puris Poté genannt, ist allen brasilianischen Völkerstämmen ein Hauptbedürfnis: sie lassen es nie ausgehen und unterhalten es die ganze Nacht, weil sie ohne dasselbe bey dem Mangel an Bekleidung frieren würden, und weil es nebenher ihnen den bedeutenden Vortheil gewährt, alle wilde Thiere von ihren Hütten abzuhalten. Ein solches Haus verlassen die Wilden ohne Kummer, wenn die umliegende Gegend ihnen nicht mehr hinlängliche Nahrung liefert; sie ziehen alsdann nach andern Gegenden, wo sie mehr Affen, Schweine, Rehe, Paca's, Aguti's und andere Jagdthiere finden. Hier in dieser Gegend sollen diese Puris besonders viele Brüllaffen oder Barbados (*Mycetes, ILLIGERI*) geschossen haben; auch boten sie uns wirklich mehrere schon halb gebratene Stücke davon zum Kaufe an; das eine war ein Kopf, das andere eine Brust mit den Armen, woran aber der Kopf fehlte — ein sehr eckelhafter Anblick! besonders da sie an allem ihrem Wildpret die Haut lassen, die alsdann schwärzlich versengt ist. Diese harten, halbprohen Leckerbissen zerreißen sie mit ihren starken weißen Zähnen. Eben so sollen sie auch Menschenfleisch aus Rachsucht verzehren; daß sie aber ihre eigenen Todten auffressen, um ihnen den letzten Liebesdienst zu erzeigen, wie einige alte Schriftsteller behaupten (*) davon findet man wenigstens heut zu Tage bey den Tapuyas der Ostküste keine Spur. Die Portugiesen der Gegend am Paraíba

(*) SOUTHEY's history of Brazil. Vol. I. p. 379.

behaupten allgemein, daß die Puris das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehren, und wirklich scheint etwas Wahres daran zu seyn, wie die Folge dieses Reiseberichts zeigen wird; allein eingestehen wollten sie uns dieses nie. Sie gaben uns auf unsere deshalb an sie gethanen Fragen zur Antwort, daß nur die Botocudos diesen Gebrauch hätten. Der Engländer Mawe erzählt übrigens in seiner Reisebeschreibung, daß die Indier zu Santa Gallo ungerupfte Vögel aßen. Dies habe ich nie von einem Wilden gesehen; sie nehmen vielmehr sogar die Eingeweide heraus, und haben vermuthlich Herrn Mawe nur Kunststücke vorgemacht, um ihn zu unterhalten (*).

Als wir bey den Hütten angekommen waren, ward sogleich ein Tauschhandel eröffnet. Wir machten den Weibern Geschenke mit Rosenkränzen, die sie besonders lieben, wiewohl sie das Kreuz abriffen und über dieses Heiligthum der katholischen Kirche lachten; ferner haben sie besonders gern rothe wollene Hüzen, Messer und rothe Schnupftücher, und gaben dafür am liebsten ihre Bogen und Pfeile hin; nach Spiegeln gelüsteten die Weiber, aber aus Scheeren machten sie sich nichts. Wir tauschten von ihnen eine Menge Bogen, Pfeile und mehrere Tragkörbe ein. Diese letztern sind von grünen Palmblättern geflochten, haben unten, wo sie auf dem Rücken aufliegen, einen Boden von Flechtwerk, und an den Seiten einen hohen, ebenfalls geflochtenen Rand, oben über aber sind sie größtentheils offen und nur mit Bindfaden oder Bast weitläufig überspannt. Sie tragen sie, wie oben schon erwähnt worden, eben so wie ihre Kinder, auf dem Rücken befestigt durch eine über die Stirn gehende Binde, zuweilen aber auch an einem über die Schulter laufenden Bande. (In der 4to Ausgabe stellt die 7te Figur auf der 12ten Tafel einen solchen Tragkorb vor.) Zum Verkauf bringen alle Wilde häufig große Kugeln von Wachs, welches sie bey dem Herausnehmen der wilden Bienensstöcke aus

(*) J. MAWES travels etc. p. 124.

den Waldbäumen sammeln. Sie gebrauchen dies schwarzbraune Wachs bey der Verfertigung ihrer Pfeile und Bogen, auch machen sie Lichter davon und verkaufen diese den Portugiesen. Diese Lichter, die recht gut brennen, bereiten die Tapuyas, indem sie um einen dünnen Kern von Wachs einen Docht von Baumwolle wickeln und nun das Ganze fest zusammenrollen. Auf ihr Messer, das sie an einer um den Hals herum gehenden Schnur befestigen, und auf dem Rücken herab hängen lassen, legen sie hohen Werth; oft besteht es nur aus einem Stückchen Eisen, das sie aber beständig auf Steinen schleifen und dadurch äußerst scharf erhalten. Giebt man ihnen ein Messer, so zerbrechen sie gewöhnlich den Stiel und machen sich einen neuen nach ihrem eigenen Geschmack, indem sie die Klinge zwischen zwey Stücke Holz legen, und diese mit einer Schnur dicht umwickeln. Nachdem wir unsern Tauschhandel beendigt hatten, setzten wir uns wieder zu Pferde und ritten zu andern, weiter im Walde hinauf gelegenen Hütten. Der Pfad war beschwerlich, eng, voll hoher Baumwurzeln, und über Hügel auf- und absteigend; einige Wilde schwangen sich hinter uns auf die Kruppe und ritten mit uns; ein ganzer Trupp von Coroado-Indiern aus S. Fidelis begleitete uns zu Fuß. Wir fanden im dichten Walde, in einem kleinen einsamen Thale, das Haus eines mitten unter den Paris wohnenden Portugiesen; hierauf gieng es sanft bergan und wir befanden uns bald bey den Hütten vieler Wilden, wo uns wieder eine Menge magere Hunde anfielen. Die Paris sollen dieses Hausthier, welches sie Joare nennen, von den Europäern erhalten haben, und ich habe es bey allen Stämmen der Urbewohner an der Ostküste gefunden (*). In den Hütten befanden sich besonders viele Weiber und Kinder, auch in einigen mehrere Schlafnetze, obgleich in den meisten nur immer eins zu sehen war. Gegen ein Messer band ein Puri sogleich sein Schlafnetz ab und übergab

(*) Von Humboldt fand im spanischen Amerika viele nackte Hunde, wir haben an dieser Küste nichts ähnliches bemerkt. Ansichten der Natur S. 90.

es mir. (Ich habe dasselbe Figur 7, Tafel 13 in der 4ten Ausgabe abbilden lassen.) Andere vertauschten ihre Stirnbinde von Affensell, ihre Halschnüre und dergleichen. Herr Freyreiß handelte jetzt mit einem Puri um seinen Sohn, und bot ihm mancherley Dinge dafür an. Die Weiber berathschlagten laut, in ihrem eigenthümlich singenden Tone, zum Theil mit betrübten Gehehrden; ihre meiste Worten endigten sich auf *a* und wurden gezogen, wodurch ein sehr lautes sonderbares Concert entstand. Es war deutlich zu sehen, daß sie den Knaben nicht gern herausgaben; allein das Haupt der Familie, ein ältlicher ernster Mann von guter Gesichtsbildung, sprach einige bedächtliche Worte, und stand dann völlig in Gedanken vertieft mit gesenktem Kopfe da. Man gab ihm nach und nach ein Hemde, zwey Messer, ein Tuch, einige Corallenschnüren von bunten Glasperlen und einige kleine Spiegel. Diefem Preise konnte er nicht widerstehen; er begab sich in den Wald und kehrte bald, mit einem Jungen an der Hand, zurück, der aber häßlich war, einen sehr dicken Bauch hatte, und deswegen verworfen wurde: hierauf brachte er einen zweyten annehmlichern zum Vorschein. Unglaublich war der Gleichmuth, womit dieser Junge sein Urtheil anhörte: er veränderte keine Miene, nahm keinen Abschied und schwang sich vergnügt dem Pferde des Herrn Freyreiß auf die Kruppe. Diese gefühllose Gleichgültigkeit bey frohen und traurigen Vorfällen findet man bey allen amerikanischen Völkern: Freuden und Leiden machen auf sie keinen lebhaften Eindruck; man sieht sie selten lachen, und nicht leicht hört man sie sehr laut reden. Ihr wichtigstes Bedürfniß ist die Nahrung; ihr Magen verlangt stets angefüllt zu seyn, darum sieht man sie ungemein hastig mit gierigen, stieren Blicken essen, wobey ihre Aufmerksamkeit einzig und allein mit der Speise beschäftigt ist. Eben so lange sollen sie auch hungern können. Die Zuckerpflanzungen der Fazenda's, in deren Nähe sie lagern, locken sie gewöhnlich an: hier sieht man sie halbe Tage sitzen und an den Stangen des Rohrs saugen. Sie

schneiden große Trachten dieses Gewächses ab und tragen sie in ihre Wälder. Der Saft des Zuckerrohrs ist indessen nicht bloß bey den Tapuyas beliebt, sondern es ist ein allgemeiner Gebrauch unter den niedern Volksklassen in Brasilien, denselben auszufangen. Koster (*) sagt dasselbe von Pernambuco.

Als wir den Tauschhandel im Walde ebenfalls geendigt hatten, bestiegen wir unsere Pferde, hinter jeden von uns setzte sich ein Puri, und so gieng die Reise wieder der Fazenda zu. Die ganze Bande, Männer und Weiber, fand sich auch hier bald ein, und alle wollten zu essen haben. Während wir ritten, hatte mein Hintermann mir das Schnupftuch aus der Tasche gezogen; ich ertappte ihn erst, als er es verbergen wollte und sagte ihm, er müsse mir einen Bogen dafür geben, welches er auch sogleich versprach; nachher aber verlor er sich schnell unter der Menge und hielt nicht Wort. Einige Männer hatten zu viel Brandwein erhalten, und wurden jetzt zudringlich. Mit einer freundlichen Behandlung würde man sie leicht weggeschafft haben; allein die Pflanzer behandeln diese Leute ganz falsch, indem sie dieselben als Vieh betrachten, und sogleich von der Chicote (Peitsche) sprechen; hierdurch reizt man sie natürlicher Weise zum Zorn und verursacht Haß und Streit. Mit uns Fremden waren sie daher vorzüglich zufrieden, weil wir so aufrichtig und gut mit ihnen umgiengen; auch bemerkten sie sehr gut an unsern blonden Haaren, daß wir einer andern Nation angehörten. Übrigens nennen sie alle Weißen Rayon. Da wir auf der Fazenda keine Farinha erhalten konnten, um alle diese Menschen abzufüttern, so sann wir auf Mittel ihren lauten Forderungen nach Nahrung auf andere Weise abzuhelpen. Der Hausherr gab uns ein kleines Schwein, welches wir ihnen mit dem Bedeuten schenkten, sich dasselbe zu schießen, und erhielten dadurch Gelegenheit zu sehen, mit welcher rohen Grausamkeit sie die Thiere für ihre Nahrung bereiten. Das Schwein fraß

(*) KOSTER'S travels etc. p. 345.

neben dem Hause; ein Puri schlich herbey und schoß es zu hoch unter dem Rückgrat hinein; es lief schreyend fort und schleifte den Pfeil nach. Der Wilde ergriff jetzt einen zweyten Pfeil, schoß ihn im Laufen auf das Vorderblatt des Thiers und steng es nun; während dessen hatten die Weiber in der Geschwindigkeit ein Feuer angezündet. Als wir sämtlich hinzu kamen, schossen sie das Schwein noch einmal ins Genicke, um es zu tödten, und dann noch in die Brust. Das Thierchen war in dessen nicht todt, es lag schreyend da und blutete sehr, aber ohne sich lange zu besinnen und sich durch sein Schreyen stören zu lassen, warfen sie es lebend ins Feuer um es zu fengen, und belachten einstimmig seine vom Schmerz ausgepreßten Töne. Nur als unser laut geäußertes Mißfallen über diese Barbarey immer zunahm, trat einer von ihnen hinzu und stach das aufs höchste gemarterte Thier mit einem Messer in die Brust, worauf sie ihm die Haare abschabten und es sogleich zerschnitten und vertheilten (*). Viele von ihnen giengen bey der geringen Größe des Schweinchens leer aus, und zogen daher murrend in ihre Wälder zurück. Kaum waren sie fort, so kam von S. Fidelis ein Sack mit Mehl an, den wir ihnen nun nachschickten.

Rohe Gefühllosigkeit ist, wie dieses und mehrere andere Beyspiele mir zeigten, ein Hauptzug im Charakter der Wilden. Ihre Lebensart bringt dies nothwendig mit sich, denn sie ist dieselbe, welche auch den Löwen und Tiger blutdürstig macht. Nächst diesem Zuge sollen Rachsucht und etwas Eifersucht, so wie ein unbezwinglicher Hang nach Freyheit und zu einem unständigen, ungebundenen Leben, den Gemüthszustand dieses Volkes bestimmen. Sie haben gewöhnlich mehrere Weiber, manche sogar vier bis fünf, wenn sie sie ernähren können. Im allge-

(*) So wenig wie hier, habe ich auch in der Folge irgendwo unter den Wilden bestätigt gefunden, was Herr Freyreiß im 1ten Hefte S. 208 von Herrn v. Schwegels Journal von Brasilien sagt: daß nemlich die Wilden das Fleisch der Thiere nie äßen, welche sie selbst getödtet hätten.

meinen behandeln sie dieselben nicht übel, allein der Mann betrachtet die Frau als sein Eigenthum, sie muß thun was er will; sie wird daher gleich Lastthieren bepackt, während er blos die Waffen in der Hand, neben her geht.

Die Sprache der Puris ist verschieden von den Sprachen der meisten andern Stämme, allein sie ist mit der der Coroados und Coropos verwandt. Einige Schriftsteller, unter andern Azara, haben diesen amerikanischen Völkerschaften alle religiöse Ideen absprechen wollen; doch scheint diese Behauptung um so weniger hinlänglich begründet, da dieser Schriftsteller selbst Meinungen von einigen seiner Indier aus Paraguay mittheilt, die ohne Zweifel ihren Grund in einer noch unausgebildeten Religion haben. Der Übersetzer seiner Reisebeschreibung, Herr Walckenaer, macht an verschiedenen Stellen dieselbe richtige Bemerkung (*); ich selbst habe bey allen von mir besuchten Stämmen der Tapuyas, sprechende Beweise eines bey ihnen vorhandenen religiösen Glaubens gefunden, daher ist es für mich feste und unumstößliche Wahrheit, daß kein einziges Volk unserer Erde ohne einige religiöse Ideen sey (**). Die wilden Brasilianer glauben verschiedene mächtige Wesen, von denen sie unter dem Nahmen Tupá oder Tupan das mächtigste im Donner erkennen. In der Benennung dieses überirdischen Geistes stimmen viele Stämme, und selbst einige der Tapuyas mit den Tupi-Stämmen oder den Indiern der Lingoa geral überein. Die Puris belegen ihn mit dem Nahmen Tupan, welchen Azara auch aus der Sprache der Guarani's anführt; ein Beweis mehr von der Verwandtschaft dieser Nation mit den Stämmen der Ostküste. Gößenbilder sieht man nirgends unter

(*) AZARA voyages etc. Vol. II. p. 34 in der Note.

(**) Daß der Geistliche zu João Baptista bey den Coroados keine religiösen Ideen gefunden haben will, beweist nichts, denn da er dergleichen bey den noch roheren Puris zugiebt, so haben die Coroados auch gewiß welche gehabt. Es ist ja ausgemacht, daß sie ein mächtiges überirdisches Wesen, unter dem Nahmen Tupan fürchten. S. v. Eschwege's Journal, Heft I., wo Seite 165 das erste Wort der Sprachproben die Widerlegung von dem auf Seite 106 Gesagten ist.

den Tapuyas, selbst nicht die Maracas oder den bezauberten Schutzapparat der Tupinambas. Nur am Amazonenstrome will man gewisse Bilder gefunden haben, die mit dem religiösen Glauben der Einwohner in Verbindung zu stehen schienen (*). Von einer allgemeinen großen Wasserfluth haben die meisten Indier von Südamerika gleichfalls eine dunkle Idee, und verschiedene Traditionen, welche man unter andern in Simam de Vasconcellos noticias curiosas do Brasil (***) aufgezeichnet findet. Wir nahmen die Einladung unseres gütigen Wirthes, die Nacht bey ihm zuzubringen, nicht an, sondern fuhren noch denselben Tag über den Paraíba nach S. Fidelis zurück. Dort waren die Coroados-Indier mit uns sehr unzufrieden, weil wir, wie sie sich ausdrückten, den Puris so vielerley gegeben hätten und ihnen nichts; wir kauften ihnen daher, um sie einigermaßen zu beruhigen, noch einige Bogen und Pfeile ab. Hierauf besuchten wir Herrn Pater João. Vor den Fenstern seiner Wohnung fließt der schöne Paraíba vorbey, auf den man hier die herrlichste Aussicht hat; er ist der beträchtlichste Fluß in der Capitania von Rio de Janeiro, der bis zu seiner Caxoeira über S. Fidelis 72 Inseln zählen soll; er kommt zwischen der Serra dos Orgãos und der von Mantiqueira herab. Der Strom hatte jetzt seine geringste Höhe, allein in der Regenzeit, December und Januar, tritt er weit aus seinen Ufern.

Von hier führt über das Gebürge hin ein Weg nach Santa Gallo; ein anderer nach Minas Geraes. Santa Gallo, von einigen Gold suchenden Paulisten angebaut, blieb in den großen Waldungen lange unbemerkt, bis es endlich durch den Ruf eines Hahnes entdeckt wurde und davon seinen Namen erhielt (***). Als sich die Jesuiten in Brasilien festsetzten, soll

(*) SOUTHEY'S history of Brazil. Vol. I. p. 620.

(**) S. DE VASCONCELLOS a. a. D. p. 47.

(***) Siehe die Beschreibung von Santa Gallo in J. MAWER'S travels etc. Cap. IX. p. 120.

in der Gegend von Santa Gallo ein sehr weißer Stamm von Indiern gewohnt haben. Erstere fanden dort Goldsand und ließen sich ihn von den Indiern in Papierpatronen nach dem Paraíba hinabbringen, wofür sie ihnen unbedeutende Kleinigkeiten gaben. Unsere Trennung von Pater João war freundschaftlicher als die erste Zusammenkunft; herzlicher jedoch war unser Abschied von dem guten alten Manne, der uns hier mit vielem Wohlwollen bewirthe hatte. Wir kehrten über den Paraíba nach der Fazenda des Herrn Furriel zurück und sahen da die Puris wieder nach dem Zucker-Engenho kommen, um Zuckerrohr zu saugen. Man brachte den von dem Herrn Freyriß gestern gekauften Knaben unter sie, um zu sehen, welchen Eindruck er auf seine Verwandten machen würde; allein zu unserer Verwunderung würdigte ihn kein einziger nur eines Blickes, und auch er sah sich nicht nach seinen Eltern und Verwandten um, sondern setzte sich ohne weiters in unserer Mitte nieder. Solche Gleichgültigkeit habe ich bey keinem der andern Stämme gefunden. Sie scheint indessen nur gegen schon etwas herangewachsene junge Leute statt zu finden, denn gegen kleinere Kinder fehlt es ihnen nicht an Zärtlichkeit. Bis der junge Mann sich selbst ernähren kann, ist er ganz das Eigenthum seines Vaters. Sobald er aber einigermaßen im Stande ist, sich seinen Unterhalt selbst zu verschaffen, bekümmert sich der Vater wenig mehr um ihn.

Einige Puris zogen mit ihren völlig bepäckten Weibern an uns vorbey. Ihr ganzes Gepäck bestand in ihren Kindern und einigen Körben von Palmblättern, die voll Bananen, Drangen, Sapucaya-Nüssen, Rohr zu Pfeilspitzen, baumwollenen Schnüren und einigen Puffsachen waren. Der Mann trug ein Kind, seine drey Weiber die andern. (Die 2te Tafel in der 4to Ausgabe giebt die Abbildung einer wandernden Truppe von Puris im hohen Urwalde.

Wir nahmen nun ebenfalls Abschied von unserm Hauswirth und den Indiern, und ritten an dem linken Ufer des

Parariba hinab, um auch dieses kennen zu lernen. Es ist eben so schön abwechselnd und wohl angebaut, als das rechte. Wir sahen hier große Fazenda's von herrlichen Bäumen umkränzt, unter denen wir den Sapucaya mit dem jungen rosenroth gefärbtem Laube und mit schönen sonderbar geformten, großen lilafarbenen Blumen überdeckt, in voller Blüthe fanden (*). Bey dem Hause des Senhor Moraës hielten wir an. Dieser wohlthätige Pflanzer hatte einige naturhistorische Gegenstände für uns bereit, die er uns anbot; auch ließ er sogleich sein Pferd satteln, um uns zu begleiten. Während wir uns hier aufhielten, kamen einige Familien der Puris angezogen und lagerten sich in der Nähe des Hauses. Sie haben eine ganz eigene Liebe für den biederen Mann, der sie stets aufrichtig und freundschaftlich behandelte. Ohne auf den Schaden zu sehen, welchen sie ihm zufügten, gestattete er ihnen immer die Plünderung seiner Drangen- und Bananenbäume, so wie seiner Zuckerpolder; und oft fügten sie ihm bedeutenden Schaden zu. Einem solchen Manne, der ihre Achtung und Liebe besitzt, und gut mit ihnen umzugehen weiß, würde es am ersten gelingen, sie dem Zustande der Wildheit zu entreißen, und sie in Aldeas oder Dörfer zu vereinigen. Er begleitete uns durch bergige Wege längs dem Flusse hinab, auf dem wir oft beschwerliche Stellen an steilen Wänden zurückzulegen hatten; dann betraten wir einen herrlichen finstern Urwald, worin die schönsten Schmetterlinge umher flogen. Hier fanden wir im Flusse dicht am Ufer ein kleines, rundes, ringsum von steilen Felsen eingeschlossenes Inselchen, auf welchem einige alte Bäume standen, die mit den beutelförmigen Nestern des Guasch (Cassicus haemorrhous) völlig bedeckt waren. Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis und Kaffee — von diesem aber nicht häufig — auch von Milio, wechselten beständig ab. Aus dem glänzenden Spiegel

(*) In einem Aufsatze des Herrn Hauptmann Martier in v. Eschwege's Journal S. 113 wird dieser Baum fälschlich Cocus de Sapucaya genannt, denn er hat nichts mit den Palmen gemein.

des Paraíba erhoben sich freundliche Inseln, zum Theil bebaut, zum Theil mit Wald bedeckt. Gegen Abend erreichten wir eine ebene Stelle am Flusse, mit einer in grünen Triften erbauten ansehnlichen Fazenda, wo wir gut aufgenommen wurden, und daher zu übernachten beschloffen. Jenseits des Thales erhoben sich hohe Gebürge und unter diesen der Morro de Sapateira, ein hohes Urgebürge mit mehreren Kuppen.

Nachdem am folgenden Morgen unsere Pferde auf der Wiese zusammengetrieben waren, setzten wir die Reise fort, und erreichten gegen Mittag den Muriähé, der nicht breit, aber tief und reißend ist, und in der Regenzeit oft großen Schaden anrichten soll. Er entspringt in der Serra do Pico im Gebiete der Puris, soll 7 Legoa's weit schiffbar seyn, und hat eine Caxoeira. An seinen Ufern liegen ansehnliche Fazenda's, wo sehr viel Zucker gebaut wird. Ein kleines Canoe trug uns hier über den Strom, und gegen Abend erreichten wir die Stelle, wo sich auf dem jenseitigen Ufer die Villa de S. Salvador freundlich ausbreitet. In dieser Gegend trafen wir auch ein ehemals indisches Dorf, die Aldea de S. Antonio, welches die Jesuiten aus Gorulhos-Indiern gebildet hatten, das aber jetzt unter seinen Bewohnern keine Caboclos mehr zählt.

VI.

Reise von Villa de S. Salvador zum Flusse Espirito-Santo.

Muribacca. — Die Feinseligkeiten der Puris. — Quartel das Barreiras. —
Stapemirim. Villa Nova de Benevente am Tritiba. — Goaraparim.

Bei unserer Ankunft in der Villa fanden wir zu unserer lebhaftesten Freude die Nachricht von dem folgereichen Siege bey Belle-Alliance bestätigt, die auch hier von allen Einwohnern mit großen Jubel aufgenommen worden war. Wir beschäftigten uns bald mit den nöthigen Anstalten zu unserer weitem Reise längs der Küste nördlich; nahmen noch ein Paar neue Jäger an, so wie auch einen Soldaten, der uns als Führer dienen sollte, und nachdem wir vom Commandanten, dem Obersten Carvalho dos Santos, der uns viele Höflichkeiten erzeigte, so wie von andern gefälligen Einwohnern von S. Salvador Abschied genommen, verließen wir am 20ten November die Villa und folgten dem Ufer des Parariba bis zu seiner Mündung an die See. Die Stadt dehnt sich ziemlich weit am Ufer des Flusses hin aus, und gewährt

so einen schönen Anblick. Die ansehnliche gedrängte Masse der Dächer erhebt sich unmittelbar über dem Flusse, aus ihnen steigen einzelne Cocospalmen in die Höhe, und den erhabenen Hintergrund bilden ferne blaue Gebürge. Der glänzende Spiegel des Flusses, welchen Canoes, von Negern geführt, durchkreuzen, ist an seinen Ufern mit Gebüsch, kleinen Wiesen und freundlichen Wohnungen eingefasst: auch ist er hier schon ziemlich breit. Von diesem Standpunkt aus würde ein Mahler ein sehr anziehendes Gemählde der Stadt und Umgegend liefern können. Die Reise war uns heute sehr beschwerlich, theils weil unsere Thiere durch einen langen Stillstand verwildert waren, theils weil wir an vielen Fazenda's vorbey kamen, wo wir durch das Öffnen der des Viehes wegen gemachten Umzäunungen aufgehalten wurden, und unsere Lastthiere darüber aus dem regelmäßigen Gange kamen. Wir sahen in der hiesigen Gegend sehr schönes Rindvieh, wie denn in Brasilien überhaupt dieses nützliche Hausthier groß, sehr fleischig, schön und wohlgebaut ist. Die Ochsenhäute von Buenos-Ayres, von Monte-Video, von Rio-Grande und andern Gegenden des portugiesischen und spanischen Amerika's, sind wegen ihrer Größe ja berühmt; auch haben die Stiere hier ungleich größere Hörner, als die europäischen sie zu haben pflegen. Pferde werden hier ebenfalls häufig gezogen.

Die Gegend war abwechselnd und freundlich; auch zeigten sich einige naturhistorische Neuigkeiten, unter andern eine große Anzahl der schön bläulichten Eisvögel (*Alcedo Alcyon*, LINN.), deren wir mehrere erlegten. Gegen Mittag erreichten wir das Haus eines Tenente, der eben abwesend war, dessen Frau uns aber dennoch Obdach gab. Als wir uns am Morgen zur Abreise anschickten, ließ der in der Nacht angekommene Herr Tenente ebenfalls sein Pferd satteln und begleitete uns nach Villa de S. João da Barra. Das Wetter war ungemein heiß; die beynahe ausgetrockneten Pflügen in den Wäldern sahen wir mit einer dichten Decke von gelben und weißlichen Schmetz-

terlingen bedeckt, die hier Feuchtigkeit suchten. Diese Anhäufungen der Schmetterlinge an feuchten Stellen sind immer Zeichen von der Annäherung der heißen Jahreszeit; man sieht oft große Flüge von ihnen, gleich Wolken in der Nähe eines Wassers umher schwärmen. Die Aussicht auf den Paraiá verdeckten uns Gebüsch; der Sandboden bewies, daß wir uns sehr dem Meere näherten. Einige schöne Vögel, besonders Eisvögel (Alcedo) vermehrten hier unsere Sammlungen, und als wir das Ufer des Flusses erreicht hatten, erschien für uns der Augenblick zu einer völlig neuen Jagd, die des Jacaré, oder des hiesigen Alligators, *Crocodylus sclerops*. Diese Amphibie (*) lebt in allen Flüssen von Brasilien, besonders in denen, die nicht viel Fall, und dagegen sumpfige Stellen und todte Arme haben. Man erkennt die letztern sogleich an gewissen großblättrigen Wasserpflanzen, der *Nymphaea*, *Pontederia* und anderen, deren Zweige vom Grunde des Wassers heraufwachsen und an der Oberfläche ihre Blätter horizontal ausbreiten. Zwischen diesen muß man das Jacaré suchen; da sieht der geübte Beobachter seinen Kopf, den es lauierend über dem Wasser hervorstreckt; doch findet man sie auch zuweilen in der Mitte des Flusses, besonders in todten, langsam fließenden Bächen. Dichte Gebüsch von schlanken Stämmchen eines etwa 18 bis 20 Fuß hohen, mit großen, wolligen, herzförmigen Blättern versehenen Baums (wahrscheinlich eines *Croton*) der *Tridesmys* (*Monoecia*) sehr nahe verwandt, bedecken die Ufer des Paraiá. Zwischen ihnen kann man sich leise dem Ufer nähern und das Jacaré sehen, wie es sich mit dem Kopfe über dem Wasser sonnt, und auf Beute lauert. Da wir anfangs, ohne an diese Thiere zu denken, und die nöthige Stille zu beobachten, an dem Flusse hinritten, vernahmen wir nur das

(*) Ob Azara in seinem Jacaré den *Crocodylus sclerops* beschrieben habe, ist zweifelhaft; seine Beschreibungen sind zu unbestimmt, besonders giebt er die Farbe sehr verschieden an. S. *Essais sur les Quadrupèdes du Paraguay etc.* Vol. II. p. 330.

Geräusch, das sie im Untertauchen machten; als wir uns aber nun vorsichtig näherten, um zu sehen, woher dieses Geräusch komme, entdeckten wir nahe am Ufer die Jacarés als Urheber desselben. Meine mit Schrot von mittlerer Stärke geladene Doppelflinte faßte und traf das Genicke des Thieres; es schlug in die Höhe, wälzte sich auf dem Rücken und tauchte unter. Obgleich ich gewiß war, daß es einen tödtlichen Schuß erhalten hatte, so fand ich doch kein Mittel, die erlegte Beute vom Grunde des Wassers herauf zu ziehen, und auf gleiche Weise schossen wir in kurzer Zeit noch auf drey bis vier dieser Thiere, ohne ein einziges zu erhalten. Noch waren wir nicht weit vorgeückt, als vor uns einige Schüsse fielen; wir ritten darauf zu und fanden, daß ein Paar unserer Jäger von einer über einen langsam fließenden Bach gelegten Brücke, einem Jacaré zwey Schüsse auf den Hals gegeben und es getödtet hatten. Nahe Fischerwohnungen verschafften uns einen Mann mit einem Canoe und einem großen eisernen Drenzack, womit er auf dem Grunde des Wassers umher suchte, das Thier spießte und es herauf zog. Die Länge dieses Jacaré betrug ungefähr 6 Fuß, die Farbe war graugrünlich mit einigen dunkeln Querbänden, besonders am Schwanze; die Unterseite des Körpers hatte eine hellgelbe ungemischte Zeichnung. Unsere Freude, dieses schöne und uns noch neue Thier zu besitzen, war groß; wir luden es auf eins unserer Lastthiere, von welchen es einen äußerst widerlichen Moschusgeruch rund umher verbreitete. Das Jacaré der Ostküste Brasiliens kommt an Größe den colossalen Crocodilen der alten Welt, und selbst denen der näher am Aequator gelegenen Gegenden von Südamerika bey weitem nicht gleich; Herr von Humboldt fand den Körper der letztern mit mancherley Vögeln bedeckt, und auf dem Kopfe eines derselben hatte selbst der große schlanke Flamingo sonderbarer Weise sich seinen Standort gewählt (*). Der Parariba ernährt besonders viele

(*) Ansichten der Natur S. 141.

Jacarés, und sie dienen den Negern hie und da zur Nahrung. Über ihre Raubgier fabelt man vielerley; allein die hier genannte höchstens 3 bis 9 Fuß lange Art fürchtet man nicht, obgleich einige Fischer die Spuren ihres Bisses an ihren Füßen zeigen wollten: daß sie indessen wohl einmahl einen über den Fluß schwimmenden Hund ergreifen und verzehren, mag wohl nicht ohne Grund behauptet werden. In dem sanftfließenden, beynähe todten Bache war an der genannten Brücke eine solche Menge derselben, daß man mit einem Blicke ihrer immer mehrere zählen konnte; allein da wir nach einigen derselben zu weit schossen, so machten wir sie scheu und erhielten nur dies einzige Individuum. Unweit des Baches fanden wir in dem sandigen Boden Gebüsche der *Eugenia pedunculata*, eines bekannten schönen Strauches, der die wohlschmeckende, rothe, fleischigte, vierwinklichte Frucht hervorbringt, die im Lande unter dem Nahmen der Pitanga bekannt ist. Sie sitzt einzeln auf ihrem pedunculus und der ganze Strauch ist damit bedeckt; uns gewährte sie jetzt eine angenehme Labung. Die *Acajü*-Bäume (*Anacardium occidentale*, LINN.) standen jetzt in der Blüthe, in ihrer Nähe bemerkten wir auf einer Weide einen schönen Widder mit vier Hörnern. Endlich erreichten wir glücklich die Villa de S. João da Barra, unweit der Einmündung des Paraíba ins Meer. Durch die Fürsorge unseres Begleiters, des Herrn Tenente, wies man uns das Casa da Camara, oder das zur Wohnung des Kronbeamten bestimmte Gebäude an. Es ist ein geräumiges Haus mit vielen guten Zimmern und einem Hofraume, in welchem Orangen- und Goyava-Bäume (*Psidium pyriferum*, LINN.) gepflanzt sind, die zum Theil jetzt in Blüthe standen. Villa de S. João da Barra ist ein Flecken, der mit S. Salvador nicht verglichen werden kann, da er nur eine Kirche und ungepflasterte Straßen mit niedrigen einstöckigen aus Holz und Lehm erbauten Häusern hat. Dagegen aber ist hier der Fluß für ziemlich große Schiffe, Brigs und Sumacas fahrbar, und es findet auf demselben unmittelbarer Verkehr

mit der See statt: alle Schiffe, welche nach S. Salvador hinauf wollen, müssen hier vorbeigehen, wiewohl der Arm des Flusses neben dem Orte selbst seicht ist, und das eigentliche Fahrwasser jenseits einiger Inseln liegt. Die Einwohner sind meistens Seeleute und Fischer, welchen der Handel von S. Salvador mit den Produkten der Gegend Nahrung giebt. Unsere voran geeilten Jäger, die wir bey unserer Ankunft in der Villa fanden, hatten verschiedene Thiere erlegt, auch hatten sie ein Paar lebende Gürtelthiere (*Dasypus*) mitgebracht. Diese sonderbaren Geschöpfe sind in Brasilien sehr gemein und es giebt ihrer mehrere Arten. Diejenige, welche wir jetzt lebend besaßen, wird hier *Tatü peba*, in den meisten Gegenden aber gemeiner oder wahrer *Tatü*, *Tatü verdadeiro* genannt, und giebt einen sehr wohlschmeckenden Braten (*). Wir hatten diese beyden Thiere während der Nacht getrennt, und das eine in einen Sack, das andere hingegen in einen festern Kerker gesteckt. Als wir sie am Morgen füttern wollten, hatte das erstere den Sack durchgekrast und sich durch die dicke Lehmwand des Hauses hindurch gearbeitet und gerettet.

Zwey Tage verweilten wir zu S. João, um unser mitgebrachtes *Jacaré* zu präpariren, welches uns einen ganzen Tag anhaltend beschäftigte. Nach Vollendung dieser Arbeit trafen wir wieder Anstalten zur Reise. Der *Juiz* (Richter oder Bürgermeister) hatte uns Schiffer und vier große *Canoes* gegeben, um unser Gepäck über den *Parariba* zu schaffen; der Wind bewegte die ansehnliche Wasserfläche des Flusses so sehr, daß kleine *Canoes* wohl in Gefahr des Umschlagens gewesen seyn würden. Wir hörten beständig die nahe Brandung des Meers, während wir den Fluß weit hinunter um eine mit angenehmen Gebüsch bedeckte Insel herumfuhren. Hier wuchs unter andern eine schöne strauchartige *Cleome* mit großen weißgelblichen Blumenbüscheln und purpurrothen Staubfäden, die 12

(*) Diese Art ist das *Tatou noir* des *Uzara*, siehe *Essais sur les Quadr. du Paraguay* etc. T. II. p. 175.

bis 15 Fuß hohe Malvacea mit großen sanftgelben Blumen und herzförmigen Blättern (*), die Aninga, eine merkwürdige, hochstämmige Art Arum (*Arum liniferum*, ARRUDA, (**)) mit großen eiförmigen Früchten und weißlicher Blume. Jetzt überschiffen wir den zweyten Arm des Flusses, und dann einen quere zwischen zwey Inseln hindurch führenden kleinen Canal, in welchem das von allen Seiten durch hohes Holz beschützte Wasser völlig todt ist, und daher von vielen Jacarés bewohnt wird. Während sich das Canoe sehr langsam fortbewegte, späheteten unsere Blicke nach ihnen umher. Die Wurzelbäume *Conocarpus* und *Avicennia* bilden am Ufer mit ihren entblößten, bogenförmigen und hoch aus dem Stamme hervortretenden Wurzeln ein sonderbares Gewebe. Zwischen diesen sahen wir zuweilen die Jacarés sich auf alten Stämmen und Steinen am Ufer sonnen. Meine Büchseflinte war stets bereit eine Kugel nach ihnen zu versenden, allein der Schuß gelang mir dennoch nicht; das Canoe schwankte oft, und ehe das zum Büchschusse nöthige Gleichgewicht wieder eintrat, war das Thier schon ins nahe Wasser hinabgefahren. Am Ausgang des Canals fanden wir am Ufer der Inseln den blaulichten Eisvogel (*Alcedo Aleyon*, LINN.) sehr häufig; auch tauchten hier große Flüge von einem unserm *Cormoran* (*Carbo Cormoranus*) sehr ähnlichen Scharben, der aber etwas scheu war. Ohne hier wichtigere Entdeckungen machen zu können, mußten wir uns begnügen, zwey Arten von Tang (*Fucus*), die man auch bey Rio de Janeiro antrifft (***), gefunden zu haben, und auf einer langen Lagoa hinter den Dünen erlegten wir glücklicher Weise noch einen jener tauchenden *Cormorane*. Nordwärts von hier ist die Küste in einiger Entfernung vom Strande

(*) *Arruda* in seiner Beschreibung der Pflanzen von *Pernambuco* nennt dies Gewächs *Guachuma do Mangue* (*Hibiscus pernambuccensis*) siehe *Roster* im *Appendix*.

(**) *Arruda* ebendasselbst.

(***) *Fucus lendigerus*, LINN. und eine Mittelart von *Fucus incisifolius* und *latifolius*. *Turn.* *Hist. Fuc.*

mancherley Gesträuchen bewachsen, worunter man besonders häufig die Pitangeira (*Eugenia pedunculata*) mit ihren wohl-
schmeckenden Früchten, eine neue Art Sophora mit gelben
Blüthen, den sechseckigten Cactus und andere Arten dieses
Geschlechts vom Winde niedergehalten sieht. Ich war mit Herrn
Freyreiß und Sellow unserer Tropa voran geeilt, und wir
erreichten vor Nacht die einzelne am Meeresstrande liegende
Fazenda Mandinga; unsere Leute, durch einen schmalen Ca-
nal aufgehalten, kamen uns erst am andern Morgen nach.
Hier trafen wir den Correo oder die Briefpost, welcher von
Rio bis Villa de Victoria, aber nicht weiter nördlich geht,
und erhielten Briefe, die uns am Abend noch angenehme Un-
terhaltung verschafften.

Von Mandinga zogen wir nordwärts, längs des See-
strandes hinauf in tiefem Sande wadend, der von dem Meere
immer benetzt wird. Die Menschen finden diesen Sandweg
bequem und angenehm, allein Maulthiere und Pferde, die sich
an den Anblick und das Geräusch der heranrollenden Brandung
noch nicht gewöhnt haben, scheuen oft diesen bequemen Gang.
Eine Tropa, die so über die glatte weiße Sandfläche am Rande
des blauen Meeres einherzieht, ist, aus weiter Ferne angese-
hen, ein angenehmer Anblick; denn wo die Küste nicht etwa
bedeutende Buchten macht, da sieht man auf eine so weite
Strecke vor sich hin, daß die Lastthiere gleich Pünktchen er-
scheinen. An den vorspringenden Landspitzen, wo das Ufer den
heftigsten Stoß der Brandung auszuhalten hat, bemerkt man
Steine, welche vom Wasser oft auf das sonderbarste durch-
löchert sind. Einige Arten von Strandläufern und Regenpfei-
fern beleben die Küste, an welcher man nur wenige Arten
von Conchylien und Seetang (*Fucus*) findet. Nachdem wir
einige Lagoas weit dieser Praya gefolgt waren, führte uns ein
Pfad zu einigen von waldigen Höhen eingeschlossenen Lagoas;
heftiger Durst quälte unsere ganze Tropa, daher stieg alles
vom Pferde, um sich hier zu erquicken, allein zu unserm großen

Jammer fanden wir das Wasser in diesen Lagoas durch den Übertritt der See gesalzen, und ein Paar Lehmhütten, in denen wir unsern Durst löschen zu können hofften, von den Einwohnern verlassen; nur die wohlschmeckenden Pitangas, welche rund umher in großer Menge wuchsen, entschädigten uns einigermaßen für die getäuschte Erwartung. Ein Pfad, der sich jetzt von der See ab nach dem dichten Gebüsch zuwandte, führte uns bald in den hohen Urwald. Ich ritt der Tropa voran, beobachtete die schönen Gewächse und beschäftigte mich in Gedanken mit den Tapuyas, die diese Gegenden zuweilen beunruhigen, als ich plötzlich zu meiner nicht geringen Befremdung zwey nackte, bräunliche Männer vor mir stehen sah. Im ersten Augenblicke hielt ich sie für Wilde und schon war ich im Begriffe, nach meiner Doppelflinte zu greifen, um mich gegen einen etwanigen Angriff zu sichern, als ich gewahr wurde, daß es Eidechsenjäger waren. Die in diesen Einöden einzeln wohnenden Pflanzer lieben das Fleisch der großen Art von Eidechsen, die in der Lingoa geral der Küsten-Indier Teiu (Lacerta Teguxin, LINN.) genannt wird, sehr; sie gehen daher mit ein Paar auf diese Thiere abgerichteten Hunden in die sandigen Gebüsch und Wälder, um sie aufzusuchen. Nahen sich die Hunde einer Eidechse, so flieht diese pfeilschnell in die ihr zur Wohnung dienende Erdhöhle, wo sie alsdann von dem Jäger ausgegraben und todtgeschlagen wird. Da die Hitze groß war, so giengen diese Männer, deren Haut am ganzen Körper von der Sonne so braun gebrannt war, daß man sie wohl für Tapuyas halten konnte, ganz unbekleidet; sie trugen Urte und ein Paar erlegte Eidechsen von beynah 4 Fuß Länge (den langen Schwanz mitgerechnet). Wir redeten mit diesen der Gegend kundigen Jägern, und sie versicherten uns, daß wir in weniger als einer Stunde die Fazenda zu Muribeca, wo wir heute übernachten wollten, erreichen würden. Wirklich traten wir bald in die Einzäunung, welche uns das Gebiet derselben ankündigte. In dem schattenreichen hohen Urwalde

fanden wir schöne Gewächse, die Gesträuche waren hoch hinauf von dem herrlichen *Convolvulus* mit himmelblauen Glocken durchrankt. Der Juó (*) ließ seinen tiefen lauten Pfiff in drey oder vier Tönen erschallen: man hört ihn in jenen unermesslichen Waldungen zu allen Stunden des Tages und selbst in der Mitternacht. Dieser Vogel hat ein eben so schmachhaftes Fleisch als alle übrigen Arten seines Geschlechts, das man gewöhnlich mit dem Rahmen der *Tinamus* oder der *Inambú* belegt.

Als wir den Wald zurückgelegt hatten, befanden wir uns in weitläufigen neuangerodeten Pflanzungen. Hier auf einer Höhe, wo uralte Waldstämme gleich einem Berbau, kreuz und quer durcheinander gefällt lagen, eröffnete sich eine reizende Aussicht in die majestätischen Wildnisse an den Ufern des *Tabapua*, der gleich einem Silberstreife aus finstern Waldungen schlängelnd hervortritt, und eine grüne Ebene durchschneidet, in der, von weitläufigen Pflanzungen umgeben, die große Fazenda von *Muribeca* sich zeigt. Ringsum begränzen unermessliche Waldungen den Horizont. Die vielen in den Pflanzungen arbeitenden Neger staunten verwundert unsere Tropa an, welche gleich einer Erscheinung einer fremden Welt aus dem Walde heran zog.

Wir erreichten zuerst *Gutinguti*, das mit *Muribeca* den gemeinsamen Rahmen *Fazenda de Muribeca* trägt; ehemals gehörte sie mit einem 9 *Legoa*s langen Gebiete den Jesuiten, die diese Gebäude angelegt haben; jetzt aber vier Eigenthümern gemeinschaftlich. Noch jetzt befinden sich hier 300 Negerclaven, worunter indessen nur etwa 50 tüchtige starke Männer sind, über die ein *Feitor* (Verwalter), ein Portugiese

(*) *Tinamus noctivagus*, eine neue bis jetzt unbeschriebene Art von *Tinamus* oder *Inambú*. Er ist kleiner als die *Macuca* (*Tinamus brasiliensis*, LATH.) 13 Zoll 5 Linien lang; oberer Theil dunkel-grau röthlich-braun; Rücken etwas kastanienbraun; Scheitel stark aschblau überlaufen, etwas schwärzlich gefleckt; Unterrücken und *Uropygium* röthlich-rostbraun, aber alle diese Theile des Rückens sind schwarzbraun quergestreift; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals aschgrau; Brust lebhaft bräunlich rostgelb; Bauch blässer gefärbt.

von Geburt, der uns sehr freundlich aufnahm, die Aussicht führt. Die Arbeiten hier sind für die Sclaven sehr beschwerlich; sie bestehen hauptsächlich in Ausrottung der Waldungen. Die Pflanzungen bestehen in Mandioca, Milio, Baumwolle und etwas Kaffee. Unweit von Gutinguti fließt der Itabapuaana vorbei, ein kleiner Fluß, der in seinem hohen Stande die Wiesen bewässert. Die Corografia brasílica nennt ihn fälschlich Keritigba (*), welches doch der Benevente ist; er entspringt in der Serra do Pico, nicht weit von den Quellen des Muriähé. Die weiten Waldungen, welche Muribeca rings umgeben, werden von umherziehenden Paris bewohnt, welche sich hier, und von hier aus etwa eine Tagesreise nördlich, feindselig zeigen. Man hält sie nicht ohne Grund für dieselben, welche bey S. Fidelis mit den Pflanzern in gutem Einverständniß leben. Hier am Itabapuaana (***) überfielen sie noch im vergangenen Augustmonate die Heerden der Fazenda und erschossen aus Bosheit 30 Stück Rindvieh und ein Pferd. Ein junger Negerknabe, ein Hirt, ward durch sie von seinem bewaffneten Kameraden abgeschnitten, gefangen, getödtet, und, wie man hier versichert, gebraten und aufgefressen. Man vermuthete, daß sie die Arme und Beine, und das Fleisch vom Rumpfe abgelöst und mitgenommen hätten; denn als man bald darauf an den Platz kam, fand man nur den vom Fleisch entblößten Rumpf und den Kopf des Negerknaben, die Wilden selbst aber hatten sich schnell in den Wald zurückgezogen. Auch erkannte man die gebratenen abgenagten Hände und Füße, woran noch Spuren der Zähne sichtbar gewesen seyn sollen. Der diesen Beleidigungen der Wilden ausgesetzte Feitor zeigte daher einen unglaublichen Haß gegen sie und äußerte wiederholt, daß er auch unsern jungen Puri gern

(*) Siehe Corografia brasílica T. II. p. 61.

(**) Dieser Fluß ist auf mehreren Karten mit dem Nahmen Comapuaan bezeichnet; einige der Bewohner nennen ihn auch wohl Campapuaana, allein sein wahrer Name ist der im Text angegebene.

mit Schrot erschiesen würde. »Es ist unbegreiflich, setzte er hinzu, daß die Regierung nicht zweckmäßiger Anstalten zur Ausrottung dieser Thiere trifft; wenn man an dem Flusse nur ein wenig hinauf geht, so findet man sogleich ihre Ranchos (Hütten).« Ihre Nähe ist freylich sehr unangenehm, allein man muß bedenken, daß die Pflanze durch die frühere schlechte Behandlung größtentheils Schuld an diesen feindseligen Gesinnungen der Urbewohner sind. In jenen frühern Zeiten unterdrückte Gewinnsucht und Goldgier alle Gefühle der Menschlichkeit bey den europäischn Ansiedlern; sie sahen jene braunen nackten Menschen nur als Thiere an, welche bloß für sie geschaffen seyen, wie ja selbst die unter der Geistlichkeit im spanischen Amerika aufgeworfene Streitfrage beweist: ob die Wilden als Menschen gleich den Europäern anzusehen seyen oder nicht? wovon Azara im zweyten Theile seiner Reise redet. Daß die Puris indessen zuweilen wirklich die Körper erlegter Feinde verzehren, dafür findet man hier im Lande viele Zeugnisse. Pater João zu S. Fidelis versicherte uns, daß er einst auf einer Reise nach dem Flusse Itapemirim einen von den Puris getödteten Neger ohne Arme und Beine im Walde gefunden habe, um welchen eine Menge von Urubus versammelt waren. Es ist schon weiter oben bey S. Fidelis gesagt worden, daß die Puris das Verzehren des Menschenfleisches uns nie eingestehen wollten; allein nach den angeführten gültigen Zeugnissen kommt ihr eigenes Geständniß nicht in Betracht. Auch unser Puri gestand, daß seine Stamms-Verwandten den Kopf ihrer getödteten Feinde auf eine Stange stecken und um denselben herum tanzen. Selbst unter den Coroados in Minas Geraes soll, wie Herr Freyreiß versichert, der Gebrauch herrschen, einen Arm oder Fuß des Feindes in einen Topf mit Caüi zu stecken, woran alsdann die Gäste saugen.

Unser Aufenthalt in Muribecca war für unsere naturhistorischen Sammlungen sehr ergiebig. Des häufigen Regens ungeachtet, der in diesen Tagen fiel, waren unsere Jäger in

den einzelnen Stunden, wo eine günstigere Witterung eintrat, sehr fleißig. In den großen Wäldern und Sümpfen an den Ufern des Itabapuaana nistete die Bisam-Ente (*Anas moschata*, LINN.) ein für uns neuer Vogel. Dieses schöne Thier, von welchem man in Europa die zahme Race sehr häufig unter dem Nahmen der türkischen Ente, in Fasanerien und auf Höfen hält, ist durch die schwärzlich rothe nackte Warzenhaut kenntlich, welche die Gegend des Auges und des Schnabels umgiebt; das ganze Gefieder ist schwarz in grün und purpurroth mannigfaltig schillernd; die Schultern der Flügel sind bey dem alten Vogel schneeweiß, bey den Jungen hingegen schwarz. Das alte Männchen ist sehr groß und schwer, und hat ein etwas hartes Fleisch; junge hingegen sind sehr schmackhaft und deswegen dem Jäger sehr willkommen. Wir Europäer fanden auf unsern Jagdercursionen in den sumpfigen Waldgegenden am Flusse oft große Hindernisse, dagegen drangen unsere halbnahten inländischen Jäger weit besser in diese Wildnisse ein. Drey Negerclaven von der Fazenda erboten sich ebenfalls für uns zu jagen; wir versahen sie mit Gewehren, Pulver und Bley, und sie brachten nun täglich am Abende eine Menge Thiere ein, die alsdann vertheilt wurden. Hierunter waren besonders Reiher, Ibisse, Enten (*Anas moschata* und *viduata*) der Ipecutiri von Azara oder die grünschultrige Ente, der Königsreiher (*Garça real*) eine schöne bis jetzt noch unvollständig beschriebene Reiherart, mit gelblich weißem Körper und schön blauem Schnabel (*), die große und kleine Egrette mit ihrem blendend weißen Gefieder und andere mehr. Auch der Itabapuaana verschaffte uns verschiedene Seltenheiten. Auf einer Spazierfahrt den Fluß aufwärts belustigte die Herrn Freyreiß und Sellow der Anblick einer großen Gesellschaft von Fischottern (*Lutra brasiliensis*), Lontras, welche ohne Zeichen von Scheu vor ihnen schnarchend und pfeisend im Wasser

(*) *Ardea pileata*, LATHAM, oder le Héron blanc à calotte noire. BUFFON-SONNINI, Tom. 21. p. 192.

scherzten. Die brasilische Otter unterscheidet sich von unserer europäischen Flußotter hauptsächlich durch einen etwas platt gedrückten Schwanz, den auch Azara anmerkt, ein Charakter, der an den ausgestopften Exemplaren gewöhnlich nicht mehr zu erkennen, daher in den naturhistorischen Werken übersehen worden ist. Ihr Fell ist sehr zart und schön. In den Hauptflüssen des innern Brasiliens, z. B. im Rio S. Francisco erreichen sie eine colossale Größe, man nennt sie dort nicht Lontra, sondern Ariranha (Arirannia). Auch wir erhielten hier eine dieser großen Ottern, indem man uns anzeigte, es liege ein großes todttes Thier mit Menschenhänden im Wasser. Wir giengen selbst dahin, um zu untersuchen, was dies für ein sonderbares Geschöpf seyn möchte und fanden eine ungeheuer große, 5 bis 6 Fuß lange Fischotter, welche zwar todt, aber noch frisch genug war, um unsern Sammlungen zugesellt zu werden. Welches die Ursache des Todes dieser Otter gewesen war, konnten wir nicht ergründen, sie schien keine äußere Verletzung zu haben. Höher aufwärts halten sich in dem Itabaputana auch Jacarés auf. Die Wälder erschallten vom lauten trommelnden Rufe der Brüllaffen (*Mycetes ursinus*) und von der laut röchelnden Stimme der Saüassü's (*Callithrix personatus*, GEOFFROY) die hier besonders häufig waren. Unsere Jäger erlegten zuweilen vier bis fünf dieser niedlichen Affen in kurzer Zeit; denn wenn sie eine Bande derselben fanden, so schossen sie schnell und luden wieder, während einer oder mehrere die Thiere auf ihrer Flucht über die Äste hinweg, immer im Auge zu behalten suchten. Der Saüassü ist bis jetzt noch in keinem naturhistorischen Werke abgebildet. Er ist hübsch gezeichnet; der Kopf und die vier Hände sind schwarz, der Leib fahl weiß-graubräunlich, der lange schlaffe Schwanz gelbröthlich. Mehrere dieser Affen trugen ihre Jungen auf dem Rücken, und wir fanden bald, daß diese sich leicht aufziehen lassen und sehr zahm werden. Unter den Vögeln, welche wir erlegten, befand sich eine vorzüglich schöne neue Art der

Spechte, welche ich *Picus melanopterus* nenne. Das ganze Gefieder ist weiß, nur Flügel, Rücken und ein Theil des Schwanzes sind schwarz, und das Auge ist von einer nackten orangegelben Haut umgeben.

Wir hatten zu Campos zwey Jäger angenommen, welche an die Barra des Itabapuaana voran geeilt waren, um dort für uns zu jagen, und in Muribeca wieder zu uns stoßen sollten. Da die Zeit, welche wir ihnen anberaunt hatten, längst verstrichen war, und unsere besten Gewehre sich noch in ihren Händen befanden, so war unsere Besorgniß nicht gering, daß sie uns entweichen möchten. Wir bemannten daher in aller Stille ein Canoe mit unsern Leuten; diese schifften den Fluß bis zu seiner Barra (Mündung in die See) hinab; übersahen die sorglosen Jäger, nahmen ihnen die Gewehre, und ließen sie ihres Weges ziehen. Die Reise vom Itabapuaana nordwärts erfordert einige Vorsicht, da man bis zum Flusse Itapemirim eine Strecke von 6 bis 8 Leguas durchschneiden muß, wo die Puris sich beständig feindselig gezeigt haben. Weil sie in dieser Gegend mehrmals schreckliche Mordthaten verübt hatten, so sah man sich genöthigt, hier einen Militärposten, das Quartel oder Destacamento das Barreiras anzulegen. Der Feitor von Muribeca entschloß sich selber uns nach jenen Posten zu bringen. Wir zogen durch hohen Urwald, durch abwechselnd offene sandige und von zahlreichen Spuren der Antas (*Tapirus americanus*) und der Rehe durchkreuzte Gegenden, und erreichten endlich, bey einem hohen hölzernen Kreuze, den festen ebenen Seestrand, wo wir eine sich weit ausdehnende sanfte Bucht in großer Ferne in eine Landspitze endigen sahen, und dort war es, wo sich uns auf der erhöhten Küste das Quartel zeigte. Da diese Strecke oft von den Wilden beunruhigt worden ist, so hatten wir uns wohl bewaffnet und 20 Schüsse waren im Falle eines Angriffes zur Gegenwehr bereit, mehrere von unsern Leuten hatten sich sogar Patronen gemacht, um schneller laden zu können. Die Soldaten

des Destacaments pflegen den Reisenden entgegen zu kommen, wenn sie aus der Ferne auf dem weißen Sande der Praya eine Tropa heran ziehen sehen; auch wir stießen, nachdem wir etwa eine Stunde der Küste gefolgt waren, auf eine Patrouille von 6 Mann, meist Neger und Mulatten, welche uns der Offizier des Postens entgegen gesandt hatte. Gegen Mittag erreichte unsere Tropa das Quartel, wo uns der commandirende Fähndrich (Alferes) sehr gastfreundschaftlich aufnahm. Dieser Militärposten besteht aus einem Officier und 20 Soldaten von der Miliz, welche mit Gewehren ohne Bajonett bewaffnet sind. Man hat hier auf einer Höhe unmittelbar über der See zwey Häuser von Lehm erbaut und einige Mandioca- und Miliopflanzen angelegt, wovon die Soldaten ihren Unterhalt gewinnen. Die Küste zeigt hier hohe, senkrecht abgeschnitzene Thonwände (Barreiras), auf deren Höhe das Quartel erbaut ist; man hat daher von dort aus eine weite, herrliche Aussicht auf das Meer, so wie man nördlich und südlich längs der Küste hin, die Tropas der Reisenden schon von ferne heranziehen sehen kann. Von der Landseite schließt sich unmittelbar an die Wohnungen des Destacaments ein finsterner Urwald, wo man jetzt angefangen hat Rogados zu machen. Hier hatten im August, also vor zwey Monaten, die Puri's einen Angriff gewagt. Sie kamen, um die Pflanzungen der Soldaten zu plündern, und ließen sich mit denselben in ein Gefecht ein, indem sie sich hinter die Gebüsche und Bäume postirten. Das Resultat des Gefechtes war, daß ein Soldat und zwey Hunde derselben verwundet wurden, die Puri's aber 3 Mann verloren, die todt oder verwundet von ihren Landsleuten weggeschleppt wurden. Seitdem ist das Commando in Ruhe geblieben und die Wilden haben sich in dieser Gegend der Küste nicht mehr sehen lassen. Als Trophäen verwahrt man im Quartel die aufgesammelten Pfeile der Tapuyas. Der hier commandirende Officier giebt einen beständigen Posten von 3 Mann nach Itabapuana an die Mündung des Flusses. Dies Commando

befindet sich hier auf unbestimmte Zeit, und es lag jetzt schon beynah ein Jahr daselbst. Wahrlich! eine traurige Station in einer solchen Wildniß; wo auch die Nahrung selbst sehr schlecht ist, und die Wohnungen nur aus Lehmhütten mit Palmblättern gedeckt bestehen. Das Haus des Officiers ist zwar geräumig, mit verschiedenen Zimmern, worin sich hölzerne Pritschen befinden, allein das baufällige Dach vermag nicht dem eindringenden Regen zu widerstehen. Den Anlaß zur Erbauung des Quartels gab die Ermordung von 6 Personen in der Nähe dieser Stelle unten am Seestrande. Sieben Personen kehrten von Itapemirim aus der Kirche zurück und wurden vor etwa 6 Jahren von den Puri's daselbst überfallen und größtentheils getödtet. Ein einziger Mann, der sich bey der Gesellschaft befand, war so glücklich zu entkommen; ein junges Mädchen hatte sich ebenfalls schnell auf die Flucht begeben, ward aber eingeholt und grausam ermordet. Von ihren Körpern fand man nachher die Arme und Beine, so wie das Fleisch vom Rumpfe abgelöst. Bald nachher fiengen die Puri's in dieser Gegend einen Soldaten und tödteten ihn ebenfalls. Wir erhielten zu Quartel das Barreiras durch den commandirenden Officier manche interessante Nachricht über die Puri's. Er versicherte unter andern, daß jene Wilden jetzt wirklich sehr wünschten mit den Portugiesen in Friede leben zu können, welches mit ihren gegen Herrn Moraës bey S. Fidelis geäußerten Wünschen vollkommen übereinstimmt. Ein solches Einverständnis würde für diese Küste sehr vortheilhaft seyn; denn da die Einwohner sehr zerstreut wohnen, so sind sie stets den grausamen Überfällen jener gefühllosen Barbaren ausgesetzt, und die Gegend ist in Gefahr verödet zu werden, wenn man nicht andere Maßregeln ergreift. Die Wilden erscheinen als Herrn dieser Wälder plötzlich bald hier bald dort, und verschwinden eben so schnell, wie man es bey dem Überfall zu Ciri erfahren hat; sie wissen alle Schlupfwinkel in den Waldungen, sind klug und verschlagen, und kennen die Schwächen der portugie-

fischen Ansiedler genau; auch verstehen verschiedene unter ihnen etwas von der Sprache derselben.

An dem zu Barreiras gehaltenen Ruhetage wurden die umliegenden Wälder und Sümpfe durchstreift, wobey uns die Soldaten begleiteten und führten. Unsere ganze Ausbeute beschränkte sich auf einige Enten (*Anas viduata*) und einen uns interessanten neuen Vogel (*), der zur Familie der Cotingas gehört. An der Küste schwammen die großen Tartarugas (Meerschilbkröten), die im Frühjahr das Ufer suchen, und erhoben ihren runden dicken Kopf langsam über die Oberfläche des Wassers. Mit der Nacht stieg ein heftiges Gewitter über uns auf, und der Regen floß in Strömen herab, vor dem wir uns leider in unserer Wohnung mit dem durchlöcherten Dache kaum zu schützen vermochten.

Von der Nachlässigkeit in der Unterhaltung des einzigen Weges längs dieser Küste, wo weder Brücken noch gangbare Straßen angelegt sind, machten wir an dem folgenden sehr trüben Tage eine höchst unangenehme Erfahrung: unmittelbar neben den Hütten des Quartels befand sich eine Stelle, wo wir Gefahr liefen, einige unserer besten Maulthiere zu verlieren. Da wir noch 4 Leguas in dem von den Puri's beunruhigten Gebiete zwischen den Flüssen Itabapuaana und Itaxemirim zurückzulegen hatten, so ward für eine gute gebrängte Marschordnung gesorgt und wir zogen unter militärischer Bedeckung auf einer festen und völlig ebenen Sandfläche längs der hohen Wände des Ufers, das aus gelben oder weiß und rothbraunen Thone (**), und aus Lagen von eisenschüssigem

(*) *Procnias melanocephalus*; der Kopf dunkelschwarz mit einem Auge, dessen Iris zinnoberroth gefärbt ist; alle obern Theile zeisiggrün, die untern gelblich; grün mit dunkleren Querlinien; 8 Zoll 7 Linien lang.

(**) Der Untersuchung des Herrn Professor Hausmann zu Göttingen zufolge gehört dieses Fossil, welches einen Hauptbestandtheil eines großen Theils dieser Küste von Brasilien ausmacht, zum verhärteten Steinmark, wohin man auch die sächsische Wundererde zählt. Es stimmt in allen Kennzeichen mit dem Steinmark überein.

Sandstein besteht, langsam fort. In den Schluchten und auf der Höhe des Ufers ist überall das Land mit dichten Waldungen umgeben, in welche, der Wilden wegen, niemand weit hinein zu gehen wagt: wir unserer Seits hatten keine Gefahr zu besorgen, da 20 Schüsse zum Empfang derselben bereit waren, obgleich unsere Leute die Stelle mit Grausen betrachteten, an welcher die Wilden die sechs unglücklichen Schlachtopfer zerstückt hatten. Nach einigen Stunden erreichten wir an einer niedern Stelle der Küste die *Povoação Ciri*, die jetzt völlig verlassen dasteht. Hier fielen die *Puri's* oder *Tapuyas* im verflossenen Augustmonat plötzlich ein, ermordeten in dem ersten Hause drey Personen und verbreiteten einen solchen Schrecken, daß alle Bewohner augenblicklich entflohen. Bloss ein Paar Häuser jenseits einer kleinen Lagoa sind noch bewohnt, und ihre wohlbewaffneten Bewohner halten sich hier für sicher. Die Wilden hatten das Eisengeräthe und die Lebensmittel, die sie vorgefunden, genommen und sich dann wieder in ihre Wälder zurückgezogen. Nach diesem Überfalle machte der Sargento Mor (Major) von *Itapemirim* mit 50 Bewaffneten einen Streifzug (*Entrada*) in die Wälder, um die *Puri's* aufzusuchen, fand zwar daselbst eine breite, für einen Reiter bequeme Straße, welche zu einigen Hütten (*Ranchos*) und von da weiter ins Innere führte; traf aber keine Indier an, und mußte aus Mangel an Lebensmitteln bald umkehren.

Jenseits der Lagoa in *Ciri* bey den bewohnten Häusern, deren ich erwähnte, nahmen unsere vier Soldaten Abschied von uns. Wir entfernten uns nun von der See, und kamen in einen schönen Wald, wo wir hie und da auf Pflanzungen stießen. Diese sind zwar ebenfalls den Anfällen der Wilden ausgesetzt, allein ihre Besitzer sind mit Waffen hinlänglich versehen. Der Wald ward immer schöner, höher und wilder: die hohen schlanken Stämme bilden ein schattenreiches Geflecht, so daß der Weg von allen Seiten überwachsen, einem schmalen dunkeln Laubengange gleicht. Auf den obersten trocknen Ästen alter hoher

Bäume sahen wir häufig lauernde Falken sitzen, besonders den bleifarbenen (*Falco plumbeus*, LINN.), der hier sehr gemein ist. Sehr häufig schwebte über diesem herrlichen Walde der weiße Milan mit dem Gabelschwanz (*Falco furcatus*, LINN.) einer der schönsten dortigen Raubvögel. Wir würden hier eine sehr angenehme Jagd gehabt haben, wenn nicht die zahllosen Moskiten so lästig gewesen wären; Hände und Gesicht waren sogleich damit überdeckt, und Maulthiere und Pferde litten ganz besonders von den Stechfliegen (*Mutuccas* *). Bald erreichten wir offene Wiesengegenden, wo es in Sümpfen und Lagoas von Enten, Möven und Reihern wimmelte. Gegen Mittag gelangten wir an den Fluß Itapemirim, an dessen südlichem Ufer die Villa de Itapemirim liegt. Sie ist 7 Leguas von Muribecca entfernt. (**), ist ein kleiner noch neuer Ort, und hat einige gute Häuser, kann aber nur ein Dorf genannt werden. Die Bewohner sind theils arme Pflanzler, welche ihre Anlagen in der Nähe haben, theils Fischer, einige wenige sind Handwerker. Der Capitam Commandante oder Capitam Mor des Distrikts von Itapemirim hält sich gewöhnlich auf seiner nahen Fazenda auf, in der Villa selbst wohnt ein Sargento Mor von der Landmiliz. Der Fluß, in dem einige kleine Brigg lagen, ist hier nur schmal, veranlaßt aber doch einigen Handel mit den Produkten der Pflanzungen, bestehend in Zucker, Baumwolle, Reis, etwas Milio und Holz aus den Wäldern. Ein in den Gebürgen gefallener Gewitterregen gab uns ein Beyspiel, wie schnell und gefährlich oft die Gewässer der heißen Zone anschwellen, denn der Fluß war plötzlich beynahе aus seinen Ufern getreten; er ist indessen immer etwas beträchtlicher als der Itabapwana. Die Gebürge, aus welchen er herab kommt, zeigen sich in der Ferne mit merkwürdigen zackigen Kegelfuppen; man nennt sie Serra de Itapemirim. Sie

(*) Southey a. a. D. schreibt fälschlich *Mutuca*. Vol. I. p. 618.

(**) Schon Lery erwähnt dieser Gegend unter dem Nahmen *Tapemiru*, siehe dessen Reise p. 45.

sind wegen der in ihrer Nähe, 5 Tagereisen am Flusse aufwärts, ehemals angelegten Goldwäschereyen, Minas de Castello, bekannt. Jene Gegend wurde aber von den Tapuyas dermaßen beunruhigt, daß die wenigen portugiesischen Ansiedler sie vor etwa 30 Jahren verließen, um sich in der Villa und ihrer Nachbarschaft nieder zu lassen. Stromaufwärts am Itapemirim hausen noch die rohen Horden der Tapuyas, besonders aber die der Puri's, und, wie die Mineiros versichern, noch ein anderer wilder Stamm, welchen sie mit dem Namen der Maracas belegen. Eben diesen letztern will man die Mordthat in Giri zuschreiben. Ziemlich weit stromabwärts aber streifen noch die Botocudos, wahre Tyrannen dieser Wildnisse. Man erzählt, daß einst auf einer am Fluß Muriähé gelegenen Fazenda, nachdem man vorher im nahen Walde großen Lärm und Geschrey gehört hatte, einige verwundete Puri's bey den Portugiesen Schutz suchten und aussagten, die Botocudos hätten sie überfallen und viele der Ihrigen getödtet. Aus allen diesem erhellt wenigstens, daß jene Wälder von unabhängigen feindseligen Wilden angefüllt sind. Die Tapuyas haben den gewöhnlichen Angaben nach am Itapemirim, in Zeit von 15 Jahren, 43 portugiesische Ansiedler getödtet. Demungeachtet hat man durch jene unsichern Wildnisse einen Weg eröffnet, auf dem man von den Minas de Castello nach den etwa 22 Leguas entfernten Gränzen von Minas Geraës gelangt.

Der Capitam Mor des Distrikts hatte nach Vorzeigung unserer Pässe uns sogleich sehr zuvorkommend empfangen; er sandte eine Menge Lebensmittel in unsere Wohnung, als Holz, Wasser und alle sonstige Bedürfnisse, wofür wir ihm auf seiner Fazenda unsere persönliche Dankagung abstatteten. Dieses Landgut liegt am Flusse, von schönen Wiesen umgeben, auf welchen eine Menge Vieh aller Art weidend herum schwärmte.

Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen verließen wir diese Gegend. In einiger Entfernung von der Villa setzt man über den Fluß ohnfern seiner Mündung in die See. In den

Sümpfen fanden wir hier sehr häufig die *Jatropha urens*, die den bloßen Füßen unserer Jäger noch weit empfindlicher war als die brennendsten Nesseln (*Urtica*), da die kleinen Borsten jener Pflanze sogar durch die Kleidungsstücke dringen. In sumpfigen Niederungen und an den Fluß-Ufern der ganzen Küste ist der schöne bluthrothe Tijé (*Tanagra brasilia*, LINN.) sehr gemein; dagegen findet man ihn in den Gebürgen und großen inneren Waldungen weit seltener. An der Mündung des Itapemirim fanden wir große Schaaren einer Mövenart (*Larus*), so wie Meerschwalben (*Sterna*) in Menge umher schweben; Regenpfeifer (*Charadrius*) und Strandläufer (*Tringa*) bevölkerten die Küste, an welcher man auch sehr häufig im Sande die kleine Nachtschwalbe (*Caprimulgus* *), und in den benachbarten Waldpfädchen eine andere größere Art dieses Geschlechts findet. Nach Marcgraf nennen die Brasilianer diese Vögel in der Gegend von Pernambuco Ibiyau; an der von mir bereisten Küste aber haben sie den Namen Bacurau.

Bei der starken Hitze litten wir großen Durst, gegen welchen unser junger Puri uns jetzt ein untrügliches Mittel lehrte. Man bricht nehmlich die mittlern steifen Blätter der Bromelia-Stauden heraus, in deren Winkeln sich vom Regen und Thau sehr gutes Wasser sammelt, und fängt diesen Nectar auf, indem das Gewächs schnell an den Mund gebracht wird. Wir fanden heute an den vorspringenden Landspitzen der Küste steinige Hügel, auf denen besonders viele schlanke wilde Cocospalmen wuchsen, deren stolze Blätter im frischen Seewinde schwankten: der Austerfresser (*Haematopus*) war überall gemein, so wie Regenpfeifer und Strandläufer. In einem schönen Urwalde hatten wir eine herrliche Unterhaltung an den lautschallenden Stimmen mannigfaltiger Vögel, worunter sich, bey dem schon herannahenden Abend, auch eine Eule

(*) Wahrscheinlich derselbe Vogel, welchen Vieillot *Caprimulgus Popetue* genannt hat, s. dessen *Histoire naturelle des oiseaux de l'Amérique septentr.* Vol. I. Tab. 24.

(Curuje) hören ließ; Papageyen schrien laut und der sanfte Ruf des Juó (Tinamus) tönte weit in diesem vielstimmigen Concert durch die einsame Wildniß. Wir nahmen unser Nachtquartier auf der Fazenda de Agá, wo man Mandioca, etwas Baumwolle und Kaffee baut. Große, mit allen Arten wilder Thiere belebte Waldungen schließen sich von der Landseite nahe an die Pflanzungen an; hier hatte in der vergangenen Nacht eine große Unze (Yaguarété, Felis Onca, LINN.) eine Stute des Besitzers getödtet, dessen ausgesandte Jäger jedoch mit ihren Hunden vergebens die nahen Wälder absuchten. Unweit der Fazenda erhebt sich aus diesen nahen Waldungen ein hoher abgerundeter, isolirter Berg, Morro de Agá genannt. Er besteht aus Felsen und nackten schroffen Wänden, und ist von hohen Hügeln umgeben: von ihm soll man eine vortreffliche Aussicht haben. Ich fand hier in der Nähe der Wohnungen einen kleinen Sumpf, wo mich bey Einbruch der Nacht die merkwürdige Stimme eines mir noch unbekanntes Frosches in Erstaunen setzte; sie klang vollkommen als wenn ein Blech- oder Kupferschläger mit dem Hammer arbeitet, nur war der Laut im Ganzen tiefer oder voller. Erst weit später habe ich das Thier näher kennen gelernt, welches wegen seiner Stimme von den Portugiesen der Schmid (Ferreiro) genannt wird. Eine andere naturhistorische Merkwürdigkeit war für uns ein dichtes Gebüsch einer noch nicht gesehenen Art von Heliconia, welche ihre Blümschäfte aus einer gewissen Höhe beständig bogenförmig herabkrümmt, und alsdann mit der Spitze wieder aufwärts steigt; viele Blumen mit scharlachrothen Scheiden bedecken den eben so angenehm gefärbten krummen Theil des Stengels; dieses prächtige Gewächs bildete einen vollkommenen Laubengang. Die Praya enthielt hier einige wenige Arten von zweyschaaligen Muscheln und Schnecken.

Unweit Agá erreichten wir die von mehreren indischen Familien bewohnte Povoação Piúma oder Ipiúma, wo sich ein starker Bach gleiches Namens, der blos für Canoe's

schiffbar ist, in die See ergießt. Hier findet man eine auf das Anwachsen des Baches berechnete, etwa 300 Schritte lange hölzerne Brücke, eine wahre Seltenheit in diesem Lande. Die Ufer dieses Flusses sind mit dichten Gebüschern bedeckt und sein Wasser hat eine dunkel-kaffeebraune Farbe, wie die meisten Waldbäche und kleinen Flüsse dieses Landes. Herr von Humboldt fand das nehmliche am Atabapo, Lemi, Tuamini, Guainia (Rio Negro) und andern Flüssen. Nach seinem Urtheil erhalten sie diese sonderbare Farbe durch eine Auflösung von gefohltem Wasserstoffe, durch die Üppigkeit der Tropenvegetation und die Kräuterfülle des Bodens, auf dem sie hinfließen (*).

Als wir über die Brücke zogen, liefen die Indier mit ihren charakteristischen dunkelbraunen Gesichtern aus Neugierde herbey, um die Fremden zu sehen. Ein hier angefassener spanischer Matrose machte den Wirth, redete uns sogleich gebrochen in mehreren Sprachen an, erzählte dabey von allen Ländern, in denen er gewesen war, und deutete ziemlich verständlich darauf hin, daß wir Engländer wären. Man findet in den Thälern und selbst an trocknen Höhen häufig Dickichte von einem starken 16 bis 18 Fuß hohen Fächerrohre, welches auf einem etwas zusammengedrückten Schaft, einen schönen Fächer von langen lanzettförmigen ganzrandigen Blättern trägt; diese entspringen fast aus einem gemeinschaftlichen Punkte und aus ihrer Mitte schießt ein langer glatter Schaft hervor, an welchem oben die Blüthen, gleich einer kleinen Fahne herabhängen. Diese schöne Rohrart heißt hier Ubá, weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte hingegen Canna brava und wird von den Wilden zu Verfertigung der Pfeile benutzt. Solche Rohrgeläge bilden undurchdringliche Dickichte und überziehen ganze Distrikte. In einem kleinen angenehmen Thale fanden wir einen Wald prachtvoller schattenreicher Bäume, von Cecropia,

(*) Ansichten der Natur I. S. 298.

Coeos, Melastoma, zwischen welchen der kleine schwarzbraune Bach Iriridurchfließt, über den ein mahlerischer Steg von Baumstämmen führt. Tucane und die Maitacca (*Psittacus menstruus*, LINN.) waren hier häufig und wurden von unsern Jägern geschossen; Affen flohen so schnell durch die Zweige der Bäume, daß man ihnen nicht beykommen konnte. In der Höhlung eines alten Baumes erblickten wir eine colossale Buschspinne (*Aranha Caranguejeira*), die wir von unserm Nachtquartier abzuholen gedachten, woran wir jedoch später verhindert wurden. Wir durchritten hüglisches mit Wald und Weidegegenden abwechselndes Land und erreichten gegen Abend die letzte Höhe am Flusse Benevente, wo wir plötzlich durch eine schöne Aussicht überrascht wurden. Am Fuße eines Hügels zeigte sich uns auf dem nördlichen Ufer Villa Nova de Benevente, ein Flecken, zur Rechten der weite blaue Spiegel des Meers und links der Fluß Benevente, welcher sich gleich einen See ausbreitet, ringsumher aber ist alles finsterner hoher Wald, hinter welchem endlich Felsgebürge den Horizont begränzen.

Villa Nova de Benevente wurde am Flusse Iritiba oder eigentlich Keritigba (*) von den Jesuiten erbaut, welche hier eine Menge bekehrte Indier versammelten. Ihre Kirche und das unmittelbar damit vereinigte Kloster existiren noch: letzteres, wo wir unsere Wohnung erhielten, ist gegenwärtig zum Casa da Camara gemacht. Es liegt auf einer Höhe über der Villa und gewährt besonders von dem an der Nordseite befindlichen Balkon aus eine herrliche Aussicht. Die Sonne tauchte eben in den dunkelblauen Ocean, der vor uns lag, unter, und verwandelte den weiten Spiegel desselben in ein Feuermeer. Die Klosterglocke läutete zum Ave-Maria, und alles, was in der Nähe war, zog die Hüte ab zum Abendgebeth;

(*) Auf der Karte von Faden ist der Fluß Iritiba, bey Arrow-smith, Iritiba genannt, allein die Villa ist auf keiner der beyden Karten angegeben.

Stille herrschte in der weiten Ebene, und nur die über den Fluß herüberschallenden Stimmen der Tinamus und anderer wilden Thiere unterbrachen dieses feyerliche nächtliche Schweigen. Mehrere niedliche kleine Briggs lagen im Hafen von Villa Nova vor Anker, und verleiteten uns zu dem Fehlschlusse, daß hier ein nicht unbedeutender Handel getrieben werde; allein man belehrte uns bald eines bessern. Es ist hier sehr wenig Verkehr, und diese Schiffe hatten bloß vor dem ungünstigen Winde hier Schutz gesucht. Die Jesuiten hatten hier anfangs 6000 Indianer versammelt und die beträchtlichste Aldea an dieser Küste gestiftet; allein durch die schweren königlichen Dienste und durch slavische Behandlung vertrieb man die meisten wieder; diese zerstreuten sich in andere Gegenden, so daß jetzt der ganze Distrikt von Villa Nova, die portugiesischen Ansiedler mitgerechnet, nicht mehr als 800 Seelen zählt, worunter etwa 600 Indier sind. Obgleich nun die Anzahl der Bewohner sehr abgenommen hat, so hob sich dennoch seitdem der Handel; denn noch vor etwa 20 Jahren betrug hier die Ausfuhr nicht mehr als 100,000 Reis (etwa 313 Gulden), da sie jetzt schon auf 2000 Cruzados gestiegen ist, den Betrag des ausgeführten Zuckers nicht einmahl mit in Anschlag gebracht. Die freyen wilden Indier bedrängten ehemals diese Colonie am Tritiba sehr, besonders die Goaytacases und die Stämme der Tapuyas, worunter man besonders Puri's und Maracas begreift; allein der Geistliche versicherte uns, daß sich diese wilden Horden nicht mehr gezeigt hätten, seitdem man alljährlich auf einen gewissen Tag im ganzen Distrikt dem heiligen Geist ein großes Fest mit Processionen und Andachtsübungen feyre. Villa Nova selbst ist ein kleiner Ort mit einigen gut gebauten Häusern, der aber am Sonntage lebhaft wurde, da alle Bewohner der umliegenden Gegend zur Messe herein kamen. Der in diesem Distrikte commandirende Capitam (Hauptmann) von der Landmiliz gehört zu dem Regimente von Espirito-Santo, dessen Chef der Oberst Falcão zu Capitania ist. Er kam

am Sonntage uns zu besuchen und hatte die Gefälligkeit, auf unsere Nachfrage nach guten Jägern, uns einige der Gegend kundige Leute zu senden; wir fanden Gelegenheit außer ihnen noch einen Indier anzunehmen, der ein guter Jäger war. Diese verschafften uns manche interessante Thiere, unter andern auch mehrere Säüssü-Affen, die hier an den Ufern des Flusses häufig ihre lauten Stimmen hören lassen. Zwey unserer Jäger fanden im Walde eine große Giftschlange. Sie lag ruhig in einer Vertiefung, wo ihr nicht gut beyzukommen war; daher stieg einer von ihnen auf einen niedern Baum und erlegte von dort herab das Thier. Diese schöne Schlange wird im Lande Curucucú genannt, erreicht eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und eine beträchtliche Dicke, und hat eine fahl gelbröthliche Farbe, mit einer Reihe schwarzbrauner Kautenflecken auf dem Rücken. Die Bildung der Schilder, Schuppen und des Schwanzes zeigt, daß sie die von Daudin unter dem Namen Lachesis, wiewohl etwas unrichtig beschriebene große Viper der Wälder von Cayenne und Surinam ist (*). Ihr Biß wird sehr gefürchtet, und Menschen, die von ihr verwundet werden, sollen in weniger als 6 Stunden sterben.

Vom Tritiba gelangt man zunächst zu dem Flusse Goarapárim. Sumpfige Wiesen und Moräste dehnen sich unweit der See aus, Gebüsch wechselt damit ab und herrlicher Urwald erfreut zuweilen den Wanderer. Hier hörte man die See, deren Uferhügel mit Wald bedeckt sind, beständig brausen. Der Pfad war wie eine dunkle Laube überwachsen, zur Seite standen majestätische, alte Waldstämme, an ihrer Rinde eine Welt von Pflanzen, in ihren Zweigen Fleischgewächse; junge Cocospalmen zierten am Boden das durch Schlinggewächse verworrene Dickicht, dessen junges Laub mit der schönsten

(*) Schon Marcgraf erwähnt dieser Schlange unter dem Namen Curucucú; allein auch in neuern Zeiten hat Herr Hofrath Merrem, einer unserer ausgezeichnetsten Reptilologen, in dem 1ten Bande der Annalen der Wetterauischen Gesellschaft für Naturgeschichte, eine unvollständige Haut dieses Thieres beschrieben und abgebildet.

rothen oder gelbgrünen Farbe hervorbrach, und hoch oben wiegten sich im Winde die Federkronen der älteren Palmen, deren Stämme sich knarrend hin und her neigten. An einer Stelle erreichten wir ein bloß aus Aïri-Palmen bestehendes vorzüglich schönes Wäldchen. Junge kräftige Bäume dieser Gattung, von 20 und 30 Fuß Höhe, stiegen mit ihrem schwarzbraunen mit Stachelringen umgebenen, geraden Stamme empor: ihre schön gefiederten Blätter schirmten den feuchten Boden gegen die brennende Mittagssonne, andere jüngere, die noch ohne Stamm waren, bildeten das Unterholz, über welche alte abgestorbene Palmen, vertrocknet und verfault, gleich abgebrochenen Säulen hervorragten. An diesen, der Verwesung preisgegebenen Bäumen klopfte einsam der gelbhäubigte Specht (*Picus flavescens*, LINN.) oder die schöne Art mit rothem Kopf und Halse (*Picus robustus* (*)). Die Blumen der feuerfarbenen *Heliconia* überdeckten die niedern Gebüsche in der Nähe, welche eine schöne Winde (*Convolvulus*) umschlang, die die herrlichsten himmelblauen Glocken trug. Hier in diesem prachvollen Walde zeigten sich die holzigen Schlingpflanzen wieder in ihrer ganzen Originalität mit ihren sonderbaren Windungen und Gestalten. Bewundernd betrachteten wir die Erhabenheit dieser Wildniß, die nur *Lucane*, *Pavo's* (*Pie à gorge ensanglantée*, AZARA), *Papageyen* und andere Vögel belebten. Unsere Jäger schossen bald in allen Richtungen des Weges und füllten ihre Taschen mit Beute. Jenseits des Waldes erreichten wir die *Povoação de Obù*, einige, 2 *Legoa's* von *Billa Nova* entfernte Fischerhütten; solche von Wald oder dichten Gebüschen umgebene Wohnungen sind oft noch mahlerischer als andere in offenen Gegenden, deren ich eine auf der *Bignette* dieses Abschnittes (in der 4ten Ausgabe) habe abbilden lassen. Eine *Povoação* (Dorf ohne Kirche) Namens *Miarapé* von

(*) Dieser Name ward von den Naturforschern zu Berlin gegeben, nachdem *Azara* diesen Vogel im 4ten Bande seiner Reise pag. 6 beschrieb, wo er ihn *Charpentier à huppe et cou rouges* nannte.

60 bis 80 Fischerfamilien bewohnt, beherbergte unsere Tropa am Abende. Wir hatten unsere Wohnung in einem hochgelegenen Hause aufgeschlagen, wo sich sogleich mehrere Menschen einfanden, die besonders unsern wilden Puri bewunderten, und alle seine Bewegungen beobachteten. Übrigens wurden wir in diesem etwas geräumigen Hause gut aufgenommen und hatten ein großes Zimmer, auf dessen Boden bald ein helles Feuer unsere vom Regen durchnässten Kleidungsstücke trocknete. Nicht weit von Mirapé liegt die Villa de Goaraparim, wohin ein über einige in die See vortretende Felsenkuppen gehender Weg führt. Unweit der Villa tritt ein schmaler Arm des Meers mit salzigem Wasser in das Land hinein, der den Rahmen des Goaraparim trägt und mehrentheils für einen Fluß angegeben wird.

Die Villa hat etwa 1600 Einwohner, der ganze Distrikt aber 3000 Seelen; jene ist also etwas größer als Villa Nova de Benevente. Die Straßen sind nicht gepflastert; nur an den Häusern hat man Steinwege und diese sind schlecht; die kleinen Gebäude haben meistens nur ein Stockwerk. Der Ort ist im Allgemeinen arm, doch befinden sich in der Nähe einige beträchtliche Fazendas. Eine derselben mit 400 Neger-sklaven wird Fazenda de Campos genannt, eine zweyte mit 200 Negern heißt Engenho velho. Als der letzte Besitzer der ersteren starb, trat eine allgemeine Unordnung ein; die Sklaven revoltirten und arbeiteten nicht mehr. Ein Geistlicher benachrichtigte die Erben des Gutes in Portugal von dem Verfall ihres Eigenthums und erbot sich, die Sache in Ordnung zu bringen, wenn man ihm einen Antheil an dem Besitz gestatten wollte; dies wurde genehmigt; allein die Rädelshörer der Sklaven ermordeten ihn in seinem Bette, bewaffneten sich und bildeten in jenen Wäldern eine Republik von Schwarzen, denen niemand leicht Abbruch thun konnte. Sie benutzten die Fazenda für sich, ohne jedoch viel zu arbeiten, lebten frey und jagten in den Wäldern. Mit den Sklaven dieser Fazenda machten sich die des Engenho velho ebenfalls unabhängig

und eine Compagnie Soldaten konnten nichts gegen sie ausrichten. Jene Neger beschäftigen sich besonders damit, einige vorzügliche Produkte dieser Wälder zu suchen, wie den wohlriechenden peruvianischen und den Copaiva-Balsam (Oleo de Copaüba) und noch eine andere Art. Dieser letztere kommt von einem hohen Baume, dem Pao de Oleo. Man hauet denselben an, und belegt bey dem Ausfließen des Saftes die Wunde mit Baumwolle, welche das Harz einsaugt; dabey hat man den Glauben, daß der Baum beym Vollmonde angehauen und das Oehl beym abnehmenden Monde abgenommen werden müsse. Die Neger oder Indier, welche dieses Produkt einsammeln, bringen es in kleinen wilden Cocosnüssen, die sie oben an ihrer Öffnung mit Wachs zukleben, zum Verkauf. Der Balsam ist so fein, daß er bey der Hitze durch die feste Ruß durchschwitzt. Man schreibt ihm im Lande selbst mehr Heilkraft zu als er wirklich besitzt (*).

Die verwilderten Neger der beyden vorhin genannten Fazenda's nehmen Fremde gut auf, und zeichnen sich durch ihr Betragen sehr vor den entlaufenen Negersclaven in Minas Geraës aus, welche man dort von ihrem in Walde angelegten Dörfern (Quilombos) Gayambolos nennt. Diese fallen, besonders in Minas, die Reisenden an, plündern und tödten sie öfters, daher hat man dort gewisse eigne Gayambolen-Jäger mit Nahmen Capitaes do mato (**), welche blos darauf ausgehen die Schwarzen in ihren Schlupfwinkeln zu fangen oder zu tödten.

Der in Goaraparim commandirende Capitam der Landmiliz hatte uns höflich empfangen und uns ein Haus zum Nachtquartier angewiesen. Wir schifften am andern Morgen bey der Villa über den zwischen sanftgrünen Gebüschen von Mangue-Bäumen (Conocarpus) höchst mahlerisch sich ausdehnenden und in der Ferne von grün bewachsenen Gebürgen begränzten Fluß, auf dessen nördlichem Ufer sich ein Fischerdorf

(*) Siehe MURRAY apparatus medicaminum, Vol. IV. p. 52.

(**) In Pernambuco tragen sie den Nahmen Capitães do Campo, s. KOSTER's travels etc. p. 399.

befindet, durchritten große Sümpfe mit schönen violetblühenden Rhexia-Gebüschcn angefüllt, prachttvolle Waldhügel voll Aïri- und andern Cocospalmen, deren mancherley Arten unsere Neugierde unendlich beschäftigten, kamen dann an die, in der Nähe des Perro Cão befindlichen weiten Gehäge von Ubá- oder Fächerrohr, und überschritten hierauf den kleinen Fluß auf einer hölzernen Brücke. Alsdann folgten wir dem Seestrande bis Ponta da Fruta, wo in einem Gebüschc mehrere Wohnungen eine zerstreute Povoação bilden. Die Bewohner, Abkömmlinge von Portugiesen und Negern, nahmen uns gut auf. Sie nähren sich kümmerlich von ihren Pflanzungen und dem Fischfange. Nicht weit von Ponta da Fruta erblickt man schon auf einem fernen Berge das Kloster Nossa Senhora da Penha unweit Villa do Espirito-Santo, wohin man noch einen Weg von 5 Legoa's hat. Wälder, Wiesen und Gebüschc wechseln hier mit großen, weiten Rohrbrüchern ab; viele weiße und andere Reiher waten in denselben, und manche neue schöne Pflanze bietet sich dem Fremdling dar. Im Grase an dem Sandufer einer Lagoa fand ich die grüne Cipo-Schlange (*), die ihren Rahmen von der schlanken, biegsamen Gestalt ihres Körpers hat, sehr häufig. Sie ist dunkel-olivengrün, auf der Unterseite gelb, wird 5 bis 6 Fuß lang, und ob sie gleich völlig unschädlich ist, tödten die Brasilianer sie doch, wo sie sie finden, weil sie alle Schlangen hassen. Ich fand hier das Skelet eines verfaulten, besonders großen Individuums dieser Art.

Bey dem kleinen Flusse Jucu, über welchen hier eine lange baufällige Brücke mit Vorsicht passirt werden mußte, fanden wir an der See ein Fischerdorf; durchritten dann einen schönen Urwald und erreichten endlich Villa do Espirito-Santo am Flusse gleiches Namens.

(*) *Coluber bicarinatus*: eine wahrscheinlich neue Art, welche als Hauptkennzeichen auf jeder Seite des Rückens eine Reihe gekielter Schuppen trägt. Bauchschilde 155; Paar Schwansschuppen 137.

VII.

Aufenthalt zu Capitania und Reise zum Rio Doce.

Villa Velha do Espirito-Santo. — Cidade de Victoria. — Barra de Jucá. — Aracatiba. — Coroba. — Villa Nova de Almeida. — Quartel do Riacho. — Rio Doce. — Linhares. — Die Botocudos als erbitterte Feinde.

Der Fluß Espirito-Santo, welcher bey seinem Ausflusse ins Meer eine beträchtliche Stärke hat, entspringt in den Gebürgen an den Gränzen der Capitania von Minas Geraes, windet sich in mancherley Richtungen durch die großen Urwälder der Tapuyas herab, in welchen Puris und Botocudos abwechselnd umherstreifen, und tritt am Fuße einer, von jenen höhern Gebürgen nach dem Meer sich hinabziehenden Kette hervor, in welcher der Monte de Mestre Alvaro der höchste Berg seyn soll. Die Ansiedelungen der Portugiesen an der Mündung dieses schönen Flusses sind schon alt, allein sie litten später durch die Kriege mit den Tapuyas, besonders mit den drey Stämmen der am Paraíba wohnenden Uetacas

oder Goaytacases (*). In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts enthielt der Distrikt von Espírito-Santo nicht mehr als 500 Portugiesen und vier indische Dörfer (**). Heut zu Tage erblickt man auf dem südlichen Ufer des Flusses, nicht weit von seiner Mündung in einem schönen Busen die Villa Belha do Espírito-Santo, eine kleine, offene Villa, die größtentheils in einem Quadrate erbaut ist. Am einen Ende steht die Kirche und am andern, nahe am Wasser, das Casa da Camara (königliche Gebäude oder Rathhaus). Auf einem hohen, mit Wald bedeckten Berge, unmittelbar neben der Villa, liegt das berühmte Kloster von Nossa Senhora da Penha, eins der reichsten in Brasilien, das von der Abtey zu S. Bento in Rio de Janeiro abhängt; es soll ein wunderthätiges Marien-Bild besitzen, weswegen eine Menge Menschen dahin wallfahrten. Jetzt befanden sich nur zwey Geistliche daselbst. Um die über alle Beschreibung erhabene Aussicht von den Mauern jener Höhe zu genießen, lohnt es sich der Mühe, sie zu ersteigen; denn man überseht den weiten Spiegel des Meeres und ins Land hinein schöne Gebürgsketten und mancherley Kuppen, mit Thälern dazwischen, aus welchen der breite Fluß höchst mahlerisch hervortritt. Die Villa besteht aus niedrigen Lehmhütten, ist ungepflastert und sichtbar im Verfall, seitdem man etwa eine halbe Stunde weiter aufwärts auf dem nördlichen Ufer des Flusses die Villa de Victoria erbaut hat, einen hübschen kleinen Ort, der nach meiner Abreise von da, zur Cidade (Stadt) erhoben worden ist. Espírito-Santo war nur eine Unterstatthalterschaft, ward aber später auch zur Capitania erklärt. Die Cidade de Nossa Senhora da Victoria ist ein ziemlich netter Ort, mit ansehnlichen Gebäu-

(*) In der Lebensbeschreibung des Vater Anchieta heißt es hierüber unter andern: „ Por este tempo anno 1594 pouco mais ou menos, moreram guerra os marodores desta Capitania do Espirito-Santo contra huma nacão de gentios pernçiosa, barbaro, cruel, e terribel por nomen Goyataca, cujas noticias quero dar aqui brevemente etc.“

(**) SOUTHBY'S history of Brazil. Vol. I. p. 667.

den, nach der alt portugiesischen Bauart mit Balkons von hölzernem Gitterwerke versehen, mit gepflasterten Straßen und einen mäßig großen königlichen Gebäude, dem Jesuitenconvent, worin der Gouverneur wohnt, der hier zu seiner Disposition eine Compagnie reguläres Militär hat. Außer mehreren Klöstern befinden sich hier eine Kirche, vier Kapellen und ein Hospital. Die Stadt ist jedoch etwas todt und Fremde betrachtet man hier als Seltenheit mit der größten Neugierde. Der dassige Küstenhandel ist nicht ganz unbedeutend, daher liegen beständig mehrere Lanchas, Sumacas und andere Barcos hier, auch können Fregatten bis zur Stadt hinauf segeln; die Fazendas in der Nähe gewinnen viel Zucker, Mandioccamehl, Reiß, viele Bananen und andere Erzeugnisse, welche längs der Küste hin versandt werden. Mehrere Forts vertheidigen den Eingang in die Mündung des schönen Flusses Espírito-Santo, eins unmittelbar an der Mündung, eine zweyte Batterie von Stein erbaut, höher aufwärts mit acht eisernen Kanonen, und noch höher am Berge zwischen dieser und der Stadt eine dritte Batterie von etwa 17 bis 18 Kanonen, worunter einige wenige metallene sich befinden. Die Stadt ist auf angenehmen Hügeln etwas uneben erbaut, und der an ihr vorbeystromende Fluß ist hier auf allen Seiten von hohen Bergen eingeschlossen; sie bestehen zum Theil aus Felsen, die oft nackt und schroff und mit Fleischgewächsen bewachsen sind. Der schöne Spiegel des breiten Flusses wird durch mehrere grün bewachsene Inseln geschmückt, und landeinwärts findet das Auge, wenn es demselben folgt, einen schönen Ruhepunkt auf hohen grünen waldigen Gebürgen.

Nachdem wir angekommen, nahmen wir unsere Wohnung zu Villa Velha do Espírito-Santo, weil hier gute Weide für unsere Thiere war. Von hier machten wir in großen Canoen die Fahrt nach der Cidade de Victoria, jedoch wegen eines heftigen Seewindes und der Breite des Wasserspiegels nicht ohne Gefahr. Der Gouverneur, dem wir unsern Besuch

abstatteten, empfing uns dem Anschein nach sehr höflich. Da wir ihn um eine Wohnung auf dem Lande in der Nähe der Stadt ersuchten, wies er uns zu Barra de Jucú, an der Mündung des kleinen Flusses Jucú, etwa 4 Stunden von der Stadt, ein bequemes gutes Haus an, welches dem Obersten Falcão, Befehlshaber des hiesigen Milizregiments und zugleich einem der angesehensten Pflanzer hiesiger Gegend gehörte. Ich fand in der Stadt wieder die ersten Nachrichten aus Europa, denn bis hierher und nicht weiter geht aus Rio de Janeiro eine Landpost. Während wir beschäftigt waren, die angenehmen lange ersehnten Nachrichten zu durchlaufen, drängte sich von allen Seiten um uns her eine Menge von Volk. aller Farben, und machte die mannigfaltigsten und sonderbarsten Bemerkungen über unser Vaterland und über die Absicht unserer seltsamen Erscheinung; auch hier wie überall hielt man uns für Engländer. In Villa Belha, wohin wir zurückkehrten, fanden wir einige unserer Leute am Fieber krank, und dieses verbreitete sich so schnell, daß in einigen Tagen die meisten derselben darnieder lagen. Man schrieb die Veranlassung dieser Krankheit dem Wasser zu, sie liegt aber ohne Zweifel im Clima und den Nahrungsmitteln zugleich. Mit China stellten wir indessen bald unsere Kranken sämmtlich wieder her, und bezogen dann so schnell als möglich unsere Wohnung zu Barra de Jucú, wo eine äußerst reine frische Seeluft bald die Genesung der Reconvalescenten vollendete. Wir richteten uns jetzt in dieser neuen Wohnung für eine Zeit von mehreren Monaten ein, da wir hier die Regenzeit zuzubringen gesonnen waren; unsere Jäger durchstreiften die nahen und fernen Wälder. Barra de Jucú ist ein kleines Fischerdorf an dem Flusse Jucú, der hier in die See fällt, nachdem er von den bedeutenden Fazendas von Coroba und Aracatiba herab in vielen Windungen seinen Lauf durch die Waldungen genommen hat; er ist fischreich und man sieht in seiner Nähe manche mahlerisch wilde Gegenden. Die Häuser der Fischer zu Barra

de Jucú liegen zum Theil zerstreut, in ihrer Mitte unweit einer hier über den Fluß geführten Brücke, befindet sich das Haus des Obersten Falcão. Diesen reichen Gutsbesitzer gehören noch mehrere Fazendas in der Nähe, von welchen die beträchtlichste Aracatiba, 4 Legoaß von hier, entfernt liegt. Der Oberst pflegte in der Sommerzeit gewöhnlich hierher zu kommen um Seebäder zu nehmen, und war daher jetzt sehr unzufrieden, daß der Gouverneur uns sein Haus zur Wohnung angewiesen hatte, welches wir jedoch erst später erfuhren. Er kam demungeachtet nach Barra de Jucú und ließ ein anderes Haus in der Nähe für sich einrichten, bis wir ihm Platz machen konnten. Die interessantesten Jagdzüge, die wir unternahmen, um die Gegend kennen zu lernen, führten uns vorerst unmittelbar jenseits der Brücke des Jucú in den schönen Urwald, der sich nach Villa Velha do Espírito-Santo hin ausdehnt. Hier fanden wir eine uns noch neue niedliche Art von Sahui (*Sahuim*, den *Jacchus leucocephalus*, GEOFFROY) in kleinen Banden, die besonders den Rüssen gewisser wilder Cocospalmen nachstellen, ferner das Stachelschwein mit dem Kollschwanz (den *Couy* des Azara) und andere Thiere mehr. Unter den Vögeln war in diesem Walde besonders häufig die herrlich blaue *Nectarinia cyanea* (*Certhia cyanea*, LINN.) und die Arten der *Manakins*, *Pipra pareola*, *erythrocephala* und *leucocilla*, ferner eine kleine noch unbeschriebene Art, welche ich *strigilata* nennen werde (*), eine neue schöne Art von *Tangara* (*Tanagra elegans* (**)) und eine vorzüglich schöne Art von *Seidenschwanz* (*Procnias cyanotropus* (***)), dessen Gefieder im Lichte wechselt. Die kleinen

(*) *Pipra strigilata*: kleiner als *Pipra erythrocephala*; Scheitel hochroth; Oberkörper olivengrün; Unterkörper weißlich, röthlich, braun gestrichelt.

(**) *Tanagra elegans*: mit hochgelbem Kopfe, schwarzem gestricheltem Rücken, mit glänzend grünlich himmelblauen Unterhals und Brust, und grünem Bauch und Seiten.

(***) *Procnias cyanotropus*: betrachtet man ihn gegen das Licht, so ist der ganze Vogel prachtvoll himmelblau, und vom Lichte abgewandt erscheint er glänzend hellgrün; Zügel, Kehle und Kinn sind schwarz; der Unterleib weiß; im Berliner Museum hat man ihn *Procnias ventralis* genannt.

schön gefärbten Manafins konnte man immer auf einer gewissen Baumart anzutreffen hoffen, deren schwarze Beeren ihre Lieblingsnahrung ausmachen. Auch Rehe gab es in diesem Walde, und der Oberst Falcão ließ, um dieselben zu jagen, seine Jagdhunde von Araçatiba herüber bringen. Um indessen große und seltene Thiere zu erlegen, die die Nähe des Menschen mehr scheuen, giengen wir in den zwey bis drey Stunden weit entfernten weitläuftigen Urwald in der Nähe der Fazenda von Araçatiba. Der Weg dahin war äußerst angenehm; er führte anfangs durch weite sumpfige Sandebenen mit mancherley Sumpfgewächsen angefüllt; dann erstiegen wir Hügel, wo ein dichtes Geflechte von jungen Cocospalmen und andern schönen Bäumen finstern Schatten verbreitete. Ein schilfartiges Gras überzieht hier die offenen Stellen, in welchen der kleine stahlglänzende Fink (*Fringilla nitens*, LINN.) äußerst häufig sich aufhält. Bey einem Ritt in einem engen Waldpfade fand ich hier einst eine große Schlange zusammengerollt ruhen, welche uns nicht ausweichen wollte. Mein Reithier scheute, ich ergriff also eine mit Schrot geladene Pistole und tödtete dieselbe. Wir erkannten bey näherer Untersuchung, daß sie von einer unschädlichen Gattung war und erfuhren, daß man sie hier im Lande unter dem Nahmen der Caninana kenne. Sie gehört übrigens zum Genus *Coluber* (*). Nur nach langem Zureden konnte ich den uns begleitenden Neger des Obersten Falcão bewegen, die Schlange aufs Pferd zu nehmen. Eine schauerliche Wildniß bildete der große Wald von Araçatiba, überall entflohen mit lautem Geschrey die Papageyen, und die Stimme der Säüassü-Affen erschallte rund umher. Lianen oder Cipós aller, und mitunter der sonderbarsten Arten verflechten die hohen Riesenstämme zu einem undurchdringlichen Dickicht; die Prachtblumen der Fleischgewächse, die

(*) Diese Art ist höchst wahrscheinlich Merrem's veränderliche Natter; siehe dessen Beiträge zur Naturgeschichte der Amphibien 2tes Heft Seite 51. Tafel XII.

herabhängenden Ranken der die Bäume umschlingenden Farrenkräuter waren jetzt alle im üppigsten Triebe; junge Cocospalmen zieren überall die niedere Dichtung, besonders an feuchten Stellen; hier und da bildete die *Cecropia peltata* besondere Gebüsche mit ihren silbergrauen geringelten Schäften. Unerwartet traten wir aus diesem heiligen Dunkel ins Freye, und eine angenehme Überraschung gewährte es uns, als wir hier plötzlich am Fuße des hohen Morro de Araçatiba, eines mit Wald bewachsenen Felsgebürges, auf einer schönen grünen Fläche das große weiße, mit zwey kleinen Thürmchen versehene Gebäude der Fazenda de Araçatiba erblickten. Dieses Gut hat 400 Negerclaven und in der Nähe sehr ausgedehnte Pflanzungen, besonders von Zuckerrohr. Die Söhne des Obersten wohnen ebenfalls auf besondern Fazendas nicht weit von hier entfernt. Araçatiba ist die bedeutendste Fazenda, welche mir auf dieser Reise zu Gesicht gekommen ist; das Gebäude hat eine breite Fronte von zwey Stockwerken und eine Kirche; die Negerhütten mit dem Zucker-Engenho und den Wirthschaftsgebäuden liegen unweit des Hauses am Fuße eines Hügel. Etwa eine Stunde von hier befindet sich in einer wilden, von hohem Urwalde ringsumgebenen Gegend am Flüßchen Jucú eine zweyte Fazenda, Coroaba genannt, die einen andern Besitzer hat. Der Gouverneur hatte nicht weit von Coroaba zu S. Agostinho jetzt den Bau einer Kirche unternommen; er hielt sich deswegen jetzt daselbst auf. An diesem Orte befindet sich ein Militärquartel gegen die Wilden, man war jetzt damit beschäftigt von da aus einen Weg nach Minas Geraes zu bahnen, und ein Officier hatte bereits auf Befehl des Gouverneurs eine Reise dahin unternommen, um die Communication durch die Wälder zu eröffnen. Die Regierung hat zu S. Agostinho etwa 50 Familien, welche von den Azorischen Inseln, besonders von Terceira, S. Miguel, und einige wenige von Fayal herüber gekommen waren, angesiedelt. Diese Leute, die hier in großer Armuth leben, klagten sehr über ihre traurige

Lage, da man ihnen große Versprechungen gemacht und dieselben nicht erfüllt hatte.

Gern hätten wir in Coroaba uns niedergelassen; aber die Unmöglichkeit, unsere große Begleitung daselbst unterzubringen, nöthigte uns für jetzt in Barra de Tucú zu bleiben.

Man hatte mehrere für uns sehr nöthige Gegenstände, die wir in Capitania (so nennt man schlechtweg ebenfalls die Gegend am Espírito-Santo) erwarteten, nach Caravellas gesandt, ein Umstand, der unsere Reisegesellschaft in nicht geringe Verlegenheit setzte. Um derselben abzuhelpfen, faßten wir, Herr Freyriß und ich, den Entschluß, die Reise nach Caravellas schnell zu unternehmen, um dort unsere Geschäfte in Ordnung zu bringen. Leicht eingerichtet und von einigen wenigen wohlbewaffneten Leuten zu Pferde begleitet, verließen wir am 19ten December Barra de Tucú; der zurückbleibende Theil unserer Tropa begab sich indeß nach Coroaba, um dort zu arbeiten. Wir hätten dieselbe Reise in weit kürzerer Zeit zur See machen können, allein die Schifffahrt längs der Küste, in kleinen unbequemen Fahrzeugen, ist in der Zeit der Gewitter und Stürme eben nicht die angenehmste. Wir begaben uns nach Pedra d'Algoa, einem einzelnen, auf einer Höhe am Flusse liegenden Hause, um daselbst mit unsern vier Reit- und zwey Lastthieren über den Espírito-Santo zu setzen. Hier sahen wir gerade gegen uns über auf den jenseitigen Gebürgshöhen, den merkwürdigen, unweit Villa de Victoria liegenden Felsen Tucatucoara. Ähnlich dem Dent de Samam in Pays de Vaud fällt dieser Steinblock von fern ins Auge; er ist auf sanfte grüne Höhen aufgesetzt, die zum Theil mit kleinen Gebüschen bedeckt sind. Vor ihm, dem Flusse näher, liegt die freundliche Fazenda Rumão, vor welcher die Tauben-Insel (Ilha das Pombas) den Spiegel des Flusses theilt; (die 4te Tafel in der 4to Ausgabe giebt ein anschauliches Bild dieser Landschaft.) Der Blick von der diesseitigen Höhe auf den schönen Fluß, wo einige Lauchas

und Fischer canoe's hinab segelten, war sehr angenehm. Wir hätten gewünscht sogleich übersetzen zu können, allein es zeigten sich leider keine Canoe's, um uns hinüber zu schaffen, wir baten daher den alten Bewohner von Pedra d'Algoa um Quartier und übernachteten in einer vor Regen und Wind nur wenig geschützten kleinen Hütte; der gute Wille des Wirths entschädigte uns indessen reichlich für diese Unannehmlichkeiten. Bey Annäherung des Abends versammelte sich das umherlaufende Vieh; unter diesem kam uns ein sonderbares Schaf zu Gesicht, von welchem wir bey genauerer Nachfrage erfuhren, daß es ein Bastard von einem Schafbocke und einer Ziege sey. Das Thier glich sehr seiner Mutter, es war dick, stark und rund, von sehr sanftem Ziegenhaare und trug etwas mehr auswärts gebogene Hörner (*). Bey den jungen Lämmern, die von den Knaben eingefangen wurden, fand man häufig in der noch unverwachsenen Nabelhöhle eine Menge Maden, gegen welche man Merkur an diese Stelle strich. Diese Maden sind ein in heißen Ländern sehr gewöhnliches Übel; wo hier nur irgend eine Wunde entsteht, finden sich sogleich Fliegen, die ihre Eyer hinein legen. Es giebt in Brasilien noch ein anderes Insekt, das sein Ey in das Muskelfleisch oder unter die Haut, selbst des Menschen legt; nach dem Stich dieses Thieres spürt man einen kleinen örtlichen Schmerz, die Stelle schwillt bis zu einer gewissen Höhe an, alsdann zogen unsere Leute, die dieses beschwerliche Übel recht gut kannten, eine Made, einen kleinen weißen, länglichten Wurm hervor, worauf die gemachte kleine Wunde sogleich heilte. Azara spricht wahrscheinlich von demselben Insekte (**), er glaubt indessen, daß erst der Wurm selbst in die Haut eindringe, welches mit unsern Erfahrungen nicht übereinstimmt.

Am folgenden Morgen kamen unsere Canoe's; wir ließen uns über den beynähe 1000 Schritt breiten Fluß setzen. Unser

(*) C. BUFFON Supplement T. V. p. 4. (der Ausgabe in 12.)

(**) AZARA voyages etc. Vol. I. p. 217.

Weg führte uns durch ein Thal, das in verschiedenen Windungen unmittelbar unter der Höhe hinweg zieht, auf welcher der Tucutucoara gelagert ist; in der Nähe sahen wir das nette weiße Haus einer Fazenda, die einen gewissen Herrn Pinto zugehört. Wir kamen über den kleinen Fluß Muruim (Muruim) oder Passagem, über welchen eine, gewöhnlich durch ein Thor verschlossene hölzerne Brücke führt, und erreichten dann, nachdem wir einige Mangue- (Rhizophora, Conocarpus und Avicennia) Sümpfe durchritten hatten, die Seeküste. Wirft man hier den Blick rückwärts, so unterscheidet man nun deutlicher die Gebürigs-kette von Espírito-Santo, die man, so lange man sich unmittelbar zwischen den äußersten jener Höhen befindet, nicht übersehen kann. Drey Legoas von Capitania entfernt fanden wir unser Nachtquartier in der kleinen Povoação von Praya Molle.

Hier auf einer über die Meereshöhe nur wenig erhabenen grünen Fläche liegen mehrere Wohnungen zerstreut. Wir fanden in einer derselben eine sehr freundliche Aufnahme, und da alle Bewohner derselben sehr viel Sinn für Musik hatten, eine angenehme Abend-Unterhaltung durch Musik und Tanz. Der Sohn des Hauses, der sich recht gut auf die Verfertigung von Guitarren (Violas) verstand, spielte, und die übrigen jungen Leute tanzten die Baduca, wobey sie mit dem Körper sonderbare Verdrehungen machten, mit den Händen den Takt schlugen und abwechselnd mit ein Paar Fingern einer jeden Hand schnalzten — eine Nachahmung der spanischen Castagnetten. Obwohl die Portugiesen viele musikalische Anlagen haben, so sieht man in Brasilien auf dem Lande doch kein anderes Instrument, als die Viola. Ist die Liebe zu Tanz und Musik unter den dortigen Landleuten allgemein, so ist es auch die Gastfreundschaft, wenigstens in den meisten Gegenden. Wir erfuhren dies auch hier wieder; man bot alles auf, uns zu unterhalten und uns die Zeit zu verkürzen.

Von Praya Molle aus kamen wir am folgenden Morgen

zeitig nach der *Povoação Carapebuçú*. Von hier dehnen sich längs des Meeres vorwärts Waldungen aus, die Buchten umkränzend und die Landspitzen bedeckend. In diesen Wäldern flogen jetzt, in der Hitze des angehenden Sommers, eine Menge Schmetterlinge mancherley Art, besonders Nymphales. Hier fanden wir das merkwürdige beutelförmige Nest eines kleinen Vogels vom Geschlecht der Plattschnäbel (*Todus*), welches derselbe immer in der Nähe der Nester einer besondern Wespengattung (*Marimbondo*) erbaut, um es, wie man behauptet, vor den Nachstellungen seiner Feinde zu sichern. Ich wollte mich dem Vogelneste nähern, allein die Wespen, welche sich wirklich sogleich zeigten, hielten mich davon entfernt. In den Gebüschten längs der Küste hin wohnen einzelne arme Familien, die sich vom Fischfange und von dem Ertrage ihrer Pflanzungen ernähren. Es sind meistens Neger, Mulatten oder andere farbige Leute; Weiße findet man wenige darunter; sie klagen dem Reisenden sogleich ihre Armuth und Noth, an der nur Trägheit und Mangel an Industrie schuld seyn kann, denn der Boden ist fruchtbar. Zu arm, um Sklaven kaufen zu können, und zu träge um selbst Hand anzulegen, hungern sie lieber. Von hier aus nordwärts gelangt man in eine Gegend, wo man nicht mehr Creolen und Mulatten, sondern Indier im civilisirten Zustande antrifft. Ihre einsamen Wohnungen liegen zerstreut in einem schattenreichen Haine von prachtvollen Waldstämmen; dunkle Pfade schlängeln sich von einer Hütte zur andern; in den crystallhellen kleinen Bächen, worin die schönen Gewächse des Waldes sich spiegeln, sieht man die nackte, dunkelbraune Jugend mit ihren kohlschwarzen Köpfen scherzen. In diesem reizenden Walde fanden wir schöne Vögel; der goldgrüne *Tacamara* (*Galbula magna*) lauerte am Wasser, auf niedern Zweigen sitzend, auf Insekten, und unbekannte Lockstimmen tönten durch den einsamen Wald. Nachdem wir 4 *Legoas* zurückgelegt hatten, traten wir aus dem Walde heraus und erblickten vor uns auf einer Anhöhe über dem Meere die *Villa Nova de Almeida*.

Billa Nova ist eine große Aldea der civilisirten Indier, welche von den Jesuiten hier angelegt ward; sie hat eine große steinerne Kirche, und zählt in ihrem ganzen Bezirke, von ungefähr 9 Legoaß im Umfange, etwa 1200 Seelen. In der Billa wohnen meistens Indier, aber auch einige Portugiesen und Neger. Viele besitzen hier Häuser, in die sie von ihren Kossen (Pflanzungen) nur an den Sonn- und Festtagen hereinkommen. Im Jesuitenkloster, welches jetzt dem Geistlichen zur Wohnung dient, findet man noch einige alte Schriften dieses Ordens, welches eine Seltenheit ist, da man in allen seinen übrigen Conventen die Bibliotheken nicht geachtet, sondern zerstört oder verschleudert hat. Die Jesuiten lehrten hier vor Zeiten besonders die Lingoa geral; ihre Kapelle Dos Reis Magos soll sehr schön gewesen seyn. Der Ort ist todt und scheint nicht stark bewohnt zu seyn; auch herrscht viel Ar-muth hier. Die Indier banen ihre Nahrung auf ihren Kossen von Mandioca und Mays, führen etwas Holz und Löpfer-waaren aus, und treiben dabey einen nicht ganz unbedeutenden Fischfang in der See und in dem bey der Billa vorbe-y fließenden Flusse Säüanha oder Dos Reis Magos. Herr Sellow, der später hierher kam, fand Gelegenheit, die son-derbare Art des Fischfangs mit den Zweigen des Tingi-Baumes zu sehen, deren schon la Condamine, als am Amozonensflusse gebräuchlich, erwähnt (*). Man schneidet nehmlich Zweige vom Tingi-Baume, klopft sie wund, bindet sie in Bündel zusammen und wirft sie ins Wasser, besonders da, wo der Fluß einen geringen Fall hat; zuweilen slicht man einen Zaun quer durch denselben, um die Fische aufzuhalten. Diese

(*) DE LA CONDAMINE voyage etc. p. 156. Auch S. de Vasco-nelloß giebt in seinen Noticias curiosas von den Küsten-Indiern hierüber Nach-richt. Nach ihm fischten sie mit dem Japicay-Blättern, mit Cipó (Timbo Pu-tyara genannt) oder Tingy, auch Tiniuiry, ferner mit der Frucht Curarúapé, mit Mangue-Wurzel u. s. w. S. p. 76. Hierüber lese man ferner nach: Herrn Ritter Blumenbach in den Notizen zu Andr. van Berckel's Reise nach Rio de Barbice (ao. 1671) p. 180, so wie auch Krusenstern I. B. p. 180.

werden von dem ins Wasser übertretenden Saft betäubt, kommen an die Oberfläche, sterben oder können leicht mit Händen gegriffen werden. Die Pflanzen, welche diese starke Wirkung hervorbringen, sind einige Arten des Genus *Paullinia* und die *Jacquinia obovata*, ein Strauch mit rothen Beeren und verkehrt-eiförmigen Blättern, der in den Gebüsch an der Küste wächst und deshalb den Namen Tinguy (Tingi) da Praya trägt.

Man redete in Villa Nova noch von einem früher hier nie gesehenen Seethiere, welches unlängst getödtet worden war. Einige Indier hatten dasselbe mit mehreren Flintenschüssen auf dem Seestrande erlegt. Es war groß und soll Füße wie Menschenhände gehabt haben. Man hatte sehr viel Thran daraus bereitet; Kopf und Hände aber dem Gouverneur nach Capitania gesandt. Unsere Bemühungen, genauere Nachrichten über dies Thier einzuziehen, blieben jedoch fruchtlos, um so mehr, da man das Skelet selbst zerschlagen und ausgesotten, zum Theil aber vergraben hatte. Es scheint indessen aus den Angaben, daß es eine *Phoca* oder *Manati* gewesen ist.

Die Wälder, durch welche der *Saüanha* herabströmt, der in der alten indischen Sprache *Apyaputang* genannt ward, sollen von *Coroados* und *Puris* bewohnt seyn. Man spricht auch von dem Stamme der *Xipotos* (*Schipotos*), die höher oben zwischen dem *Rio Doce* und dem *Saüanha* wohnen sollen, allein diese Angaben der Namen verschiedener Stämme der Urbewohner sind unzuverlässig. Vom *Saüanha* vorwärts bis zum *Mucuri* ist die Seeküste beynahe bloß von einzelnen Küsten-Indier-Familien bewohnt. Sie reden hier durchgehends die portugiesische Sprache, und haben ihre Bogen und Pfeile mit der Flinte vertauscht; ihre Wohnungen selbst unterscheiden sich wenig von denen der portugiesischen Ansiedler; ihre Hauptbeschäftigung ist die Arbeit in ihren Pflanzungen und Fischfang in der See. Vom *Saüanha* nordwärts bedeckt die ganze Küste dichter Wald. In wenigen Stunden erreicht

man den Fluß Pyrakäassü (großer Fischfluß), wie die Indier ursprünglich ihn nannten. Hier an der Barra (Mündung) liegt eine Povoação von wenigen Häusern, die man Aldea Velha nennt, und etwas höher am Fluß hinauf befindet sich ein bedeutendes Dorf, von den Jesuiten, die hier zur Zeit ihrer Herrschaft eine Menge Indier versammelten, gegründet. Fischfang und Muscheln verschafften ihnen die nöthigste Nahrung, daher findet man noch heut zu Tage am Flußufer große Haufen von Muschelschaalen. Man hat denselben eine andere Entstehung zuschreiben wollen, allein mehrere Schriftsteller (*) bestätigen den Gebrauch des Austeressens bey jenen Wilden, und die Umstände erläutern die Sache hinlänglich; man kann daher nicht bezweifeln, daß diese Anhäufungen von Muschelschaalen von den Mahlzeiten der alten Bewohner dieser Stelle herrühren. Als in der Folge viele portugiesische Pflanzler sich am Pyrakäassü niederließen, sollen die Jesuiten einen Theil der Indier, die früher hier gewohnt, weggeführt und mit ihnen Villa Nova gegründet haben, um sie von den Portugiesen entfernt zu halten. Wir erreichten Aldea Velha in der Abendkühlung. Man wendet sich hier um eine Landspitze an der See, und befindet sich plötzlich an dem schönen breiten Flusse, der aus seinen mit Wald bewachsenen Ufern in das Meer hervorströmt. Sechs bis sieben Strohhütten bilden in einer kleinen Thalfläche die Aldea Velha, nur ein einziges etwas ansehnlicheres Haus befindet sich darunter, und wird jetzt vom Commandanten des Distrikts, einem Lieutenant der Besatzung von Espírito-Santo bewohnt. Wir fanden eine sehr freundliche Aufnahme in dem Hause des Herrn Tenente; die Bewohner waren erfreut einmal einige Worte mit Menschen wechseln zu können; sie betrachteten diese Station, wohin der Officier auf einige Jahre commandirt wird, als eine Art von Verbannung. Der jetzt hier wohnende Officier klagte sehr über

(*) SOUTHEY'S etc. Vol. I. p. 36.

Mangel an Unterhaltung und allen Annehmlichkeiten des Lebens; selbst manchen Bedürfnissen mußte er an diesem von der Welt abgeschiedenen Aufenthalte entsagen. An Lebensmitteln ist fast nichts als Mandioccamehl und etwas Fische zu bekommen. Die Bewohner von Aldea Velha sind arme Fischer; der Fluß ist jedoch fischreich und hat eine gute Barra, daher können Lanchas ihn ziemlich weit hinauf segeln.

Da uns dieser Ort nicht auf längere Zeit fesseln konnte, so nahmen wir am folgenden Tage Abschied von unserm gütigen Hauswirth, und setzten über den Fluß. Der Strom war sehr hoch, breit und reißend, und beynah wäre uns ein unserer Reit-Maulthiere ertrunken, welches in dieser Gegend ein unersetzlicher Verlust gewesen seyn würde. Ein junger Indier des Commandanten, der sehr geschickt das von den Wellen her- umgeworfene Canoe regierte, leistete uns hier gute Dienste. An seichten Stellen am Ufer bemerkten wir Möven und Meer- schwalben, und zahlreiche Flüge des Berkehrtschnabels (*Rynchops nigra*, LINN.), der wegen seines sonderbaren Schnabels bekannt ist. Senseits des Flusses dehnen sich Waldungen aus, in welchen die Pflanzungen der Indier zerstreut liegen; sie bauen hier besonders Mais, Mandioca und Baga (*Ricinus*), aus dessen Saamen sie Öhl pressen. Hier traten wir wieder in einen finstern schönen Wald, wo auf mannigfaltigen Blüthen die schönsten Schmetterlinge umher schwärmten, und das Losen der Brandung der See an unser Ohr schlug. Der Ruf der Jacupemba (*Penelope Marail*, LINN.), eines fasanenartigen Waldvogels, machte unsere Jäger aufmerksam, allein es gelang ihnen nicht, dieses sehr scheue Thier zu tödten. Bald erreichten wir die Sandküste der See wieder, und setzten nun unsere Reise noch 4 Legoaß weiter fort, bis wir gegen Abend zu dem Militärposten Quartel do Riacho gelangten. Die See macht in dieser Gegend viele Buchten, was dem Wege eine unangenehme Einförmigkeit giebt, denn so wie man eine Landzunge zurückgelegt hat, erscheint in der Ferne schon wieder eine andere.

Wir fanden hier mehrere Arten von Seetang (*Fucus*), welche die See auswirft, aber wenig Conchilien. Auf einigen Felsgruppen im Meere nistet die stahlblau glänzende Schwalbe (*Hirundo violacea*). An dieser Küste liegen weit von einander entfernt, und in dem dichtesten Gebüsch zerstreut, einzelne Wohnungen der Indier; ein Theil ihrer Bewohner wagt sich in Canoen weit in die See hinaus, um Fische zu fangen. Ein kleiner Bach, in dessen Bette der Boden so weich war, daß unsere Thiere tief in denselben einsanken, hielt uns lange auf, unsere Tropeiros, Mariano und Felipe, suchten und fanden endlich mit den Reitthieren eine festere Stelle, indem sie sich ihrer Kleidungsstücke entledigten, und wir alle kamen glücklich, obgleich etwas benezt, hinüber. Noch vor dem Einbrechen der Dämmerung erreichten wir das Quartel.

Quartel do Riacho ist ein Militärposten, bestehend aus einem Unterofficier und sechs Soldaten, zur Weiterbeförderung der Befehle und zur Verbindung mit der Postirung am Rio Doce. Am Meeresufer liegen zwey Häuschen, in deren einem die Familien einiger Soldaten wohnen, die auf den nahen Pflanzungen ihren Unterhalt gewinnen. Der hier commandirende Unterofficier war ein vernünftiger Mann, der uns manche interessante Nachricht gab. Von nun an erhielten wir von dem Kriege, den man in den Wäldern am Rio Doce mit dem feindlichen Stamm der Botocudos führt, immer genauere Kunde, da wir jetzt an den Gränzen der Wildnisse jener Nation angelangt waren. Der Unterofficier selbst hatte einen Pfeilschuß durch die Schulter erhalten, als er noch auf einem der Quartelle am Rio Doce diente; er war aber völlig von dieser gefährlichen Wunde geheilt. Der Stamm der Botocudos (von den Europäern so genannt) streift an den Ufern des Rio Doce, bis hinauf zu dessen Ursprunge in der Capitania von Minas Geraës, in den Wäldern umher. Diese Wilden zeichnen sich durch die unter ihnen herrschende Sitte, Menschenfleisch zu essen, und durch ihren kriegerischen Geist aus; sie

leisteten den Portugiesen bisher beharrliche Gegenwehr. Wenn sie auch zuweilen an einem Orte mit allen Zeichen friedlicher Gesinnungen erschienen, so begiengen sie dagegen an einem andern Feindseligkeiten und Ausschweifungen, und es hat daher nie ein dauerndes Einverständniß mit ihnen statt gefunden. Schon vor vielen Jahren hatte man, acht oder zehn Legoa's aufwärts am Rio Doce, an der Stelle, wo jetzt die Povoação von Linhares erbaut ist, einen Militärposten (Destacamento) von sieben Soldaten errichtet, und ihn mit einer kleinen Kanone versehen, um die neu anzulegende Straße nach Minas zu decken. Anfangs wurden die Wilden wirklich dadurch zurückgeschreckt; als sie aber nach und nach mit den Europäern und ihren Waffen bekannter geworden, verlor sich allmählich ihre Furcht. Einst überfielen sie das Quartel, tödteten einen der Soldaten, und würden auch die übrigen, die schnell entflohen waren, noch eingeholt und getödtet haben, wenn diese nicht in dem Flusse ihr Heil gesucht und auf dem zufällig eben mit der Ablösung anlangenden Canoe sich gerettet hätten. Da die Wilden sie nicht erreichen konnten, so verstopften sie nun die Kanone mit Steinen und zogen sich dann wieder in ihre Wälder zurück. Der kürzlich verstorbene Staatsminister, Conde de Linhares, erklärte ihnen hierauf in einer bekannten Proclamation förmlich den Krieg; auf seinen Befehl wurden die am Rio Doce schon früher errichteten Militärposten verstärkt und vermehrt, um die Ansiedelungen der Europäer und den Verkehr nach Minas stromaufwärts zu decken. Seitdem verschonte man die Botocudos nirgends mehr; ohne Unterschied des Geschlechts und des Alters wurden sie ausgerottet, wo man sie fand, und nur hie und da bey besondern Veranlassungen wurden einzelne, noch völlig unmündige Kinder erhalten und aufgezogen. Der Ausrottungskrieg gegen sie wurde mit um so größerer Erbitterung und Grausamkeit geführt, je fester man sich überzeugt hielt, daß sie alle in ihre Hände gefallene Feinde tödteten und ihr Fleisch verzehrten. Und als man erfuhr, daß

sie hier und da am Rio Doce, nach ihrer Weise, durch Hän-
 delstafschten friedliche Gesinnungen an den Tag gelegt, und dann
 Portugiesen, die im Vertrauen auf diese Friedenserklärung gut-
 müthig zu ihnen hinüber gefahren waren, heimtückisch mit ihren
 furchtbaren Pfeilen getödtet hatten, da erlosch auch der letzte
 Funke des Glaubens, bey diesen Wilden Menschengefühl zu
 finden. Daß man indessen in diesem, die Würde der Mensch-
 heit verletzenden Urtheil zu weit gieng, und daß man an der
 Unverbesserlichkeit dieser Wilden, durch die Art, sie zu behan-
 deln, wenigstens eben so viel Antheil hat, als ihre eigene Roh-
 heit, das ist auffallend sichtbar in den sehr günstigen Wirkun-
 gen, welche das gemäßigte und menschenfreundliche Beneh-
 men des Gouverneurs Conde dos Arcos in der Capita-
 nia von Bahia bey den am Rio Grande de Belmonte
 sich aufhaltenden Botocudos hervorgebracht hat. Wirklich in
 hohem Grade überraschend, und zu den wichtigsten Betrachtun-
 gen veranlassend ist der Contrast, den der Reisende findet, wenn
 er von dem Schauplatze des unmenschlichen kleinen Krieges am
 Rio Doce, nach einem Zwischenraum von wenigen Wochen
 in die Gegenden am Rio Grande de Belmonte eintritt,
 und daselbst die Einwohner durch einen seit etwa drey oder
 vier Jahren geschlossenen Frieden mit eben jenen Wilden in den
 friedlichsten Verhältnissen leben sieht, die diesen die gewünschte
 Ruhe, und jenen Sicherheit und die bedeutendsten Vortheile
 gewähren.

Um die merkwürdige Gegend am Rio Doce, wovon man
 uns schon zu Capitania so manches Anziehende erzählt hatte,
 näher kennen zu lernen, verließen wir früh Morgens, von zwey
 Soldaten begleitet, das Quartel do Riacho, und setzten
 unmittelbar bey den Hütten über den Riacho (Bach), von
 dem jenes Quartel den Rahmen hat. Wir hatten von hier
 aus einen sehr beschwerlichen Weg von acht starken Leguas im
 tiefen Sande und in der glühenden Decemberhitze zu machen.
 Der Boden ist ein schwer mit Quarz und kleinen Kieselsteinen

gemischter Sand, der die Füße der Menschen und Thiere gar sehr ermüdet. Nach dem Lande hin bedeckt niedriges Gesträuch, besonders von der Zwerg-Cocospalme (*) den Sand; hinter diesem steigt der dichte Wald in die Höhe, in welchem, nicht weit von der Praya entfernt, das Quartel dos Combojos liegt, wo drey Soldaten zur Erhaltung der Communication stationirt sind. Wir fanden hier Spuren von den colossalen Seeschildkröten (Tartarugas), die aus dem Meere aufs Land kriechen und ihre Eyer in dazu in den Sand gescharrte Gruben legen. An vielen Stellen lagen noch Überreste von diesen Thieren, Panzer und Skelette, an welchen wir die sehr großen Schedel bewunderten; ich fand einen, der nicht weniger als drey Pfunde wog. Die Indier essen das Fleisch dieser Schildkröten, und gewinnen eine Menge Fett von ihnen; auch suchen sie die Eyer derselben, deren man oft 12 bis 16 Duzend in einer Grube findet, sehr sorgfältig auf. Diese Eyer sind rund, weiß, mit einer lederartig biegsamen Haut überzogen und enthalten ein wasserhelles Albumen und einen schön-gelben Dotter, der schmackhaft ist, aber doch etwas Fischartiges im Geschmacke hat. Wir begegneten einigen indischen Familien, die ganze Körbe voll dieser Eyer nach Hause trugen. Die Größe dieser Meerschildkröten kann man nach den Panzern beurtheilen, die wir hier fanden, und deren Länge an fünf Fuß betrug. Beym Eintritt der drückenden Mittagshize befand sich unsere Tropa schon in einem etwas erschöpften Zustande, da es durchaus an Trinkwasser fehlte, um den brennenden Durst der Lastthiere, und besonders der von Schweiß triefenden Fußgänger zu löschen. Wir hielten an und suchten im Schatten der niedrigen Gesträuche Schutz, allein der Boden war so heiß, daß wir auch hier wenig Erfrischung fanden; nur die Füße ruheten und den Thieren verschafften wir durch das Abladen ihrer Lasten einige Erholung. Hier kam uns jetzt

(*) Weiterhin folgt eine Aufzählung der verschiedenen Palmenarten.

die Erfahrung unserer jungen Indier vortrefflich zu statten; sie giengen mit einigen Gefäßen in die Gesträuche und sammelten das zwischen den Blättern der Bromelia-Stauden befindliche Wasser. Dieses Wasser ist nach eben gefallenem Regen rein und klar, allein jetzt, da es lange nicht geregnet hatte, war es schwarz und schmutzig, wir fanden sogar Froschlaich und junge Frösche darin. Man goß es durch ein Tuch, vermischte es mit etwas Branntwein, Limonensaft und Zucker, und so gab es uns jetzt eine herrliche Erquickung. Wir fanden hier auf den Bromelia-Stauden häufig einen kleinen gelblichen Laubfrosch (*), der hier, so wie viele Thiere dieser Gattung, seine Brut über der Erde ausbringt; öfters fanden wir auch seine kleinen schwarzen Larven. Man darf sich nicht wundern, daß hier zu Lande der Erde angehörende Neptilien ihre Brut auf Bäumen erziehen, da selbst der Mensch in diesem, an sonderbaren Erscheinungen so reichen Welttheile an manchen Orten auf den Bäumen lebt, wie zum Beyspiel die Guarannen, von denen uns der Herr von Humboldt interessante Nachrichten mittheilt. Wir brachen nach einiger Ruhe wieder auf, setzten unsere Reise tief in die Nacht hinein fort, und fanden uns endlich bey Mondschein in einer sandigen, ebenen, von Holz entblößten Gegend, unweit der Mündung des Rio Doce. Hier verirrten sich die beyden als Führer mitgenommenen Soldaten, und wir waren genöthigt, so ermüdet wir auch waren, dennoch lange zu warten, bis sie den rechten Pfad fanden, auf dem sie uns dann nach dem Quartel da Regencia führten. Dies ist ein Militärposten von fünf Soldaten, welcher an der Mündung des Flusses errichtet ist, um Befehle längs der Küste hin weiter zu befördern, die Reisenden über den Fluß zu setzen und mit der Povoação von Linhares die Verbindung zu unterhalten. Wir brachten die Nacht in dem ziemlich geräumigen Hause der Soldaten hin, in welchem sich mehrere Zimmer mit

(*) Ein noch unbeschriebener kleiner Laubfrosch, *Hyla luteola*, von blasgelblicher Farbe mit einem dunkleren Striche durch das Auge.

hölzernen Britschen und einem Tronck (*) befanden. Diese Leute leben hier schlecht; Fische, Mandioccamehl, schwarze Bohnen und zuweilen etwas Salzfleisch machen ihre einzige Nahrung aus. Sie waren alle farbige Leute: Creolen, Indier, Mamelucken oder Mulatten. Kaum war der folgende Morgen angebrochen, als die Neugierde uns hinaustrieb, um den Rio Doce, den bedeutendsten Fluß zwischen Rio de Janeiro und Bahia zu sehen; stolz und majestätisch wälzte sich jetzt der hochgefüllte Strom dem Meere zu; seine große Wassermasse wogte in einem Bette hin, das uns noch einmal so breit als das unsers deutschen Rheins, an seinen breitesten Stellen, erschien. Nach einigen Tagen war er jedoch schon wieder etwas von seinem hohen Stand gefallen. Nur in den Wintermonaten, besonders im December erreicht er jene beträchtliche Stärke; zu andern Zeiten, besonders nach anhaltend trockner Witterung, erscheinen überall Sandbänke in seiner Mitte, wovon man jetzt keine Spur erblickte. Seine Mündung ist daher nie zugänglich, und große Schiffe können wegen der Untiefen und Sandbänke nicht einlaufen; selbst Lanchas nur bey dem höchsten Wasserstande. Seinen Ursprung hat der Rio Doce in der Capitania von Minas Geraës, wo er durch die Vereinigung des Rio Piranga mit dem Ribeirão do Carmo gebildet wird; erst nach dieser Vereinigung nimmt er den Nahmen Rio Doce an (**). Er durchströmt eine bedeutende Fläche Landes, und macht mehrere kleine Cachoeiras, wovon drey bald aufeinander folgende die Escadinhas genannt werden. Die Ufer dieses schönen Stromes sind von einem dichten Urwalde bedeckt, der eine große Menge verschiedener Thierarten ernährt. Hier findet man häufig

(*) Der Tronco ist eine Strafe für die Soldaten. Er besteht in einem langen auf die Kante senkrecht gestellten Bret, worin der Reihe nach runde Löcher eingeschnitten sind, durch welche der Kopf des Delinquenten geschoben wird; das Bret umschließt den Hals, während der Mensch in horizontaler Stellung auf der Erde ausgestreckt liegen muß. S. von Eschwege's Journal von Brasilien, Heft I. S. 128.

(**) S. v. Eschwege's Journal von Brasilien. Heft I. S. 52.

den Anta (*Tapirus americanus*), zwey Arten von wilden Schweinen (*Dicotyles*, CUVIER), den Pecari oder Caytetu und des Porco a quechada branca (Taytetu und Tagnicati von Azara), zwey Arten von Rehen (den Guazupita und Guazubira des Azara), und über sieben verschiedene Katzenarten, wovon die gefleckte Unze (*Yaguarété*, AZARA) und der schwarze Tiger (*Yaguarété noir*, AZARA) die größten und gefährlichsten sind. Allein weit furchtbarer und gefährlicher als diese Raubthiere, und der Schrecken jener undurchdringlichen Wälder ist der hier lebende Urbewohner, der rohe wilde Botocude. Aus Mangel an Menschen ist diese Gegend noch sehr wenig bevölkert, so daß bis jetzt noch bloß auf dem Flusse eine Communication unterhalten wird. Vor wenig Wochen hatte man zwar längs des südlichen Ufers herab eine Picade (Waldbpfad) eröffnet, allein sie ist jetzt noch lange nicht vollendet, und der Wilden wegen nur mit Bewaffneten zu passiren. Der Staatsminister Conde de Linhares hatte sein Auge besonders auf diese fruchtbare schöne Gegend gerichtet; er legte neue Militärposten an, und erbaute acht oder zehn Lagoas am Flusse aufwärts, die Povoação, die jetzt nach ihm Linhares benannt ist, an der Stelle, wo ehemals das erste Quartel gewesen war. Er sandte desertirte Soldaten und andere Sträflinge hierher, um die neue Colonie zu bevölkern, und ohne Zweifel würden diese Ansiedelungen in kurzer Zeit sich gehoben haben, wenn nicht der Tod jenen thätigen Minister zu früh abgerufen hätte. Seitdem ist diese Gegend völlig in Vergessenheit gerathen, und werden nicht kräftigere Maßregeln ergriffen, so kann sie bald völlig verödet seyn.

Wir sehnten uns nun mit Ungeduld, den schönen Rio Doce hinauf zu schiffen, um uns wo möglich von dem interessanten Schauplatz des Waldkrieges mit den Botocudos durch die eigene Ansicht zu unterrichten. Dennoch mußten wir wegen eines ungestümen Windes, der am 25ten December die Wassermasse des Flusses zu sehr bewegte, auf den Rath der Soldaten,

die Abreise noch um einen Tag verschieben. Der folgende Morgen war warm und still, und wir schifften uns daher mit Anbruch des Tages in einem langen Canoe ein, welches von sechs Soldaten regiert wurde. Wir waren zusammen neun Personen, alle wohl bewaffnet. Um den Rio Doce bey seinem hohen Stande, hinauf zu schiffen, werden wenigstens vier Mann erfordert, welche das Canoe mit langen Stangen (Varas) aufwärts schieben. Da sich überall seichte Stellen finden, die in der trocknen Zeit Sandbänke bilden, so ist auf diesen, auch selbst bey hohem Wasser, immer Grund zu fassen und man kommt, wenn alle Umstände möglichst glücklich zusammentreffen, in einem Tage, jedoch erst Abends spät, nach Linhares. Das Wetter war sehr günstig, und als wir uns einmahl an das Schwanken des schmalen Canoes, welches die dasselbe fortschiebenden Soldaten durch ihr Umhergehen verursachten, gewöhnt hatten, fanden wir die Fahrt sehr angenehm. Als es völlig Tag wurde, sahen wir den weiten Spiegel des reisenden Stromes in der Morgensonne glänzen, die fernen Ufer waren mit finstern Urwäldern so dicht bedeckt, daß auf der ganzen weiten Strecke, die wir beschifften, auch nicht ein freyes Plätzchen erschien, wo ein Haus hätte stehen können. Zahlreiche Inseln verschiedener Größe und Bildung treten aus der Wasserfläche hervor; sie sind üppig grün mit Urwald bedeckt. Eine jede von ihnen hat ihren besondern Rahmen, ihre Anzahl soll weiter aufwärts immer zunehmen. In seinem hohen Stande hat der Rio Doce ein trübes, gelbes Wasser, welches nach der allgemeinen Sage der Einwohner sehr leicht Fieber erzeugen soll. Fische leben in Menge darin, selbst der Sägefisch (Pristis Serra) steigt bis weit über Linhares hinauf und bis in die Lagoa von Juparanã, wo er häufig gefangen wird. Aus den Wäldern schallt das Geschrey einer Menge von Affen hervor, besonders der Barbados (Mycetes ursinus), der Saüasü's (Callithrix personatus, GEOFFROY) u. a. Eine der größten Zierden der brasilianischen Wälder, der prachtvolle Arara

(*Psittacus Macao*, LINN.), bey uns in Europa gewöhnlich Araß genannt, war uns wild noch nie zu Gesicht gekommen; jetzt hörten wir laute, rabenartige Stimmen, und über die stolzen Kronen der Sapucaya-Bäume erhoben sich diese prachtvollen Vögel. An ihren langen Schweif erkannte man sie von fern schon, und ihr brennend rothes Gefieder schimmerte unbeschreiblich schön im Glanze der heitern Sonne. Perikitten, Maracaná's, Maitacca's, Tiriba's, Curica's, Camutanga's, Nandaya's und andere Arten von Papageyen strichen laut schreyend in zahlreichen Schwärmen von Ufer zu Ufer, und die große stattliche Bisam-Ente (*Anas moschata*, LINN.) ließ sich am Ufer im Saume des Waldes auf dem Aste eines Cecropia-Stammes nieder. Auf den Sandbänken (*Corroas*) saß der Verkehrtchnabel (*Rynchops nigra*, LINN.) unbeweglich mit eingezogenem Halse da; Lucane und der Curucú (*Trogon viridis*, LINN.) ließen ihren lauten Ruf erschallen. Bloß von diesen wilden Thieren und den rohen Botocudos, die jedoch jetzt seltener sind, werden die Ufer dieses Stroms bewohnt. Ansiedler giebt es hier beynah gar nicht, nur an zwey Orten haben einige wenige Menschen, mit Waffen zu ihrer Vertheidigung hinlänglich versehen, sich niedergelassen. Sie führen immer eine Flinte bey sich, wenn sie nach ihren Pflanzungen gehen, und diejenigen von ihnen, die keine Gewehre besitzen, haben wenigstens einen Bodoock, um mit Kugeln oder Steinen zu schießen. Die Botocudos lassen sich hier in den untern Gegenden des Flusses nur von Zeit zu Zeit, und durchstreifend, sehen. Gegen Mittag erreichten wir noch die kleine Insel, welche man ihrer Gestalt wegen Carapuca (Mühe) benannt hat. Hier ruheten unsere ermüdeten Schiffer, und wir fanden nun, daß es durchaus unmöglich sey, heute Pinhares zu erreichen. Um vor dem Zuge des reißenden Stromes gesichert zu seyn, schiffen wir zwischen dem festen Lande und einer Insel hindurch in einen schmalen Canal, wo eine Menge von schönen Vögeln, besonders von Papageyen umher flogen, unter denen die

prachtvollen rothen Araras in dem Scheine der untergehenden Sonne vorzüglich glänzten. Die Ufer dieser Inseln und des Canals waren größtentheils durch das hohe Fächerrohr (Uba), dessen Blumenschaft die Botocudos zu ihren Pfeilen benutzen, noch dichter verflochten. Als der Abend anbrach, hielten unsere Soldaten Rath, ob es besser sey auf der Ilha Comprida (der langen Insel) oder einer andern zu übernachten. Die erstere verwarf man, weil sie nur durch einen schmalen seichten Canal vom festen Lande getrennt ist, und wir deshalb nicht sicher vor einem Besuche der Wilden gewesen seyn würden. Wir fuhren daher nach der Ilha de Gambin, wo vor Zeiten die Gouverneure zu übernachten pflegten, wenn sie die Colonie am Rio Doce besuchten. Der jetzige Gouverneur hat diese Besuche nicht fortgesetzt, und wir fanden das Gebüsch am Ufer so dicht verwachsen, daß einer meiner Jäger mit dem Waldmesser erst Platz hauen mußte, um den Fuß ans Land setzen zu können. Auf einer freyen Stelle, von welcher eine große Eule (Curuja) und eine Bisam-Ente, durch die unerwarteten Gäste aufgeschreckt, entflohen, loderte bald ein großes freundliches Feuer auf. Wir litten etwas von den unzähligen Moskiten, schliefen aber ruhig bis zum Morgen. Sehr früh am Tage verließen wir die Insel, schifften den Fluß weiter aufwärts bey mehreren Inseln vorbey und in einen zwischen der Ilha Comprida und dem nördlichen Ufer des Flusses gelegenen Canal hinein; hier war der Trieb des Wassers lange nicht so stark, allein wir fanden dagegen viele dürre, umgefallene Stämme und große Äste, welche hinweggeräumt werden mußten, um die Fahrt fortsetzen zu können. Die Gebüsche und hohen Urstämme, die diesen Canal einfassen, sind mannigfaltig und prachtvoll. Verschiedene Arten von Cocos, besonders die schlanke Cocos de Palmitto (an andern Orten Jissara genannt) mit ihrem hohen dünnen Schafte und der kleinen glänzend grünen, schön gefiederten Krone, zieren diese schattenreichen Wälder, aus deren dichten Verflechtung sonderbare Lockstimmen

hervor schallen. Unten, nahe über dem Wasser, blühten einige uns noch neue Prachtblumen, unter andern eine Convolvulus (oder eine verwandte Pflanze) mit besonders großer weißer Blüthe und ein bohnenartiges Gewächs aus der Diadelphia mit hochgelber großer Blume, die in dichten gedrängten Guirlanden das Gebüsch durchflocht. Ein Jacaré, ruhig im Schlamm sich sonnend, entfloh vor unsern Ruderschlägen. Die 5te Tafel (in der 4to Ausgabe) ist eine Abbildung der Schiffahrt in diesem engen Canale und sie giebt dem Beschauer einen sehr lebendigen Begriff von der Uppigkeit und der Fülle dieser herrlichen Natur. Wir erreichten jetzt mehrere Inseln, wo man schon von Linhares aus Pflanzungen angelegt hatte; denn auf diesen Inseln allein ist man ganz sicher vor den Wilden, die keine Canoe's haben, und deshalb nur übersetzen können, wo der Fluß wenig Breite und Tiefe hat. Auf der Ilha do Boi (Ochsen-Insel) wohnt der Guarda Mor und auf der Ilha do Bom Jesus der Geistliche von Linhares. Gegen Mittag erblickten wir Linhares und landeten, nachdem wir mit großer Anstrengung den reißenden Strom durchschnitten, und dabey zwey Stangen (Varas) zerbrochen hatten, am nördlichen Ufer. Als wir in Linhares angekommen waren, trafen wir im Hause des Herrn Alferes Cardoso da Rosa ab. Dieser Officier commandirte die Postirung hier am Rio Doce; er war jetzt gerade im andern Theil der Povoação jenseits des Flusses auf der Fazenda von Bom Jardim, wohin wir bald nach unserer Ankunft ebenfalls eingeladen wurden. Wir setzten in einem leichten Canoe, von den Negern der Fazenda vortrefflich geführt, pfeilschnell quer über den breiten reißenden Fluß, und fanden eine sehr freundschaftliche biedere Aufnahme im Hause des Herrn Tenente João Felippe Salmon, wo wir eine muntere Gesellschaft versammelt fanden. Hier trafen wir auch den Herrn Alferes noch an, den wir von unsern Absichten und dem Zweck unserer Reise unterrichteten. Wir nahmen die Fazenda in Augenschein, bey welcher der Besitzer

das erste Zucker-Engenho am Rio Doce angelegt hat. Seine Pflanzungen von Zuckerrohr, Reis, Mais, Mandioca u. s. w. standen im üppigsten Buchse; die Mandioca gedeiht in dieser Gegend am wenigsten. Herr Calmon hat durch seine Einsicht und Thätigkeit sich um die hiesige Gegend sehr verdient gemacht, indem er durch sein Beyspiel zu Bearbeitung des Bodens ermunterte. Mit 17 Slaven — so viel hatte er wenigstens jetzt — hat er ein beträchtliches Stück Wald ausgerottet, und durch seine vortrefflich gedeihenden Pflanzungen gezeigt, daß der Boden an diesem Strome äußerst fruchtbar und aller möglichen Cultur fähig sey. Wir brachten hier einen Tag (den 28. December) sehr vergnügt zu, da der Herr Alferes und Herr Tenente Calmon sich beeiferten, uns angenehm zu unterhalten.

Pinhares ist bis jetzt eine sehr unbedeutende Ansiedelung, ungeachtet, wie weiter oben gesagt worden ist, der Minister Conde de Pinhares sich viele Mühe gegeben hatte, sie empor zu bringen. Auf seinen Befehl wurden die Gebäude im Quadrate auf einem von Holz befreiten Platze nahe über dem Flußufer und einer steilen Thonwand errichtet. Die Häuser des Orts sind klein, niedrig, mit Cocos- oder Uricanna-Blättern gedeckt, von Lehm und unbeworfen. Eine Kirche existirt hier noch nicht, man liest die Messe in einem kleinen Hause. Auf der Mitte des Quadrates, das die Gebäude bilden, hat man ein hölzernes Kreuz aufgestellt, und hat zu diesem Entzwecke einen mäßig großen Sapucaya-Baum, der hier gestanden, bloß abgeschnitten und mit einem Querbalken versehen. Die Bewohner haben ihre Pflanzungen theils in dem das Dorf rund umgebenden Walde angelegt, theils auf den Inseln im Flusse. Herr Tenente Calmon war jedoch der erste, und blieb bis jetzt der einzige, welcher eine Fazenda und Engenho anlegte. Als er sich hier, Pinhares gegenüber, niederlassen wollte, nahm er etwa 30 bis 40 bewaffnete Leute, und gieng auf die daselbst in Masse versammelten Botocudos, die ihm den

Platz streitig machen wollten, los. Einer dieser Wilden wurde getödtet, man sah aber bald, daß man diese bey 150 Bogen starke Horde durch Gewalt allein nicht vertreiben würde, schlug also einen andern Weg ein, bedrohte sie im Rücken und vertrieb sie auf diese Art mit List. Seitdem haben sie ihn, während der drey Jahre, die er nun hier lebt, nicht mehr beunruhigt. Eben so wie auf seiner Fazenda der fruchtbare Boden, könnten auch hier bey etwas Handel die verschiedenen kostbaren Holzarten benutzt werden, welche diese Wälder in Menge anfüllen. Peroba, ein vortreffliches Schiffbauholz, wird zwar als ein Regal betrachtet, allein Herr Salmon erhielt die Erlaubniß, einige große schöne Seecanoes davon zu bauen, die er mit den Produkten seiner Fazenda und mehreren vortrefflichen Hölzern, die schon öfter genannt worden sind, nach Capitania und nach andern Orten sendet. Um diese Ansiedelung im allgemeinen gegen die Angriffe und Grausamkeiten der Botocudos zu schützen, hat man acht Destacamente oder Quartelle angelegt, die in verschiedener Richtung in die großen Waldungen vorgeschoben sind; sie sollen zugleich, und ganz besonders, die Handelsverbindungen decken, die man seit kurzer Zeit den Fluß aufwärts nach Minas Geraës hin zu eröffnen gestrebt hat. Wirklich sind schon Soldaten von dort herab gekommen, die in hinlänglicher Anzahl, wohl bewaffnet und mit dem Panzerrock (Gibão d'armas) versehen waren. Diese Panzerröcke, deren sich auf allen Quartellen einige befinden, sind eine unentbehrliche Bedeckung gegen die kräftigen Pfeilschüsse der Wilden. Sie sind weit, von baumwollnem Zeug und mit mehreren Lagen baumwollner Watte dicht gesteppt, haben einen hohen, stehenden Kragen, der den Hals deckt, kurze Ärmel, die den Oberarm schützen, und reichen bis auf die Knie herab, sind jedoch wegen ihrer Schwere besonders an heißen Tagen höchst lästig. Ein Paar auf diese Art gerüstete Soldaten stellt die Bignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) dar. Nicht leicht dringt, selbst in der Nähe darauf abgeschossen, der

kräftigste Pfeil in einen solchen Rock ein, und nie bleibt ihm so viel Kraft, den Körper bedeutend zu verwunden. Übrigens hat man zu diesen Panzerröcken zu großes Vertrauen, denn man behauptete uns, selbst eine Kugel würde nicht eindringen. Ich ließ daher, um mich von der Wahrheit dieser Versicherung zu überzeugen, einen meiner Jäger auf 80 Schritte mit einer Pürschbüchse darauf schießen, und die Kugel durchbohrte beyde Seiten des Rockes, der noch dazu nicht ausgefüllt war. Es zeigte sich indessen aus unsern weitem Versuchen allerdings, daß die schwersten Schroote auf 60 Schritte völlig platt geschlagen auf die Erde herabfielen, ohne einzudringen, und daß diese Röcke also den Pfeilen hinlänglichen Widerstand leisten.

In Capitania und an andern Orten verfertigt man Panzerröcke von Seide, welche zwar leichter, aber auch weit kostbarer sind. Bey dem letzten Gefecht zu Linhares ward von einem besonders starken Botocuden ein äußerst kräftiger Pfeil in geringer Entfernung auf einen der angreifenden Soldaten abgeschossen. Er drang durch den festen Rock, verletzte aber den Soldaten nur schwach in der Seite; jedesmal aber giebt doch selbst ein abprallender Pfeil einen sehr heftigen Stoß.

Von der Fazenda zu Bomjardim hat man in neuern Zeiten einen Weg nach dem Quartel do Riacho angelegt, der bey einer Lagoa vorbehey zieht, welche den Rahmen Lagoa dos Indios trägt (*). Dort befindet sich ein zweytes Destacament, welchem man den Rahmen Quartel d'Aguiar gegeben hat. Hier wohnen einige indische Familien, und acht indische Soldaten versehen den Dienst. Die civilisirten Indier dienen als Soldaten gegen ihre rohen Stammverwandten sehr gut. Die Wilden hassen sie daher sehr, und sollen zuerst nach

(*) Auf diesem Wege sind nach meiner Abwesenheit in Linhares im Monat April 1816, drey Soldaten von den Botocudos ermordet worden, wovon weiter unten eine nähere Nachricht gegeben wird.

ihnen schießen, weil sie diese für Verräther an ihrem Vaterlande halten. Von Linhares etwas vorwärts in den Wäldern befindet sich das Quartel segundo de Linhares (da man das Dorf Linhares selbst als das erste Quartel rechnet) mit 23 Soldaten; auf der südlichen Seite des Rio Doce errichtete man von Bomjardin aufwärts zwey Quartelle am Ufer. Das Quartel d'Anadya besteht aus 12 Soldaten, und das am weitesten vorgeschobene Quartel von Porto de Souza hat 20 Mann. Zu Linhares sind acht Panzerröcke, zu Porto de Souza vier, und im Quartel d'Anadya einer; die damit bekleideten Leute müssen bey den Gefechten den ersten Angriff thun. Der commandirende Officier zu Linhares hat einen beschwerlichen Dienst, denn er muß alle Monate einmal, ohne Rücksicht auf Hitze oder Regen nehmen zu dürfen, die ganze Postirung bereisen, welches einen Weg von 90 Leguas ausmacht. Herr Alleres Cardoso da Rosa, welcher schon lange hier steht, läßt zur Sicherheit der Bewohner die Waldungen von den Quartellen aus durchstreifen. Findet man Wilde, so sind zwey schnell nach einander gegebene Schüsse das Signal, auf welches alles, was schießen kann, hinaus eilt. Oft greifen aber auch die Wilden die Pflanzungen an, und haben auf diese Art schon mehrere Bewohner von Linhares getödtet. Noch im vergangenen Augustmonat (1816) widerfuhr dies dem Quartel segundo de Linhares, wo indessen ein sehr entschlossener Mineiro als Unterofficier das Commando führte, und die Wilden zurückschlug. Die jetzt zu Linhares lebenden Menschen sind größtentheils Soldaten mit einem Fähndrich, einem Chirurgen und einem Geistlichen, so wie einige wenige Pflanzler, welche ihren Unterhalt durch ihre Rossen gewinnen. Der Geistliche, wie man sagte ein Günstling des Gouverneurs Rubim zu Capitania, maßte sich ein ihm nicht gebührendes Ansehen in der Colonie an, und mischte sich in alle Angelegenheiten, wenn sie gleich mit seinen Amtsgeschäften gar nicht in Berührung kamen; man fürchtete ihn um so

mehr, da er abwechselnd hier und in Villa de Victoria, in der Nähe des Gouverneurs, sich aufhielt. Diese Colonie, aus der man leicht einen der wichtigern Plätze der Ostküste machen könnte, wurde zur Zeit meiner Anwesenheit daselbst sehr unzweckmäßig und stiefmütterlich behandelt. So mußten die Menschen, welche von hier verreisen wollten, immer erst um eine Erlaubniß ansuchen; keine Familie durfte in drey Monaten mehr als eine Bouteille Brantwein consumiren und dergleichen mehr. Jetzt wird diese Ansiedelung wohl ihrem Ende nahe seyn, wenn sie nicht unterstützt worden ist, denn im Verfolg dieses Reiseberichts wird sich Gelegenheit finden zu erzählen, wie es ihr später ergieng.

Der Aufenthalt am Rio Doce war unstreitig einer der interessantesten Punkte meiner Reise in Brasilien, denn an diesem Flusse, der an herrlichen Naturscenen und an naturhistorischen Merkwürdigkeiten so reich ist, findet der Naturforscher auf lange Zeit Beschäftigung und die mannigfaltigsten Genüsse. Noch bedeutender würde aber seine Ausbeute seyn, wenn man ungehindert und gefahrlos jene noch undurchforschten Wälder durchwandern könnte. Reizendere Ansichten soll man selten finden, als z. B. die Lagoa de Juparanan (*), ein großer Landsee, nicht weit von Linhares, der mit dem nördlichen Flußufer durch einen schmalen Canal zusammenhängt. Dieses schönen See's wird schon in älteren Schriften erwähnt. Sebastiam Fernandes Tourinho, der 1572 zuerst den Rio Doce hinauf schiffte, will in westlicher Richtung einen See gefunden haben, welches höchst wahrscheinlich diese Lagoa ist, nur paßt die Richtung des in den Strom fallenden Baches, so wie die Cachoeira (Wasserfall) nicht, und die Entfernungen sind

(*) Das Wort Juparanan oder eigentlich Juparaná kommt nicht aus der Sprache der Botocudos, welche diese Gegend jetzt bewohnen, sondern aus der Lingoa geral, und Paraná bedeutet Meer oder großes Wasser. Auf Arrowsmith's Karte ist diese Lagoa nicht angegeben; Saden hingegen hat sie unter dem richtigen Nahmen angemerkt, ihre wahre Lage aber verfehlt.

ebenfalls verschieden. Man lese hierüber Southey in seiner Geschichte von Brasilien und Simam de Vasconcellos nach.

Herr Freyreiß, welcher einige Monate später Linhares noch einmahl besucht hat, theilte mir von seiner Fahrt nach dieser Lagoa folgende Beschreibung mit, die ich nach seinen eigenen Worten gebe: »Ein Canal, der selten mehr als 60 Fuß breit, der aber tief ist und an $1\frac{1}{2}$ Legoa lang seyn mag, führt zum großen fischreichen See. Die Ufer dieses Canals sind noch gegenwärtig die Wohnsitze der Botocuden oder der ehemaligen Aymores, die ungefähr in der Mitte des Canals einen Übergang aus Lianen hatten, den die Portugiesen ungeschicklich Brücke nannten. Seit mehreren Jahren ist diese Brücke von den Portugiesen durchgehauen, ohne daß die Anthropophagen es versucht hätten, sie wieder herzustellen oder eine neue zu spannen; und schon überließ man sich, hierdurch getäuscht, unkluger Sicherheit, als plötzlich Botocuden vor dem, ohnweit Linhares an der Seite des Canals errichteten Quartel (Quartel segundo de Linhares) erschienen und einen Soldaten mit Pfeilen erschossen. Diese Begebenheit hatte sich wenige Tage vor unsere Ankunft zugetragen, doch war diesmal der Körper des Ermordeten den Botocuden nicht zu Theil geworden. Wegen dieses Vorfalles und der unbeträchtlichen Breite des Canals wählen die Ansiedler des Rio Doce gern die Nacht, wenn sie den See der Fischereyen wegen besuchen. Der von hügelichen Ufern eingeschlossene See hat etwa 7 Legoa Länge von SO. nach NW. eine halbe Legoa Breite, und kann 16 bis 18 Legoa im Umfange halten. Seine Tiefe ist ungleich, beträgt aber an mehreren Stellen 8 bis 12 Klafter. Diese große Wassermasse wird durch ein Flüsschen und mehrere Bäche gebildet, die NW. sich in den See ergießen. Bey Linhares ergießt er diesen Zufluß durch den vorerwähnten Canal in den Rio Doce, wächst aber beträchtlich, wenn durch starke Südwinde dieser Ausfluß zum Theil gehindert wird. Das

Bette und die Ufer des See's sind feiner Sand, in dem hie und da eisenschüssige Sandsteine gefunden werden. Ungefähr 4 Leguas vom Eingang entfernt, erhebt sich eine anmuthige kleine Insel, von Granit, die von den Wilden wegen ihres Abstandes von den Ufern nicht besucht wird und deswegen den Fischern einen sichern Aufenthalt gewährt. «

Basconcellos nennt schon im Jahr 1662 unter den Stämmen der Tapuyas am Rio Doce auch Aymores (Botocuden), Puris und Patachos, und obgleich die erstern eigentlich diese Gegend beherrschen, so streifen doch zuweilen auch die andern bis hieher. Derselbe Reisebeschreiber bemerkt schon sehr richtig, daß einige der Aymores oder Botocudos beynahe so weiß sind als die Portugiesen. Der traurige Krieg, welcher am Rio Doce gegen die Botocudos geführt wird, macht es unmöglich, diese merkwürdigen Menschen näher kennen zu lernen; bekommt man sie hier zu sehen, so muß man sich sogleich auf einen Pfeil gefaßt machen. Weiter nördlich am Rio Grande de Belmonte, lebt man in Friede mit ihnen, dort kann man sie ohne Gefahr beobachten, und ich verspare daher alle Nachrichten über diesen interessanten Stamm der Urbewohner bis zur Beschreibung meines Aufenthalts in jener Gegend.

Für den Jagdliebhaber ist der Aufenthalt zu Linhares sehr angenehm; denn am frühen Morgen bey Anbruch des Tages, kommen die Affen den Häusern der Bewohner so nahe, daß man nicht weit nach ihnen zu gehen braucht; Papageyen sammeln sich in großen Schaaren, und die prachtvollen Araras werden in der kältern Jahreszeit durch gewisse Arten von Früchten herbey gelockt. Diese großen schönen Papageyen pflegen gewöhnlich alljährig in demselben Baum zu nisten, wenn sie einmal einen recht starken ausgehöhlten Ast oder Stamm gefunden haben. Sie werden häufig geschossen; ihr Fleisch ist man, die Schwungfedern benutzt man zum Schreiben, und die Wilden bestedern ihre Pfeile, oder schmücken sich auch wohl

selbst damit. Es wird in solchen selten beunruhigten Wildnissen nicht schwer, ein ganzes Canoe mit Jagdbeute angefüllt am Abend heim zu bringen; allein bey diesen Jagdzügen ist es nöthig vor den Wilden beständig auf seiner Hut zu seyn. Durch öftere Übung sind die Soldaten zu Linhares sehr bekannt mit der Art, die Wilden im Walde zu verfolgen; dennoch müssen sie alle eingestehen, daß die Botocudos weit bessere Jäger sind, und den Wald weit besser kennen als sie, und es ist daher die höchste Vorsicht bey jenen Gefechten und Waldunternehmungen nöthig. Im allgemeinen hält man die Mineiros (Bewohner von Minas Geraës) für die besten Wildenjäger, da sie mit dieser Lebensart und dem kleinen Waldkriege sehr vertraut und zugleich ein herzhafter starker Schlag von Menschen sind. Auch hier zu Linhares ward die letzte bedeutende Entrada gegen die Botocudos im vergangenen Augustmonate durch den Guarda Mor geführt, der ein Mineiro und von Minas Geraës hierher verbannt war. Man machte uns hier ein Geschenk mit Waffen und Zierrathen der Botocudos, auch bot man uns sogar ein kleines Kind an, welches zu Bomjardim erzogen wurde, nachdem seine Mutter bey einem Gefechte getödtet worden war. Als wir den Zweck unseres Aufenthalts in Linhares erreicht hatten, nahmen wir Abschied von da, um unsere Reise weiter nördlich längs der Küste fortzusetzen. Wir schifften uns in einem bequemen großen Canoe ein, welches Herr Tenente Calmon uns geliehen hatte; auch war der zuvorkommende Eigenthümer selbst so gefällig uns zu begleiten. Bey unserer Hinabfahrt besuchten wir den Herrn Guarda Mor auf der Ilha do Boi, wo er schöne Pflanzungen von Milio und Mandioca angelegt hat. In seinem Hause erkannten wir bald, daß er ein Mineiro ist, denn er lebte mehr von Milio als von Mandiocamehl, eine charakteristische Gewohnheit der Einwohner jener Provinz. Um den Milio zu Mehl zu stoßen, bedient man sich einer Maysstampe, die man Preguiza (Faulthier) nennt. Der Engländer Mawe hat sie

in der Beschreibung seiner Reise nach Tejuco abgebildet (*). Unser sicheres bequemes Canoe mit einem Verdeck von Tüchern versehen und mit mancherley Lebensmitteln ausgerüstet, brachte uns in vier Stunden bis zur Barra des Rio Doce nach Regencia hinab, eine Fahrt, auf welcher wir aufwärts 1 $\frac{1}{2}$ Tage zugebracht hatten.

(*) J. MAWE's travels etc. p. 134. mit dem Kupferstich unter dem Namen Cloth.

VIII.

Reise vom Rio Doce nach Caravellas, zum Flusse Alcobaça und nach Morro d'Arara am Mucuri zurück.

Quartel de Suparanán da Praya. — Fluß und Barra von S. Mat-
thaeus. — Mucuri. — Villa Bigoza. — Caravellas — Ponte do
Gentio am Flusse Alcobaça. Aufenthalt daselbst.

Nachdem wir mit unsern Freunden die Nacht auf dem Quartel zu Regencia zugebracht hatten, setzten wir am folgenden Morgen, den 30ten December, mit vieler Mühe unsere Maulthiere in dem großen Canoe über den Fluß. Wir folgten ihnen alsdann selbst nach, und ritten Nachmittags, begleitet von den beyden Herren aus Linhares noch zwey Legoaß längs der öden Sandküste, und langten auf dem Quartel de Monserra oder de Suparanán da Praya an, wo sieben Soldaten ihren Posten haben. Hier bey dem Quartel befindet sich eine schmale lange Lagoa, die man Lagoa de Suparanán da Praya nennt, zum Unterschied von dem weit beträchtlichern Landsee unweit Linhares. In der Zeit des hohen Wassers

hat diese Lagoa hier an der Küste einen starken Abfluß in die See, über welchen man alsdann mit dem Canoe übersetzen muß; allein jetzt war er schon versiegt, und unsere Lastthiere konnten ihn trocknen Fußes mit ihrer Ladung passiren. Das Quartel liegt auf der Sandküste unmittelbar an der See, nahe dahinter dehnt sich die schmale Lagoa aus und jenseits erhebt sich finsterner Wald, in welchem wir eine Menge wilde Cocospalmen unterschieden. Dort in der Nähe haben die Soldaten einige Pflanzungen angelegt, wo sie hinlänglich für ihren Bedarf Mandioca, Mais und selbst schöne Wassermelonen (Melancias) bauen. Sie haben dabey Canoes und vermehren ihren Unterhalt durch Jagd und Fischerey. Wir fanden hier einen alten merkwürdigen Mann, einen gewissen Simam (Simon) der schon viele Jahre in völliger Einsamkeit in einem kleinen Häuschen in der Nähe dieses Quartels lebt, und nicht die mindeste Furcht vor den Wilden hat. Obgleich dieser Mann schon sehr alt ist, so besitzt er dennoch einen seltenen Grad von Körperkraft und Munterkeit, weswegen ihn alle Nachbarn lieben. Er baut seine Pflanzungen selbst, ist ein erfahrener Jäger und Fischer, und kennt die umliegende Gegend genau. Wir besuchten ihn mehreremal in seiner kleinen Eremitage und fanden ihn, bey seinen beschränkten Bedürfnissen, nicht nur völlig zufrieden mit seiner Lage, sondern auch so aufgeräumt und lustig, daß seine Heiterkeit sich über die ganze ihn umgebende Gesellschaft verbreitete. Er beschenkte uns mit dem Felle des großen Ameisenbären (*Myrmecophaga jubata*, LINN.) hier Tamandua Cavallo genannt, den er kürzlich getödtet hatte. Zu Monserra erhielten wir noch mehrere naturhistorische Seltenheiten, wie z. B. den *Scarabaeus Hercules*, den größten Käfer von Brasilien, den ein Soldat gefangen hatte und noch lebendig brachte. Späterhin brachte uns einmahl auch ein Mann vier oder fünf Köpfe von diesem seltenen Käfer, und als ich ihn wegen der kläglichen Verstümmelung dieses interessanten Gegenstandes befragte, erfuhr ich, daß die Damen diese Köpfe an

manchen Orten um den Hals gehängt als Puz zu tragen pflegen. Um durch eine wüste, von Menschen unbewohnte Wildniß, 18 Legoaß weit nach S. Matthaeus, das erforderliche Geleit zu erhalten, hatten wir den Herrn Alferes, unsern Begleiter, um zwey Soldaten gebeten, da die Papiere, die wir vom Minister Conde d'Aguiar erhalten hatten, uns ausdrücklich diese Unterstützung in Anspruch zu nehmen erlaubten. Diese Papiere hatten wir dem Gouverneur zu Capitania vorgezeigt, und ihn um die nöthigen Leute zur Fortsetzung der Reise ersucht. Wir erhielten hierauf ein Schreiben von ihm an den Alferes zu Linhares, worin er diesem befahl, uns einen einzigen Soldaten zu bewilligen. Bey der Weite des Weges nach S. Matthaeus und der Unsicherheit desselben, schien es indessen dem Officier selbst bedenklich, den einen Mann bey seiner Rückkehr der Gefahr auszusetzen; unser Zureden bestimmte ihn völlig, und wir erhielten zwey Soldaten zu Begleitern. Später erfuhren wir aber, daß ihn der Gouverneur mit einem langen Arrest sehr unbillig bestraft habe, und wir bedauerten es herzlich, diesem braven Mann eine so ungerechte harte Behandlung zugezogen zu haben.

Nachdem wir von unsern gütigen Reisegefährten Abschied genommen hatten, folgten wir der einförmigen Seeküste heute noch 6 bis 7 Legoaß. Unsere beyde Soldaten, ein Neger und ein Indier, hielten sich sehr oft auf, um Schildkröteneyer aus dem Sande hervor zu graben, womit sie ihre Tornister anfüllten. Ob uns dies gleich unangenehm war, weil sie durch ihr Zurückbleiben unsere Reise aufhielten, so hatten wir Abends dennoch alle Ursache uns darüber zu freuen. Das Gebiet vom Rio Doce bis zum S. Matthaeus ist, wie schon gesagt, eine menschenleere öde Wüste, wo selbst an den meisten Plätzen kein Trinkwasser zu finden ist; man darf daher die wenigen Stellen, an denen man dieses nöthige Bedürfniß finden kann, nicht verfehlen und aus diesem Grunde ist hier ein des Weges kundiger Führer sehr nothwendig. Leider hatte noch keiner

unserer Soldaten diese Reise gemacht! Den ersten Wasserplatz, Cagimba de S. João genannt, verfehlten wir; den zweyten aber, eine Lagoa in einer kleinen Thalvertiefung seitwärts vom Wege, die den Rahmen Peringa hat, fanden wir am Mittage, da wir uns nach allen Richtungen vertheilt hatten, um Wasser aufzusuchen; er gab uns und unsern Thieren einige Erfrischung. An der Stelle, wo wir am Abend bleiben mußten, war aber alles Suchen nach Wasser ganz vergebens, wir fanden keins und konnten deshalb auch unsere mitgebrachten Provisionen nicht benutzen, — da diese harten Speisen nur durch Wasser genießbar gemacht werden. Es blieb uns daher nichts übrig, als unsern Hunger mit ein wenig trockenem Maismehl, und den glücklicherweise von den Soldaten gesammelten Schildkröteneyern, die man in Seewasser abkochen konnte, zu stillen. Als man sich beschäftigte dieses herbey zu holen und Treibholz auf dem Strande zu sammeln, fanden wir, welche Merkwürdigkeit! in geringer Entfernung von unserm Feuer, eine colossale Seeschildkröte (*Testudo Mydas*, LINN.) die eben im Begriffe war, ihre Eyer zu legen; erwünschter konnte unserer hungrigen Gesellschaft nichts begegnen; das Thier schien absichtlich hierher gekommen zu seyn, um für unsere Mahlzeit zu sorgen. Unsere Gegenwart störte sie nicht bey ihrem Geschäfte; man konnte sie berühren, und sogar aufheben, wozu aber vier Mann nöthig waren. Bey allen den lauten Zeichen unseres Erstaunens und den Berathschlagungen, was man wohl mit ihr anfangen sollte, gab sie kein ander Zeichen von Unruhe, als ein Blasen, wie etwa die Gänse thun, wenn man sich ihrem Neste nähert. Sie arbeitete mit ihren flossenartigen Hinterfüßen langsam in der einmal begonnenen Art fort, indem sie gerade unter ihrem After ein cylinderförmiges etwa 8 bis 12 Zoll breites rundes Loch in den Sandboden aushöhlte; die herausgenommene Erde warf sie äußerst geschickt und regelmäßig, ja gewissermaßen im Takte, zu beyden Seiten neben sich hin, und sieng alsdann sogleich an ihre Eyer zu legen.

Einer unserer beyden Soldaten legte sich seiner ganzen Länge nach neben die Versorgerin unserer Küche auf die Erde nieder, griff in die Tiefe des Erdloches hinab, und warf die Eyer beständig heraus, so wie die Schildkröte sie legte; auf diese Art sammelten wir in einer Zeit von etwa 10 Minuten an 100 Eyer. Man berathschlagte nun, ob es zweckmäßig sey dieses schöne Thier unsern Sammlungen einzuverleiben; allein das große Gewicht der Schildkröte, für welche man ein besonderes Mauthier einzig und allein hätte bestimmen müssen, und überdieß die Schwierigkeit, die ungesüßige Last aufzuladen, bestimmte uns, ihr das Leben zu schenken und mit ihrem Tribut an Eyern uns zu begnügen; die Bignette des 8ten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Vorstellung dieser originellen Scene. Diese colossalen Thiere, die Midas- und die weichschalige Schildkröte (*Testudo Mydas* und *coriacea*), so wie die *Testudo Caretta* oder die Cauane, legen besonders in diesen unbewohnten Gegenden der Küste, zwischen dem Riacho und dem Mucuri, ihre Eyer in den wärmsten Monaten des Jahres in den Sand; sie steigen dazu in der Abenddämmerung ans Land, schleppen ihren schweren Körper auf die Sandküste hinauf, höhlen ein Loch aus, legen ihre Eyer hinein, füllen es wieder mit Sand an, den sie fest stampfen, und eilen ein oder zwey Stunden nach Untergang der Sonne dem Meere schon wieder zu. Auch diese Schildkröte, die uns so reichlich versorgt hatte, fanden wir nicht mehr, als wir nach einigen Stunden auf den Strand zurückkehrten; sie hatte ihr Loch verdammt und ihre breite Spur im Sande zeigte, daß sie ihrem Elemente wieder zugefrohren war. Eine einzige dieser Schildkröten kann einer ganzen Gesellschaft mit ihren Eyern eine hinreichende Mahlzeit verschaffen, denn die Midas-Schildkröte soll gewöhnlich 10 bis 12 Duzend, und die weichschalige, welche den größten Umfang erreicht, 18 bis 20 Duzend auf einmal legen. Diese Eyer sind ein sehr nahrhaftes Essen und werden daher an den öden unbewohnten Küsten von den

Subiern, und in der Nähe der Colonie selbst von den Weißen begierig aufgesucht.

Unsere frugale Abendmahlzeit war sehr schnell abgethan; nach derselben zündeten wir zwischen den Gesträuchen von Zwergpalmen mehrere kleine Feuer an, um die Raubthiere von unsern Maulthieren abzuhalten. Am andern Morgen fanden wir im Sande die frischen Spuren der großen Katzen, die während der Nacht hier herumgetrabt waren. Nach der Versicherung des alten Simam soll in dieser Gegend der schwarze Tiger oder die schwarze Unze (*Felis brasiliensis*), der Yaguareté noir des Azara, nicht selten seyn; die Portugiesen nennen ihn Tigre oder Onça preta, schwarze Unze. Koster in seiner Reise erwähnt ebenfalls dieses furchtbaren Raubthiers (*), nennt es aber *Felis discolor*, — eine unpassende Benennung, da das ganze Thier wirklich nur eine Farbe hat. Am richtigsten kann man diese Katzenart von ihrem Vaterlande benennen, da sie ausschließlich in Brasilien gefunden wird; selbst Azara sagt uns, daß sie in Paraguay nicht vorkomme. Wir vermutheten die Stimmen dieser Raubthiere zu vernehmen, allein unser Schlaf wurde nicht unterbrochen und am folgenden Morgen brachen wir früh wieder auf. Der 1te Januar, welchen in unserm Vaterlande Schnee und Eis zu bezeichnen pflegen, brachte uns hier schon frühe um 7 Uhr warme Sonnenstrahlen, und am Mittag eine seltene, unerträgliche Hitze. Wir hatten am vergangenen Abend, da uns der Durst so sehr plagte, nicht sehr weit von einem trinkbaren Wasser uns gelagert ohne es zu wissen; denn kaum waren wir eine Stunde geritten, als wir die Barra seca erreichten, den Ausfluß einer Lagoa in das Meer, die zu gewissen Zeiten so klein wird, daß sie von demselben längs der Küste hin völlig getrennt ist, so daß man trocknen Fußes an der See hinreiten kann. Allein jetzt stand ihr Wasser noch hoch, daher mußten wir ihre tiefe reißende

(*) KOSTERS travels etc. p. 102:

Mündung passiren, welches einen langen Aufenthalt verursachte. Man lud alle Lastthiere wieder ab; die des Wassers kundigen Indier und Neger entkleideten sich, und nachdem sie auf ihren Köpfen die Risten an das jenseitige Ufer gesetzt hatten, wurden auch wir Europäer sämmtlich hinüber getragen. Jenseits fanden wir die Ruine der Hütte eines hier ehemals unterhaltenen Quartels oder Militärpostens, in deren Nähe sich gutes trinkbares Wasser befand. In dieser Gegend hatten einige Indier übernachtet, wahrscheinlich um Schildkröteneyer zu suchen, und zu fischen, da die Barra seca sehr fischreich ist; auch befinden sich in ihrer Nähe große Campos (offene von Wald entblößte Stellen), die zur Viehzucht sehr geeignet sind. Die Hütten (Ranchos) jener Indier, von Palmblättern, waren noch zu sehen. In der Mittagsstunde gelangten wir zu einer Erdhöhle, in welcher sich eine Quelle von klarem frischem Wasser befand, eine Entdeckung, die in diesem Augenblick von unschätzbarem Werthe für uns war. Der Abend und die folgende Nacht wurden wieder in einer Wüsteney an der Küste zugebracht; hier bildete an einzelnen Stellen im tiefen Sande die *Remiria littoralis* einiges Gras, in Menge aber wuchsen hier die Zwergpalmen, hinter welchen tiefer ins Land hinein der hohe Wald sich erhebt. Nur die Spuren der Raubthiere im Sande zeigen, daß hier einige lebende Wesen zuweilen umherwandeln. Wir hatten hier kein Trinkwasser, und daher auch beynähe nichts zu essen. Bey Annäherung der Nacht wurde eine starke sichere Hütte von Cocosblättern vollendet, woran wir sämmtlich gearbeitet hatten. Wir hofften darin von der Ermüdung des Tages auszuruhen, allein unzählige Moskitten quälten uns dermaßen, daß an Schlaf nicht zu denken war. Unglücklicher Weise konnten wir uns auch vor ihnen nicht ins Freye retten, weil ein heftiger Gewitterregen herabstürzte. Am folgenden Morgen fand sich, daß alle unsere Lastthiere, um Wasser zu suchen, bis zu der Quelle zurück gelaufen waren, wo sie am vergangenen Mittag ihren Durst

gelöscht hatten; wir verlohren daher einen halben Tag, ehe wir sie wieder herbey holen konnten; glücklicher Weise hatten sich unsere Reitmaulthiere mehr in unserer Nähe gehalten, wir bekamen sie daher eher wieder und ritten einstweilen voran. Am Abend erreichten wir die Barra des S. Matthaeus, eines mäßigen Flusses mit angenehmen Ufern von Mangue- (Conocarpus - und Avicennia-) Gebüsch und weiter hinauf von Wald umgeben. Ein Paar Lanchas (kleine Seefahrzeuge) lagen am südlichen Ufer vor Anker; am nördlichen befindet sich die Povoação, die den Rahmen Barra de S. Matthaeus trägt, und welche aus 25 Feuerstellen besteht. Der Fluß kommt aus den Urwäldern herab, die mit freyen Tapuya's angefüllt sind, macht mehrere kleine Cachoeiras, und ist etwa 9 Leguas aufwärts für Sumaca's schiffbar. Seine Ufer sind die fruchtbarsten der Comarca, da die Ameisen hier wenig Schaden anrichten sollen; auch findet man in seinen Wäldern viel Jacarandá, Vinhatico, Putumujú, Cergeira und andere nützliche Holzarten. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf, unter welchen der Rio de Sta. Anna, der Rio Preto oder Maricú und S. Domingos die beträchtlicheren sind. Er war jetzt stark, da gerade die Fluth eintrat, und niemand wollte daher auf unser Rufen und Schießen hören, um uns mit einem Canoe abzuholen. Wir irrten lange in Gebüsch und in tiefem Sande umher, und schon hatten wir uns beynah in unser trauriges Schicksal, die Nacht hier ohne Feuer und Lebensmittel zubringen zu müssen, ergeben, als ein Canoe, von zwey Negerclaven geführt, herüber kam und uns einnahm. Unsere Tropa kam erst spät in der Nacht an, sie konnten jenen Bivouac eher ertragen, da sie Lebensmittel, Feuer und wollene Decken mit sich führten, und eine schöne Quelle unweit der Seeküste ihrem Durste Befriedigung gab.

In der kleinen Povoação zu Barra de S. Matthaeus traten wir in einer Venda ab, deren Eigenthümer Capitam Regente genannt wurde. Unsere Papiere und die Empfehlungen

des Ministers verschafften uns überall eine sehr gute Aufnahme. Die Barra des Flusses S. Matthaeus liegt nach Arrow-smith $18\frac{1}{4}^{\circ}$, nach Andern unter $18^{\circ} 50'$ oder wohl gar noch etwas hiervon abweichend; es scheint indeß die letztere Bestimmung richtiger zu seyn, da an der Stelle, wo jene Karte den S. Matthaeus angiebt, der Fluß Mucuri in die See fallen muß. Etwa 8 Legoa's aufwärts ist die Villa de S. Matthaeus erbaut, deren Lage wegen einiger Sümpfe nicht die gesündeste seyn soll. Sie hat etwa 100 Feuerstellen, und zählt in ihrem Distrikt an 3000 weiße und farbige Einwohner. Als eine der neuesten Villa's der Comarca von Porto Seguro ist sie in erfreulicher Aufnahme. Ihre Bewohner bauen viel Mandioca; man führt jährlich etwa 6000 Alkeren Farinha aus; außerdem aber auch Breter aus den benachbarten Urwäldern. Nur etwa 8 Legoa's von Villa de S. Matthaeus aufwärts findet man noch bebautes Land, nemlich bis zum Quartel von Salveyas, die letztere Schutzanlage gegen die Wilden. Etwa eine halbe Legoa von der Barra aufwärts befindet sich die Indier-Povoação von Sta. Anna, die aus etwa 20 indischen Familien zusammengesetzt ist und an 70 Köpfe zählt. Bald nach unserer Abreise von hier wurde in Sta. Anna ein Botocude getödtet. Dieser Getödtete war ein bejahrter Mann, der in den Ohren und in der Unterlippe große Holzplöcke trug. Herr Freyreiß, der im Monat Februar diese Gegend noch einmal besuchte, nahm dessen Kopf mit, und es befindet sich derselbe jetzt in den Händen des Herrn Professor Sparrmann.

In den Wäldern an den Ufern des S. Matthaeus giebt es noch sehr viele uncivilisirte Indier (Tapuyas oder Gentios), die hier sämmtlich mit den Weißen im Kriege leben. Noch in dem letztverflossenen Jahre kamen 17 Personen durch sie ums Leben. Auf dem nördlichen Ufer streifen Patachos, Cumanachos, Machacalis (von den Portugiesen auch Machacaris genannt; sie selbst sollen das r nicht gut aussprechen können)

und andere bis Porto Seguro hin. Auch die Botocudos ziehen hier häufig herum, und sollen hauptsächlich das südliche Ufer in Besitz haben; sie werden von den andern Stämmen gefürchtet, und gelten als Feinde der übrigen, die ihrer geringern Zahl wegen gegen sie gemeinsame Sache machen. Auf einer Fazenda, weiter aufwärts am Flusse, wurden die Pflanzungen von den Wilden häufig beraubt; da ersann der Besitzer derselben ein ganz eigenes Mittel, sich dieser feindlichen Gäste zu entledigen: Er lud eine eiserne Kanone, die sich auf der Fazenda befand, mit gehacktem Blei und Eisen, brachte ein Flintenschloß daran an, stellte sie auf dem schmalen Pfade, welchem die Wilden immer in Colonne zu folgen pflegten, auf, und legte ein Holz über diesen Weg, mit welchem der Abzug des Schloßes durch eine Schnur in Verbindung stand. Die Tapuyas erschienen in der Dämmerung, traten auf das Holz und die Explosion erfolgte, wie man beabsichtigt hatte. Als man herbey eilte um den Erfolg zu sehen, fand man die Kanone zersprungen, und an 30 Indier getödtet und verstümmelt theils noch auf dem Plage, theils hier und da im Walde zerstreut. Das Geheul der Entfliehenden soll man weit in der Gegend gehört haben. Seit dieser fürchterlichen Niederlage soll die Fazenda nie wieder heimgesucht worden seyn.

Im Flusse S. Matthaeus, dessen ursprünglich brasilianischer Rahme Ericaré ist, findet man eine naturhistorische Seltenheit, die heut zu Tage nur in sehr wenigen Flüssen der Ostküste gefunden wird; dies ist der Monati (Peixe Boi der Portugiesen). Über die Naturgeschichte dieses sonderbaren Thieres schwebt noch manche Dunkelheit; besonders ist sein innerer Bau noch immer nicht gehörig untersucht. Es findet sich in diesem Flusse ziemlich häufig, soll aber auch in die See gehen und längs der Küste hin zuweilen in andere Flüsse steigen; so hat man es z. B. im Alcobaga gefangen. Der Manati liebt zu S. Matthaeus besonders eine Lagoa oder ein Binnengewasser mit vielem Rohr und Gras bewachsen. Die Jagd

desselben ist nicht ohne Schwierigkeit. Der Jäger fährt mit einem kleinen Canoe vorsichtig und ohne Geräusch zwischen dem Grase und Schilf umher; erblickt er das Thier mit dem Rücken über dem Wasser, wie es gewöhnlich erscheint, wenn es mit Grasen beschäftigt ist, so nähert er sich ihm behutsam, und wirft einen an einem Strick befestigten Harpun nach ihm ab. Der Manati giebt viel Thran und sein Fleisch ist beliebt. Der Paukenknochen aus dem Ohr wird von dem unwissenden Volk als ein wirksames Arzeneymittel aufgehoben und theuer verkauft. Ob ich gleich während eines drey- bis vier-monatlichen Aufenthalts in dieser Gegend wiederholt die größten Versprechungen machte, um ein solches Thier zu erhalten, so wurden meine Hoffnungen doch nicht erfüllt, und ich mußte mich mit der Ansicht der ausgestopften Manati's begnügen, welche ich bey meiner Rückkehr aus Brasilien im Naturalien-Cabinet zu Lisboa sah.

Ausser dieser sonderbaren Thierart ernährt der Fluß S. Matthaeus eine große Menge von Fischen. Mehrere Arten einer Gattung, die man Piau nennt, besonders die eine, welche von ihrer Nahrung Piau de Capim (Gras-Piau) genannt wird, finden sich zur Zeit des hohen Wassers besonders auf überschwemmten Grasplätzen ein. Hier fahren die civilisirten Indier mit ihren kleinen leichten Canoen umher, und schießen diese Fische mit Pfeilen. Diese Art von Fischjagd findet man an vielen Orten unter den Indiern. Der dabey gebräuchliche Bogen ist $2\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß lang, und von der Größe des Kugelbogens, der etwa 3 Fuß lange Pfeil ist von Taquara (Rohr) und mit einer Spitze von Holz oder von Eisen, welche an jeder Seite einen Widerhaken hat, versehen.

Etwa eine halbe Legoa von S. Matthaeus ergießt sich der kleine Fluß Guajintiba in die See. Auf diesem pflegt man sich einzuschiffen, und 3 Legoas nach der Fazenda von As Itainas zu machen, welche dem Duvidor der Comarca von Porto Seguro, Marcelino da Cunha gehört. Der kleine aber jetzt starke Fluß hat dicht mit Gebüsch bewach-

fene Ufer; am häufigsten sieht man, besonders nach der See hinab, die Mangue-Gebüſche, deren Rinde mit Vortheil zum Gerben der Häute benutzt wird. Das Wasser des Flusses ist dunkelbraun, wie an den meisten kleinen Waldflüssen in Brasilien, und sehr fiſchreich; einige Fiſcher hatten eben, als wir vorüber fuhren, ein ganzes Canoe voll schöner Fiſche gefangen. Wir landeten an einer verödeten und wie es ſchien verlaſſenen Pflanzung, wo die köſtlichſten Ananasse (*Bromelia*) verwildert wuchsen, groß, ſaftig und aromatiſch. Die eßbare Ananas wird in Brasilien nicht verwildert gefunden, allein man zieht ſie ſehr häufig in den Pflanzungen, und da wuchert ſie dann gleich einer wilden Pflanze fort. Man benützet ſie hier auch, um Brandwein daraus zu machen. Gleichen Gebrauch macht man von der Frucht des Acaju-Baumes (*Anacardium*). Der Acaju-Baum (*Cajueiro*) wächst in Brasilien an der Oſtküſte überall in ſandigen Gegenden. Sein Wuchs gleicht dem unſeres Apfelbaumes; er hat ſtarke Äſte und einzeln ſtehende Blätter, und giebt daher wenig Schatten; die Blüthe iſt klein und hellröthlich; die ſchwärzliche nierenförmige Frucht ſißt auf einem fleiſchigten Fruchtboden, die die Geſtalt und Größe einer Birne hat. Dieſen Theil der Frucht iſt man, er hat aber eine etwas herbe Säure. Den ſchwarzen Kern röſtet man; er iſt alſdann ſehr ſchmackhaft, jedoch muß er vorher geſchält worden ſeyn. Der Saft des fleiſchigten Theils der Frucht iſt, da er auf den Urin wirkt, ein ſehr wirkſames Mittel für alle veneriſche Übel und für die Waſſerſucht.

Gegen Abend ward unſere Fahrt um ſo angenehmer, als wir hier von keinen Moskiten geplagt wurden, die uns ſonſt die ſchönſten Abende verderben. Hoher, finſterer Wald bildete romantiſche Gruppen an den Ufern, und der heitere Vollmond, der jetzt hervortrat, vollendete noch das reizende Gemählde. Von der Fazenda her tönte uns von fern ſchon die Trommel der Schwarzen entgegen. Die Negersclaven behalten gar gern ihre vaterländiſchen Gebräuche, ſo viel ſie können, bey; ſo

sieht man unter ihnen alle die musikalischen Instrumente, von denen die Reisebeschreiber von Afrika reden, und unter diesen spielt die Trommel eine Hauptrolle. Wo auf einer Fazenda viele Neger zusammen leben, da feyern sie, wie schon oben gesagt worden, ihre Feste, bemahlen und kleiden sich wie in ihrem Vaterlande, und führen ihre National-Tänze auf. Dies sieht man zum Beispiel in Rio de Janeiro sehr originel auf einem besondern dazu bestimmten Plage vor der Stadt. Wir fanden auf der Fazenda von Als Itaúnas auch einen jungen Puri, der vom Duvidor aufgezogen wird; er sprach schon portugiesisch und soll von sehr guter Gemüthsart seyn. Die wenigen Worte, die wir von seiner Muttersprache verstanden, erwarben uns bald sein Vertrauen. Leid that es uns, daß wir unsern jungen Puri von S. Fidelis, der am Jucú zurückgelassen war, jetzt nicht bei uns hatten. Itaúnas ist eine Vieh-Fazenda mit einem Corral für das Rindvieh, und einer schlechten Hütte, wo einige Neger und Indier die Thiere warten. Der Besitzer hat hier einige indische Familien versammelt, die mit der Zeit eine Ansiedelung bilden sollen; sie waren früherhin bestimmt, die Seeküsten gegen die Tapuya's zu schützen, daher wird Itaúnas eigentlich als ein Quartel angesehen. Einige Indier, die zufällig mit uns dieselbe Bestimmung hatten, begleiteten uns nordwärts von Itaúnas. Sie waren mit ihren Gewehren versehen und des Weges vollkommen kundig. Wir durchritten ein Paar kleine Bäche, den Ria cho Doce und den Rio das Ostras, die beide sehr unbedeutend sind, aber aus einem mahlerischen finstern Waldgrunde voll schöner Cocospalmen hervor tretend, eine romantische Gegend bilden. Etwas später erreichten wir eine sehr verrufene Stelle, an der man schon öfters feindliche Tapuya's getroffen hat. Diese Stelle führt den Namen Os Lenções (die weißen Tücher), weil hier an einer felsigen Landspitze blendend weißer Sand mit Grasboden abwechselt, und es darum von der See aus scheint, als habe man hier weiße Tü-

cher aufgehängt. Die Patachos, welche diese Gegend bewohnen, hatten seit langer Zeit Friede gehalten, als einer ihrer Landsleute getödtet und sie dadurch zu Feindseligkeiten angereizt wurden. Unweit des Rio das Ostras trafen wir zufällig an der Sandfläche auf der See ein Jacaré von etwa 5 Fuß Länge, das wahrscheinlich aus einem Flüschen in das andere über Land hatte wandern wollen, und während dieser Reise von uns überrascht worden war; zu seiner Rechten hatte es die Felswand, zur Linken das Meer, es konnte daher nicht ausweichen und blieb unbeweglich sitzen. Bey heftigem Reizen mit einem Stocke biß es wohl ein wenig um sich, dennoch konnte man es ohne Gefahr angreifen. Dies Thier, welches jung so gewandt und schnell ist, scheint, wenn es älter wird, auf dem Lande äusserst unbehülflich zu seyn, denn es kroch nur sehr langsam fort. Nach einem Wege von etwa zwei Legoaß erreichten wir den Bach Barra Nova mit einer kleinen Povoação von einigen Häusern, die auf einer mäßigen aber stillen Höhe erbaut sind. Hier ruheten wir während der Mittagshize und erreichten dann mit der Abenddämmerung die Mündung des Mucuri, eines nicht sehr starken schönen Flusses, der aus dichten Wäldern hervor tritt; Mangue-Gebüsch an seinen Ufern geben ihm hier ein freundliches Ansehen.

Villa de S. José do Port' Allegre, gewöhnlich de Mucuri genannt, ist am nördlichen Ufer des Flusses unweit seiner Mündung erbaut. Es ist ein kleiner Ort von 30 bis 40 Häusern, in deren Mitte eine kleine Kapelle steht, und bildet ein, an der vordern Seite nach dem Flusse zu, offenes Quadrat. Die Häuser sind klein, und beynahe sämmtlich mit Stroh gedeckt; Schaaf, Schweine und Ziegen weiden auf dem innern Platze umher. Die Einwohner größtentheils Indier, sind arm und haben keinen Handel; sie führen zuweilen etwas Farinha aus, allein Engenhos giebt es hier am Flusse gar nicht; nur der Escrivam (Amts- oder Stadtschreiber) der Villa ver-

kauft Brandwein und einige andere Lebensbedürfnisse. Außerdem befindet sich hier ein Geistlicher, und zwei der Einwohner versehen abwechselnd das Amt des Juiz (Richter) wie in allen Villa's von Brasilien. Der Geistliche des Orts, Herr Padre Bigario Mendes, ist der einzige Bewohner dieser Gegend, der eine etwas bedeutende Fazenda besitzt; er hat daselbst einiges Rindvieh, das ihn mit Milch versieht, — eine wahre Seltenheit an dieser Küste! Herr Mendes, dem wir durch den Minister Conde da Barca besonders empfohlen waren, empfing uns sehr zuvorkommend. Der Minister besaß hier am Flusse Mucuri ansehnliche Ländereyen, denen man jetzt Sicherheit vor den Wilden zu verschaffen beschäftigt war. Die hiesigen Wälder sind mit einer Menge des kostbarsten Holzes angefüllt. Um sie zu benutzen, hatte man die Absicht, ein Holzsägewerk hier anzulegen, und ein Mühlenmeister aus Thüringen, Namens Kramer, erhielt den Auftrag, dasselbe einzurichten. Alle vorzügliche Holzarten der Ostküste finden sich benahe hier vereint, Jacarandà, Oiticica, Jiquitibà, Vinhatico, Cedro, Caicheta, Ipè, Peroba, Putumujù, Pao Brazil u. s. w. Da indessen jene Gegend bis jetzt noch ganz im Besitz der Patachos und der wilden Thiere, und deshalb die Anlegung des Holzsägewerks noch nicht ausführbar war, so gab der Minister zuvörderst dem Ouvidor (Oberamtmann) der Comarca von Porto Seguro, José Marcelino da Cunha, den Befehl, sich hierher zu begeben, die nöthigen Leute zur Anlegung einer Fazenda und der zum Unterhalt der Bewohner und Sklaven nöthigen Pflanzungen zusammen zu bringen und sie gegen die Anfälle der Tapuyas zu schützen. Es traf sich zufällig, daß der Capitam Bento Lourenzo Vas de Abreu Lima, ein Bewohner von Minas Novas, welcher mit 22 Bewaffneten von den Gränzen der Capitania von Minas Geraës am Mucuri herab, durch die Wildnisse durchgebrochen war, gerade in dieser Zeit glücklich die See-küste erreicht hatte. Durch sein unerwartetes Erscheinen in der

Villa do Port' Allegre bewogen, gab der Minister dem Vidor auch noch den Auftrag, mit den nöthigen Leuten jenen unternehmenden Mineiro zu unterstützen, um auf der von ihm gemachten Picade eine völlig gangbare Straße durch jene Wälder hinauf schlagen zu lassen. Ich hatte die Freude, diesen interessanten Mann hier zu finden, und erfuhr von ihm die nähern Umstände seiner kühnen, äußerst merkwürdigen und gefährvollen Unternehmung. Mit Nachsuchen nach Edelsteinen beschäftigt, faßte er bei seinem täglichen Aufenthalt im Walde den Entschluß, jene dichten Wildnisse zu durchbrechen und längs des Flusses, den er für den S. Matthaeus hielt, hinab vorzudringen. Er ließ einige Jahre hindurch auf eigene Kosten eine Straße durch den Wald fortführen, und als die Arbeit bis zu einem gewissen Grade vorgerückt war, unternahm er zu Fuß diese Reise mit 22 Soldaten und bewaffneten Freywilligen. Er stieß auf die Aldea des Capitam Tomé, eines berühmten indischen Anführers, welcher Indianer von verschiedenen Stämmen in den innern Waldungen am obern Mucuri versammelt hatte; schon früher hatte er an dieser Stelle viele von ihnen getauft. Jetzt besteht die Aldea nicht mehr, da der Heerführer gestorben ist; doch sieht man an der Stelle, wo sie stand, noch verwilderte Bananenstämme und andere Gewächse, welche gegenwärtig von umherziehenden Wilden benutzt werden. Nach einer Reise von etwa 50 Tagen gelang es dem Capitam, die Seeküste zu erreichen, wo er nun erst bemerkte, daß er nicht dem S. Matthaeus, sondern dem Mucuri gefolgt sey. Diese Reise war mit großen Beschwerlichkeiten verbunden. Oft fehlte es der Truppe an Lebensmitteln; es zeigten sich ihnen alsdann keine jagdbaren Thiere und der Fischfang war nicht ergiebig. Sie kaueten dann einige Früchte und Wurzeln, oder hielten sich mit etwas Palmöl oder wildem Honig, den sie im Walde fanden, hin, bis ein glücklicher Zufall wieder ein Thier ihnen in den Schuß führte. Auf Botocudos, die in dem obern Theile dieser Wäl-

der wohnen, trafen sie zum Glück nicht, allein sie fanden oft die verlassenenen Hütten derselben und vermutheten selbst, einigemal von jenen Wilden beobachtet worden zu seyn. Zur Jagd und zum Schutz gegen die Wilden waren dem Capitam die verschiedenen indischen Soldaten sehr nützlich; denn er hatte Capuchos und andere, auch selbst einen unter den Portugiesen aufgezogenen Bostocuden unter seinen Leuten. Bei dem vier Tagereisen weit den Fluß aufwärts sich befindenden Falle des Mucuri hätten sie bald ihr sämtliches Gepäck verlohren; sie hatten nehmlich ein Floß von Baumstämmen erbauet, um ihre Gewehre, Lebensmittel, Kleider u. s. w. darauf zu laden; das Fahrzeug wurde aber vom Strome fortgerissen, das Gesträuch am Ufer streifte die ganze Ladung ab, und nur mit der größten Mühe fischte man die Waffen noch aus dem Wasser. An den letzten Tagen dieser kühnen, gefährlichen Waldreise trat eine völlige Hungersnoth unter der Truppe ein; schon waren sie davon ganz entkräftet, als sie unerwartet, etwa zwei Tagereisen von der Villa de Mucuri, die letzte unbewohnte Pflanzung am Flusse, welche zu Morro d'Arara gehört, erreichten. Mit Heißhunger fiel die ganze Gesellschaft über die rohen Mandioccarurzeln her, unter welchen sich unglücklicher Weiße auch viel Mandioca brava, eine schädliche Art (*), befand. Ein heftiges Erbrechen, welches auf den Genuß derselben erfolgte, hatte die muthlosen Abentheurer noch mehr geschwächt, als einige ihrer Jäger so glücklich waren, einen großen Anta (*Tapirus americanus*) zu erlegen. Alle konnten sich nun durch eine gesunde Nahrung wieder stärken. Am folgenden Tage erreichte die vielgeprüfte Truppe das Ziel ihrer kühnen Anstrengungen und rückte in der Villa zu Mucuri unter dem Freudenfeuer und dem Jubelruf der Einwohner ein. Nunmehr sollte auf der Picade des Capitams die Straße durch jene Wälder eröffnet werden, und man erwartete dazu nur noch die Ankunft des Oavidor. Nach und nach fanden sich schon die

(*) Selbst der ausgepreßte Saft dieser Art Mandioca ist schädlich und tödtet Thiere, zum Beispiel Schaafe, wovon uns K o s t e r p. 370 ein Beispiel erzählt.

dazu bestellten Waldarbeiter von S. Matthaeus, Bicoza, Porto Seguro, Trancozo und andern Orten der Ostküste, meistentheils Küsten-Indier, ein.

Zwischen den Gebürgen von Minas Geraës und der schwach bewohnten Ostküste dehnen sich weite Wildnisse aus, in welchen noch viele Horden von den freyen wilden Stämmen der Urbewohner umherziehen, die auch wahrscheinlich sich noch lange von den Portugiesen unabhängig erhalten werden. Diese Wildnisse sucht man von verschiedenen Punkten aus mit gangbaren Straßen zu durchbrechen, um die Produkte von Minas der ärmern menschenleeren Küste leichter zuführen, und ihnen eine schnellere Verbindung mit den Hauptstädten und dem Meere verschaffen zu können. Da die Flüsse die schnellste Communication gestatten, so hat man diese Straßen auf und an denselben fortzuführen beschlossen. Man eröffnete eine derselben am Mucuri, eine andere am Rio Grande de Belmonte, eine dritte am Ilheos, und noch zwei andere ist man beschäftigt am Espirito Santo und am Itapemirim nach Minas zu führen.

Die Wälder in der Gegend des Mucuri werden hauptsächlich von Patachos bewohnt. Botocudos streifen nur zuweilen durch dieselben an die Küste herab. Übrigens halten sich noch mehrere Stämme der Tapuyas in jenen Einöden auf; an den Gränzen von Minas leben förmlich angesiedelt die Maconi's, die Malali's und andere. Die Capuchos oder Caposch-Indianer dagegen, die Cumanachos, Machacali's und die Panhamis (Paniamis) ziehen noch in den Wäldern umher. Die letztern vier Stämme sollen sich mit den Patachos verbunden haben, um vereint den zahlreichern Botocudos die Spitze bieten zu können. Diese Stämme scheinen, nach der Ähnlichkeit in Sprache, Sitte und Gebräuchen zu urtheilen, einander näher verwandt zu seyn. Von den Maconi's, die für sich allein leben, wurden vor etwa 20 Jahren viele getauft, andere taufte Capitam Bento Lourenzo, als er sich unter ihnen befand. Sie haben sich jetzt zum Theil am Mucuri angebaut;

ein anderer Theil derselben soll aber mehr nördlich, nach dem Flusse Belmonte hin, wohnen; dieser Stamm steht am Rio Doce im Rufe großer Wildheit, wiewohl, näheren Nachrichten zufolge, mit Unrecht. Die Malali's, ein jetzt nur noch sehr schwacher Stamm, wohnen weit oben am Rio Doce bey dem Destacamento von Passanha, und haben sich in der Nähe desselben unter dem Schutze der Portugiesen niedergelassen, um sich vor ihren Feinden, den Botocudos, zu schützen. Die Sprachen dieser beyden Stämme, von denen man einige Proben in dem Anhange zum zweiten Theile dieses Reiseberichts finden wird, weichen sehr von jenen der andern Stämme ab. Die fünf vereinten Stämme haben, wie bemerkt worden, im Allgemeinen verwandte Bildung, Sitten und Sprache. Sie durchbohren gewöhnlich ihre Unterlippe, und stecken in die Öffnung ein kurzes, dünnes Rohrstäbchen, welches sie an dem einen Ende mit Urucú roth färben. Ihre Haare schneiden sie im Genicke und über den Augen rund ab; einige scheeren selbst den größten Theil des Kopfes. Übrigens bemahlen sie, wie alle Tapuyas, ihren Körper mit rother und schwarzer Farbe. Sie glauben sämmtlich im Donner ein mächtiges Wesen zu vernehmen, das sie Tupan nennen: ein Wort, welches vielen Stämmen, unter andern auch den Puri's, angehört, und selbst den Küstenstämmen der Tupi's gemein war. Nahe Blutsverwandte sollen einander nie heirathen, übrigens aber binden sie sich an keine Regel und folgen ganz ihren Neigungen. Junge Mädchen sehen es als das höchste Zeichen ihrer Gunst gegen junge Männer an, wenn sie dieselben bemahlen, zu welchem Ende sie gewöhnlich etwas Urucú bey sich tragen (*). Die Patachos zeigten sich am Mucuri bis jetzt immer feindselig, noch unlängst erschossen sie auf der Fazenda des Herrn João Antonio einen Indier in der Thüre seines Wohnhauses.

(*) Außer den hier genannten Stämmen der Urbewohner werden für diese Gegend in der Corographia brasílica T. II. p. 74 noch einige andere angeführt, deren Namen ich aber an der Ostküste nie nennen hörte.

Nachdem wir uns zehn Tage hier verweilet, setzten wir unsere Reise fort. In angenehmer Nachtkühle verließen wir bey dem schönsten heitersten Mondlichte den Mucuri; der Vollmond spiegelte sich mild und freundlich auf der breiten Fläche des ruhig glänzenden Meeres, und entschädigte uns für die Einförmigkeit des Weges auf der ebenen Sandküste; sanft von ihm beleuchtet schwebte über uns die große Nachtschwalbe, aber leider für unsere Jagdgewehre in unerreichbarer Höhe (*)

Von dem Mucuri bis zum Peruipe, einem andern Flusse, hat man fünf Leguas. Ehe man die Landspitze der Seeküste erreicht, führt der Weg nach der Villa Viçosa; hier verirrten wir uns und kamen an die Mündung der Peruipe, wo einige Fischerhütten herum lagen. Wir sahen uns genöthigt, wieder zurück zu gehen. Es war heller Tag, als wir durch die Gesträuche zu einem Wiesenplaz am Flusse gelangten, wo wir unter einem reizenden Cocospalmen-Haine, die aus etwa 100 Häusern bestehende Villa Viçosa erblickten. Ein durch seine Größe unter den herumstehenden niedern Wohnungen sich auszeichnendes, weiß beworfenes Gebäude erkannten wir sogleich für das Haus der Camara, oder das königliche Gebäude, ritten hier an, und fanden den Ouvidor in Gesellschaft von zwey See-Capitainen, den Herrn Jose' da Trindade und Silveira Jose Manoel de Araujo, die von der Regierung beauftragt waren, die Küste in dieser Gegend astronomisch genau zu bestimmen und eine Karte von derselben zu verfertigen. Übrigens war das Gefolge des Ouvidors von der seltsamsten Zusammensetzung, denn außer einigen Portugiesen und Negerclaven, hatte er zehn bis zwölf junge Boticudos von Belmonte und einen jungen Machacali bey sich.

(*) Dieser Vogel ist eine bis jetzt noch unbeschriebene Art dieses Geschlechts, welche ich *Caprimulgus aethereus* nannte, da er bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft steigt, und dort gleich einem Falken schwebend steht. Er wird 22 Zoll lang, und hat ein roströthlich, dunkelbraun und schwärzlich geflecktes Gefieder. Die obern kleinen Flügeldeck-Febern bilden einen schwärzlich braunen Fleck. Eine schwarzbraune gefleckte Querverbinde bezeichnet das Ende der Brust.

Der Anblick der Botocudos befremdete uns über allen Ausdruck, wir hatten nie dergleichen sonderbare auffallend häßliche Wesen gesehen. Ihre originellen Gesichter waren durch große Blöcke von Holz, die sie in den Unterlippen und den Ohrläppchen trugen, verzerrt; die Lippe tritt dadurch weit hervor, und die Ohren hängen bey einigen wie große Flügel bis gegen die Schultern herab; ihr brauner Körper war mit Schmutz bedeckt. Sie waren schon sehr vertraut mit dem Ouvidor, der sie im Zimmer beständig um sich hatte, um ihr Zutrauen immer mehr zu gewinnen. Er hatte einige Leute, die botocudisch sprachen, und ließ uns Proben ihres Gesanges geben, der einem unartikulirten Geheul gleicht. Die meisten dieser jungen Indier hatten kürzlich die Pocken gehabt, sie waren noch über und über mit Narben und Flecken bezeichnet, welches bey ihrem durch die Krankheit abgemagerten Körper ihre natürliche Häßlichkeit noch bedeutend vermehrte.

Die Pocken, zuerst durch die Europäer in diese Gegenden gebracht, sind den Indiern im höchsten Grade gefährlich; viele ihrer Stämme sind durch diese Krankheit völlig aufgerieben worden. Auch von der Begleitung des Ouvidors waren mehrere in Caravellas gestorben; die meisten aber hatte man wieder hergestellt und zwar, wie man mir versicherte, durch Brandwein, den man ihnen in Menge gegeben hatte. Die Wilden haben vor dieser Krankheit eine schreckliche Furcht. Grausam und schauerhaft ist, was man mir von einem gewissen Pflanzler erzählte. Derselbe soll, um sich an den Tapuyas, seinen Nachbarn und Feinden, zu rächen, Kleidungsstücke, welche an den Pocken Gestorbene getragen hatten, in den Wald haben legen lassen, und viele dieser Wilden sollen durch diese unmenschliche Maßregel elend ums Leben gekommen seyn.

Als der Ouvidor die Reise nach dem Mucuri antrat, schifften wir uns ein, um zuerst Caravellas und den Fluß Alcobaça zu besuchen. Das Canoe glitt den schönen grün eingefaßten Peruipe hinunter, und wendete sich dann da,

wo der Fluß in die See östlich mündet, in einen breiten Seitenarm hinein, der mit dem Caravellas in Verbindung steht. Cocospalmen erheben bey der Villa ihre stolzen Gipfel, und geben der Landschaft einen schönen originellen Charakter. Die Milch oder das in der Frucht sich befindende Wasser ist an den alten Rüssen, die man nach Europa bringt, sehr fade und von schlechtem Geschmack, hier aber werden sie etwas unreif abgenommen, und dann hat dieses Wasser etwas sehr angenehmes Bittersüßliches, und ist dabey ungemein kühlend und erfrischend. Man bereitet hier zu Lande aus diesem wohlthätigen Geschenk der Natur verschiedene sehr wohlschmeckende Gerichte; so schabt man zum Beispiel die Nuß und kocht sie mit schwarzen Bohnen, denen sie einen angenehmen Geschmack mittheilt; auch verfertigt man daraus ein sehr gutes Confect mit Zucker und Gewürzen, das aber leider die Reise nach Europa nicht aushält. Ein Cocosbaum kann an hundert Früchte zugleich tragen, die man auf den Werth von 5 bis 6 Thalern anschlägt; hat man also eine Pflanzung von 3 bis 400 dieser Bäume, so gewährt dieselbe schon eine beträchtliche Einnahme. Man verkauft einen solchen gesunden Baum für 4000 Reis, etwa einen Carolin. Das Holz des Baumes ist ebenfalls sehr brauchbar, denn es ist zähe und hart; der Stamm bricht deswegen bey starkem Winde nicht ab, sondern biegt sich und knarrt heftig. Die Wurzeln bilden horizontal unter der Oberfläche der Erde ein dichtes Gewebe. Vom Peruipe südlich nach Rio de Janeiro hin, sind ächte Cocospalmen (*Cocos nucifera*, LINN.) eine wahre Seltenheit, allein von Viçosa an nördlich, besonders zu Belmonte, Porto Seguro, Caravellas, Ilheus, Bahia u. s. w. sind sie äußerst gemein, sie haben an der ganzen Ostküste den Nahmen Coeos da Bahia. Es scheint dieser Baum das Seewasser besonders zu lieben, denn er geräth da am besten, wo der Sand des Ufers vom Salzwasser bespült wird (*).

(*) Eine Bestätigung dieser Erfahrung giebt Herr von Humboldt in der Beschreibung seiner Reise. Band I. S. 454.

Eine Verdickung, die der Stamm dieser Art in der Jugend an seinem untern Ende hat, macht ihn sehr kenntlich. Auf der Wasserfahrt nach Caravellas wird man sehr häufig durch den Anblick kleiner Wäldchen von Cocospalmen erfreut; die ländlichen Wohnungen liegen aber sehr mahlerisch im dunkeln Schatten jener hohen Stämme. Das ganze Ufer bedecken dicke Mangue-Bäume (*Conocarpus* und *Avicennia*) deren zum Gerben nutzbare Rinde nach Rio de Janeiro gesandt wird. Der Besitzer einer Lederfabrik daselbst unterhält hier am Caravellas eine Menge Slaven, bloß um ganze Schiffladungen der Mangue-Rinde abzulösen und zu trocknen. Ein ansehnliches Schiff segelt hin und her, um diese Rinde zu transportiren, das auch deswegen den Rahmen des Casqueiro trägt. Es giebt mehrere Arten des Mangue-Baumes; zur Lederbereitung zieht man aber die Rinde der Mangue vermelha oder rothen Mangi (*Conocarpus racemosa*) vor, die sich durch niedern Wuchs und ein dickes eiförmiges Blatt merklich von der Mangue branca (*Avicennia tomentosa*) unterscheidet, welche ein schmales, länglichtes Blatt hat, eine eiförmige, etwas wollige, die Größe einer kleinen Pflaume erreichende Fruchtkapsel trägt, und schlanker und höher wächst. Unsere Fahrt war gegen Abend sehr angenehm, wir schifften aus einem Canal in den andern; denn zwischen Vicoza und Caravellas befindet sich ein wahres Flußnetz, das von einer Menge von Mangue-Inseln gebildet wird. In diesen Gebüschern schrieen eine Menge von Papageyen, aber alle waren von der Art des Curica (**). Auf den sonderbaren Wurzeln der Mangi-Bäume, welche hoch am Stamm entspringen, sich wölbend ins Wasser hinab senken, im Boden einwurzeln und dadurch vollkommene Bogengänge in mannigfaltigen Richtungen darstellen, sah man weiße Reiher unbeweglich sitzen. An der Rinde dieser Bäume sitzt eine kleine Art von Austern in Menge, und

(**) *Psittacus ochrocephalus*, LINN. oder *amazonicus*, LATHAM. G. LE VAILLANT hist. natur. des Ferroquets pl. 110.

die bunte Krabbe, Aratù (*), lebt ebenfalls in großer Anzahl auf demselben.

Ein heftiges Gewitter, von einem Platzregen begleitet, überfiel uns hier, und hielt an bis zu unserer Ankunft in Caravellas, wo wir in der Dunkelheit eintrafen und im Hause der Camara, der Wohnung des Ouidors, unsern Aufenthalt fanden. Caravellas ist die bedeutendste Villa der Comarca von Porto Seguro. Sie hat gerade und in rechten Winkeln sich durchschneidende Straßen, darunter fünf bis sechs Hauptstraßen und mehrere Nebengassen; alle aber ungepflastert und mit Gras bewachsen. Die ansehnliche Kirche liegt nahe bey dem Casa da Camara auf einem freyen Plage; die Häuser der Villa sind nett gebaut, jedoch meist nur ein Stockwerk hoch. Caravellas treibt einen beträchtlichen Handel mit den Produkten der Gegend, besonders mit Mandioccamehl, etwas Baumwolle u. s. w. Man führt zuweilen in einem Jahre 54,500 Alqueiren Farinha aus, welches, die Alqueire in mäßigem Preise zu 5 Patacken oder Gulden gerechnet, einen Ertrag von etwa 272,500 Gulden giebt. Dieser Handel führt eine ziemliche Anzahl von Schiffen, aus Pernambuco, Bahia, Rio de Janeiro, Capitania und den andern Häfen der Ostküste hierher; dreyßig bis vierzig kleinere Fahrzeuge liegen zuweilen hier vereint, auch hat man oft Gelegenheit mit dem Casqueiro nach Rio zu reisen oder Briefe zu senden. Besonders geschäftig sind die Schiffe nach Pernambuco für den Transport des Mandioccamehls, da jene Gegend an diesem wichtigen Produkte Mangel leidet; trockene Jahre bringen zuweilen dort eine vollkommene Hungersnoth hervor, wie dieses auch Koster in seiner Reisebeschreibung bemerkt (**).

Da wir die Absicht hatten, nach der Reise an den Mucuri, wo wir einige Zeit zu verweilen gedachten, noch einmal

(*) Der in Brasilien Aratù genannten Krabbe erwähnt Marcgraf p. 185.

(**) S. KOSTERS travels etc. p. 123 u. a. a. O.

hierher zurück zu kehren, so hielten wir uns jetzt nur drey Tage auf, und reisten dann nach dem Alcobaga ab, der nördlich vom Caravellas durch die Urwälder herab kömmt. An demselben liegt eine Fazenda des Ministers Conde da Barca, Ponte do Gentio (die Brücke der Wilden) genannt, welche wir in Augenschein zu nehmen wünschten. Wir fuhren erst einige Stunden in einem Canoe den Caravellas aufwärts, und setzten dann die Reise zu Lande fort. Gegen Abend erreichten wir die kleine Fazenda de Pindoba, deren Eigenthümer Herr Cardoso, uns für die Nacht recht gastfreundschaftlich beherbergte. Die Gegend hier ist wild und voll von noch undurchforschten Waldungen, wo nur hie und da eine Wohnung oder Pflanzung zu finden ist. Da das Gespräch mit Herrn Cardoso sich auf diese Gegend und ihre Naturwunderwürdigkeiten lenkte, ließ er einen Stein herbeyholen, den man unter der Oberfläche der Erde gefunden hatte; es war ein grober, in Figur einer kleinen Art geschliffener Sandstein. Unser Hauswirth erklärte ihn aber für einen Donnerkeil (Corisco), der bey einem Gewitter in die Erde herabgefahren sey, und war eben so wie die übrigen Anwesenden mit unserer Erklärung: daß es ohne Zweifel ein von den Wilden verfertigtes und verlornes Instrument sey, höchst unzufrieden. Das Wunderbare hat für den ungebildeten Menschen immer den meisten Reiz.

Bey Pindoba setzten wir über einen kleinen Waldbach, bestiegen dann die von den Besitzern der benachbarten Fazenda's geliehenen Pferde, und ritten durch öde Wildnisse, in welchen Wald, Gebüsch und Haiden voll vom hohen Rohrgras mit einander abwechselten. Auf den zerstreut liegenden Fazenda's oder Kossen findet man große Schoppen, in denen man das Mandioccamehl, das Hauptprodukt dieser Gegend, in Menge bereitet. Diese Gebäude sind von allen Seiten offen, und bestehen nur aus einem von starken Pfeilern getragenen Rohr- oder Palmdache, unter welchem sich verschiedene große eingemauerte Pfannen zum Trocknen des Mehls befinden. In einem

Urwalde von schönen, schlanken, wild durchflochtenen Stämmen wurden wir durch den sonderbaren Chorgesang einer uns noch neuen Vogelart überrascht. Der ganze Wald erschallte von ihrem äußerst sonderbaren lauten Pfliffe, der aus fünf bis sechs durchdringenden Tönen zusammengesetzt ist. Diese lärmenden Waldbewohner waren hier in ganzen Schaaren versammelt, und wenn einer eine Stimme erschallen ließ, fielen gleich die übrigen alle ein. Unsere Jäger, von der lebhaftesten Neugierde ergriffen, warfen sich sogleich ins Gebüsch, aber ungeachtet ihrer Menge kostete es dennoch viele Mühe, endlich einige dieser Schreier zu erlegen. Dieser Vogel (*) hat die Größe einer Amsel, und eine sehr unansehnliche, schmutzig- aschgraue Farbe. Die Portugiesen an der Ostküste geben ihm den Namen Sebastiam und in der Provinz Minas Geraes nennt man ihn Drossel des Urwaldes, Sabiah do mato virgem. Am Ende des Waldes erreichten wir die Wohnung der Senhora Isabella, Besitzerin ansehnlicher Mandioccapflanzungen, einer äußerst wohlthätigen und deshalb in der ganzen Gegend beliebten Frau. Da sie im Rufe steht, mancherley Krankheiten heilen zu können, so kommen viele Leidende und Arme zu ihrem Hause, die sie entweder heilt oder doch beschenkt und mit Nahrungsmitteln versieht. Sie nahm uns sehr gastfreundschaftlich auf und gab uns auf die Reise ein kleines Schwein und eine große Ente mit, da wir, wie sie behauptete, in Ponte do Gentio würden Hunger leiden müssen. Bald erreichten wir den Fluß Alcobaga, der hier klein ist, und schifften uns auf demselben ein. Die Fahrt ging in der Abendkühlung etwa ein Paar Stunden weit aufwärts, bey der Fazenda des Herrn Muniz Cordeiro vorbey; alsdann erreichten wir die auf dem nördlichen Ufer liegende Fazenda des Ministers. Die Farbe des Flusses, der

(*) *Muscicapa vociferans*: 10 Zoll lang; alle oberen Theile dunkel aschgrau, an einigen Stellen etwas bräunlich oder gelblich überlaufen; alle unteren Theile etwas blässer aschgrau, Brust und Unterhals am dunkelsten, die Federspitzen der untern Theile hier und da etwas gelblich. Auf dem zoologischen Museum zu Berlin hat man ihn unter dem Namen *Muscicapa ampelina* aufgestellt.

fischreich ist und viele Jacaré's nährt, ist dunkel; seine Ufer sind durchaus mit schönen, dichten Gebüsch und Waldungen bewachsen; im Wasser selbst wächst die Auinga (*Arum liniferum*, ARRUDA). Ponte do Gentio ist eine Fazenda mit einem dazu gehörigen Stück Land, welche der Minister von den Erben des Capitam Mor, João da Sylva Santos gekauft hat, und befand sich früher in einem sehr blühenden Zustande. Ihr vormaliger Besitzer war ein unternehmender Mann, der in mehreren Zügen gegen die Wilden bewiesen hatte, daß er sie nicht fürchte, der aber auf seiner Fazenda immer mit ihnen in Friede lebte. Er war auch der erste, welcher den Fluß Belmonte bis Minas Novas hinauf beschiffte. Nach seinem Tode kam das Gut durch Mangel an gehöriger Aufsicht in Verfall. Anstatt den Frieden mit den Wilden zu unterhalten, reizte man sie. Ein Regent hatte einen der Wilden von dem Stamme der Patachos im Walde erschossen; dies entrüstete die Wilden, die, um sich zu rächen, die Regent in einer der Pflanzungen überfielen, und drey von ihnen mit ihren langen Pfeilen tödteten. Hiedurch vermehrte sich die Unordnung und mit ihr fiel der Werth der Fazenda; der Minister kaufte sie für einen sehr geringen Preis. Jetzt sucht man den Frieden mit den Wilden wieder herzustellen und die Fazenda wieder besser zu bewirthschaften. Gegenwärtig befinden sich hier einige indische Familien, sechs Familien der Ilhores (Bewohner der azorischen Inseln), neun Chinesen, einige Negersclaven und ein Portugiese als Feitor (Verwalter). Die Chinesen hatte die Regierung nach Rio de Janeiro kommen lassen, um dort Thee zu bauen; späterhin wurden einige nach Caravellas und andere hierher geschickt, um im Taglohn zu arbeiten; allein sie sind zu träge und verrichten nur äußerst leichte Arbeiten. Sie bewohnen zusammen ein kleines Haus; einer von ihnen ist Christ geworden und hat eine junge Indierin geheirathet. Die Gebräuche ihres Vaterlandes haben sie auch hier beybehalten: sie feyern ihre Festtage, essen alle Arten von Geflügel besonders

gern, und sollen in der Wahl ihrer Lebensmittel nicht besonders streng seyn. In ihrer Rohrhütte haben sie alles äußerst nett und sauber eingerichtet. Ihre Betten zum Beyspiel sind mit feinen weißen Vorhängen versehen, die auf das netteste drappirt und an den Seiten mit sehr zierlichen bronzenen Hasen aufgezogen sind. Diese zierlichen Betten machen einen sonderbaren Contrast mit der elenden Rohrhütte, in der sie aufgestellt sind. Die Chinesen schlafen übrigens auf einer freyen Rohrmatte und ruhen mit dem Kopfe auf einem kleinen runden Kissen. Ihre Mahlzeit von Reis sahen wir sie nach acht chinesischer Art mit zwey kleinen Stäbchen zu sich nehmen. Sie sahen es sehr gern, wenn wir sie besuchten; alsdann erzählten sie uns in äußerst gebrochener portugiesischer Sprache von ihrem geliebten Vaterlande, und wie es dort so viel besser sey als in Brasilien. Auch öffneten sie uns ihre Kasten, in welchen sie schlechtes chinesisches Porcellain und eine große Menge von Fächern aller Art, die sie zum Verkauf mit sich genommen hatten, sorgfältig verwahrten. Das Gebäude der Fazenda mit der Mandioca-Fabrik liegt in einer kleinen Vertiefung nahe am Flusse zwischen zwey Höhen. Ersteigt man die östlichste derselben, wo die Povoação ist, so überschaut man die ganze weite Gegend, und so weit das Auge trägt, ist alles bis zum fernsten Horizont ohne Unterbrechung mit finstern Urwäldern bedeckt; nur am rechten Ufer des Flusses zeigen sich einige wenige Stellen, wo Menschen sich angebaut haben.

Wir durchstrichen die nahen Wälder mit unsern Jägern und mit einigen hier wohnenden trägen Mamelucken. Mancherley Thiere wurden erlegt, unter andern erhielten wir hier zum erstenmale das gemeine Faulthier (*Bradypus tridactylus* LINN.), da wir bis jetzt nur immer das mit dem schwarzen Halskragen (*Bradypus torquatus*, ILLIGERI) gesehen hatten. Hier hätten wir bald das Unglück gehabt, Herrn Freyreiß zu verlieren. Er hatte sich eines Morgens allein mit der Flinte auf die Jagd begeben und kam Mittags zur gewöhnlichen Zeit nicht

zurück. Es wurde Abend, und die Dunkelheit nahm immer mehr zu, und noch immer erwarteten wir ihn vergeblich. Mit jeder Minute wurde unsere Besorgniß um ihn größer, ich ließ daher mehrere Leute beständig schießen, um ihm ein Zeichen zu geben; endlich hörten wir aus weiter Ferne den schwachen Laut eines Schusses. Nun ließ ich schnell die Indier, mit brennenden Fackeln oder vielmehr mit glimmendem Holze versehen, nach der Gegend hin vordringen, von woher der Schuß war gehört worden. Glücklicherweise fanden sie den Verirrten, und kehrten um Mitternacht mit ihm zurück. Sehr ermüdet und entkräftet erreichte er die Fazenda und erzählte uns nun sein gefahrvolles Abenteuer. Er war eine bedeutende Strecke einem wenig gangbaren Waldpfade gefolgt, der plötzlich aufhörte; er ging weiter und weiter, und als er zurück kehren wollte, hatte er die Richtung gänzlich verloren. Nun brachte er den ganzen Tag zu, um sie wieder aufzusuchen, und zeichnete die Bäume, um zu bemerken, wo er bereits gewesen war, aber alle Versuche sich zu orientiren, verunglückten; er erstieg endlich einen Berg und hoffte dort durch die freyere Aussicht sich wieder zu finden, allein auch dies war umsonst, überall zeigte sich ununterbrochener Urwald. Endlich fand er einen Waldbach, und watete in demselben hinab, in der Hoffnung, den Alcobaga zu erreichen und an dessen Ufer sich zur Fazenda zurück zu finden; auch diese Hoffnung täuschte ihn, denn der Bach breitete sich bald in einen Sumpf aus und versiegte. Jetzt wurde seine Lage im höchsten Grade beunruhigend. Durch Mangel an Nahrung erschöpft, durch den mühsamen Gang erhitzt, von dem Wasser des Waldbaches durchnäßt, sank er ermattet nieder. Aber nun brach die Dämmerung ein; er sammelte seine Kräfte und erbaute sich eine kleine Hütte von Palmblättern. Hier quälten ihn aber die Moskiten auf eine schreckliche Weise, aber nicht minder beunruhigte ihn die gegründete Besorgniß vor den Wilden und vor Raubthieren, um so mehr, da er aus Mangel an nöthigen Geräthschaften kein Feuer anzünden konnte, um

sie abzuhalten. So war er darauf gefaßt den wiederkehrenden Tag zu erwarten, der ihm jedoch wenig tröstliche Aussichten eröffnen konnte, da er die Richtung des Weges nur durch einen glücklichen Zufall wieder zu finden hoffen durfte, und mit Pulver und Bley so schwach versehen war, daß er nicht lange durch die Jagd sein Leben hätte fristen können. In dieser schrecklichen Lage hörte er endlich — und wer vermag seine Freude zu schildern — unsere Schüsse zu Ponte do Gentio. Von Hoffnung neu belebt sprang er auf, und feuerte ein Paar starke Schüsse zur Antwort ab, die bey der Aufmerksamkeit, womit wir in der Stille der Nacht lauschten, auch glücklicherweise von uns gehört wurden. Wäre er etwas entfernter oder zufällig hinter einer Höhe gewesen, so hätte er eben so wenig unsere Schüsse, als wir die seinigen hören können; es wäre uns unmöglich gewesen ihn aufzufinden und sein Schicksal in der furchtbaren Wildniß würde höchst traurig geworden seyn, denn er hatte die Absicht gehabt, am folgenden Morgen ganz in der entgegengesetzten Richtung von der Fazenda den Rückweg zu suchen. Dieser Vorfall mag als Beweis gelten, wie nöthig die größte Vorsicht ist, wenn man in diesen weiten Wildnissen allein jagen will, ohne mit denselben einigermaßen bekannt zu seyn, oder den ausgezeichneten Ortsinn der Indier zu besitzen. Auch der Feitor von Ponte do Gentio, ein der Jagd und dieser Gegend sehr kundiger Portugiese, hatte einst bey einem solchen Gange den Weg verloren, und war sieben Tage im Walde umher geirrt; da er aber mit Feuerzeug, Pulver und Bley hinlänglich versehen war, um sich die dringendsten Bedürfnisse verschaffen zu können, so glückte es ihm endlich, auf einer Pflanzung am Alcobaga anzukommen; zwey Indier, welche der Ouvidor abgeschickt hatte, um seiner Spuhr zu folgen, und ihn aufzusuchen, kamen bald nach ihm an. Man irrt, wenn man denkt, daß in diesen Wäldern überall Lebensmittel sich finden müßten. Ungeachtet der Menge wilder Thierarten, die in denselben leben, geht man doch oft mehrere Tage, ohne ein

lebendes Wesen zu sehen, und es bestätigt sich auch hier, daß in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich immer mehrere Thiere aufhalten, als im Innern der großen Wälder.

Unsere Sammlungen hatten einigen interassanten Zuwachs erhalten, allein unsere Insekten, besonders die Schmetterlinge, waren durch die kleinen rothen Ameisen stark beschädigt worden; wir retteten sie bloß dadurch, daß wir sie dick mit Schnupftaback überstreuten. Am 25ten Januar verließen wir Ponte do Genio und kehrten nach der Wohnung der Senhora Isabella zurück. Da fanden wir die Bewohner mit der Bereitung des Mandiocamehls beschäftigt. Ein zahm erzogener Tucan (*Ramphastos dicolorus*, LINN.) zog hier unsere Aufmerksamkeit auf sich. Seine possirlichen Bewegungen bey der ungeschickten Gestalt und dem sonderbaren großen Schnabel belustigten uns sehr. Außerst gefräßig verschluckte er alles Eßbare, das ihm vorkam, selbst auch Fleisch. Man bot ihn uns zum Geschenk an; allein da dieser Vogel unser Klima nicht verträgt, so trugen wir Bedenken ihn anzunehmen. — Man zieht hier viel Honig von stachellosen gelben Bienen. Zu diesem Ende hängt man Abschnitte von ausgehöhlten Baumästen unter dem Dache auf, die an den Enden mit Lehm zugestrichen sind, und in deren Mitte sich ein kleines rundes Flugloch befindet. Dieser Honig ist sehr aromatisch, allein nicht ganz so süß als unser europäischer. Aus Honig mit Wasser vermischt bereitet man hier ein sehr angenehmes kühlendes Getränk.

Am folgenden Tage ritten wir nach Pindoba zurück, und langten am Abend in Caravellas wieder an. Nach einem Aufenthalt von zwey Tagen waren auch hier unsere Geschäfte abgethan und wir schifften uns wieder nach Bicoza ein. Eine schöne mondhele Nacht begünstigte diese Fahrt. An den Gebüschen der Ufer flogen tausend leuchtende Fünfchen (*Lampyris*, *Elater* und vielleicht noch andere leuchtende Insekten) umher. Als wir in Bicoza in das Haus der Camara eintraten, hausten hier noch die sämmtlichen Botocudos des Ou-

vidors. Noch beschwerlicher als diese unangenehme Gesellschaft, wurde uns das ununterbrochene Geheul eines Hundes, der von einer giftigen Schlange gebissen worden war. Man gab ihm den ausgepreßten Saft des Cardo Santo (*Argemone mexicana*) einer gelbblühenden Distel, die überall gemein ist (*), allein er starb. Man hält gewöhnlich irriger Weise die Zahl der brasilianischen Giftschlangen für größer als sie wirklich ist. Selbst die Bewohner des Landes geben die meisten Schlangenarten für schädlich aus; nur von einigen wenigen, und namentlich von den großen Arten der Boa, wissen sie das Gegentheil. Es giebt indessen allerdings einige schädliche Arten, zum Beyspiel die grüne Viper und die Jararacca, beyde aus dem Geschlecht *Trigonocephalus*, allein bey weitem die gefährlichsten sind die Klapperschlange (*Crotalus horridus*) und der Curucucu (*Lachesis mutus*, DAUDIN, oder *Crotalus mutus*, LINN.), besonders die letztere, welche 7 bis 8 Fuß lang wird, ist überall in Brasilien zu Hause. Die Klapperschlange, welche die Portugiesen *Cocra Cascavella* nennen, hält sich nur in den hohen trocknen Gegenden auf; in Minas Geraës zum Beispiel und im Innern der Capitania von Bahia ist sie ziemlich häufig.

Wir kehrten von Bigoza nach dem Mucuri zurück, hielten uns aber in der Villa nicht lange auf, da der Ouvidor sich schon auf der Stelle befand, wo man sich mit Anlegung der neuen Fazenda zu Morro d'Arara beschäftigte. Herr Freyreiff hatte beschlossen, von hier nach Capitania zu unserer Tropa zurückzureisen; ich zog es vor, den Mucuri hinauf zu der Arbeit im Walde zu schiffen, um dort in jenen Wäldern einige Monate zuzubringen. Wir richteten unser Gepäck ein, und brachten noch ein Paar Tage in Mucuri zu. Von hier aus unternahmen wir gemeinschaftlich noch einige Spazierritte, und besichtigten unter andern den Anfang der neuen Straße, welche Capitam Bento Lourenzo mit seinen Mineiros und andern

(*) Dieser Pflanze gedenkt ohne Zweifel *Uzara*, wenn er in seinen *Voyages etc.* Vol. I. p. 132. von Heilung des Fiebers redet.

Arbeitern schon begonnen und etwa drey Leguas weit fortgesetzt hatte. Diese Straße fängt unmittelbar hinter den Häusern von Port' Alegre an, und durchschneidet anfangs sumpfige Wiesen und offene Gegenden (Campo's) mit hartem rohrartigem Grase, in welchen man von Zweigen Knüttelbrücken erbaut hatte; weiter hin hatte man sich schon durch Gebüsche und dichte Waldung durchgearbeitet. Sie war bis jetzt noch roh, nur eine Picade und nicht besonders breit; auch lagen hier und da noch ungeheure Stämme. Man hatte mit einer Linie die Entfernung der Leguas gemessen, und sie an Baumstämmen, die an ihrer Vorderseite angehauen, gezählt und geebnet waren, angeschrieben. An verschiedenen Stellen fanden wir im Walde noch die Hütten, wo die Truppe der Mineiros übernachtet hatte.

Bei der letzten Pflanzung am Flusse Mucuri, welche dem Herrn João Antonio gehört, näherte sich die Straße der Mineiros dem Ufer und den daran erbauten Wohnungen. Wir kamen daselbst und in Begleitung des Herrn Padre Vigario Mendes und des Escrivam von Mucuri an, und fanden da den Capitam Bento Lourenzo, der uns auf einer Höhe, wo das Wohnhaus sich befindet, mit allen seinen Leuten ein Ehrenfeuer zum Empfang brachte. Es ist nemlich in Brasilien die Gewohnheit bewaffneter Trupps, oder der Soldaten, in den innern Wildnissen, besonders auf den Militär-Quartellen, wenn Fremde sie besuchen, ein Freudenfeuer zu machen, wozu man die Gewehre sehr stark ladet. Wir brachten bey dem bietern Capitam und dem ebenfalls wohlwollenden Besitzer der Fazenda, Herrn João Antonio, einige Stunden recht vergnügt hin, und kehrten dann auf dem Flusse zur Villa zurück. Am 3ten Februar Morgens reißten wir nach unseren verschiedenen Bestimmungs-orten ab. Herr Freyreiff ließ sich über den Mucuri setzen, um nach Capitania zurück zu kehren, und ich schiffte mit zwey andern Canoen den Fluss hinauf. Wir begrüßten uns wechselseitig durch ein Gewehr- und Pistolenfeuer noch einmal aus der Ferne, und verschwanden einander schnell aus den Augen.

Die für die Fazenda und das Holzsägewerk des Ministers Conde da Barca ausgewählte Stelle liegt etwa anderthalb Tagereisen aufwärts am Mucuri und führt von den vielen daselbst vorgefundenen Araras (*Psittacus Macao*, LINN.) den Nahmen Morro d'Arara (Araraberg). Dahin begab ich mich jetzt in Gesellschaft des Escrivam von Belmonte, Capitam Simplicio da Silveira, eines Mannes, der besonders mit gebraucht worden war, als man bey Belmonte mit den Botocudos einen Vertrag zu schließen suchte. Er und ein junger Meniän-Indier (*), der ihn begleitete, redeten die Sprache jener Wilden.

Die Ufer des Mucuri, überall von dichtem Wald eingefaßt, bieten bey den wiederholten Krümmungen des im Ganzen schmalen Flusses, mannigfaltige, mahlerische Waldansichten dar. Wir mußten unser Canoe gegen den jetzt hohen reisenden Strom mühsam aufwärts schieben, eine Arbeit, die uns um so beschwerlicher wurde, da die Mittagssonne glühende Strahlen auf unsere Scheidel herabsandte, und das Holz des Canoes so erhitzte, daß man es kaum anzufassen vermochte. Der grüne rostbauchige Eisvogel (*Alcedo bicolor*, LATH.) und die schöne weißgrüne Schwalbe (*Hirundo leucoptera*) waren hier sehr häufig; die letztere sitzt auf niedern Ästen und dürren Bäumen im Wasser, oder schwebt über demselben umher; auf dem Lande trifft man sie nur in der Nähe der Flußufer an. An alten über das Wasser hinaus hängenden Stämmen und an Felsen sahen wir in Menge eine Art graufarbiger Fledermäuse (***) sitzen, die hier in der Kühle den Tag hinbringen;

(*) Die Meniän's, welche in Belmonte wohnen, sind ein ausgearteter Ueberrest der Camacan-Indier. Es wird weiter unten mehr von ihnen geredet werden.

(**) *Vespertilio Naso*, eine neue Art, mit stark verlängerter, beynahe rüffelartiger Nase, welche um eine starke Linie über den Oberkiefer vortritt. Ganze Länge des Thiers 2 Zoll 4 Linien; Flughaut stark behaart; äußeres Ohr schmal und stark zugespitzt; Haar am Oberleibe dunkelgelblich graubraun, an den Untertheilen bläßer gelblich grau.

sie zeichnen sich durch ihre hervortretende Nase aus. Von einem am Ufer stehenden Baume schossen wir die schöne Taube herab, welche an einem Theile der Ostküste den Nahmen Pomba Trocaës trägt, und bey Bahia Pomba verdadeira genannt wird; sie ist die *Columba speciosa* (*) der Naturforscher. Nachmittags kamen wir bey der dem Herrn João Antonio zugehörigen letzten Pflanzung vorbey, wo uns vor wenigen Tagen Capitam Bento Lourenzo mit einem Gewehrfeuer begrüßt hatte; jetzt befand er sich mit seinen Leuten schon weiter vorwärts in den Wäldern. Als die Abenddämmerung eintrat, stiegen wir im finstern Walde ans Land und zündeten unsere Feuer an. Die Nacht war sehr warm und schön, aber wie es in heißen Ländern gewöhnlich ist, äußerst feucht. Viele Stimmen von Vögeln, die des Caburé, der Choralua, des Bacuran (*Caprimulgus*) und der Capueira (*Perdix guianensis*), lassen sich nur in der Dämmerung hören, und beleben alsdann diese schauerlichen weiten Wildnisse. Das Caburé besonders kam uns sehr nahe, seine schwirrende Stimme schallte vom nächsten Baume am Feuer herab, welches der Vogel aus Neugierde zu betrachten schien. Unsere abgehärteten halbnackten Canoeführer, die Indier, legten sich ohne Bedeckung, und zum Theil entfernt vom Feuer, sogleich auf die feuchte Erde nieder, und schliefen sehr sanft; wir hingegen verbargen uns unter starken wollenen Decken auf einem aus Zweigen und Cocosblättern gebildeten Lager.

Während am kommenden Morgen das Frühstück zubereitet wurde, ließ sich nahe bey uns ein Schwarm Araras mit lautem Geschrey nieder. Einer unserer Leute, Mariano, sprang sogleich auf, ergriff die Flinte, und schlich sich an die Vögel hin; der Schuß schallte majestätisch durch die einsame Wildniß, und der Jäger kehrte frohlockend mit dem ersten jener prachtvollen Thiere zurück, das wir auf dieser Reise erlegt hatten.

(*) E. TEMMINCK *histoire naturelle des Pigeons et des Gallinacées*, Vol. I. p. 208.

Nach der Mittags-Mahlzeit schifften wir weiter, und landeten Abends an einer Sandbank, auf welcher wir Feuer anzündeten. Als wir hier beschäftigt waren, unsern Arara für die Sammlung zu präpariren, sahen wir ein großes Canoe voll Menschen zu uns heraufrudern. Es war der Engländer Charles Frazer mit seiner Begleitung, der zu Comchatibá an der Küste unweit Porto Seguro eine Niederlassung besaß; er hatte jetzt mit uns gleichen Reiseplan; wir übernachteten hier und brachen am folgenden Morgen mit einander auf. Gegen Mittag erreichten wir am nördlichen Ufer des Mucuri den Eingang eines engen schattenreichen Canals von etwa 10 bis 12 Schritten Breite. Dieser natürliche, früherhin dicht verwachsene Canal war vor einigen Tagen auf Befehl des Ouvidors aufgeräumt und die überhängenden Gebüsche weggehauen worden; er ist der Eingang in einen schönen, ziemlich ansehnlichen See, die Lagoa d'Arara, welche rund um von Waldbergen eingeschlossen ist. Etwa eine Viertelstunde an der Lagoa hinauf hatte der Ouvidor jetzt die Niederlassung des Ministers zu Morro d'Arara zu gründen angefangen; man hatte daselbst schon Holz ausgehauen und einige Hütten erbaut. Der Ouvidor empfing uns höflich, und ich machte sogleich meine Einrichtung, mich ein Paar Monate in dieser einsamen Wildniß aufzuhalten.

IX.

Aufenthalt zu Morro d'Arara, zu Mucuri, Vicoza und Caravellas bis zur Abreise nach Belmonte,

vom 5ten Februar bis zum 23ten July 1816.

Beschreibung des Aufenthalts zu Morro d'Arara. — Jagdzüge. — Die
Mundeos. — Aufenthalt zu Mucuri, zu Vicoza, zu Caravellas.

Um sich von der Lebensart, welche wir zu Morro d'Arara führten, einen Begriff zu machen, denke man sich eine Wildniß, in welcher eine Gesellschaft von Menschen einen einsamen Vorposten bildet, der zwar durch Überfluß an Wildpret, Fischen und trinkbarem Wasser von der Natur mit Lebensmitteln hinlänglich versorgt, aber dabey durch die Entfernung von bewohnten Orten ganz auf sich geschränkt ist, und gegen die überall ihn umgebenden rohen Bewohner der Wälder beständig auf seiner Huth seyn muß.

Patachos und vielleicht auch Botocudos umstreiften uns täglich, um uns zu beobachten, daher war bey uns alles bewaffnet; wir zählten 50 bis 60 streitbare Männer. Man hat

te am Ufer der Lagoa bereits an der Wand des einen Berges das Gehölz niedergehauen, so daß es gleich einem wilden Berhaue durcheinander gestürzt da lag. Täglich zogen am Morgen etwa 24 Indier, die zu diesem Zwecke vorzüglich brauchbar sind, zur Arbeit aus; ein Theil von ihnen war mit Arten, ein anderer mit einem sichelartigen Instrument (Fouçe), welches an einem Stocke befestigt ist, versehen; die ersten hieben die Stämme nieder, die letztern das Unterholz und das jüngere Gesträuch. Wenn ein Hauptstamm gefällt wurde, so zog dieser eine Menge andere Bäume mit sich zur Erde, da alle diese Wälder durch die stärksten holzigen Cipos verschlungen und verbunden sind; viele Stämme wurden durch andere abgebrochen; hier blieben alsdann colossale Pfeiler stehen; dornige Gewächse, besonders die mit Stacheln bedeckten Stämme der Aïri-Palme, lagen überall auf dem Boden umher, und machten diese Berhaue völlig undurchdringlich. Der Ouvidor hatte nahe bey der Lagoa einige Hütten erbauen lassen, deren Dächer mit Uricanna-Blättern gedeckt waren. Vier unserer Indier, die, wie die meisten ihrer Landsleute, sehr gute Jäger und noch bessere Fischer und Concoeführer waren, fuhren jeden Morgen auf den ganzen Tag hinaus, um zu fischen, zu jagen und unsere Mundeos oder Thierfallen nachzusehen, und immer brachten sie am Abend Wildpret und eine Menge Fische, besonders Piabanhas, Traïras, Piau, Robal und andere Arten, mit nach Hause. Sobald am Abend alle unsere Leute vereint waren, hatten wir einen offenen Angriff der Wilden nicht zu fürchten. Gegen einen nächtlichen Überfall, den sie nicht leicht in dunklen, aber desto lieber in mond hellen Nächten, wie wir sie jetzt hatten, wagen, schützte uns die Wachsamkeit unserer Hunde. Vorzüglich zeigte sich unter ihnen ein großer Hund des Ouvidors aus, der die Menschen zu wittern schien, wenn sie jenseits der Lagoa in der andern Bergwand umher schlichen; er that in einem solchen Falle wie unsinnig und bellte lange ununterbrochen fort nach der verdächtigen Gegend hin. Die Patachos mochten in ihren finstern Schlupf-

winkeln nicht ohne Verwunderung und Mißbehagen betrachten, und unsere Jäger bedurften große Vorsicht, um sich denselben nicht unbehutsam zu nähern. Oft hörte man diese Wilden die Stimme der Eulen (Curuja), der Capueira oder anderer Thiere, und besonders der Abendvögel nachahmen, allein unsere in dieser Kunst eben so geübten Indier unterschieden immer sehr richtig die Nachahmung von der Natur. Unkundige würden vielleicht versucht haben, den rufenden Vogel zu beschleichen, wo alsdann die Pfeile der Tapuyas sie über ihren Irrthum belehrt haben würden. Wenn unsere Leute Abends im Mondescheine die Baduca tanzten und die Viola (Guitarre) dazu spielten, wobey immer mit den Händen geklatscht wird, wiederholten die Wilden jenseits der Lagoa dieses Händeklatschen. Der Ouidor, der sich überall viel Mühe gab, die Wilden zu gewinnen, versuchte auch hier oft, sie herbeizuziehen, und rief ihnen zu: Schamanih (Camerad)! oder Capitam Ney (großer Anführer)! u. s. w.; doch alle seine Versuche waren fruchtlos, ungeachtet unsere auf Kundschaft ausgeschieden Indier häufig an der Spur der Wilden erkannten, daß dieselben bey Nacht die Holzschläge umkreist, und ringsumher unsern Aufenthalt beobachtet hatten. Da wir selbst eines Abends glaubten, plötzlich angegriffen zu werden, indem sich unsere Hunde ganz ungewöhnlich unruhig geberdeten, so waren wir stets auf unserer Huth und zum Wasserholen, Brennholz sammeln, so wie zu jeder andern Verrichtung im Walde, wurden immer eine Anzahl Gewehre mitgegeben.

Unsere naturhistorischen Sammlungen bekamen zu Morro d'Arara durch unsere Mundeos einen reichen Zuwachs, besonders an Quadrupeden. Diese Thierfallen verstehen die Indier vorzüglich gut zu machen. Man wählt zu ihrer Ausstellung gern die Nähe eines Flußufers im Walde. Hier errichtet man aus grünen Reisern einen langen Zaun, der auf das Ufer rechtwinklicht gestellt wird, und etwa 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß hoch seyn muß. Alle 15 bis 20 Schritte wird in diesem Flechtzaun

eine schmale Öffnung gelassen, in welcher drey starke Stücke Holz vermittelst verschiedener kleiner Hölzer schräge in einem Winkel aufgestellt werden. Das kleine Wildpret sucht einen Durchgang, wenn es, seiner Gewohnheit gemäß, längs des Flußufers hin und her wechselt, es findet eine Öffnung unter den Schlagbäumen und tritt auf die Stellung, welche ein kleiner von Reissig geflochtener Boden ist, die schweren Hölzer schnellen los, schlagen herab und tödten das Thier. Solcher Mundeos macht man dreyßig, vierzig und mehrere in einer Linie, und in ihnen fängt man täglich Wildpret. Oft, und besonders nach dunklen Nächten, fanden wir fünf bis sechs und mehrere Stücke auf einmal. Es ist indessen nöthig, täglich ein- bis zweymal diese Fallen zu untersuchen, da in der großen Hitze die Fäulniß und die Fliegen das gefangene Wildpret leicht verderben. Der Ouvidor hatte bey Morro d'Arara an zwey verschiedenen Orten solche Mundeos anlegen lassen; sie waren unsere vorzüglichste Nahrungsquelle, denn wenn man gleich hauptsächlich sich von Fischen nährte, so zogen wir Europäer dieser Nahrung doch immer frisches Fleisch vor. Der Paca (*Coelogenys Paca*), das Aguti (*Dasyprocta Aguti*), die Macuca (*Tinamus brasiliensis*), und das gemeine Tatu (*Tatou noir*, AZARA), dessen Fleisch weiß, zart und schmackhaft ist, waren uns für unsere Küche vorzüglich erwünscht. Eines Tages, als wir ausgefahren waren, um die Fallen zu untersuchen, befanden wir uns auf der Lagoa, als ein Indier, der mein Canoe dirigirte, uns plötzlich auf einen Anta aufmerksam machte, der in dem See schwamm und das Ufer zu erreichen suchte. Wir schossen aus einiger Entfernung, allein die Schüsse versagten, bis endlich das unförmliche Thier leicht verwundet wurde, indem durch sein dickes Fell die Schrote nicht bedeutend eindringen konnten. Wir stiegen nun ans Land und verfolgten die blutige Spur, vergaßen sie aber bald ganz über eine große Gefahr, in welche hier mein Indier gerieth. Er kam einer 5 Fuß langen

Jararacca (*), welche im dürren Laube verborgen lag, zu nahe; diese richtete sich auf, zeigte ihre furchtbaren Waffen, und war im Begriff nach ihm zu beißen, als ich sie durch einen glücklichen Schuß tödete und den erschrockenen Jäger errettete. Die Indier und selbst die portugiesischen Jäger gehen beständig mit bloßen Füßen auf die Jagd; Schuhe und Strümpfe sind hier für den Landmann eine seltene, theure Sache, deren man sich bloß an Festtagen bedient. Sie sind eben dadurch dem Bisse der Schlangen, die oft im dürren Laube verborgen liegen, weit mehr ausgesetzt; dennoch trifft sich ein solcher Fall seltener, als man denken sollte. Übertrieben groß ist indessen in diesen Gegenden der Abscheu und die Furcht vor den Schlangen, es herrschen unter dem gemeinen Volke mannigfaltige, zum Theil lächerliche Vorurtheile über ihre Natur; so glaubt man zum Beyspiel, daß es Schlangen mit zwey Köpfen gebe, daß andere vom Lichte oder Feuer angezogen würden, und daß die schädlichen Arten dieser Thiere ihr Gift von sich speyen, wenn sie trinken wollen. Einige Tage hernach erhielt ich eine andere unschädliche aber ganz vorzüglich schöne Schlange (**), auf deren Haut zinnoberrothe, schwarze und grünliche Ringe mit, einander abwechseln, die in ihrer Zeichnung einige Ähnlichkeit mit der Corallenschlange (Cobra Caraës) hat, dennoch aber

(*) Die Jararacca, von der in unseren neueren Reisebeschreibungen geredet wird, ist in den Systemen unter dem Nahmen der *Vipera atrox* aufgeführt; sie unterscheidet sich aber von den Vipern durch die Backenöffnung, welche bey allen südamericanischen Giftschlangen, die ich zu untersuchen Gelegenheit fand, gefunden wird. In dem dritten Jahrgange des Magazins der Gesellschaft naturforscher, der Freunde zu Berlin S. 85, findet man von H. H. Lilius eine Notiz über die Jararacca, wenn übrigens diese Benennung zu Sta. Catharina gleich bedeutend mit der am festen Lande ist. Der Jararaccussù ist bloß ein sehr altes großes Thier dieser Art, welches natürlich in der Farbe etwas von jüngern Individuen abweicht.

(**) *Coluber formosus*, eine noch unbeschriebene Art: 32 Zoll 5 Linien lang, wovon der Schwanz 7 Zoll wegnimmt; 202 bis 203 Bauchschilde und 65 bis 66 Paar Schwanzschuppen; Kopf lebhaft orangefarben, Iris zinnoberroth, im Munde befinden sich 76 Zähne, vordere Hälfte des Körpers mit schwarzen und blaßgelbgrünen Querbänden abwechselnd; hintere Hälfte desselben mit schwarzen und breiten hochzinnoberrothen Bänden abwechselnd. Ein unvergleichlich schönes Thier.

von derselben sehr verschieden ist. Die Jagd gewährte uns in diesen einsamen Wildnissen die angenehmste und nützlichste, ja die einzige Beschäftigung, und obgleich die Unsicherheit der Wälder uns zu manchen Beschränkungen nöthigte, und es uns zum Gesetz machte, nicht anders als in hinlänglich zahlreicher Gesellschaft auszugehen, so war sie doch immer sehr ergiebig. So oft wir am Morgen vor unsere Hütten traten, hörten wir nahe bey uns die laut trommelnde Stimme des Barbado (*Mycetes*) und den röchelnden Laut des Gigo (*), eines andern noch unbeschriebenen Affen. In dieses laut durch die Wälder tönende Concert stimmten Araras ein, die Paarweise oder zu dreyen und fünfen lautschreyend über unsere Hütten hinzogen; eben so umschwärmten uns Schaaren von Papageyen, von Schäuä's, Maitacas, Juru's (*Psittacus pulverulentus*, LINN.), Curicas und viele ähnliche Arten.

By den Hütten waren unsere Leute noch mit der Vollendung der Dächer beschäftigt. Die beyden größern Gebäude, worin ich in Gesellschaft des Ouidors, der beyden See-Capitaine und des deutschen Mühlenmeister Kramer wohnte, wurden mit Lehmwänden versehen und die Dächer vollendet. Zu den letztern benutzt man hier die Blätter der *Uricanna*, eines Palmengewächses, welches ein dünnes biegsames Stämmchen bildet. Auf schlanken Zweigen (*petiolis*) wachsen die schönen großen gefiederten Blätter (*folia abrupte pinnata*); von diesen faßt man mehrere in ein Bündel zusammen; dann werden die *petioli* derselben, welche sehr lang sind, um eine Latte von Cocosholz umgebogen, und unter derselben mit einer *Cipo verdadeira* (*Bauhinia*) zusammen gebunden, welche die erforderliche Länge hat, um ein Gebünd mit dem andern zu verbinden. Die Latten mit den damit verbundenen Blättern werden

(*) *Callithrix melanochir*: 35 Zoll 10 Linien lang, wovon der Schwanz 21 Zoll 10 Linien wegnimmt. Haar lang, dicht und sanft; Gesicht und vier Hände schwarz, Haar schwärzlich und weißlich melirt, es erscheint daher aschgrau; Rücken röthlich-kastanienbraun; der Schwanz ist weißlich, oft beynah weiß, auch zu weilen gelblich gefärbt.

bergestalt übereinander befestigt, daß sie sich auf zwey Drittheile ihrer Breite decken. Die obere scharfe Kante oder die Firste des Daches wird alsdann mit andern Blättern, besonders den langen Cocoswedeln, bedeckt, um dasselbe völlig wasserdicht zu verschließen. Ein solches Dach, welches man hier vollkommen gut zu machen versteht, ist leicht und sicher; es muß indessen dafür gesorgt werden, daß zuweilen Rauch darin umherziehe, weil sonst die Insekten schon im ersten Jahre die trocknen Blätter zernagen würden. Man erbaute jetzt auch eine geräumige Hütte zu einer Werkstätte für den Schmid; denn wegen der Härte der Holzarten, die umgehauen und bearbeitet werden mußten, war sehr oft an den Werkzeugen etwas auszubessern. Der Schmid, den man hier angestellt hatte, war ein Bewohner der Gegend am Alcobaça, den der Ouvidor zur Strafe wegen eines Vergehens bey Nacht aus seinem Hause hatte holen, und hierher führen lassen, um hier zu arbeiten. Während man noch an den Wohnungen bauete, reinigten die Holzhauer die Stelle, wo man das Holzsägewerk hin zu setzen gesonnen war. Der Ouvidor reiste auf einige Zeit mit vielen Leuten nach Caravellas, wodurch unsere Gesellschaft sehr vermindert wurde, allein wir erhielten bald wieder großen Zuwachs. Capitam Bento Lourenço hatte die neue Straße mit seinen Mineiros so weit fortgesetzt, daß er unserer einsamen Wildniß bereits nahe war. Die Picadores (Leute, welche der Truppe voran ziehen, und die Richtung, welche die Holzhauer zu nehmen haben, an den Bäumen bemerken) kamen einen Tag früher und zeigten uns die Ankunft ihrer Truppe an. Am folgenden Abend erschien der Capitam mit 80 bis 90 Mann und nahm bey uns Quartier. Jetzt befanden sich eine Menge von Menschen auf dem kleinen Raume zusammengedrängt; bis spät in die Nacht erschallte die Viola, der Gesang und der Lärm der Baduca, und große Feuer erleuchteten rund umher die Verhau und den finstern Wald; von ihrem Scheine geröthet glänzte weit hin die Lagoa. Die

Entfernung der Straße von Mucuri bis hierher beträgt etwa 7 bis 8 Legoa's. Die Mineiros hatten unweit Morro d'Arara eine andere große fischreiche Lagoa angetroffen, worin sich viele Jacaré's aufhalten; diese mußten sie umgehen und dort Sümpfe passiren, wodurch denn, wie durch ähnliche Hindernisse, ihre Arbeit sehr verzögert worden war. Die verschiedenen Menschenrassen, welche der Capitam in seiner Truppe verband, machten den Anblick unsers Lagers sehr originel und mahlerisch; außer uns Deutschen und Portugiesen, befanden sich in unserer Mannschaft Neger, Creolen, Mulatten, Mamelucken, Küsten-Indier, ein Botocude, ein Malali, einige Maconis, Capuchos oder Caposch-Indier, alle Soldaten aus Minas Geraës.

Der Capitam mit seinen Leuten verweilte noch einige Tage zu Morro d'Arara, um das Eisengeräthe und die Flintenschlöffer durch unsern Schmidt ausbessern zu lassen. Er ließ indessen seine Leute alle Tage arbeiten; sie führten die Straße bey unsern Holzschlägen über den Bergrücken hinweg, und bahnten eine Picade von unserer Hauptderobade (Holzschlag) an, bis in die neue Straße, einen Pfad, welchen wir später zur Jagd benutzten. Am 22ten Februar verließ die Truppe des Capitams unsere Wohnungen, um von nun an weiter durch die Wälder hindurch zu arbeiten. Einige von uns begleiteten sie eine Strecke weit auf der neuen Straße in die Wälder. Hier war es, wo wir unter alten Urwald-Stämmen ausruhten, und von den Mineiros durch kühlendes Getränk erfrischt wurden; eine Scene wovon die 6te Platte (in der 4to Ausgabe) eine anschauliche Idee giebt. Wir sämmtlich ruheten im Kreise, während der Capitam Bento Lourenzo, welcher an seinem großen grauen Filzhute leicht zu erkennen ist, das Getränk, Jacuba genannt, in einer Cuia bereitet. An den Stämmen stehen die Gewehre angelehnt, deren Schlöffer zum Theil mit Pattioba-Blättern gegen die Rässe verwahrt sind. Indier hauen noch Bäume nieder, während sie von indischen Soldaten bewacht werden, welche auf die in Pattioba-Blätter eingewickelten Mundvorräthe

(Makäcke oder eingewickeltes Mandioccamehl) gelagert sind. Ein Neger hat einen Affen erlegt, den er vorzeigt, und die Mineiros und indischen Soldaten versammeln sich allmählig. — Der Capitam selbst kehrte mit uns noch einmal nach den Wohnungen zurück, und reiste dann erst am folgenden Tage seinen Leuten nach. Wir wünschten ihm Glück für sein mühsames Unternehmen, das jetzt, da er bey der nahe bevorstehenden so leicht Krankheiten erzeugenden Regenzeit, sich zu einer langwierigen Arbeit tief in die Wälder wagen mußte, mit sehr vielen Gefahren verbunden war. Morro d'Arara schien jetzt völlig verödet; wenn am Abend alle unsere Leute von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt waren, so zählten wir nicht mehr als 29 Personen.

Unsere Jagd litt dabey nicht, denn man hatte noch neue Mundeos angelegt, welche sehr ergiebig waren. Eine Liste von den in dieser Zeit von fünf Wochen, theils geschossenen, theils in den Mundeos gefangenen Thieren, wird hier nicht am unrechten Orte stehen, da sie eine Idee von der Menge des Wildprets in diesen Urwäldern giebt:

Antas, <i>Tapirus americanus</i>	3	
Rehe {	Guazupita, AZARA	1
	Guazupira	2
Wilde Schweine, <i>Dicotyles labiatus</i> , CUV.	11	
Affen. {	Barbadós (<i>Mycetes</i>)	9
	Micos, eine unbeschriebene Affenart	14
	Gigós	10
Guatis, <i>Nasua</i>	10	
Tamanduás, <i>Myrmecophaga</i>	2	
Contrás, <i>Lutra brasiliensis</i>	2	
Traras, <i>Mustela</i>	4	
Mbaracayás, <i>Felis pardalis</i>	4	
<i>Gatos pintados</i> , <i>Felis tigrina</i> ?	3	
<i>Gatos muriscos</i> , <i>Felis Yaguarundi</i>	2	

Tatú's, Dasypus	30
Paca's, Coelogenys Paca	19
Cutias, Dasypsecta Aguti	46

Eßbare Vögel.

Mutum, Crax Alector, LINN.	8
Jacutinga's, Penelope leucoptera	5
Jacupemba's, Penelope Marail, LINN.	2
Macuca's, Magoua, BUFFON	5
Chororão, Tinamus variegatus, LATH.	6
Pato's, Anas moschata, LINN.	4

Im Ganzen 181 Quadrupeden und 30 größere eßbare Vögel.

Mit den erlegten Affen fielen auch viele Junge in unsere Hände; es glückte uns indessen nicht diese kleinen zärtlichen Thiere lange am Leben zu erhalten, wahrscheinlich weil es uns an zweckmäßiger Nahrung für dieselben fehlte. Außer dem Vorrath, den die Jagd unserer Küche verschaffte, lieferte sie mir auch Stoff für naturhistorische Forschungen, und so verging mir die Zeit auch in dieser Einsamkeit schnell. Unter den hier in den Wäldern vorgefundenen Thieren nenne ich nur einige bis jetzt noch unbeschriebene Arten, unter andern den purpurfarbigen Seidenschwanz (*), die Sabiasicca, einen Papagey mit merkwürdig abwechselnder Stimme (**), die Maitaca mit rothem Kopf (***) u. s. w. Aus der Klasse der Insekten erhielten wir häufig den *Cerambix longimanus*, und aus der der Reptilien die Waldschildkröte *Jabuti* (*Testudo tabulata*) u. s. w. Nach einer Abwesenheit von etwa drey Wochen kehrte der

(*) *Ampelis atro-purpurea*: 7 Zoll 9 Linien lang; Gefieder bey dem alten Vogel schwärzlich-purpurfarben, am Scheitel etwas ins lebhaft rothe übergehend; Schwungfedern weiß. Der junge Vogel ist aschgrau mit weißen Schwungfedern.

(**) *Psittacus cyanogaster*: Gefieder schön dunkelgrün; am Bauch ein himmelblauer Fleck; Schnabel weiß; Schwanz etwas verlängert; diese Art wird wegen ihrer Stimme gern in Zimmern gehalten.

(***) *Psittacus mitratus*: kurzgeschwänzt, 7 Zoll 8 Linien lang; schön lebhaft grün, mit dunkelblauen Schwungfedern und einem scharlachrothen Oberkopf bis ins Genicke und zu den Augen herab.

Ouvidor mit einigen Canoen und vielen Leuten zurück. Er brachte uns die traurige Nachricht mit, daß die Wilden etwa eine Legoa weit von Villa do Port' Allegre, auf der neuen Minas-Straße des Capitams Bento Lourenzo, am 28. Februar, fünf Menschen, Weiber und Kinder, ermordet hatten; einige andere Personen, welche bey'm Anblicke des großen geschlossenen Kreises der Tapuyas sich schnell in das Dickicht geworfen hatten, waren so glücklich gewesen zu entkommen. Ein Mann aus Mucuri, der in jener Gegend seine Pflanzungen im Walde bearbeitete, hatte des klägliche Rufen der Unglücklichen gehört; er und sein erwachsener Sohn hatten schnell ihre Gewehre ergriffen, und waren den Jammernden zu Hülfe geeilt; ehe sie aber den Schauplatz der Greuelthat erreichten, hatte der Vater sein Gewehr abgeschossen, wodurch die Wilden sogleich entflohen waren. Sie fanden die Ermordeten ohne Lebenszeichen, von mehreren Pfeilschüssen durchbohrt, und mit vielen kleinen Wunden von Pfeilstichen bedeckt, in ihrem Blute; ein Kind allein, welches sich sogleich hinter einen Strauch verborgen hatte, war unbemerkt geblieben; durch dieses erfuhr man die näheren Umstände des traurigen Ereignisses. Da die Wilden nach dieser That sich nicht zurück zogen, sondern nach wie vor in der Nähe der Pflanzungen von Mucuri herum schwärmten, so wurden diese von ihren Besitzern verlassen, welche sich alle in die Villa begaben. Der Ouvidor hatte sogleich den Befehl gegeben, eine Entrade zu machen, und dazu bewaffnete Leute von S. Matthaeus, Villa Verde, Porto Seguro und andern Orten sich versammeln lassen, worauf er selbst nach Morra d'Arara zurück kehrte.

Hier begab er sich mit 10 bis 15 Personen nach der neuen Minas-Straße und lag daselbst zwey Tage im Walde, um einen Wasserlauf für das Holzsägewerk des Ministers zu nivelliren. Die beyden Marine-Officiere, die mit ihm gekommen waren, schifften, um den Lauf des Flusses aufzunehmen, denselben zwey Tagereisen weit aufwärts bis zur Cachoeira (Wasserfall);

sie fanden daselbst den Capitam Bento Lourenzo, der mit seiner Arbeit bis in jene Gegend vorgerückt war. Der Oavidor verließ Morro d'Arara am 9ten und kehrte nach der Villa zurück; er nahm uns nun auch hier die nöthigsten Leute und Waffen mit fort, um sie gegen die Wilden zu gebrauchen; die Entrade bewirkte indessen nichts, denn man traf die klugen vorsichtigen Tapuyas gar nicht an. Ich war jetzt wieder allein mit dem Feitor der Fazenda, meinen beyden deutschen Leuten, fünf Negern und sechs bis sieben Indiern, welche die Arbeit langsam fortsetzen sollten. Da unsere Mundeos bey dem eingetretenen hellen Mondlichte nicht viel fiengen, so beschloß man noch neue anzulegen; dieß geschah oben auf dem Berge jenseits der neuen Straße. Man verfertigte dreysig Schlagfallen und drey Fallgruben (Fojos). Ungeachtet hier die Patachos uns manchen Schaden zufügten, indem sie einigemal die gefangenen Thiere raubten, und den Deckel einer Fallgrube einstießen, so fiengen wir doch noch immer einiges Wildpret, bis die Gegend durch Holzhauer beunruhigt wurde, welche von der Villa herauf kamen, um Canoe's zu machen; sie fällten Stämme von Oiticica, Jiquitibá und Cedro, nächst dem Sergeira die besten zu Canoen.

Jetzt kam der Monat März, und mit ihm der Anfang der kalten Jahreszeit, die hier durch vielen Regen sich ankündigt. Häufig hatten wir am Morgen große Hitze, und gegen Mittag heftige Gewitter, die dann oft einen bis zwey Tage anhielten und wahre Regenströme zur Erde sandten. Bey solchem Wetter war unser einsamer Aufenthalt in dem kleinen finstern Waldthale sehr traurig; Dünste stiegen wie dicke Wolken aus den feuchten Urwäldern auf, und umhüllten uns so, daß man kaum das nahe gegenüber liegende Dickicht erkennen konnte. Diese abwechselnde und feuchte Bitterung erzeugte viele Krankheiten; Fieber und Kopfschmerzen waren häufig, und selbst die eingebornen Indier blieben davon nicht frey, so daß man mehrere derselben nach der Villa hinab schicken mußte. Wir Ausländer

litten besonders, es fehlte uns dabey an den nöthigen Arzeneymitteln, besonders an der Chinarinde, einem für fremde Reisende in diesen Himmelsstrichen ganz unentbehrlichen Bedürfniß. Auch in der Truppe des Capitams Bento Lourenzo hatte das Fieber im höchsten Grade überhand genommen, und er selbst befand sich äußerst krank und entkräftet. Bey dem Lager auf dem feuchten Waldboden, bey dem Mangel an starken Getränken, bey der Beschränkung auf bloßes Wasser, und dem völligen Mangel an zweckmäßigen Heilmitteln, wurden viele seiner Leute so schwach, daß er sich ebenfalls genöthigt sah, sie nach der Villa zu schicken. Er für seine Person begab sich nach Morro d'Arara, wo wir ihn einige Zeit pflegten, und dann etwas hergestellt wieder entließen. Ich griff, da das Fieber auch bey mir nicht weichen wollte, zu der Chinarinde (*), welche ich

(*) Diese Chinarinde besteht aus Stücken, welche 4 bis 6 Zoll lang, $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll breit und $\frac{1}{2}$ Zoll (oft etwas mehr, oft weniger) dick sind. Die meisten Stücke sind der Länge nach stark gebogen, so daß die inwendige Seite in die Höhe steht und eine Rinne von $\frac{1}{2}$ bis 1 Zoll Breite und $\frac{1}{6}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll Tiefe bildet. Die Farbe der äußern Seite ist dunkel braunroth mit hellröthlichen Flecken vermischt; die innere Seite ist viel heller von Farbe und hat ein holziges Ansehen. Die äußere Seite ist runzlich der Länge nach geädert und gefurcht, auch fast wie die Angustura hin und wieder mit Querrissen versehen. Auch bemerkt man auf dieser Seite Erhabenheiten von grauer und hellrother Farbe, welche das Ansehen haben, als ob es Ueberbleibsel einer dagewesenen Oberhaut wären; wahrscheinlich ist es eine auf der Rinde wachsende Flechte. Im Bruche ist sie springend und etwas glänzend, und zeigt gar keine Spur von Holz oder Faser. Die ganze Rinde scheint im Bruche nur aus einer einzigen Substanz zu bestehen, welche nach außen zu dunkelroth glänzend und sehr harzig, nach innen zu blaßroth, matter und wenig harzig sich zeigt. Sie ist schwerer als Wasser. Der Geschmack ist anhaltend bitter, unangenehm/adstringirender als der der rothen China. — Das Pulver gleicht dem der rub. tinct., nur spielt das der China ins Violette und jenes der rub. tinct. ist braun; mit dem der rothen China ist es nicht zu vergleichen. — Ein Decoct dieser China ist dunkelrothbraun; gemischt mit einem Galläpfel-Infusum entsteht ein grau-röthlich-bräunlicher Niederschlag und eben so stark wie der der übrigen Chinasorten; mit salzsaurem Zinn wurde der stärkste und trübste Niederschlag braunviolett-röthlich; mit einem Eichenrinden-Decoct gab es keinen Niederschlag, sondern nur eine Vereinigung beyder; mit essigsaurem Blei wurde der Niederschlag schmutzig-hellbraun ins röthliche ziehend; Brechweinstein gab einen geringen leberfarbigen, so wie schwefelsaures Eisen einen blau-schwarzgraulichen, und schwefelsaures Kupfer einen grau-brunnröthlichen Niederschlag. — Ueber den innern Gebrauch dieser China können keine genügende Resultate abgegeben werden.

als hier am Mucuri einheimisch kennen gelernt hatte. Die mir von dieser Rinde, womit sich der Capitam selbst hergestellt hatte, mitgetheilten Stücke waren sehr dick abgeschält und noch frisch, also nicht geeignet pulverisirt zu werden. Wir schnitten sie in kleine Stückchen, kochten sie sehr stark und tranken diesen Aufguß. Den das Clima gewohnten Portugiesen half dieses Mittel, allein wir Deutsche verspürten davon nur einen Aufschub des Fieberanfalles, der nachher desto heftiger wieder eintrat. Da in diesem kläglichen Zustande der Mangel einer passenden Nahrung uns immer fühlbarer wurde, und ich einsah, daß ich bey dem Genuß von schwarzen Bohnen und fettem oder gesalzenem Fleisch, worauf wir jetzt beschränkt waren, meine Gesundheit nicht wieder erlangen würde, so entschloß ich mich nach der Villa hinab zu reisen und führte diesen Entschluß am 10ten März aus. Die heftigen Winde, die in dieser Jahreszeit an der Seeküste wehen, sind für die Gesundheit viel zuträglicher als die feuchte, dicke, warme Luft in den Wäldern. Unsere Reise, den Mucuri hinab, war sehr angenehm, da es während derselben nicht regnete. In der Villa fehlte es ebenfalls an Lebensmitteln, da überhaupt hier viel Armuth herrscht; man hatte nichts als Mandioccamehl, Bohnen und zuweilen etwas Fisch; uns Kranken glückte es indessen, durch den Ankauf von Hühnern eine angemessene Nahrung zu erhalten. Da die brasilianische China uns nicht herzustellen schien, so sandte ich einen Boten nach Villa de S. Mathaeus, der mir etwas ächte China von Perù zurück brachte. Diese bewirkte zwar bald unsere Genesung, allein es dauerte noch viele Wochen, bis wir uns völlig von der Entkräftung erholt hatten.

In den ersten Tagen des Monats May erschien Herr

da ich dem Herrn Dr. Bernstein, welcher vorstehende Beschreibung unternahm, nicht die dazu nöthige Quantität mitgebracht hatte. Die Anwendung derselben scheint bey Magenschwäche größere Kräfte zu versprechen, als die übrigen China-rinden; gegen Wechselfieber konnte er sie nicht anwenden. Hierüber siehe auch v. Schwegel's Journal von Brasilien Heft II, S. 36.

Freyreiff mit dem Reste unserer Truppe am Mucuri. Zu Linhares am Rio Doce hatte er einen kurzen Aufenthalt gemacht; jedoch die Lage der daselbst befindlichen Ansiedelungen schon nicht mehr so gefunden, als wie wir sie zur Zeit unserer gemeinschaftlichen Anwesenheit daselbst gesehen. Wilder und kühner als je hatten die Botocudos sich dort von neuem in Masse gezeigt. Auf dem südlichen Flußufer, unweit des Quartels d'Aguiar bey der Lagoa dos Indios hatten sie drey Soldaten ermordet, und wie man behauptete, aufgefressen. Man hatte von Linhares aus mit allen Leuten, die man auftreiben konnte — es waren deren etwa 38 — eine Entrade gegen sie gemacht, war aber auf eine solche Menge von Wilden gestoßen, daß man es für klüger hielt, sich zurück zu ziehen. Auf dem einen der Tocayas (*) allein fand man an 40 schußfertige Bogen. Dieser Ausgang der Sache hatte panischen Schrecken in Linhares verbreitet, und es liefen nach Herrn Freyreiff Versicherung, die Einwohner zu vieren und achten davon, um nicht von jenen grausamen Wilden gefressen zu werden. Die Fazenda des Herrn Tenente Salmon war in einer sehr beunruhigenden und gefährlichen Lage. Der Guarda Mor, den man zu Linhares gefangen hielt, war nach St. Mathaeus entwischt, der Commandant des Quartels von Porto de Souza war mit sechs Soldaten desertirt u. s. w., so daß diese Ansiedelung in einer der fruchtbarsten Gegenden, wohl ihrem Ende nahe seyn wird, wenn die Regierung indessen nicht zweckmäßigere Maßregeln ergriffen hat.

Nachdem ich mit Herrn Freyreiff noch einige Wochen in Mucuri zugebracht hatte, die völlige Wiederherstellung der Kranken abzuwarten, reisten wir nach Villa Rica, nahmen dort unsere Wohnung im Hause der Camara, und durchstriefen von da aus die umliegende Gegend.

(*) Tocayas sind Plätze, welche sich die Wilden im dicken Walde zubereiten, um ihre Feinde daselbst im Hinterhalte zu erwarten. Sie pflegen gewöhnlich mehrere an verschiedenen Orten anzulegen; hierüber weiter unten mehr.

Villa Bicoza ist ein kleiner Flecken, der zwischen Cocosbäumen sehr angenehm liegt, und mit Farinha Handel treibt, welche längs der Küste hin versandt wird. Die Ausfuhr in letztvergangenem Jahre soll etwa 9000 Alkeren betragen haben, an Werth ungefähr 9000 Cruzados. Mehrere Einwohner besitzen kleine Lanchas, in welchen die Produkte der Pflanzungen längs der Küste zur See versandt werden. Hier wohnt ein deutscher Schiffszimmermann, der durch den Schiffbruch eines englischen Fahrzeuges hierher kam, und jetzt hier sein Gewerbe treibt; er fand sich sogleich ein, uns zu besuchen, aber seine Muttersprache redete er nur noch sehr gebrochen; hier im Lande wurde er für einen Engländer gehalten. Die Eigenthümer der Lanchas sind hier die reichsten und angesehensten Bürger, unter ihnen zeichnet sich Herr Bernardo Da Motta durch seine wohlthätigen Gesinnungen und seinen redlichen Charakter aus. Er benutzte die Kenntniß von mehreren Krankheiten des Landes, und eine bedeutende Erfahrung, die er sich nach und nach erworben hat, um durch seinen Rath und die Mittheilung erprobter Heilmittel, seinen leidenden Landsleuten nützlich zu werden. In dem heißen Clima Brasiliens sind die Einwohner zahlreichen Übeln und vorzüglich mannigfaltigen Hautkrankheiten und hartnäckigen Fiebern ausgesetzt, die bey zweckmäßiger Behandlung durch geschickte Ärzte oder Chirurgen zwar selten gefährlich werden, an denen aber dennoch hier aus Mangel an zweckmäßiger Hülfe oder durch verkehrte Behandlung viele Menschen sterben. Herr Da Motta suchte in Bicoza diesem Übel so viel als möglich abzuhelpfen, und ob er gleich keine gründliche medicinische Kenntnisse besitzt, so hat ihn seine Erfahrung doch manche treffliche Behandlungsart kennen gelehrt, und bey der Bescheidenheit, mit welcher er alles Nützliche und Gute, das ihm von Andern mitgetheilt wird, prüft und anerkennt, erweitern sich seine Kenntnisse und seine nützliche Wirksamkeit immer mehr. Die größte Wohlthat, welche der König seinen Unterthanen in Brasilien erzeigen könnte, würde die Anstellung

tüchtiger Ärzte und Chirurgen in den verschiedenen Theilen des Landes, und die Einrichtung guter öffentlicher Landschulen seyn, um die rohe Unwissenheit und den blinden Aberglauben, die so viel Elend und Verderben stiften und verbreiten, unter dem gemeinen Volke allmählig zu entfernen. An solchen Lehranstalten fehlt es gänzlich. Anmaßende Geistliche, denen es an Kraft und Willen fehlt, an der Belehrung und Bildung des Volks zu arbeiten, tragen vielmehr noch thätig zur Unterdrückung der gesunden Vernunft und des eignen Nachdenkens bey, und erschweren jede Verbreitung einer vernünftigen Aufklärung. Bey seiner Rohheit besitzt der gemeine Mann dennoch einen hohen Grad von Dünkel und Stolz, verbunden mit einer völligen Unkunde des Zustandes der übrigen Welt, welcher wohl großentheils dem verderblichen System einer gänzlichen Sperre zugeschrieben werden muß, das Portugall in Hinsicht auf Brasilien vormals beobachtete. Der Fremde wird hier als ein Wunder oder ein Halbmann betrachtet. Höchst erfreulich sind beym Anblick dieser Finsterniß die Hoffnungen, zu welchen die jetzige aufgeklärtere Regierung berechtigt.

Der Fluß Peruipe, welcher mäßig breit ist, bildet, bevor er in die See fällt, ein Paar Ausflüsse, von welchen die Barra Velha unter 18° liegen soll; er ist nicht weit aufwärts bewohnt, und man hat dort gegen die Tapuyas das Quartel Caparica angelegt. Vor seiner Mündung befinden sich Sandbänke, die die Schiffahrt unsicher machen. Während unserer Abwesenheit hieselbst scheiterte an ihnen eine mit Farinha geladene Lancha, wobey vier Menschen das Leben verloren. Die berühmten Felseninseln, welche unter dem Nahmen der Abrolhos, ein Schrecken der Seefahrer sind, liegen etwa in der Höhe zwischen Caravellas und Bigoza nur einige Meilen von der Küste entfernt; Fischer segeln mit ihren Canoen dahin, bleiben mehrere Tage und Wochen daselbst und fangen viele Fische und Seeschildkröten. Diese Inseln sind mit niedern Gebüschen bewachsen, in denen eine Menge von Seevögeln, besonders die Grapirás (*Haliæus forficatus*), nisten.

Die Gegend um Bigoza hat aneinander hängende vor-
treffliche Waldungen, die jetzt zum Theil durch den häufig
fallenden Regen unter Wasser gesetzt waren. Herrliche Baum-
arten verbreiten darinn einen erfrischenden Schatten; besonders
fanden wir hier viele Cocospalmen, deren von den Bewoh-
nern gekannte Arten man aus nachstehendem Verzeichniß ersehen
kann. In der Gegend am Mucuri und Peruipe kennt man
nachfolgende Arten von Palmen, welche sämmtlich den äußeren Ha-
bitus des Genus Cocos haben, von denen sich indessen nicht mit Ge-
wisheit behaupten läßt, daß sie wirklich alle zu demselben zu rech-
nen sind, da wir nicht bey allen Gelegenheit hatten, ihre Blüthe
zu untersuchen. Botaniker werden uns durch genaue Beobachtung
auch über diesen Gegenstand bald mehr Gewisheit verschaffen.

A. Stachellose Arten von Palmen.

1) Cocos da Bahia (Cocos nucifera, LINN.), wächst nicht
wild, sondern angepflanzt vom Mucuri nordwärts, also vom
18ten Grade bis Bahia und Pernambuco hin, sehr häufig
an der Küste; südlich sehr selten. Sie ist in der Jugend durch
einen unten an der Erde verdickten Stamm kenntlich.

2) Cocos de Imburi; mit unten silberweißen, oben glän-
zend grünen schmalen Blättchen von mäßiger Länge; bildet eine
Rispe von sehr kleinen harten Nüssen, die nur von den Wilden
gegessen werden.

3) Cocos de Pindoba (*); treibt keinen Schaft, sondern
bloß schöne lange Blätter aus der Erde; dicht am Boden ent-
steht alsdann eine Traube oder Rispe von esbaren Nüssen.

4) Cocos de Pati; macht einen hohen dicken Stamm, sehr
viele starke, breite, colossale frondes, und hat ein prachtvolles
Ansehen; Fruchtlähre sehr groß, aus vielen kleinen harten Nüs-
sen bestehend.

(*) Bey den verschiedenen aufgezählten Palmenarten sind die dem Worte Cocos
zugefesten Beynahmen meistens die alten wahren Benennungen aus der Sprache
der Tupinambas und der andern verwandten Tupi-Stämme. So hieß z. B. ein
berühmter Anführer unter ihnen Pindobusú oder der große Pindoba-Palmbaum.
S. SOUTHEY'S history etc. Vol. I. p. 289. u. a. S.

5) Cocos Ndaiá-assú; mit hohem, starkem Stamme, schönen breiten dicht gefiederten Blättern und stark holziger rachis; die pinnulae (Seitenblätter) sind sehr glatt, plan, und ganz randig, zugespitzt, oben glänzend dunkelgrün und unten glänzend hellgrün. Sie macht eine große Fruchtrispe mit vielen etwa 5 Zoll langen eßbaren Nüssen. Ein Mann kann die Fruchttraube nicht tragen. Sie ist von majestätischem Wuchs und die schönste der Palmen dieser Gegend; an der Lagoa d'Arara befanden sich einige große prächtvolle Bäume dieser Art.

6) Cocos de Palmitto am Rio Doce und in den südlicheren Gegenden nördlich am Mucuri Cocos de Jissara genannt. Die zierlichste und eleganteste von allen. Schaft sehr hoch und schlank; Krone klein, aus 8 bis 10 sehr schön glänzend grünen Blättern bestehend, welche dicht gefiedert sind und gleich Straußfedern gewölbt erscheinen. Unter der Blätterkrone hat der silbergraue Stamm des Baumes einen 3 bis 4 Fuß langen glänzend grünen Aussenast, der die jüngern Blätter und Blüthen als Mark enthält; dieses wird gegessen und mit dem Rahmen des Palmit belegt. Zwischen dem holzigen Theil des Stammes und jenem grünen Markbehälter bricht der gelbliche Blüthenwedel hervor, und hängt herab. Die Fruchttraube ist klein mit kleinen schwarzen Nüssen, kaum von der Größe der Haselnüsse.

7) Cocos de Guriri (Pissandó der Indier). Eine Zwergpalme an der Seepraya im Sande; mit glatten federartig-geneigten Blättern, deren pinnulae oft etwas eingerollt und dabey doppelt sind. Sie macht an der Erde eine Spica oder Kolbe mit aufsitzen den kleinen Nüssen, die an ihrem Wurzeltheile etwas zugespitzt und hier mit einem süßen gelbrothen Fleisch überzogen sind, welches man hier zu essen pflegt.

8) Cocos de Piassaba oder Piaçaba; eine der nützlichsten, merkwürdigsten und zugleich der schönsten Arten; Frucht von der Größe und Gestalt von No. 5, dabey etwas zugespitzt. Sie fängt erst in der Gegend von Porto Seguro an und

wird von da an nördlich immer häufiger gefunden, am häufigsten in der Comarca von Ilheus. Ihr Stamm ist hoch und stark, die pinnulae an den Blättern stehen etwas einzeln, alle frondes aber streben Himmelan und senken sich nicht hinabwärts, wie bey den andern Arten; daher hat diese sonderbare Palme das Ansehen eines türkischen Reiberbusches. Die Blattstiele, wenn sie verwelkt ist, zerfällt in sehr lange holzige schlanke Fäden, aus denen man Stricke für die Schiffe dreht. Aus der festen Nuß dreht man Rosenkränze.

9) Cocos de Aricuri oder Aracui; eine 15 bis 18 Fuß hohe Palme an der Seeküste im Sande, in der Gegend von Alcobaca und Belmonte, mit 3 bis 4 oder mehreren Blättern, deren Blattstiele (petioli) an ihrer Wurzel mit stumpfen stachelartigen Auswüchsen an beyden Seiten besetzt sind. Wenn die frondes abfallen, so bleibt der Blattstiel stehen, dies bildet einen sehr rauhen kurzen Stamm. Frondes schön gewölbt, glänzend grün und glatt. Die Fruchtrispe trägt eine Menge runder Steinfrüchte von der Größe einer starken runden Pflaume, die mit einem schönen orangefarbenen Fleische überzogen sind. Man macht aus den Blättern leichte Strohhüte.

B. Mit wahren Stacheln besetzte Arten.

10) Cocos de Airi assu; die große Arripalme (Bréjéuba in einigen Gegenden von Minas Geraes); mit mäßig und nur 20 bis 30 Fuß hohem Stamme, der schwarzbraun gefärbt und über und über mit 4 bis 5 Zoll langen schwarzbraunen Stacheln bedeckt ist, welche in Ringen stehen. Fruchtrispe mit kleinen sehr harten schwarzbraunen Nüssen, die eiförmig, ein wenig zugespitzt und von der Größe einer Pflaume sind. Diese Palme bildet da, wo sie in Menge steht, undurchdringliche Dickichte; sie wächst in trocknen Wäldern. Weiter nördlich kommt sie nicht vor, schon in der Gegend von Porto Seguro habe ich sie nicht mehr gesehen; daher machen die Paris, die Patachos und die Botocudos am Rio Doce ihre Bogen aus dem schwarzbraunen Holze dieses Baumes, da hingegen die nördlich

wohnenden Stämme der Urbewohner, selbst die Botocudos am Rio Grande de Belmonte und die Patachos am Rio do Prado sich des Pao d'arco (Bogenholzes, Bignonia) zu diesem Endzwecke bedienen.

11) Cocos de Aïri mirim (ausgesprochen miri); macht einen dünnen stachelichten Stamm; Blätter an der Erde und auf dem Stamme, die Früchte klein; sie werden von den Kindern gegessen.

12) Cocos de Tucum; macht einen 15 Palmen (Spannen) hohen Stamm, und wächst im Sumpfe, da hingegen die Arten der Aïri mehr die trockenen Gegenden lieben. Stamm und Blätter sind stachelicht. Die Früchte kleine schwarze Nüsse, die inwendig einen eßbaren Kern enthalten. Bricht man die pin-nulae (Blätter), so zeigen sich feine zarte grüne Fäden, die sehr stark sind und zu Schnüren gedreht werden; aus ihnen wird ein Zwirn verfertigt, den man zu schönen grünen Fischnetzen und auf andere Art benutzt.

So charakteristisch verschieden für den Blick des Botanikers alle diese Palmenarten auch sind, so haben doch die meisten eine Hauptform mit einander gemein, die des Genus Cocos, mit einem schlanken Stamme, der bey einigen oben, bey andern unten verdickt, und wieder bey andern in allen Theilen gleich ist; er ist bey den meisten Arten schräg winklicht mit erhöhten Ringen versehen, geringelt oder am obern Theile ein wenig geschuppt; die Blätter sind gleich den Federn des Straußes gesiedert, sanft schön gewölbt, zum Theil mit gekräuselten etwas eingerollten, zum Theil mit etwas steifen Nebenblättchen, sie sind gekräuselt und silberfarben bey der Imburi, schön sanft federartig geneigt bey der Jissara, hoch ansteigend und nach allen Richtungen stark und breit ausgedehnt und bis zur Erde herabhängend bey der schönen erhabenen Ndaia, und himmelan strebend, steif aufsteigend bey der Piassaba-Palme u. s. w. Die von mir bereiste Gegend ist, wie man aus dem Gesagten ersieht, an verschiedenen Palmenformen weit ärmer, als die

dem Aequator näher gelegenen Regionen des Continents von Südamerika, wo Herr von Humboldt einen großen Reichthum von diesen erhabenen Prachtgewächsen fand, den wir in seinen vortrefflichen Ansichten der Natur (*) höchst anziehend beschrieben finden. In die Palmenform schließt sich in den hohen Regionen der Andes von Peru, die Form der baumartigen Farrenkräuter (Filix) an, die man aber an der Ostküste von Brasilien vermißt, obgleich einige neuere Schriften über Brasilien dieselben irriger Weise hierher setzen. Dagegen sind die niedern Geschlechter dieser Pflanzenfamilie auf der Erde und auf Bäumen sehr zahlreich und sehr mannigfaltig. Unter ihnen zeichnet sich am Mucuri und in der Gegend von Caravellas die *Mertensia dichotoma* aus, die ziemlich hoch in den Bäumen hinauf steigt, und durch zweytheiligen Wuchs kenntlich ist. Ihr glatter glänzend brauner Stengel wird von den Negern vom Marke befreyt, und dann zu Pfeifenröhren benutzt, die man Canudo de Samambaya nennt.

Nicht bloß in botanischer Hinsicht fanden wir die Wälder am Bicoza interessant, sondern auch in zoologischer. Die kalte Jahreszeit, welche eine Menge von Waldvögeln aus den innern Sertões nach der Küste herab drängt, verschaffte hier unsern Jägern eine reiche Ausbeute an Papageyen, besonders Maitacas (*Psittacus menstruus* LINN.) an Tucanen u. s. w., welche uns zur Nahrung dienen mußten. Das Fleisch der Papageyen giebt sehr kräftige Brühen; daß es aber als Arzneymittel gebraucht werde, wie Southey (**) sagt, habe ich nirgends bestätigt gefunden. Häufig war in diesen Wäldern der schöne schwärzlich purpurfarbene Seidenschwanz (*Ampelis atrodurpurea*), seltener zeigt sich am Mucuri der schön blaue Kiruá oder Crejoá (*Ampelis Cotinga*, LINN.) den sein glänzend blaues prachtvolles Gefieder unter allen Vögeln von Brasilien auszeichnet, so wie eine neue Art von Papa-

(*) Ansichten der Natur S. 243.

(**) SOUTHEY history of Brazil. Vol. I. 627.

gehen *) und andere mehr. Die unvergleichlichen Federn des Kiruá benutzten die Nonnen zu Bahia zu ihren schönen Federblumen; man hat die Bälge dieser Vögel zuweilen in bedeutender Anzahl nach der Hauptstadt gesandt. Unter den kleinen Vögeln ist *Nectarinia cyanea* (*Certhia cyanea*, LINN.) und Spiza zu bemerken, die man mit dem allgemeinen Nahmen Cai belegt. Auch einige schöne Schlangen erhielten wir, unter andern mehrere Individuen des Jararacca, und eine Haut der Jiboya (*Boa constrictor* des DAUDIN) die nicht, wie dieser Schriftsteller behauptet, in Afrika lebt, sondern die gemeinste Art dieses Geschlechtes in Brasilien ist.

Am 11. Juny verließ ich Bicoza und reiste nach Caravellas, wo ich die Ankunft des Casqueiro von Rio de Janeiro abwartete.

(*) Fünf Zoll 9 Linien lang; kurz geschwänzt; grün; Brust, Bauch und Seiten ins Bläuliche fallend; Rücken dunkel-schwärzlich kaffeebraun oder rußschwarz; Uropygium beynahе völlig schwarz; zwen mittlere Schwanzfedern grün mit rother Wurzelhälfte, die übrigen schön roth mit breiter schwarzer Spitze. In dem Museum zu Berlin hat man diesen Vogel unter dem Nahmen des *Psittacus melanonotus* aufgestellt. Der Hauptcharakter dieser Art, der aber nur im frischen Zustande kenntlich ist, besteht in einer nackten mennigrothen Haut, welche das Auge umgiebt.



X.

Reise von Caravellas nach dem Rio Grande de Belmonte.

Fluß und Villa zu Alcobaga. — Fluß und Villa do Prado. — Die Patachos. — Die Machacalis. — Comechatiba. — Rio do Grade. — Francozo. — Porto Seguro. — Sta. Cruz. — Mogiquicaba. — Belmonte.

Nachdem wir uns vier Wochen in Caravellas aufgehalten hatten, sahen wir endlich den lange ersehnten Casqueiro einlaufen. Er brachte uns mancherley nöthige Bedürfnisse aus Rio de Janeiro, und nahm unsere Sammlungen an Bord, um diese unsern Freunden in der Königstadt zu überliefern. Capitam Bento Lourenzo hatte auch Caravellas erreicht, nachdem seine Straße größtentheils vollendet war. Er reiste jetzt nach Rio, wo er, wie er mich später benachrichtigte, zur Belohnung seiner Ausdauer einen Orden erhielt, und zum Coronel und Inspektor der Straße am Mucuri erhoben wurde. Als alle unsere Geschäfte beseitigt waren, trat ich meine weitere Reise längs der Küste nordwärts an, Herr Freyreiß mit seinen Leuten blieb am Mucuri zurück.

Ich verließ Caravellas am Morgen des 23ten July. Obgleich jetzt die kälteste Jahreszeit des hiesigen Clima's eingetreten war, so war doch an diesem Tage die Hitze drückend. Die Einwohner dieser Gegenden litten jetzt häufig an Catharren, Husten und Kopfschmerzen, denn die sogenannte kalte Jahreszeit hat auf ihre an die Wärme gewöhnten Körper denselben Einfluß, als auf uns die Kälte des ersten Frostes im November oder Dezember. Verschiedene Personen in Caravellas waren an den Krankheiten gestorben, welche die Veränderung der Temperatur herbey führte, während wir Fremde weniger dadurch litten. Der freye Wiesenplatz, auf welchem Caravellas erbauet ist, wird rund um von sumpfigen Wäldern und Gebüschern eingeschlossen, worin die Pflanzungen oder Kassen der Bewohner zerstreut liegen. Dieser Wald ist zum Theil in der bessern Jahreszeit viel angenehmer als wir ihn jetzt fanden; denn er erschien weit reizender, als ich ihn im Monat November bey dem Eintritt des Frühjahrs noch einmal besuchte. Der Gesang des Sabiah (*Turdus rufiventris*) ertönte munter im finstern Schatten der Cocosstämme, von welchen ich hier zufällig einen fand, der in der Höhlung eines alten colossalen Waldbaumes gekemt hatte und daraus schon zu einer bedeutenden Höhe hervor gewachsen war. Man durchreitet diesen Wald bis zur Mündung des Flusses Caravellas, wo etwa zwölf Fischerhütten eine schwache Povoação bilden. Von der Barra des Flusses, welche geräumig und sicher ist, folgt man dem flachen sandigen Seestrande, gegen den das vom Winde bewegte Meer brausend seine Wellen heran rollte. Nach der Landseite hin begränzen diesen flachen Seestrand dichte Gebüsche, die vom Winde niedergehalten werden; sie bestehen aus Bäumen und Gesträuchen mit dunkelgrünen lorbeerartigen Blättern, die zum Theil Milch gebend, saftig und steif sind, wie die beyden Arten der *Clusia* mit ihren großen schönen weiß und rosenrothen Blumen, die längs des ganzen Strandes sehr häufig wachsen. Hier, so wie an der gänzigen Ostküste, findet sich

häufig der in allen seinen Theilen sehr aromatische Strauch, den man unter dem Nahmen der Almegiga kennt (Icica, Amyris, Aublet). Aus ihm schwitzet ein stark riechendes Harz aus, das man zu verschiedenen Endzwecken benutzt, besonders als Pech oder Harz an die Schiffe, und als Balsam und Heilmittel bey Wunden. Einen Hauptbestandtheil der niedrigen Dichtung an der See bilden die beyden Arten von Cocos, die gewöhnlich an der Küste wachsen und früher bey der Beschreibung des Aufenthalts am Mucuri schon erwähnt worden sind, die Cocos de Guriri und de Aricuri. Die erstere stand jetzt in der Blüthe und war mit ihren unreifen Fruchtkolben beladen, die andere ist schöner und wächst 15 bis 20 Fuß hoch, wo sie der Seewind nicht zu stark trifft; an der Küste hingegen bleibt sie kleiner. Ihre schöne orangegelbe runde Frucht schmeckt süßlich, soll aber der Gesundheit nicht zuträglich seyn. Auf dem flachen festen Sande rankte da, wo die See ihre stürmische Brandung nicht unmittelbar hinsenden kann, eine schöne purpurrothe Glockenblume (*Ipomoea littoralis*) mit langen schwärzlichbraunen, den Stricken ähnlichen Zweigen und dicken rundlich-eyförmigen milchsaftigen Blättern; wir hatten sie an den meisten Gegenden der Küste gefunden, wo sie den Sand bindet. Eben dies thun auch zwey gelbblühende Gesträuche aus der *Dialphia*; der eine niederliegend, und über die Erde ausgebreitet mit gegliederter Frucht, eine neue Art *Sophora*; und der andere, die *Guilandina Bonduc*, LINN., oft 3 bis 4 Fuß hoch mit breiter kurzer sehr rauh bestachelter Schote. Zwischen dergleichen Gewächsen findet man überall in diesem Sande das harte etwas stechende Strandgras (*Remirea littoralis*) in Menge.

Wir erreichten gegen Abend einen rasch fließenden Bach, den man die Barra Velha nennt, da er die alte oder ehemalige Mündung des Flusses Alcobaça ist, an dem wir bald nachher ankamen. Diese kleinen Gewässer an der Seeküste sind oft für den Land-Reisenden große Hindernisse, die ihn leicht

6 bis 8 Stunden aufhalten können. Wir hatten die Barra Velha zur ungünstigen Zeit erreicht; sie war jetzt sehr angeschwollen und wild, daher blieb mir nichts übrig, als meine Thiere abladen zu lassen und hier zu lagern. Weiter zurück im Gebüsche wohnten einige Menschen, wovon wir indessen erst später Nachricht erhielten. Hinter einem alten umgefallenen Baumstamme, und durch ihn einigermaßen geschützt vor dem durchdringenden Seewinde, der den feinen Sand von der Küste nach uns zu trieb, loderte bald unser Feuer auf; alle legten sich auf die Decken und Mäntel im Kreise umher. Wir sahen hier einen der schönen Fregattvögel (*Pelecanus aquilus*, LINN., *Halius*, ILLIG.), welche an den brasilianischen Küsten in ansehnlicher Höhe zu vieren, fünfen und mehreren umher fliegen. Die Nacht brachten wir nach einer sehr dürftigen Abendmahlzeit, gegen den alles durchdringenden Wind durch unsere Mäntel nur unvollkommen geschützt, in der öden Gegend hin. Sehnsüchtig erwartet brach uns daher das Licht des jungen Tages an, das uns zur Fortsetzung der Reise aufforderte; allein erst um 10 Uhr war die Ebbe so weit vorgerückt, daß wir unsere Thiere über das Wasser schwimmen lassen konnten; das Gepäck trug man auf dem Kopfe hinüber.

Von hier aus erreichten wir in kurzer Zeit die Mündung des Flusses Alcobaça, der mäßig stark sich in die See ergießt. Seine Ufer sind in der Nähe des Meeres mit dichten Mangue-Gebüschen bedeckt, die aber bald dem hohen finstern Walde Platz machen. Unweit der Mündung des Flusses hat man an dem nördlichen Ufer desselben die Villa de Alcobaça auf einer weißen Sandfläche erbaut, die mit kurzem Grase, mit niedrigen kriechenden Mimosen, mit weißblühendem *Plumbago* und mit den schönen rosenrothen Blumen der *Vinca rosea* bedeckt ist. — Alcobaça hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner; die meisten der Gebäude sind mit Ziegeln gedeckt, und die Kirche ist von Steinen erbaut. Man treibt hier, wie an der ganzen Küste, etwas Handel mit *Farinha*, von welcher

man etwa 40,000 Alkeren jährlich ausführen soll. Sie wird nach den größeren Städten der Küste und an alle die Orte verschifft, wo dieses Produkt weniger gedeiht. Einige Lanchas besorgen diese Ausfuhr und bringen dagegen aus Bahia andere nöthige Bedürfnisse zurück. Diese kleinen Seeschiffe gehen den Fluß ziemlich weit aufwärts bis zur Pflanzung des Herrn Muni's Cordeiro, eines der angesehensten Bewohner von Alcobaga, der durch seinen biedern Charakter den Ruf verdient, welchen er unter seinen Landsleuten genießt.

Der Fluß Alcobaga, der ursprünglich in der brasilianischen Ursprache Taniän oder Itaniän (Itanhem) genannt ward, ist fischreich; man soll darin selbst schon Manatis gefangen haben; seine Barra hat Sandgrund mit 12 bis 14 Palmen Wassertiefe, welche große beladene Sumaca's passiren können. Seine Sertões oder die Urwälder an seinen Ufern, werden von den Patachos und Machacaris, zwey wilden schon öfters erwähnten Stämmen, bewohnt, die von hier an, auch noch weiter nördlich, die Wohnplätze der Weißen friedlich besuchen, und sich zuweilen wohl gegen Wachs oder eßbare Thiere andere Bedürfnisse zu erbitten pflegen. Da sich diese Wilden gegenwärtig tiefer in die großen Wälder begeben hatten, so bekamen wir keinen von ihnen zu sehen. Die Wälder am Alcobaga enthalten eine Menge von nützlichen Holzarten und Gewächsen, auch findet man hier Pao Brazil, besonders aber viel Jacarandá und Vinhatico, welches die civilisirten Indier gewinnen, aus denen die Villa ursprünglich gebildet worden ist, die aber jetzt großentheils von Weißen und Negern ersetzt worden sind. Die Lage von Alcobaga ist gesund, da die Seewinde beständig die Luft reinigen, doch sind diese Winde und Stürme in einem großen Theile des Jahres sehr unangenehm. Fünf Leguas weiter nördlich vom Flusse Alcobaga fällt der Rio do Prado in das Meer, der ehemals bey den Urbewohnern dieser Gegend den Rahmen

Sucurucú (*) trug. Der Weg längs der Küste bis dorthin ist ein ebener fester Sand, gegen den aber heute die See sehr wild heran rollte, da starker Wind die Brandung bewegte. In den dichten Gebüsch der Guriri- und Aricuri-Palmen, die sich längs dem Ufer hinziehen und von höheren lorbeerartigen Bäumen überschattet werden, findet man sehr häufig eine kleine Art von Penelope, die mit dem Parraqua (Penelope Parraqua, Temminck) nahe verwandt zu seyn scheint; sie wird an der Ostküste Aracuan (***) genannt, und als ein sehr gut essbarer Vogel gejagt; an Größe wie an Geschmack kommt er ziemlich unsern Fasanen gleich. Mein Hühnerhund, der diese Gebüsche beständig absuchte, fand viele dieser Vögel, welche immer paarweise mit großem Geräusch aufflogen; nach ihnen zu schießen war hier nicht leicht, da das Dickicht zu sehr mit Stachelgewächsen angefüllt und zu verflochten war.

Gegen Mittag erreichten wir wieder eine Barra Velha, einen ehemaligen Ausfluß des Rio do Prado, wo aber unsere Thiere beladen durchgehen konnten, da wir gerade die Zeit der Ebbe getroffen hatten. Jenseits sind wieder Mangue-Gebüsche in der Nähe des Flusses Prado, und an dessen nördlichem Ufer liegt auf einer etwas erhöhten sandigen Fläche die Villa. Hingestreckt im Sande des Ufers warteten wir sehr lange, bis es einigen Bewohnern gefiel, uns in einem Canoe überzusetzen. In dem Casa da Camara wies man uns eine leidliche Wohnung an.

Die Villa do Prado, welche anfänglich aus Indiern gebildet wurde, ist unbedeutender als Alcobaça, denn sie hat nur etwa 50 bis 60 Feuerstellen und 600 Einwohner. Ihre

(*) Die Corographia brasiliica schreibt Jucurucú, während die Bewohner jener Gegend allgemein diesen Nahmen Sucurucú aussprechen.

(**) Der Aracuan scheint auf den ersten Anblick eine Art mit dem Parraqua auszumachen, ist aber ohne Zweifel eine besondere Species, da er beständig viel kleiner ist, und auch in der Färbung seines Gefieders etwas abweicht. Er scheint v. Humboldt's Phasianus garrulus zu seyn.

Häuser sind zum Theil in Reihen, zum Theil zerstreut auf einer weißen Sandfläche erbaut. Die *Vinca rosea* bildet eine Decke auf diesem heißen Boden, wo übrigens unsere Lastthiere nur sehr schlechte und sparsame Nahrung fanden. Noch mehr als in Alcobaga fehlt es hier in dieser kleinen Villa an manchen Bedürfnissen. Einige Lanchas unterhalten einen kleinen Küstenhandel mit Farinha, wovon man jährlich etwa 8000 Alkeren ausführt, mit etwas Zucker und andern Produkten der hiesigen Wälder und Pflanzungen. Der Fluß hat eine mäßige Stärke, ist fischreich und seine Barra ist nicht ungünstig für die Schifffahrt, indem beladene Sumacas einlaufen können. Auf Befehl der Regierung machte unser Landmann, der Herr Ingenieur-Major Feldner, eine Entrade in die Wälder von Villa do Prado in nordwestlicher Richtung, um einen Weg nach Minas Geraës zu bahnen. Er überwarf sich mit dem Ouvidor Marcelino da Cunha, der dieses Vorhaben nicht unterstützte, und da er von den Anordnungen dieses Mannes völlig abhieng, so scheiterte die ganze Unternehmung. Herr Major Feldner war genöthigt, einige Zeit auf einer Insel zuzubringen; dort wurde er sehr krank, und litt mit seiner Begleitung solchen Mangel, daß sie genöthigt waren, einen Hund zu schlachten, um ihren Hunger zu stillen. Ein entwilderter Botocude, Simam, stellte damals den Kranken durch eine Schaale Honig, die er ihm gesucht, von einem heftigen Fieber wieder her. Auf den Genuß desselben trat ein starker Schweiß ein, und die Krankheit war gehoben.

In den Wäldern am Sucrucú liegen die Hocken der Bewohner vom Prado zerstreut. Diese Wildnisse enthalten aber auch eine große Menge jagdbarer Thiere, schöner Holzarten und wilder Früchte. Das Brasilienholz ist hier in Menge; die Schuhmacher gebrauchen es, um damit das Leder schwarz zu färben; setzt man aber Asche zu dieser Farbe, so wird sie röthlich (rooho). Unter den Vögeln, welche die Gebüsche in der Nähe der Villa beleben, ist der oben erwähnte Aracuan

sehr häufig; Lucane und Papageyen werden von den Bewohnern in großer Menge geschossen und als Leckerbissen an Festtagen gegessen, denn gewöhnlich sind Farinha, schwarze Bohnen, Salzfleisch und zuweilen etwas Fisch, der Brasilianer beständige Nahrung, an die auch der Reisende sich gewöhnen muß. Zu den natürlichen Plagen dieser Gegend gehört vorzüglich der Bicho do pé (*Pulex penetrans*), der Sandfloh, der hier in dem Sande an der Küste ungemein häufig ist, selbst in den Häusern sind diese Thierchen in Menge und man ist daher ge- nöthigt, die Füße öfters zu besichtigen.

Da ein heftiges Regenwetter eintrat und überdies eines unserer Maulthiere entlaufen war, so sah ich mich genöthigt, ein Paar Tage in dieser traurigen Sandgegend zu bleiben. Ich ward indessen am letzten Tage meiner Anwesenheit reichlich für diesen Nachtheil entschädigt, denn zufällig erschien an demselben ein Trupp von Wilden in der Villa, auf deren Bekanntschaft ich längst vergebens gehofft hatte. Sie waren vom Stamme der Patachos, den ich bis jetzt noch nicht von Angesicht kannte, und erst vor wenigen Tagen aus den Wäldern zu den Pflanzungen herab gekommen. Böllig nackt traten sie, ihre Waffen in der Hand, in die Villa ein, wo sogleich eine Menge von Menschen sich um sie her versammelte. Sie brachten große Kugeln von schwarzem Wachs zum Verkauf, und wir tauschten gegen Messer und rothe Schnupftücher eine Menge von Bogen und Pfeilen von ihnen ein. Sie hatten nichts Auffallendes, waren weder bemahlt noch sonst entstellt; einige waren klein, die meisten von mittlerer, etwas schlanker Gestalt, mit großem knochigem Gesicht und plumpen Zügen. Nur wenige unter ihnen hatten Lächer umgebunden, die man ihnen früher geschenkt hatte; ihr eben nicht ausgezeichnete Anführer (von den Portugiesen Capitam genannt) trug eine rothe wollene Mütze und blaue Hose, die er auch früher irgendwo erhalten hatte. Nahrung war sogleich ihr Hauptanliegen; man gab ihnen etwas Mehl und einige Cocosnüsse, die sie mit einer klei-

nen Art sehr wohl zu öffnen wußten, worauf sie mit ihren gesunden starken Zähnen die weiße Kernmasse aus der harten Schale heraus bissen; merkwürdig war dabey die Begierde, mit welcher sie aßen. Die 7te Platte (in der 4to Ausgabe) stellt zwey dieser Wilden vor: der Capitam ist beschäftigt, eine Cocosnuß zu öffnen. Im Tauschhandel zeigten sich einige von ihnen sehr klug, sie forderten vorzüglich Messer oder Arte; jedoch ein rothes Tuch ließ sich einer von ihnen sogleich um den Hals binden. Man steckte ihnen auf 40 Schritte eine Cocosnuß auf eine Stange und ließ sie nach diesem Ziele schießen, das von ihnen nie gefehlt wurde. Da niemand mit ihnen reden konnte, so hielten sie sich nicht lange auf, und kehrten nach ihren Wohnungen zurück. Um sie noch näher kennen zu lernen, schiffte ich am 30ten July den Fluß Prado aufwärts bis zu der Stelle, wo die Wilden ihre Hütten gehabt hatten; allein ich fand sie nicht mehr, sie waren schon weiter gezogen. Es leben hier an den Ufern des Sucurucú sowohl Patachos als Machacaris in den Wäldern; die letzteren sind immer mehr zum Frieden gegen die Weißen geneigt gewesen, als die erstern, mit denen man erst seit 3 Jahren ein friedliches Einverständnis hat zu Stande bringen können. Noch kurz vor jener Zeit hatten sie im Walde einige Bewohner vom Prado überfallen, bey welchem Vorfall der Escrivam (Stadtschreiber) verwundet und mehrere Menschen erschossen worden waren. Man hat nachher die friedlichen Machacaris gebraucht, um auch mit den Patachos einen Vertrag zu Stande zu bringen. Die Patachos gleichen im Außern sehr den Puris und Machacaris, nur sind sie größer als die erstern; sie entstellen eben so wenig als diese ihr Gesicht, und tragen eben so ihre Haare natürlich um den Kopf herabhängend, bloß im Genicke und über den Augen abgeschnitten, doch rasiren auch manche unter ihnen den ganzen Kopf, und lassen bloß vorne und hinten einen kleinen Busch stehen. Die Unterlippe und das Ohr durchbohren einige und tragen in der gemachten kleinen Öffnung ein dünnes kurzes

Rohrstäbchen. Um den Hals trugen die Männer, so wie die aller andern Stämme der Ostküste, ihr Messer an einer Schnur, und die Rosenkränze, die man ihnen schenkte, hiengen sie ebenfalls um denselben. Ihr Körper war in seiner natürlichen röthlichbraunen Farbe, und nirgends bemahlt. Sehr sonderbar und auffallend ist ihr Gew. auch, an einem gewissen Theile ihres Körpers, die Vorhaut mit einer Schlingpflanze zuzubinden, wodurch derselbe eine höchst sonderbare Gestalt erhält. Ihre Waffen sind in der Hauptsache dieselben, als die der andern Wilden; ihre Bogen sind jedoch größer als bey allen übrigen Stämmen der Tapuyas; ich maß einen derselben, und fand, daß er 8 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll englisches Maß in der Höhe hielt; sie sind von Airi- oder Pao d'arco (Bignonia-) Holz gemacht. Die Pfeile, die sie gewöhnlich zum Gebrauch auf der Jagd bey sich führen, sind ziemlich kurz, diejenigen aber, deren sie sich im Kriege bedienen, machen sie wahrscheinlich, nach Art der andern Stämme, länger. Diese Pfeile sind unten mit Arara-, Mutum- oder Raubvogelfedern besiedert, und ihre Spitze ist mit Taquarussú- oder Ubá-Rohr beschastet, allein nirgends fand ich unter den verschiedenen Stämmen der Tapuyas die Bogenschnur aus Darmsaiten oder Thiersehnen gemacht, wie dies Lindley (*) fälschlich berichtet. Auf dem Rücken trägt ein jeder Mann einen um den Hals befestigten Beutel oder Sack von Embira (Bast) oder andern Schnüren geflochten, worin er verschiedene Kleinigkeiten aufzuheben pflegt. Ihre Weiber sind eben so wenig bemahlt, und gehen völlig nackt. Die Hütten dieser Wilden unterscheiden sich durch eine abweichende Bauart von den früher beschriebenen der Puris. Junge Stämme und eingesteckte Stangen werden oben übergebogen, zusammengebunden, und darüber Pattioba- und Cocosblätter gedeckt. Diese Hüttchen sind sehr flach und niedrig; neben einer jeden von ihnen bemerkt man einen Krost, der aus

(*) LINDLEY narrative etc. p. 22.

vier in die Erde eingesteckten gabelartigen Pfählen besteht, in die vier Stäbe gelegt, und auf welche nahe aneinander Querstäbe gereiht werden, um die erlegten Jagdthiere darauf zu braten oder zu rösten. Eine Abbildung dieser Hütten giebt die Bignette dieses Abschnittes. Die Patachos gleichen in vieler Hinsicht den Machacaris, oder Machacalis, auch sind ihre Sprachen etwas verwandt, obgleich in manchem Betracht wieder sehr verschieden.

Beide Völkerstämme sollen gegen die Botocudos zusammenhalten, und scheinen ihre Gefangenen zum Theil als Sclaven zu behandeln, denn noch unlängst boten sie zu Villa do Prado eine junge Botocudin zum Verkauf an. Nie hat man einen gegründeten Verdacht gehabt, daß diese Patachos Menschenfleisch essen. In den Hauptzügen gleicht sich zwar der moralische Charakter aller dieser Wilden-Stämme sehr, dennoch hat jeder von ihnen wieder seine verschiedenen Eigenheiten: so sind die Patachos unter allen am meisten mißtrauisch und zurückhaltend, ihre Mienen sind immer kalt und finster, auch geben sie den Weißen ihre Kinder nur äußerst selten, um sie bey ihnen erziehen zu lassen, wie es die andern Stämme nicht ungern zu thun pflegen. Diese Wilden ziehen umher, ihre Banden erscheinen abwechselnd am Alcobaga, zu Prado, Comechatibá, Trancozo u. s. w. Man giebt ihnen bey ihren Besuchen etwas zu essen, tauscht ihnen einige Kleinigkeiten gegen Wachs und andere Waldprodukte um, und sie ziehen nach ihren Wildnissen wieder zurück.

Erfreut, die Bekanntschaft dieses Stammes der Urbewohner gemacht zu haben, verließ ich Villa do Prado und ritt schnell meinen schon früher vorangezogenen Lastthieren und Leuten nach. — Die Küste von Prado nimmt weiter nordwärts eine andere Gestalt an, als sie vorher hatte. Es erheben sich an der See hohe Wände von rothem und andersfarbigem Thon, der auf eisenhaltigen bunten Sandstein aufgeschichtet ist; Wald bedeckt die Höhe dieser Küste und häufige

Thal-Einschnitte öffnen sich nach dem Meere hin, die mit dunkelgrün belaubten finstern Urwäldern, dem Wohnsitze der Patachos, angefüllt sind. Aus allen diesen kleinen Thälern fließen Bäche hervor, deren Barra's (Mündungen in die See) zur Zeit der Fluth dem Reisenden oft sehr beschwerlich werden. Eine andere Unbequemlichkeit, welche diese Küstengegend für die Reisenden hat, sind die Felsengruppen, welche an den hohen Wänden derselben unmittelbar in das Meer vortreten. Bey der Ebbe umreitet man diese Klippen trocknen Fußes, allein zur Zeit der Fluth kann man an ihnen nicht vorbehey, weil die Wellen, wild schäumend und tobend, sich an ihnen brechen und weißen Schaum in die Höhe spritzen. Befindet man sich während der Zeit, in welcher gerade die Fluth zunimmt, in der Mitte zwischen ein Paar dieser Felsgruppen unter der hohen steilen Uferwand, so kann man sogar in große Gefahr kommen, indem man alsdann der schnellen Zunahme der See nicht mehr entgehen kann. Es ist daher nothwendig, daß der Reisende bey den Bewohnern des Landes genaue Nachricht zu erhalten suche, welche Zeit er zu wählen hat. Oft muß man sechs Stunden stille liegen, um eine neue Ebbe abzuwarten, wenn man einmal den richtigen Zeitpunkt hat verstreichen lassen, auch giebt es an dieser ganzen Küste keinen andern Weg im Lande, als gerade diesen, welcher beständig der Seeküste folgt. Zwischen Prado und Comechatibá hat man an drey verschiedenen Stellen solche Felsen; ich selbst habe an einer derselben die Wellen der See, bis auf den Sattel benetzt, durchritten, zehn Minuten später würde ich einen Aufenthalt von sechs Stunden gefunden haben, und genöthigt gewesen seyn, bis zu einer geräumigen Stelle der Küste zurückzukehren. Schon jetzt gab die an den Klippen brechende Brandung einen furchtbaren Anblick; wir, des Weges unfundige Reisende getrauten uns schon nicht mehr, unsere Reitthiere in die wilde Fluth hinein zu treiben, allein ein Paar Neger einer benachbarten Fazenda ritten durch die Brandung voran

und zeigten uns den Weg. Nachdem wir ihn glücklich zurück gelegt hatten, eilten wir nun aber auch, aus dieser unsichern engen Praya, unmittelbar unter den Wellen des furchtbarsten der Elemente, hinweg zu kommen, und sprenkten in raschem Galopp davon. An diesen Felsen findet man etwas weiter in die See hinaus mehrere Arten von Mollusken, unter andern zwey Species von Meer-Igeln (*Echinus*), wovon die eine von der ärmeren Klasse der Einwohner gegessen wird. Die unessbare ist weißlich mit violetten Stacheln dicht besetzt, die essbare hingegen schwarz, ebenfalls mit langen Stacheln bedeckt. Auch befinden sich an allen diesen Felsen Schnecken, welche einen Purpursaft geben; besonders häufig findet man sie in der Gegend von Mucuri, Bicoza, Comechatibá, Rio do Frade u. s. w. Herr Sellow fand bey einer seiner Reisen Gelegenheit, einige Beobachtungen über diesen Gegenstand zu machen, auch der Engländer Mawe erwähnt desselben (*).

In einigen der Seitenthäler am Meere findet man die Wohnungen verschiedener Pflanzler, unter andern die des Senhor Callisto, der mir schon früher in Villa do Prado Gefälligkeiten erzeugt hatte. Von zweyen meiner Leute zu Pferde begleitet, erreichte ich in schnellem Ritte die Landspitze, welche den Rahmen Comechatibá, oder in der alten indischen Sprache eigentlich Currubichatibá, trägt. Der Vollmond spiegelte sich prachtvoll im Meere und beleuchtete die einsamen Hütten einiger Küsten-Indier, deren Bewohner von unsern vorangegangenen Lastthieren aus dem Schlafe geweckt worden waren. In geringer Entfernung von diesen Hütten liegt die Fazenda von Caledonia, welche der Engländer Charles Frazer vor etwa sieben Jahren hier angelegt hat. Herr Frazer, der einen großen Theil unserer Erde bereiste, kaufte etwa 30 starke Neger, um diese Fazenda anzubauen. Die Indier der umliegenden Gegend arbeiteten mehrere Jahre in seinem Dienste,

(*) J. MAWE's travels etc. p. 54.

reinigten die schönen Höhen, welche sich längs der Küste hinziehen, von ihrem Holze, und bebaueten das Ganze. An der Seeküste ließ er eine große Menge von Cocosbäumen pflanzen; das Wohnhaus wurde von Lehm erbauet und mit Stroh gedeckt, und in derselben Linie wurden eine Menge Hütten für die Neger, so wie eine große Mandioca-Fabrik und ein Vorrathshaus eingerichtet. Das Fabrikgebäude war indessen jetzt in einem sehr verfallenen Zustande. Acht oder zehn große irdene Pfannen zum Trocknen des Mehls waren zwar noch da, aber zum Theil zerbrochen. Die Lage und der Boden dieser Besitzung ist vortrefflich; grüne Hügel mit Gebüsch erheben sich am Meere, und man hatte schon eine große Strecke vom Walde befreyt. Man verstand aber, wie es scheint, nicht, die Neger in der Zucht zu halten, denn diese waren in einem Zustande der Neuterey; sie benutzten die Produkte der Pflanzungen für sich selbst, und verweigerten oft die ihnen aufgetragene Arbeit, um statt derselben in den umherliegenden Wäldern zu jagen oder sich mit dem Fang wilder Thiere in ihren Mundeos zu beschäftigen. Herr Frazer war gegenwärtig in Bahia und hatte während seiner Abwesenheit einem Portugiesen aus Villa do Prado die Aufsicht der Fazenda übergeben. Bey unserer Ankunft nahm uns der Feitor auf; die Neger, welche eben versammelt waren, um nach ihrer Trommel-Musik zu tanzen, kamen sogleich herbeygelaufen, die Fremden zu betrachten. Bald war das ganze Zimmer mit diesen Sklaven angefüllt, die jung, schön gebildet, und zum Theil von hohem kräftigem Körperbau waren, aber der Feitor hatte nicht so viel Autorität, um uns ermüdete Reisende von dieser lästigen Gesellschaft zu befreyen. Ich hielt mich einige Tage hier auf, und fand Gelegenheit, die kürzlich erst von ihren Bewohnern verlassenen Hütten der Patachos im Walde zu besuchen; einige Indier von Comematibá führten mich dahin.

Das Meer bildet in dieser Gegend einen guten Hafen, der zwar nicht besonders gegen die Winde, indessen doch gegen

die See durch ein Felsenriff geschützt ist, auch einen guten Anfergrund und den Vortheil hat, daß sein Eingang den Schiffern durch ein Merkmal kenntlich gemacht ist. Die Brandung wirft auf den Sand der Küste eine große Menge von Fucus-Arten, Sertularien und andere Zoophyten, allein nur wenige Arten von Conchylien. In der Abenddämmerung schwärmte häufig der große Wampyr (*Phyllostomus Spectrum*) oder Guandirá, den man im Fluge leicht für eine kleine Eule halten könnte. Unsere Lastthiere wurden von einigen derselben verwundet und bluteten stark. Diese Eigenheit der größern Fledermaus-Arten in den heißen Zonen, Thieren Blut auszusaugen, will man in Brasilien selbst auf alle kleinere Arten dieses Geschlechts ausdehnen; allein das Vorgeben, daß sie auch den Menschen auf diese Weise beschwerlich werden, habe ich nicht bestätigt gefunden. Die hier wohnenden Indier leben von ihren Pflanzungen, von der Jagd, besonders aber vom Fischfange; daher sieht man sie bey stillem Wetter häufig in ihren Canoen auf dem Spiegel des Meeres umher schiffen. Sie bringen eine Menge von Fischen mit zurück, und um ihre Häuser her liegen die Panzer, Schädel und Knochen der Riesenschildkröten (*Tartarugas*) zerstreut.

Von Comechatibá nördlich liegen wieder hohe Wände und Felsen an der See, die an einer Stelle selbst so in das Meer vorrücken, daß man sich genöthigt sieht, einen Umweg über die Höhen zu machen; hier oben findet sich eine Fläche, welche den Rahmen Imbassuaba trägt. Sie ist ein von Wald ringsum eingeschlossenes Campo mit schönen Gräsern und mancherley wilden Pflanzen, die uns neu und für unsere Sammlungen willkommen waren; auf der Erde wuchs hier im Schatten der Bäume unter andern das Kennthier-Moos (*Lichen rangiferinus*, LINN.) in Menge; diese Pflanze, die im Norden eine der nützlichsten Thierarten, das Kennthier, ernährt, hat eine weite Verbreitung. Von da erreicht man bald wieder die Seeküste und nach einem Wege von $1\frac{1}{2}$ Legoa von Corae

chatibá aus, den kleinen Fluß Cahy, der nur zur Zeit der Ebbe passirt werden kann. Zu diesem Uebergang war es, als wir ihn erreichten, schon beynahe zu spät, allein die des Weges und der Gewässer vollkommen kundigen Neger und Indier der Fazenda durchwateten den Bach und trugen auf den Köpfen und Schultern unser Gepäck hinüber, welches glücklich genug, vollkommen trocken, an das jenseitige Ufer gelangte. Der Cahy, welcher, wie alle jene Flüsse, aus einem finstern Waldthale hervortritt, ist zur Zeit der Ebbe unbedeutend, bey der Fluth aber reißend, wild und Wellen schlagend. Weiter nördlich fanden wir in der Entfernung von drey bis vier Legoas einen andern, etwas stärkern Fluß, den Corumbao. Auf diesem Wege war uns die Fluth schon etwas hinderlich, und eine drückende Hitze machte ihn noch beschwerlicher. Das Ufer an der Küste war zuweilen hoch und steil und dann wieder niedrig, mit finstergrünem lorbeerartigem Walde bewachsen. Am Strande sah man häufig die Aricuri-Palme, so wie mehrere uns neue schöne Gras- und Rohrarten. Die kleinen Thäler, welche sich nach dem Seestrande öffnen, sind zum Theil mit Seen oder Lagoas mahlerisch ausgefüllt; da wo sich diese eine Oeffnung in die See bahnen konnten, haben sie einen Abfluß; gewöhnlich sind sie voll von mancherley rohrartigen Gewächsen. Bis gegen Mittag stieg die Fluth immer höher, und da an manchen Stellen umgefallene Baumstämme uns den Weg versperrten, so sahen wir uns genöthigt, durch die heranrollenden Wellen des Meeres hin zu reiten. Glücklicherweise erreichten wir so die Mündung des Corumbao, die unter 17° südlicher Breite liegen soll. An der Barra dieses kleinen Flusses, dessen fruchtbare Ufer reich an mancherley schönen aber unbenutzten Holzarten seyn sollen, erheben sich mehrere Sand-Inseln, zwischen welchen jetzt die Fluth bedeutende Wellen bildete. Seine sandigen oder sumpfigen Ufer sind mit Mangue-Gebüsch bewachsen, und jetzt nur von Reiher, einigen Strandläufern und Mövenarten (*Larus*) bewohnt,

seitdem die Aymores oder Botocudos durch ihre grausamen Einfälle die Bewohner vertrieben haben. Unweit des Flusses am nördlichen Ufer lebt jetzt eine Familie aus Prado, die der Ouvidor hieher gesandt hatte, um die Reisenden überzusegen, und die hier vom Fischfange sich nährte; da es aber in diesen einsamen, menschenleeren Wildnissen an der nöthigen Aufsicht fehlt, so haben sie späterhin diese Gegend bald wieder verlassen. Ich fand in deren Hütte eine Menge von Fischen, die zum Theil eben gefangen waren, und wir versahen uns auch noch für den Abend mit einem Vorrathe derselben, die wir jedoch theuer bezahlen mußten. Der Mann wollte von dem Hunger Vortheil ziehen, der den von der Hitze ermatteten Reisenden aus den Augen blickte, und forderte den dreysfachen Werth für seine Lebensmittel.

Von hier aus öffnet sich die Gegend etwas; man folgt dem Strande, wo auf der trocknen Sandhöhe eine große Menge des fünf- bis sechseckigen Cactus, die Füße der Thiere mit ihren scharfen Stacheln bedrohen. Underhalb Lagoas nördlich von Corumbao fällt der Fluß Gramemoan in die See. Man durchreitet bis dahin eine weite Ebene mit vielen rohrartigen Gräsern, niederen Aricuri- und Guriri-Palmen und mit schönen Gesträuchen u. s. w. besetzt, worunter eine strauchartige, schön violettblaue Clitoria sich auszeichnet, deren Stamm holzig und aufrecht stehend ist; hie und da trifft man auch auf Sumpfstellen. Zur Linken ins Land hinein, hat das Auge eine weite schöne Aussicht in die Gebürge nach Minas Geraës hin; mehr in der Nähe zeichnet sich ein hoher Berg in der Gegend der Cachoeira des Flusses Prado aus, welcher Morro de Pascoal genannt wird (*), und den Schiffen in der See zum Merkmal dient; er gehört zu der Serra das Aymores. Diese Ebene gewährt den Botanikern eine reiche Unterhaltung und Beschäftigung. In der Dämmerung erreichte

(*) Lindley schreibt unrichtiger Weise Monte Pascoa. Siehe dessen Narrative of a voyage to Brazil p. 228.

ich das kleine indische Dörfchen Cramemoan, das auf Befehl des Ouvidors hier auf einen Hügel am Flusse erbauet ist, und eigentlich als Destacament, unter dem Rahmen Quartel da Cunha, zur Sicherheit dieser Gegend dienen soll. Die Indier waren nicht wenig erstaunt über den so seltenen und späten Besuch einer beladenen Tropa in dieser einsamen Gegend; sie drängten sich herbey, um sich mit uns zu unterhalten, während unsere Leute in einer verlassenem Hütte ein Feuer anzündeten. Sie leben von ihren Pflanzungen, vom Fischfange im Flusse und in der See, und machen im Walde Estoppa und Embira (Baumbast), die sie nach Porto Seguro verkaufen. Da hier an der Küste Pulver und Bley selten und äußerst theuer ist, so jagen sie zum Theil mit Bogen und Pfeilen, die sie von ihren Nachbarn in den Wäldern, den Patachos, gegen Messer eingetauscht hatten. Obgleich diese Leute von dem Ouvidor eigentlich hierher gesetzt wurden, um die Überfahrt über den Fluß zu besorgen, so sind sie doch mit dieser Einrichtung nicht zufrieden und leben größtentheils auf ihren Pflanzungen in der Nähe. Sie sind von starkem robustem Körperbau, aber so träge, daß sie bey schlechtem Wetter lieber ohne Lebensmittel in ihren Hütten liegen bleiben, als daß sie mit einiger Beschwerde arbeiten. Die Indier versorgten uns mit Fischen; auch erhielten wir von ihnen kleine Kuchen von Mandioccamehl, die sie in Borrath verfertigt hatten. Die Bereitung der verschiedenen Gerichte aus Mandioccamehl haben sie noch von ihren Vorfahren, den Tupinambas und andern Stämmen der Lingoa geral, beybehalten. Der Fluß Cramemoan hat an seinen Ufern Rhizophora- oder Conocarpus-Gebüsche. Hier riefen in der Kühle des Morgens eine Menge Papageyen von der Art des *Psittacus amazonicus*, LATHAM, oder ochrocephalus, LINN., die man hier im Lande Curica nennt; dieser Vogel hält sich besonders gern in den Mangue-Gebüschen an den Ufern der Flüsse auf, wo er auch nistet.

Nachdem wir mit unserer ganzen Tropa am nördlichen

Ufer angelangt waren, folgten wir der ebenen mit dichten Gesträuchen bewachsenen Fläche längs der See, welche in der Ferne von Höhen begränzt wird; allein bald zeigten sich am Meere wieder steile Höhen von Thon- und Sandstein-Wänden, die man ersteigen muß, weil die Küste selbst durch die heftige Brandung unzugänglich ist. Man folgt einem steilen Pfade auf die Höhe jener Barreiras, und findet dort eine trockene hohe Fläche, ein Campo, das den Rahmen Jaüassema oder Juassema hat. Hier soll, nach der Tradition der Einwohner, in den früheren Zeiten der portugiesischen Einwanderung ein großer volkreicher Ort, die Stadt gleiches Namens, oder Insuacome, gelegen haben, die aber eben so wie S. Amaro, Porto Seguro und andere Niederlassungen von der kriegerischen und barbarischen Anthropophagen-Nation der Abaquirá oder Abatyrá zerstört wurde. Ohne Zweifel bezieht sich diese Tradition auf die Verwüstungen, welche die Aymores oder die jetzigen Botocudos in der Capitania von Porto Seguro anrichteten, als sie im Jahr 1560 daselbst einfielen, wovon wir in Southey's History of Brazil und in der Corografia Brasílica die Nachrichten gesammelt finden; sie zerstörten damals auch die Ansiedelungen am Flusse Ilheos oder S. George, bis der Gouverneur Mendo de Sa sie zurück trieb. Zu Jaüassema soll man noch gegenwärtig Stücke von Backsteinen, Metalle und ähnliche Gegenstände finden; sie sind die ältesten Monumente der Geschichte von Brasilien, denn über die Zeit der europäischen Einwanderung hinaus findet man keine Denkmähler an dieser Küste. Ihre rohen Bewohner hinterließen nicht, wie die Tultekischen und Aztekischen Völker in Mexico und Peru, Denkmähler, welche die Nachwelt noch nach Jahrtausenden beschäftigen; denn mit dem nackten Körper des rohen Tapuyas, welchen seine Brüder in die Grabhöhle versenkten, verschwindet von der Erde sein Gedächtniß, und es ist gleich bedeutend für die künftigen Geschlechter, ob ein Botocude oder ein Thier der Wildniß hier gelebt hat. Ich fand zu Jaüas-

sema eine besondere Art von Palme, deren in der Folge noch öfter Erwähnung geschehen wird, die Piassaba-Palme, welche sich durch federbuschartig aufsteigende hohe Blätter auszeichnet; bisher hatten wir diesen Baum noch nie gesehen. Jetzt blühten hier nur wenige Pflanzen, als ich aber im Monat November dieses Jahres noch einmal diese Gegend besuchte, fand ich mehrere seltene und schöne Gewächse in der Blüthe, unter andern ein herrliches Epidendrum mit scharlachrothen Blumenbalden. Diese Art wächst an allen Uferwänden an der See.

Die Aussicht, welche man von dieser erhöhten Fläche auf die fern hinziehende Küste und das weite Meer hat, ist erhaben und geeignet, den einsam hier vorüberziehenden Reisenden zum ernstern Nachdenken zu stimmen. Aus- und einspringende Winkel der Küste zeigen sich dem Auge bis in die trübe blaue Ferne; die rothen steilen Wände an der See wechseln mit finstern Thälern, welche durchaus, so wie die Höhe, mit dunkelschwarzlichgrünen Wäldern angefüllt sind; trübe und dumpf brausend rollt in hohen Wogen der tobende Ocean heran, in weiter Ferne noch erblickt das Auge seinen, an den Felsriffen weiß aufspritzenden Schaum, und majestätisch erhaben schallt längs der öden weiten Scene das donnernde Getöse der ewig unabänderlich kämpfenden Brandung hin, von keinem Laute eines sterblichen Wesens unterbrochen. Ernst und groß ist der Eindruck, welchen diese hohe Naturscene macht, wenn man sich ihre Dauer und Gleichförmigkeit durch allen Wechsel der Zeiten hindurch denkt!

Wir erreichten die See wieder und kamen gegen Mittag an eine Stelle, wo die mit der hohen Fluth gegen die Felsen anprallenden Wogen den Weg völlig verschlossen; es war schlechterdings unmöglich, mit beladenen Maulthieren über die Höhen zu klettern, wir faßten uns also in Geduld und luden unsere Thiere ab. In der Nähe eines kleinen Corrego von klarem Wasser wurde ein Feuer angezündet; Decken und Ochsenhäute schützten uns einigermaßen gegen den frischen, alles durchdrin-

genden Seewind, und unser frugales Mittagessen ward in einem Kessel ans Feuer gesetzt. Finsterer Wald schloß rundum den kleinen Weideplatz ein, auf welchem unsere Lastthiere graseten; in den Gebüschern krochen zwitschernd die *Nectarinia flaveola* (*Certhia flaveola*, LINN.) und der grüne Sänger (*Sylvia Trichas*) umher. Der Caracara (*Falco crotophagus*) fand sich sogleich ein, und ließ sich auf den Rücken unserer Thiere nieder, um ihnen die Insekten abzulesen. Die Maulthiere scheinen den Besuch dieses sonderbaren Raubvogels zu lieben, sie stehen stille, wenn er erscheint und auf ihnen umher geht. Azara hat dieses Thier unter den Vögeln von Paraguay mit dem Namen Chimachima aufgeführt. Unser Aufenthalt an dieser einsam romantischen Stelle der Küste dauerte bis der Vollmond am Himmel hervortrat; jetzt waren die Felsen so weit entblößt, daß wir sie umreiten konnten. Noch unlängst ward diese Küste von Prado bis zum Rio do Frade, als sehr gefährlich wegen der Wilden angesehen, und niemand würde es gewagt haben allein hier zu reisen. Lindley (*) sagt dasselbe; allein jetzt steht man in friedlichen Verhältnissen mit den Patachos und fürchtet sie nicht; da man ihnen jedoch nicht ganz trauen darf, so ist es besser immer in größerer Anzahl zu reisen. Als ich im November dieses Jahres noch einmal diese Reise machte, fand ich bey starker Ebbe weite Bänke von Sand- und Kalkfelsen, die sich tief in die See hinaus erstrecken, und wohl größtentheils durch Corallenthier gebildet worden sind. Ihre Oberfläche ist in regelmäßige parallele Risse getheilt; in den vom Wasser darin ausgewaschenen Löchern leben Krabben und andere Seethiere; die Oberfläche dieser Felsbänke überzieht zum Theil eine grüne Byssus-artige Masse. Die Ebbe trat nun immer stärker ein, wir umritten mehrere, bey der Fluth völlig unzugängliche Felsen-Vorgebürge, und der Spiegel des weiten Oceans glänzte prachtvoll im Schein des Mondes.

(*) Dessen Narrative of a voyage to Brazil p. 228.

In der Mitte der Nacht befanden wir uns am Ufer des Rio do Frade, eines kleinen Flusses, der diesen Rahmen erhalten hat, weil einst ein Franciscaner-Missionar in demselben ertrank. Seine Barra ist schiffbar für große Canoe's, man kann ihn zwey Tagereisen aufwärts beschiffen und seine Ufer sind fruchtbar; zwölf Legoa's weit westlich zeigt sich der Monte Pascoal. Auf dem jenseitigen Ufer wohnen auf Befehl des Ouvidors einige indische Familien, um die Reisenden überzusetzen; man hat diesem Posten den Namen des Destacaments von Linhares gegeben, ob sie gleich keine Soldaten sind. Ihre Pflanzungen liegen in den nahen Gebüschern zerstreut, in welchen sie auch, zu einigem Schutz vor dem Seewinde, ihre eigentlichen Wohnungen haben. Jetzt wohnten sie jedoch in einer gegen Wind und Wetter sehr schlecht verwahrten Hütte auf der Sandfläche am Meer. Immer gewohnt dem Zuge voran zu reiten, stieg ich an dem Flusse, der zu tief ist, um durchritten werden zu können, ab, und ließ mein, dem Anschein nach, sehr ermüdetes Reitthier stehen; dieses aber konnte die Zeit nicht erwarten, um die Bekanntschaft der jenseitigen Wohnungen zu machen, entsprang mir, setzte sogleich durch den Fluß und verleitete die meisten der Lastthiere, ihm zu folgen. Wir fanden nun in der Hütte der Indier zwar Unterkommen, aber wegen ihrer elenden Beschaffenheit wenig Bequemlichkeit und Erholung nach unserm nächtlichen Ritt. Rund umher hängten wir unsere durchnässten Kleidungsstücke in den Seewind, welcher überall in die schlecht verschlossene Hütte hinein bließ, und streckten uns dann, um zu schlafen, auf unsere in den Sand ausgebreiteten Decken. Indessen wir hier vom Frost nicht wenig litten, sahen wir die halbnackten Bewohner des Hauses in ihren Schlafnetzen liegen, wo sie das beständig unterhaltene Feuer dennoch unmöglich erwärmen konnte. Die Sorge, das Feuer im Brande zu erhalten, war den Weibern übertragen, und der schon erwachsene Sohn des Hauses rief von Zeit zu Zeit seine Mutter auf, ihr Geschäft nicht zu versäumen. Kühl

und windig erschien der neue Morgen; wir packten unsere nassen Kleidungsstücke zusammen und ritten nach Francozo. Die See hatte bey der völligen Ebbe weite Strecken von flachen Felsbänken an der Küste entblößt; hier suchten einige in den nahen Gebüschen zerstreut wohnende Indier Mollusken zum Essen. Verschiedene Arten von Muscheln werden von ihnen genossen, besonders aber die schwarze essbare Art der Meer-Igel (Echinus). Nach einem Wege von drey Legoa's erreichten wir eine Stelle, wo ein kleiner Bach sich ins Meer öffnet, den man gewöhnlich Rio de Francozo nennt, der aber in der alten indischen Sprache Itapitanga (Sohn der Steine) genannt ward, wahrscheinlich weil er aus steinigigen Bergen herab kommt; er fließt in einem ziemlich tiefen Thale, eingeschlossen von Höhen mit großen Flächen. Auf der südlichen Seite gewahrt man schon von der Tiefe der Seeküste her die Kronen hoher Cocospalmen und das Dach und Kreuz des Jesuiten-Conventes zu Francozo. Einige voran gesandte Leute führten uns einen steilen Weg hinauf nach der Villa, wo wir in dem Casa da Camara für heute unsern Ruheplatz aufschlugen.

Francozo ist eine in einem langen Quadrate erbaute Indier-Villa. In der Mitte desselben steht das Rathhaus (Casa da Camara), und an dem dem Meere zugekehrten Ende die Kirche, die ehemals ein Kloster der Jesuiten war. Seit der Aufhebung dieses Ordens ist der Convent demolirt und die Bibliothek verschleubert worden. Die Villa zählte im Jahr 1813 etwa 50 Feuerstellen und 500 Seelen; ihre Bewohner sind sämmtlich Indier, zum Theil recht dunkelbraun, und nur einige wenige portugiesische Familien leben hier, zu denen der Geistliche, der Escrivam und ein Krämer gehören. Die meisten Häuser standen jetzt leer, da die Bewohner auf ihren Pflanzungen leben, und nur an Festtagen zur Kirche kommen. Man führt von hier etwa 1000 Alkeren Farinha, Baumwolle und verschiedene Waldprodukte aus; zu den letztern gehören

besonders Breter, Gamellas (hölzerne Schüsseln) und Canoe's, ferner etwas Embira und Estoppa (Bast zweyer Baumarten). In dem genannten Jahre 1813 war die Einnahme für diese Gegenstände 539,520 Reis, etwa 4400 Gulden. Die Pflanzungen der Indier sind ziemlich gut angebaut; sie bauen verschiedene eßbare Wurzeln, zum Beyspiel Batatas, Mangaranitos (*Arum esculentum*), Cará, Aypi oder süße Mandioca u. s. w., und verkaufen auch wohl diese Gewächse. Der Fischfang ist ebenfalls eine Hauptbeschäftigung der Indier; sie fischen bey ruhigem Wetter mit ihren Canoe's bis weit in die See hinein, auch macht man Corale oder Camboas an der Seeküste, die schon früher genannt worden sind. Auf dem erhöhten Rücken zu Trancozo hält man etwas Rindvieh, besonders besitzt der Escrivam eine ganz bedeutende Heerde; allein die Zucht dieser Thiere ist hier mit großen Unbequemlichkeiten verbunden. Auf dem hiesigen Campo ist eine trockene kräftige Weide, auf welcher das Vieh in kurzer Zeit fett wird, giebt man ihm alsdann nicht gleich darauf eine kühle nasse Weide, so fällt es sämmtlich; man schickt daher, um dieser Gefahr zu entgehen, die Heerde von Zeit zu Zeit nach dem Rio do Frade. Dieser Wechsel der Weide muß das Jahr hindurch mehrere Male wiederholt werden, und ist wohl mit Ursache, daß das Vieh eine sehr geringe Quantität Milch giebt. — Als ich im November diese Gegend wieder besuchte, hatte eine große Unze (*Felis Onca*, LINN.) ihren Stand hier gewählt, und raubte täglich den Bewohnern der Villa von ihrem Rindvieh. Man stellte Mundeos, und war so glücklich, das Junge der Unze zu erlegen; das alte Raubthier selbst indessen strich nun noch in jener Gegend umher, und erfüllte die langen Nächte mit seiner rauhen Klagestimme. Hierauf stellten die Indier, auf einem von ihr gewöhnlich eingehaltenen Pfade einige Selbstschüsse auf, und erreichten glücklich ihren Zweck. Die Unze tödtete sich selbst, und ich kaufte in Trancozo die Haut, welche mir zeigte, daß dies Thier zu der Varietät gehörte, die man im Sertam der

Capitania von Bahia, Cangussu nennt, und welche sich durch eine größere Anzahl von kleineren Flecken auszeichnet.

Die Lage von Trancozo ist sehr angenehm; von dem Ende der steilen Höhe bey der Kirche hatten wir eine große herrliche Aussicht auf den ruhig glänzenden dunkelblauen Spiegel des weiten Meeres; die jetzt deutlich sichtbare Vereinigung des grünen Meerwassers mit dem dunkelschwärzlichen der Flüsse, gab der Aussicht einen besondern Reiz; über den niedern Hüften der Indier sahen wir die schönen Kronen der stolzen Cocospalmen wehen, und rings umher zeigte sich uns die ganze Fläche des Campo grün bewachsen. Alle diese hohen Haiden oder Flächen sind von tiefen Thaleinschnitten durchkreuzt, die zum Theil ziemlich breit sind; sieht man über den Rücken hinweg, so scheint das Ganze eine aneinander hängende Ebene; nur am Rande der Höhe wird man erst die Einschnitte gewahr. Im Grunde der Thäler fließen kleine Wasser, die dem Itapitanga zufließen. Das Thal am Fuße der Höhe von Trancozo ist ein schöner Wiesenboden mit abwechselnden Gesträuchen, in welchen die schöne Laube häufig ist, welche hier Pucagu oder Caçaroba, in den Systemen aber Columba rufiga genannt wird. Gebüsche und hohes rohrartiges Gras fassen die Ufer des kleinen Baches ein, auf welchem man jetzt eine Lancha zu erbauen beschäftigt war. Die entferntern Wälder, welche im Hintergrunde von Trancozo sich erheben, werden von Patachos bewohnt. Senhor Padre Ignacio, der biedere alte Geistliche des Ortes, erzählte mir, daß diese Wilden in der Villa öfters erschienen; sie gehen immer völlig nackt, und wenn er den Weibern ein Tuch um die Hüften band, so rissen sie dasselbe immer sogleich wieder ab.

Der Weg von Trancozo nach Porto Seguro hat wenig Abwechslung. Hohe Wände von einer weiß-blaulichen, rothen oder violetten Substanz (*), die dem Thone gleich,

(*) Dieser Art von Steinmark ist weiter oben zwischen den Klüften Itapayana und Itapemirim schon gedacht worden.

tragen oben auf ihrem ebenen Rücken Fazenda's, und man sieht die Gipfel der sie beschattenden Cocosbäume im Winde wogen. Man überschreitet den Bach Rio da Barra auf einer hölzernen Brücke, die als eine Seltenheit genannt zu werden verdient, und steigt öfters an den hohen Wänden der Küste, wegen Unzugänglichkeit der Felsen am Seestrande, hinauf und hinab. Eine dieser Stellen war so steil, daß wir beym Hinabsteigen unsere Thiere abladen und die Kisten einzeln hinunter schleifen mußten. Auf dem Sande unten am Meere fanden wir eine Menge Proben schöner Fucus-Arten (Seetang) und einige Conchylien. Man fischte jetzt an den, von der See entblößten Felsbänken, die eßbaren Meer-Sigel. Nach einem Wege von drey Leguas traten wir aus einem kleinen Gebüsch hervor, und befanden uns an dem Flusse Porto Seguro, an dessen nördlichem Ufer unter hohen Cocospalmen der untere Theil der Villa do Porto Seguro mit freundlich rothen Ziegeldächern sich zeigt; der obere Theil liegt weiter zurück auf einem erhöhten Rücken, und man bemerkt von ihm nichts als die Spitze des Jesuiten-Convents. Ich schiffte sogleich nach der Villa hinüber, und erhielt meine Wohnung im obern Theile derselben, in der Casa da Camara.

Porto Seguro, im Range die erste Villa der Comarca von Porto Seguro, dennoch aber weniger bedeutend als Caravellas, ist ein wenig ansehnlicher Ort von 420 Feuerstellen, welcher in mehreren etwas voneinander getrennten Theilen erbauet ist. Der Haupttheil ist klein, und besteht aus wenigen mit Gras bewachsenen Straßen, in welchen meistens niedrige und einstöckige, und nur einige wenige Häuser von zwey Stockwerken stehen. Hier befindet sich die Kirche, der ehemalige Jesuiten-Convent, jetzt die Wohnung des Professors der lateinischen Sprache, und das Rathhaus mit den Gefängnissen. Der größte Theil der Bewohner hat sich indessen von der Höhe hinab gezogen, nach einem andern Theile der Villa, näher am Flusse, welchen man Os Marcos nennt,

und welcher zur Betreibung des Handels vortheilhafter gelegen ist. Dieser Theil der Villa ist der beträchtlichste; er liegt am Abhang der Höhe und ist zerstreut und unregelmäßig aus mehrtheils niedern Häusern zusammengesetzt, welche größtentheils mit Gebüsch von Drangen- und Bananenbäumen umgeben sind. Hier wohnen die wohlhabendsten Einwohner, die Besitzer der Schiffe, welche den Handel von Porto Seguro betreiben. Der dritte Theil der Villa liegt unten unmittelbar an der Mündung des Flusses, er wird Pontinha oder Ponta d'Área genannt, und hat außer einigen Venda's (Kramläden oder Buden) mehrentheils niedere zerstreute, von Fischern oder Seeleuten bewohnte, und von Cocospalmen beschattete Häuser. Die obere Villa ist gewöhnlich sehr öde und todt, manche Häuser stehen sogar verschlossen und verfallen, denn nur an Sonn- und Festtagen versammelt man sich hier oben; alsdann aber ist dieser Theil von gepuhten Menschen sehr belebt. Die Portugiesen versäumen nicht leicht die Messe, und jedermann erscheint da gern in seinen besten Kleidungsstücken. Menschen, die in der Woche kaum ihre Blößen bedecken, zeigen sich am Sonntage auf das netteste gekleidet. Man muß überhaupt allen Klassen der Brasilianer das Zeugniß geben, daß Reinlichkeit und Nettigkeit im Anzuge unter ihnen allgemein ist. Unmittelbar über dem ziemlich steilen Abhange liegt der Convent der Jesuiten, ein massives ansehnliches Gebäude. Hier nahm mich Herr Professor Antonio Joaquim Morreira de Pinha sehr gastfreundschaftlich auf; aus seinen Fenstern genossen wir der herrlichen Aussicht auf den ruhigen Spiegel des Meeres; unsere Blicke begleiteten die forteilenden Schiffe bis in die weite Ferne, und unsere Gedanken folgten ihnen nach dem entfernten Vaterlande; zu beyden Seiten dehnte die Küste sich weit aus, gegen welche unabänderlich und in ewig gleichem Takte der ernste Ocean seine Brandung dumpf donnernd heran rollt.

Hier in den vom Winde durchheulten Hallen des alten

Gebäudes, wo einst Jesuiten ihre Herrschaft ausübten, fühlt man den Wechsel der Zeiten recht lebhaft. Verödet stehen die Zellen, die vor Zeiten von regsamer Geschäftigkeit belebt waren, und Fledermäuse hausen in den alten Mauern. Von der Bibliothek, die sich ehemals hier befand, findet sich keine Spur mehr.

Der Fluß Porto Seguro, Buranhem (Buraniem) in der alt-indischen Sprache, hat eine sehr gute, durch ein vortretendes Felsenriff geschützte Barra oder Mündung mit steinigem Grunde, welche tief und dem nicht unbedeutenden Handel der Villa sehr günstig ist. Es befinden sich hier etwa vierzig Lanchas, kleine zweymastige Schiffe, welche auf den Fang der Garupa und des Mero, zweyer Arten von Seefischen, ausfahren, und immer vier bis sechs Wochen in See bleiben; alsdann kehrt eine jede derselben mit einer Ladung von 1500 bis 2000 eingesalznen Fischen zurück, deren die Villa im Jahr etwa 90 bis 100,000 Stück ausführt. Man consumirt sie theils am Orte selbst, theils werden sie nach Bahia und andern Orten versendet. Da im Durchschnitte ein jeder Fisch nach einem Mittelpreise mit 160 bis 200 Reis bezahlt wird, so giebt dies einen beträchtlichen Gewinn für die Villa. Dennoch findet man unter den 2600 Einwohnern, welche diese Villa enthalten soll, wenig wohlhabende, indem es den meisten durchaus an der nöthigen Industrie fehlt, um ihren Wohlstand zu verbessern. Sie setzen ihre Fische gewöhnlich in Bahia und andern Orten gegen andere Produkte um, und verzehren einen großen Theil ihrer Salzische selbst, die daher ihre Hauptnahrung ausmachen. Es finden sich deswegen auch sehr viele Menschen hier, die am Scorbut leiden, und der Reisende wird bey seinem Eintritt in die Villa sogleich von einer Menge armer Kranken heimgesucht. Landbau findet man hier sehr wenig, und nur ein geringer Theil der Einwohner besitzt Pflanzungen; man bezieht die nöthige Farinha größtentheils aus Sta. Cruz. Das Kloster S. Bento zu Rio hat hier in der Nähe eine

bedeutende Fazenda, welche ein Geistlicher verwaltet. Die Bewohner von Porto Seguro haben den Ruf sehr gute Seeleute zu seyn, und weil der Handelsverkehr mit Bahia stark ist, so findet man an dieser ganzen Küste nirgends so häufig Gelegenheit, die Reise dahin zu machen, als hier. Die Schiffe, welche dahin segeln, sind sämmtlich nur kleine Lanchas Garupeiras, welche vorzüglich schnell und auch bey ungünstigem Winde besonders gut segeln. Sie führen zwey kleine Masten, von denen der hintere der kürzeste ist; der Hauptmast hat ein breites viereckiges Segel, der Hintermast ein kleines dreyeckiges; sie lassen sich so stellen, daß das Schiff gegen möglichst widrigen Wind läuft, wo andere schon nicht mehr segeln können.

Die frühere Geschichte von Porto Seguro bietet manche merkwürdige Ereignisse dar. Während des holländischen Krieges in Brasilien hatte dieser Ort nicht mehr als 50 Einwohner, und in der Nähe lagen drey indische Dörfer. Am Flusse Caravellas befanden sich zu jener Zeit nur 40 Portugiesen. In der letzten Hälfte des 17ten Jahrhunderts vereinigten sich einige Reste der Tupinambas und Tamoyos mit ihren Feinden, den Aymores oder Botocuden, gegen die Portugiesen. Die Tupiniquins waren Allirte der letztern; ihre Feinde aber waren ihnen weit überlegen, und zerstörten die Orte Porto Seguro, St. Amaro und Sta. Cruz; am erstern Orte überfielen sie, wie Southey (*) berichtet, die Einwohner in der Messe. Damals soll Porto Seguro beträchtlicher gewesen seyn, als es jetzt ist. Ein allirter Anführer der Tapuyas vom Rio St. Antonio, Namens Lateno, soll die Villa gegen seine Landsleute unterstützt und vom völligen Untergang errettet haben (**). Von den erwähnten indischen Dörfern dieser Gegend existirt jetzt nur noch die Villa Verde, welche eine kleine Lagereise am Flusse aufwärts liegt. Sie besteht ganz aus Indiern: nur der Geistliche (Padre Bigario) und der Es-

(*) SOUTHEY'S history of Brazil, Vol. II. p. 665.

(**) Corografia Brasílica etc. T. II. p. 81.

crivam sind Portugiesen. Die meisten Indier leben indessen zerstreut auf ihren Pflanzungen und gehen nur an Sonn- und Festtagen nach ihren Häusern zur Villa. Es befindet sich hier ein zerstörtes Jesuiten-Kloster, dessen Kirche aber noch gebraucht wird. Die Villa hat 40 bis 50 Feuerstellen und 500 Einwohner; sie führt etwa 1000 Alkeren Farinha und etwas Breter aus. Etwas höher aufwärts hat der Ouvidor das Destacament de Aguiar angelegt, wo sich sechs Indier befinden, die schon 500 Alkeren Farinha ausführen sollen.

Mehrere kleine Flüsse vereinigen sich mit dem Porto Seguro oder Buranhem, den man auch Rio da Carveira nennt, unter andern der Patatiba. Nach dieser Vereinigung bis zu der Barra, die er von da nach einem Laufe von etwa 3 Leguas erreicht, führt er den Rahmen Ambas as Algoas. Wir verweilten einige Zeit zu Porto Seguro, um den Ort und seine Umgebungen kennen zu lernen, und setzten dann unsere Reise, nordwärts an der Küste hin, fort, da außer dem Wege längs des Strandes nirgends in das Land hinein eine andere Straße führt. Unsere Tropa hatte mehrere kleine Flüsse zu durchwaten, welche bey der Ebbe völlig unbedeutend, bey der Fluth aber nicht zu passiren sind, man kennt sie unter den Rahmen des Rio das Mangues und der Barra de Mustari. Landeinwärts begränzen Hügel mit dunkeln Wäldern den Horizont, Cocoswäldchen treten aus ihnen hervor und bezeichnen von fern die zwischen ihnen liegenden Wohnungen.

In dieser Gegend reden die Bewohner noch oft von einem Überfall, welchen vor etwa 22 Jahren ein Paar französische Fregatten daselbst machten. Die Mannschaft stieg ans Land, in der Absicht, die Orte dieser Gegend zu plündern. Die Fahne voran, zog ein großer wilder Haufen nach Sta. Cruz, allein die Bewohner bewaffneten sich schnell und warfen sich hinter die Gebüsche längs der Seeküste; ihr gut gerichtetes Feuer tödtete mehrere der Feinde und andere wurden verwundet, worauf der Haufe sich eiligst wieder einschiffte, nachdem

er einen einzelnen unbeforgt daher kommenden Wanderer aus Rache ermordet hatte.

An der sandigen seichten Mündung des Mutari fanden wir einen Schwarm der *Anas viduata* LINN., einer schönen Ente, die wir mehr südlich öfters geschossen, jetzt aber seit geraumer Zeit nicht mehr gesehen hatten. Obgleich unsere Jäger alle Vorsicht im Anschleichen gebrauchten, so gelang der Angriff auf diese scheuen Vögel dennoch nicht. Bey meinem zweyten Besuche in dieser Gegend, einige Monate später, fand ich hier auf der Küste eine Menge Überreste von großen Wallfischen, die eine sehr bedeutende Fischerey dieser Thiere vermuthen ließen. Große Schwärme von schwarzen Geyern (Urubu) bedeckten die Überbleibsel, die die ganze Küste auf eine weite Strecke verpesteten.

Der Fluß Sta. Cruz öffnet sich etwa 5 Leguas weit vom Porto Seguro in die See; er ist etwas schmaler als dieser, hat aber ebenfalls eine gute sichere Barra, welche durch ein vorlaufendes Felsenriff gegen den Ungestüm der See gedeckt wird. Sta. Cruz ist bekannt als die älteste Ansiedelung der Portugiesen in Brasilien. Pedro Alvarez Cabral landete hier am 3ten May 1500, und ward von den Eingebornen friedlich empfangen. Man hielt die erste Messe, und belegte die Gegend mit ihrem gegenwärtigen Nahmen; dem zunächst, aber weiter südlich, gelegenen Flusse gab man damals wegen seiner sichern Einfahrt, den Nahmen Porto Seguro. Später hat man zu Sta. Cruz das Kirchspiel gestiftet, welches noch jetzt den Nahmen der Freguesia de Nossa Senhora da Bella Cruz trägt. Die Villa zu Sta. Cruz liegt an der Mündung des Flusses auf dem südlichen Ufer; die Kirche und ein Theil des Orts befindet sich auf einer Höhe; ein Paar Cocospalmen machen sie sehr kenntlich, wie die 3te Tafel (in der 4to Ausgabe) zeigt. Am Fuße dieser Höhe liegt der übrige Theil der Villa aus niedern Häusern bestehend, in Gebüsch von Orangen- und Bananenbäumen zerstreut. Die hiesige Villa

hat mehr Landbau als Porto Seguro, denn dieses wird von hier aus mit Farinha versorgt, welche man auch noch nach andern Orten der Ostküste ausführt; die hiesigen Einwohner sehen übrigens allgemein im Rufe großer Trägheit und arbeiten wenig. Der Fang der Garupa beschäftigt auch hier einige Schiffe, jedoch wurde er jetzt nur mit vier Lanchas betrieben, überhaupt ist diese Villa auch weit unbedeutender als Porto Seguro. Ehemals soll der Ort viel blühender gewesen seyn, allein die reicheren Bewohner sind ausgestorben. Der Fluß Sta. Cruz kommt nur einige Tagereisen weit her, und entspringt aus zwey Hauptquellen, deren Ausflüsse sich vereinigen, und dann dem Meere zufließen. Jene Quellen liegen dem Rio Grande de Belmonte so nahe, daß man einen in ihrer Nähe abgefeuerten Schuß, an diesem Flusse, etwas über der Iha Grande, von der späterhin die Rede seyn wird, hören soll; der Rio Grande de Belmonte nimmt jedoch bald darauf einen etwas südlichen Lauf. Am obern Theile des Sta. Cruz streifen schon Botocudos; der Küste näher aber macht dieser Fluß die Gränze des Gebiets derselben, denn an seinem südlichen Ufer streifen Patachos und Machacalis. Die am Flusse höher aufwärts gelegenen Pflanzungen wurden von den Botocudos noch unlängst zerstört, so wie die Villa in frühern Zeiten durch die Abatyrás, Aymores oder Botocudos; und noch vor ein Paar Jahren hat sich der Ouvidor genöthigt gesehen, das Destacament de Aveiros anzulegen, wo schon wieder einige Pflanzungen existiren. Die Gegend am Sta. Cruz ist zur Cultur von mancherley Produkten sehr gut geeignet, doch wächst das Pao Brazil hier nicht so häufig als um Porto Seguro.

Ich ließ in Sta Cruz meine Tropa sogleich durch den Fluß setzen, und nahm alsdann meinen Aufenthalt in der Povoação von S. Andre', die in geringer Entfernung vom Flusse, auf dem nördlichen Ufer liegt. Man nahm uns hier sehr gastfreundlich auf, und mehrere Kranke kamen sogleich herbey-

indem man hier alle reisende Fremde für Ärzte hält. Da die meisten am Fieber litten, eine hier nicht selten vorkommende Krankheit, so konnte ich ihnen zum Glück mit etwas ächter China helfen. Die Lage unseres heutigen Nachquartiers war recht angenehm; die wenigen Wohnungen zu S. Andre' lagen in mahlerischen Gebüschern zerstreut, Cocoswäldchen erhoben sich über einem mit frischgrünem Gras bedeckten Boden, wo in der Kühlung des Abends unsere Thiere nach einer heißen Sandreise längs der Küste eine angenehme Erholung fanden. Unter den Bäumen, welche die Wohnung umgeben, zeichnete sich ein colossaler Gamelera-Baum (*Ficus*) aus, der seine Riesenzweige horizontal weit hinaus sandte, und auf einem kurzen colossal-dicken Stamme, eine prachtvoll majestätische Krone trug; die steifen eiförmigen Blätter sind breit und dunkelgrün, und in den Zweigen befindet sich ein Milchsaft. Auf diesem Baume, an seinem Stamme und auf seinen Ästen befand sich eine reiche botanische Collection; denn mancherley Arten von Bromelia, ein schöner Cactus, Schlingpflanzen, Laubmoose und Flechten, waren, nebst einer Menge von andern Saft- und Laubgewächsen, auf die merkwürdigste Art im dunkeln Schatten dieses Feigenbaumes gesellschaftlich vereint. Mehr südlich an dieser Küste legt man den Rahmen Gamelera einer andern ganz verschiedenen Baumart bey, indessen scheint das von Koster (*) erwähnte Gamelera preta und branca hierhin zu gehören. Das Holz der Gamelera wird von den Wilden hie und da zum Anzünden des Feuers benützt, indem sie es in einem Stück andern Holzes herumdrehen. Sehr häufig war hier ferner das *Anacardium occidentale*, LINN., der Accajü-Baum, dessen säuerliche birnförmige Frucht häufig gegessen wird; er stand jetzt gerade in voller Blüthe. Zu S. Andre' fand ich einige Einwohner mit Bereitung von dünnen Stricken beschäftigt, die man, als sie vollendet waren, mit der frischen saftigen Rinde

(*) KOSTER's travels etc. p. 303.

des Arueira-Strauches (*Schinus molle*) eintrieb, wodurch sie schwarzbraun glänzend und im Wasser sehr dauerhaft werden, indem der fettig harzige Saft der untern Rinde sie völlig überzieht und durchdringt; man wendet indessen dieses Mittel bloß bey Tucum-Stricken an, die dann auf diese Art beharzt in Bahia gut bezahlt werden. Stricke von Grawatha (*Bromelia*) oder von Baumwolle, reibt man mit Mangue (*Rhizophora*) Blättern. Der Saft der Arueira wird von den Indiern auch in Augenkrankheiten angewandt, sie nehmen jedoch zu diesem Endzwecke nur den grünlichen Saft der jungen Zweige.

Da die unangenehme windige Witterung sich etwas gebessert hatte, so nahm ich Abschied von unserm Wirth zu S. André, um an demselben Tage den Fluß Rogiquicaba noch zu erreichen, der von den Bewohnern der Gegend gewöhnlich Misquicaba genannt wird. Die Küste ist bis dorthin bey der Ebbe sehr schön und eben wie eine Tenne; Fucus und Conchylien liegen auf dem harten Sande zerstreut; auch fanden wir noch ein gutes Exemplar des blauen Petrel (*Procellaria*) auf dem Sande todt liegen, welcher wahrscheinlich bey dem letzten Sturm umgekommen seyn mußte. An allen diesen ebenen Sandküsten des östlichen Brasiliens findet man sehr häufig die Krabbe, welche die Portugiesen Ciri nennen. Dieses sonderbare Thier hat einen grau-bläulichen Körper, und blaß weißgelbliche Füße und Unterseite. Es gräbt sich Löcher in den weichen von der Brandung benezten Sand, um sich darin bey herannahender Gefahr zu verbergen. Nähert man sich ihm, so richtet es sich sogleich auf, öffnet die aufgerichteten Zangen, und rennt pfeilschnell seitwärts dem Meere zu. Am Feuer gebraten oder gekocht sind diese Krabben recht wohl-schmeckend; sie haben aber auch einen officinellen Nutzen, denn zerstoßen soll ihr Saft ein wirksames Mittel gegen die Hämmorrhoiden seyn.

Ich erreichte den kleinen Fluß S. Antonio, der, wie

jetzt, zur Zeit der Ebbe an seiner Mündung sehr seicht, bey der Fluth aber nicht zu passiren ist, da er in mehreren Armen dem Meere zufließt und alsdann bedeutende Wellen bildet. Etwas aufwärts an demselben haben die Botocuden unlängst noch Feindseligkeiten ausgeübt, und die sämtlichen Bewohner eines Hauses ermordet. In dieser Familie hatte man einen jungen Botocuden auferzogen, der von der Annäherung seiner Landsleute Nachricht gab, man hatte aber auf seine Warnung nicht geachtet.

Jenseits des S. Antonio fand ich auf dem Sande eine große Menge Skelette von einer Art Meer-Igel (*Eschinus pentaporus*) mit fünf elliptischen Öffnungen (*). Sie sind äußerst zerbrechlich, man fand sie gemischt unter einer großen Menge gemeiner Conchylien. Die Gebüsch an der Küste sind in dieser Gegend von weiten Rohrgehängen eingefaßt, von der Art des Uba, das einen schönen Fächer bildet, über welchen der lange Blumenschaft empor steigt. Hier weideten Pferde und Rindvieh. An einem kleinem Bache, der den Rahmen der Barra de Guayú trägt, haben einige wenige Familien sich angebaut und eine kleine Povoação gebildet. Von hier aus erreichte ich bald den Fluß Mogiquicaba, welcher unbedeutender ist, als der von Sta. Cruz. An dem südlichen Ufer, nahe an seiner Mündung, befindet sich eine Fazenda des Ovidors dieser Comarca, die bloß Rindvieh und einige schlechte Hütten enthält. Etwa achtzehn Negerclaven beschäftigen sich hier unter andern mit der Verfertigung von Schiffstauen aus den Fasern der Cocos de Piassaba, einer Palme, die in dieser Gegend wächst und sich von hier an nördlich häufig findet. Diese Fasern sollen sich in der Blattscheide des Baumes befinden, sie sind 4 bis 5 Fuß lang, hart, trocken und stark, und fallen von selbst ab, wo man sie alsdann aufließt. Aus ihnen dreht man durch eine besondere Vorrichtung Stricke, die sehr

(*) Wahrscheinlich die von Brugieres auf der 149ten Tafel Fig. 3, und von Boiss Hist. natur. des vers. Vol. II. pl. 14. fig. 5 abgebildete Art.

haltbar und im Wasser ausdauernd, für die Manipulation aber etwas rauh und unangenehm sind; man versendet sie stark nach Bahia, wo sie auf den Schiffen gebraucht werden. Die Frucht dieses Baumes ist eine länglich zugespitzte, schwarzbraune und sehr harte Nuß von etwa 3 bis 4 Zoll Länge; ich glaube sie in den Cabinetten gesehen zu haben, wo sie mit dem Namen der *Cocos lapidea* bezeichnet war; weiter südlich als Sta. Cruz kommt dieser Baum nicht vor. Diese Gegend am Mogiquicaba hat übrigens nicht viel Merkwürdiges; dicke Wälder überziehen sie weit und breit, und nur wenige Menschen haben sich, etwas oberhalb der Fazenda des Ouvidors, angebaut. Der Fluß ist fischreich und liefert den Bewohnern einen bedeutenden Theil ihres Unterhalts. Stromaufwärts giebt es in den den Fluß einschließenden Wäldern Tapuyas, doch zeigen sie sich an seiner Mündung nicht; sie sollen sämtlich Botucudos seyn. An dieser Stelle ist der Eingang zu der Straße, welche man am Belmonte hinauf nach Minas geführt hat; sie ist aber noch sehr unvollkommen, und zum Theil noch gar nicht zu gebrauchen.

Wir fanden zu Mogiquicaba eine angenehme vaterländische Nahrung — nemlich Milch — die wir seit langer Zeit entbehrt hatten. Die hier gezogenen Kühe sind schön und fett, dennoch geben sie nicht so gute und viele Milch, als unser europäisches Rindvieh, welches wohl von dem trocknen Sandboden herrührt. Jeden Abend treibt man die Heerde in viereckige eingezäunte Plätze, welche man Coral nennt; hier trennt man sogleich das Kalb von der Kuh, wenn man den folgenden Tag melken will. In der Hütte, wo wir unsere Wohnung für die Nacht aufschlugen, fanden wir eine sehr alte abgelebte Neger-selavin des Ouvidors; solche alte Weiber hält der gemeine Mann in Brasilien häufig für Feitiçeiras oder Hexen. Sie hatte ihren Schlafraum fest verschlossen und schien sehr unzufrieden, als man ihr Heiligthum zu öffnen suchte, um etwas Feuer zu erhalten; dennoch war es uns bey dem alles durch-

dringenden kalten Seewinde in der Nacht unmöglich, ohne Feuer zu schlafen; die verschlossene Thür der Alten wurde daher gewaltsam geöffnet.

Von Mogiquicaba bis zum Flusse Belmonte dehnt sich eine 5 Leguas weite Fläche aus. Dhngefähr auf der Hälfte des Weges kommt man an eine Stelle, wo ein jetzt versiegter Arm des Flusses ehemals in die See trat; diese Stelle heißt jetzt noch Barra Belha, oder die alte Mündung. Der Weg auf der Küste geht über ebenen festen Sand, allein ein näherer Pfad führt durch eine einförmige, mit kurzem Grase bewachsene Viehtrift, in der hie und da einzelne Gruppen der Aricuri- und Guriri-Palme stehen. Hier verirrte sich meine Tropa, und wir geriethen in eine Menge von sumpfigen Gräben, Pfützen und Lachen, wo unser Gepäck in Gefahr kam zu versinken. Wir kamen indessen glücklicher hindurch, als wir es erwartet hatten, und erreichten nun die Seeküste wieder, wo heute die Brandung mit ungewöhnlicher Heftigkeit tobte. Sie hatte an diesem Tage eine von Belmonte ausgelaufene Lancha umgeworfen und zertrümmert, deren Mannschaft jedoch gerettet worden war. Nach einer ermüdenden beschwerlichen Tagereise in großer Hitze auf trockenem brennenden Boden, erblickten wir am Abend, mit nicht geringer Freude, die wogenden Gipfel des Palmenhains, unter welchem die Villa de Belmonte erbaut ist. Belmonte ist eine kleine unansehnliche und jetzt zum Theil verfallene Villa, die etwa vor 50 oder 60 Jahren aus Indiern angelegt wurde, deren indessen jetzt nur noch wenige hier sind. Das Rathhaus, von Lehm und Holz erbaut, war dem völligen Einsturz nahe; schon fehlte eine ganz: Wand, so daß man von außen in das Innere des Hauses hinein sehen konnte. Die Villa bildet ein Quadrat von etwa 60 Häusern mit ungefähr 600 Einwohnern, an dessen einem Ende die Kirche liegt. Die Wohnhäuser sind niedrige Lehmhütten, das einzige etwas ansehnliche gehört dem Capitam Mor; das des Ouidors, worin mir meine Wohnung angewiesen wurde, war nicht besser als

alle die andern Gebäude. Die größtentheils mit Stroh gedeckten Hütten, und die ungepflasterten mit Gras bewachsenen, unregelmäßigen Straßen, machen die Villa einem unserer schlechteren Dörfer ähnlich, ihre alleinige Zierde ist die Menge von Cocospalmen in dieser Sand-Ebene, welche überall die Wohnungen umgeben und ihre stolzen Gipfel zu einem wogenden Hain vereinigen. Diese Bäume tragen hier besonders reichlich; man glaubt diese Fruchtbarkeit dadurch zu bewirken, daß man unten an den Bäumen, nahe über der Erde, ein Loch in den Stamm haut. Unmittelbar bei der Villa ergießt sich der bedeutende Rio Grande de Belmonte ins Meer; seine Barra soll unter $15^{\circ} 40'$ südlicher Breite liegen. Er entspringt auf dem hohen Rücken von Minas Geraës, erhält aber den Namen Rio Grande de Belmonte erst in Minas Novas durch die Vereinigung des Aracuahy und des Siquitinhonha, von dessen Gold- und Diamanten-Wäschereyen der Engländer Mawe schon Nachricht gegeben hat. In der Zeit des hohen Wasserstandes ist dieser ahnsehnliche Fluß reizend, seine Mündung bleibt aber immer schlecht und gefährlich, da sie hier und da Sandbänke hat, die man jetzt bey dem niedern Wasserstande sehen konnte, die aber auch bey hohem Wasser der Schifffahrt leicht gefährlich werden, und schon mancher Lancha den Untergang gebracht haben. Belmonte unterhält etwa drey bis vier Lanchas, durch welche ein schwacher Handel mit Farinha, Baumwolle, Reis und Holzarten nach Bahia betrieben wird. Man führt jetzt jährlich etwa aus: 1000 Alkeren Farinha, eben so viel Reis, und etwa 2000 Alkeren Milho, auch etwas Branntwein, obgleich nur zwey Enginhocas hier existiren. Die Ufer des Flusses sind fruchtbar, da sie zum Theil überschwemmt werden. Es befand sich hier gegenwärtig ein Schotte, der mit Baumwolle ein nicht unbedeutendes Geschäft betrieb; er hatte eben durch die Untreue eines Schiffers beynah eine ganze Schiffladung verloren. Diese arme kleine Villa hat jetzt durch die Communication, die man auf und an dem Flusse nach

Minas Novas in der Capitania von Minas Geraës eröffnet hat, einigen Vortheil erhalten, aber doch hatte man noch jetzt kaum die nöthigen Lebensmittel hier vorräthig, und für Geld hätten wir Fremde nichts erhalten, wären wir nicht durch die Sorge einiger unserer Bekannten unter den Bewohnern, mit dem Nöthigsten versehen worden; von Zeit zu Zeit bringen indessen die Mineiros in ihren Canoes Lebensmittel und andere Bedürfnisse, zum Beyspiel Milho, Speck, Salzfleisch, Schießpulver, Baumwolle u. s. w. an diese ärmere Küste herab, welche theils zur Versorgung der Villa de Belmonte dienen, theils weiter nach Porto Seguro und Bahia versandt werden.

Die Wälder am Belmonte sind der Hauptsitz des Stammes der Botocudos, dessen schon öfter Erwähnung geschah; ihretwegen konnte man früherhin nicht ohne Gefahr den Fluß beschißen. In frühern Zeiten haben wohl einige Abenteurer in Canoen von Barrigudo-Holz sich den Fluß aufwärts gewagt, allein der Capitam Mor, João da Sylva Santos, war im Jahr 1804 der erste, welcher ihn bis nach Villa do Farnado in Minas Novas hinauf zu beschißen wagte; er hat eine förmliche Beschreibung seines Laufes entworfen; ihn begleitete auf dieser Fahrt der Escrivam von Belmonte, Capitam Simplicio José da Sylveira. Seit drey Jahren hat der Ouvidor Marcelino da Cunha, auf Befehl des Gouverneurs der Capitania von Bahia, Conde dos Arcos, nach vorhergegangener vernünftiger und zweckmäßiger Behandlung der Wilden, einen Vertrag mit ihnen zu Stande gebracht, wodurch alle Feindseligkeiten von beyden Seiten eingestellt wurden. Nur ein einziger Anführer jener Horden, mit Nahmen Jonué, der wegen seines unruhigen feindseligen Gemüths von seinen Landsleuten Jonué iakiam (der Kriegerische) genannt wird, hat dieser Einladung noch nicht Folge geleistet; er zieht noch mit seinen Leuten hoch oben am Belmonte in der Gegend der Caroeira do Inferno umher, und schießt nach

den vorüberschiffenden Canoen; ja selbst mit seinen Landsleuten, die mit den Portugiesen Frieden geschlossen haben, lebt er in Streitigkeiten. Um die Botocudos zu besänftigen, hatte man ihnen Messer, Ärte und andere Eisengeräthe, so wie Zeuge, Mützen, Tücher u. s. w. gesandt und dadurch den gewünschten Endzweck erreicht. Besonders hat sich Herr Capitam Simplicio bey diesem Geschäft sehr thätig bewiesen; ein Beweis des guten Vernehmens ist, daß viele Portugiesen jetzt schon etwas von der Sprache jener Wilden verstehen. Nachdem das von Seiten der Wilden zu befürchtende Hinderniß beseitigt war, hat man angefangen auf dem südlichen Ufer des Flusses eine Straße nach Minas Novas hinauf durch die großen Urwälder durchzuschlagen. Sie ist jetzt völlig vollendet, und würde sehr brauchbar seyn, wenn alles, was man von ihr gerühmt hat, wirklich geschehen wäre. Über die tiefen Schluchten oder Rinnen der kleinen Waldbäche oder Corregos, welche diese Straße an vielen Stellen spalten, hat man keine Übergänge erbaut, weshalb beladene Thiere an solchen Stellen nicht fortkommen können; auch sollen an einigen Plätzen dieser langen Reise in ununterbrochenem Wald, schädliche Futterkräuter wachsen, welche die Thiere tödten. Im Vertrauen auf den verbreiteten Ruf von der Vortrefflichkeit dieser Straße, versuchte es ein Mineiro mit einer ansehnlichen mit Baumwolle beladenen Tropa, sich ihrer zu bedienen, allein er verlor den größten Theil seiner Maulthiere; man behauptet zwar, daß er durch Unvorsichtigkeit selbst einige Schuld an seinem Unglücke gehabt habe, allein sein mißlungener Versuch schreckte doch andere ab, so daß jetzt den untern Theil der Straße niemand mehr betritt, der obere hingegen wird gebraucht. Ich fand selbst Gelegenheit mich zu überzeugen, daß diese Straße, die, gut eingerichtet, von sehr bedeutendem Werthe für diese Gegend seyn würde, die ihr von Vielen gemachten Lobeserhebungen noch wenig verdiene, doch hat man seitdem angefangen, sie in einen bessern Zustand zu setzen. Besser als auf dieser Straße wird

die Communication durch Canoe's auf dem Flusse unterhalten. Alljährig kommen mehrere derselben mit Produkten von Minas herab, und nehmen gewöhnlich Salz und andere Dinge wieder mit zurück, zu welcher Fahrt sie bis zu den ersten bewohnten Gegenden von Minas, etwa 20 Tage gebrauchen, eine immer etwas beschwerliche Reise, die sich der Engländer Mawe wohl etwas zu leicht gedacht hat (*). Um diese Communication gegen die noch nicht friedlich gesinnten Wilden zu decken, hat man verschiedene Militärposten bis Minas hinauf angelegt; es sind deren sechs, das Quartel dos Arcos, Quartel do Salto, Quartel do Estreito, Quartel da Vigia, Quartel de S. Miguel und von Lucathos de Lorena. Das erstere wird gewöhnlich Caroeirinha genannt, von den kleinen Wasserfällen, welche in dem nahe dabey befindlichen Flusse durch Felsen gebildet werden. Die Schifffahrt auf dem Flusse bringt der Villa de Belmonte einige Nahrung; ihre Bewohner, welche sämmtlich auch Fischer sind, verstehen, wie die mehrsten Landleute in Brasilien, das Canoe sehr geschickt zu regieren.

In Belmonte findet sich noch eine besondere Race von civilisirten christlichen Indiern, welche man mit dem Nahmen Meniens bezeichnet, und die sich selbst Camacan nennen. Von ihrem, ihnen selbst wohl bekannten wahren Ursprung zeugen noch die schon sehr verunstalteten Reste ihrer Sprache. Vor Zeiten wohnten sie höher oben am Flusse, bis die Paulisten (Bewohner der Capitania von St. Paulo sie von da vertrieben und viele von ihnen ausrotteten. Was von ihnen übrig blieb, floh hinab nach der Villa und bauete sich daselbst an. Da sind sie allmählig ganz von ihrer frühern Lebensart abgewichen, und leben nun völlig entwildert und zum Theil mit der Race der Neger vermischt, theils als Soldaten, theils als Fischer und Pflanzler; nur noch ein Paar alte Leute unter ihnen verstehen noch einige Worte ihrer alten Sprache. Sie sind in Handarbeiten ge-

(*) J. MAWE'S travels etc. p. 260.

schießt, und verfertigen Rohrmatten (Esteiras), an welchen man die durchgezogenen Bindfäden von außen nicht bemerkt, Strohhüte, Körbe, Fischneze, auch kleinere Neze um Seekrebse zu fangen (*) u. s. w. Dabey sind sie gute Jäger wie alle Indier; doch haben sie Bogen und Pfeile längst mit der Flinte vertauscht.

In Belmonte hielt ich mich einige Zeit auf, um meinen Leuten und Thieren durch diese Ruhe Erholung zu verschaffen, obgleich die Gegend übrigens nicht die gesundeste seyn soll; Fieber und Catharre kommen daselbst oft vor, und man klagte, daß in diesem Jahre 1816, die Epidemie ungewöhnlich stark gewesen sey. Eine große Plage der hiesigen Gegend sind die Moskiten, unter denen sich hier eine Art, die man Vincudo nennt, besonders auszeichnet. Sie sollen, vorzüglich während der heißen Jahreszeit, in den Häusern so unerträglich werden, daß die Einwohner alsdann mit ihren Schlasmatten an den Seestrand flüchten, um in der frischen Seeluft einige Ruhe vor jenem plagenden Ungeziefer zu finden.

(*) Dieses Netz, Puçá genannt, ist ein starker geknüpfter Sack, und wird von zwey Menschen über den Boden des Wassers fortgezogen.

XI.

Aufenthalt am Rio Grande de Belmonte und unter den Botocudos.

Quartel dos Arcos. — Die Botocudos. — Reise nach dem Quartel do Salto. — Rückkehr nach dem Quartel dos Arcos. — Schlägerey der Botocudos. — Reise nach Caravellas. — Die Machacalis am Rio do Prado. — Rückreise nach Belmonte.

Um die schönen interessanten Bildnisse am Flusse Belmonte kennen zu lernen, entschloß ich mich einige Monate in den Sertões zuzubringen, und vielleicht selbst bis nach Minas den Fluß hinauf zu schiffen. Ich nahm in der Villa zwey Canoe's, bemannte sie mit fünf Menschen und belud sie mit meinen Leuten und meinem Gepäc. Am 17ten August verließ ich mit der steigenden Fluth Belmonte, und schiffte durch einen kleinen Seiten-Canal in den Fluß, der hier ansehnlich breit, und zum Theil mit Sandbänken (Coroas) angefüllt ist. Die Ansicht desselben ist der des Rio Doce in vielen Stücken ähnlich, nur ist er bey weitem nicht so beträchtlich, und mag etwa 5 bis 600 Schritte in der Breite halten. Wald und hohe

Rohrgebüſche — von der Art, die man Uba oder Canna brava nennt — faſſen die Ufer ein, und werden hier und da von Fazenda's und Pflanzungen unterbrochen. Am Rande der Sandbänke ſahen wir den Berkehrtschnabel (*Rynchops nigra*, LINN.) unbeweglich ſitzen, und der große Carão (*Numenius Caraua*, LATH.) ein ſchöner Sumpfvogel ſchritt, ſcheu um ſich blickend, dort umher; mit Mühe gelang es uns, einen dieſer vorſichtigen Vögel zu erlegen. Auf der Fazenda von Ipi-bura, welche den Erben des verſtorbenen Capitam Mor von Belmonte gehört, hielt ich etwas an, um einige zur Reiſe nöthige Provisionen einzunehmen, beſonders um mich mit dem gegen das Fieber ſo nöthigen Brantwein zu verſehen. Dieſe Fazenda hat das einzige Zuckerwerk am Fluſſe Belmonte, das zwar ſeit langer Zeit ſtill geſtanden hat, aber doch, wie es ſcheint, jetzt wieder in Thätigkeit geſetzt werden ſoll; auch wurde hier Agoa ardente de canna (gemeiner Zuckerbrantwein) gemacht. Die Umgebung auf beyden Seiten des Fluſſes iſt ſchön; hohes Uba-Rohr weht hier in geſchloſſenen Parthien mit ſeiner fahnen-artigen Blüthe und den fächer-förmig geſtellten Blättern; darüber erhebt ſich, als zweyte Gradation, ein einfaffender Streif von ſchlanken Cecropia-Bäumen, mit ſilberweißen geringelten Stämmen; den Hintergrund bildet ſehr mahleriſch der dicht verflochtene finſtere Urwald, deſſen mannigfaltig dunkelgrüne Laubmaſſe hoch geſchloſſen empor ſteigt. Das Ufer ſelbſt iſt ein dichtes Gewebe von mancherley Pflanzen, wo Alles verflochtend, weißblau und hellviolet-blühende Winden ranken, und ſchöne Gräſer, beſonders Cyperus-Arten den übrigen Raum anfüllen.

Als die Sonne ſich neigte, landeten wir auf einer Coroa in der Nähe von Ipi-bura, wo einige Menſchen, meiſtens Menien-Indier zerſtreut wohnen. Hier fand ich Gelegenheit, eine vorzüglich ſchöne Haut von einer erſt kürzlich erlegten Unze zu kaufen. Gern hätte ich auch das Skelet des Thiers beſeſſen, oder wenigſtens geſehen, allein der Mann, der es ſelbſt

auf der Jagd geschossen hatte, sagte mir, daß er es fern im Walde habe liegen lassen, versicherte mich jedoch, daß ich den Schädel auf der Coroa de Timicui finden würde, an welcher man etwas weiter hin ebenfalls anzulegen pflegt. Einige Fischer, welche zu Ipibura ihre Hütten errichtet hatten, beschenkten uns mit Flußschildkröten-Eyern, welche ganz rund, von der Dicke großer Kirschen und mit einer harten glänzend weißen Schaale überzogen waren; sie haben nicht den unangenehmen Fischgeschmack, welchen man an den Meerschildkröten-Eyern findet, und sind daher eine sehr angenehme Speise. Die Zeit, wo man diese Eyer frisch findet, sieng jetzt an. Sie liegen auf allen Sandbänken in Menge verscharrt, und werden von den Fischern emsig aufgesucht (*). Mit dem Eintritte der Nacht sieng es an heftig zu regnen, wir flüchteten daher in einige alte verlassene Fischerhütten von Palmblättern, in welchen aber eine Menge von Flöhen und Sandflöhen (Bichos) unsere Ruhe störten. Auch Moskiten quälten uns tier, und nur der erstickende Rauch unserer Feuer verschaffte uns einige Ruhe vor ihnen. Am unerträglichsten waren diese Thiere am Rande des Waldes, wo wir auch den Bampyr (Phyllostomus Spectrum) umher flattern sahen. Wir hatten während der Nacht immer unsere Canoe's mit dem Gepäck im Auge behalten, daher waren wir sämmtlich völlig durchnäßt, und mußten die ganze Nacht in den nassen Kleidern zubringen.

Am folgenden Morgen fanden wir unser großes Canoe halb voll Wasser, und unser ganzes Gepäck naß, kaum hatten wir unsere Gewehre und unser Pulver in den Hütten trocken erhalten können. Man schöpfte nun eilig das Wasser aus, und zu allgemeiner Freude brach die Sonne heiter durch die dichten Wolken, und erwärmte und trocknete unsere halb

(*) Diese Eyer sind von derselben Schildkröte, welche wir im Mucuri mit der Angel gefischt hatten. Sie scheint eine noch unbekante Species zu seyn, welche sich durch zwey kurze Bartfäden unter dem Kinn und einen sehr plattgedrückten Rückenpanzer auszeichnet.

erstarrten Glieder. Mit frohem Muthе setzten wir nun unsere Reise fort.

So wie man am Rio Doce das Geschrey der Affen, besonders der Guaribas und Saüassus vernahm, so ertönten hier die Urwälder von dem lauten durchdringenden Geschrey der schönen Araras, der Anacans (*Psittacus severus*, LINN.) und vieler andern Papageyen; auf den ebenen Flächen der Sandbänke, die der mit schönen Inseln gezierte Fluß jetzt in seinem niedrigen Wasserstande zeigte, hielt sich paarweise die Meer-Schwalbe mit gelbem Schnabel (*Sterna flavirostris*) auf; sie schwebt in der Luft und stößt senkrecht auf die Fische ins Wasser herab; nähert man sich ihrem Aufenthaltsorte, so stößt sie ebenfalls auf die Menschen herab, als wolle sie ihnen den Schädel durchbohren, welche Absicht die Bewohner ihr wirklich zuschreiben. Gegen Mittag erreichten wir die Mündung des Obú, eines kleinen in den Belmonte eintretenden Flusses; etwas landeinwärts befindet sich an demselben eine von ihm benannte Povoação von 12 bis 14 Feuerstellen, wo man besonders viel Mandioca, Reis, Milio und auch etwas Zuckerrohr baut und nach der Villa zum Verkauf bringt. Zuckerengenhofs giebt es hier nicht; die Bewohner pressen den Zuckersaft bloß zwischen zwey dünnen Walzen aus, und erhalten dadurch den zu ihrem Bedarf nöthigen Syrop. Die Mündung des kleinen Flusses nennt man Boca d'Obú, vor derselben liegt eine Insel, welche den Rahmen der Ilha da Boca d'Obú trägt. Ich ließ die Canoes an der Mündung dieses Baches anlegen, um das nöthige Mehl für meine Leute zur weitem Reise anzuschaffen, und wir benutzten diese Gelegenheit, um den nahen Wald zu durchstreifen. Ein zufällig von Obú herauskommendes mit Mehl beladenes Canoe setzte uns in den Stand, unser Geschäft zu beschleunigen, wir kauften von ihm den nöthigen Vorrath und stießen wieder vom Lande ab. An einer breiten Stelle des Flusses, in dem Winkel einer Coroa, erblickten wir einen Trupp Enten von einer uns noch nicht

vorgekommenen Art, die sich durch ein gelbbraunliches Gefieder auszeichneten (*); wenn wir uns ihnen näherten, so flogen sie auf, beschreiben einen weiten Zirkel und fielen dann wieder ein; lange trieben wir uns so mit ihnen herum, bis sie sich endlich hinter eine Erhöhung des Ufers flüchteten. Wir setzten alsbald einen Jäger ans Land, der sie beschlich und zwey derselben mit einem Schusse erlegte, wodurch wir für den Abend ein gutes Essen erhielten.

Den Abend brachten wir auf der Coroa de Piranga zu, wo wir Schildkröten-Eyer aus dem Sande hervorgruben. In diesem tiefen Sande durchkreuzten sich in allen Richtungen die Spuren der Antas und Unzen, die bey Nacht hier umher wandeln; von andern lebenden Wesen fanden wir nur Meeresschwalben (Sterna), die aus Sorge für ihre Brut auf die fremden Gäste schreyend herabstießen. Wir bauten uns hier einige kleine Hütten von Cocosblättern, in denen wir die Nacht zubrachten. Am folgenden Morgen fuhren wir bey einem heitern und lieblichen Wetter weiter. Noch nie hatten wir die Ufer mit so schönen und mannigfaltig verflochtenen Gewächsen bedeckt gesehen. Hier zeigte sich uns besonders ein prachtvoller Strauch, ein den Trompetenblumen (Bignonia) sehr nahe verwandtes Gewächs — mit brennend hochrothen, großen Blumen — das im dunkeln Schatten glühend prangte. Ueberall umflochten rankende Sträucher und Gewächse die hohen Urwaldstämme mit einem undurchdringlichen Gewebe; sanft rosenroth trat das junge Laub der Sapucaya-Bäume hervor; unmittelbar am Ufer — wo Cecropia-Stämme gleich Girandolen ihre Nester mit den handförmigen Blättern ausbreiteten — wiegten im Sande die hohen Gebüsche der Canna brava. Bey einer verlassenem Pflanzung erreichten wir die Mündung eines kleinen

(*) *Anas virgata*: eine neue Art, von rostgelblichem Gefieder; ganzer innerer Flügel schwarz; erste Schwungfedern mit weißen Schäften; kein Spiegel; Seitenfedern des Körpers mit einem gelblich-weißen Längsstrich, ganze Länge des männlichen Vogels 17 Zoll 9 Linien.

Flusses, des Rio da Salza oder Peruaçu, der den Rio Grande mit dem Rio Pardo vereinigt. Weil die Barra des Flusses Belmonte der Schifffahrt nicht sehr günstig ist, hat man jetzt den Plan entworfen, diesen Canal durch Wegräumung der darin befindlichen Hindernisse und besonders der umgefallenen Stämme, für Canoe's schiffbar zu machen. In der trockenen Jahreszeit soll dieser Verbindungs canal sehr seicht, bey dem hohen Wasserstande hingegen hinlänglich tief seyn.

Da wir hier das Geschrey der Araras aus den benachbarten Wäldern laut zu uns herüber schallen hörten, so konnten wir dem Wunsche, Jagd auf sie zu machen, nicht widerstehen. Wir setzten einige Jäger ans Land, und hatten uns diesmal eines glücklichen Erfolgs zu erfreuen. Einer der Jäger schlich sich an sie heran, und sein in dem hohen Urwalde herrlich wiederhallender Schuß erlegte zwey dieser großen schönen Vögel. Die Jäger wurden hier auch durch eine Bande von kleinen Sahuís (*Jacchus penicillatus*, GEOFFR.) überrascht, die aber, wie Eichhörnchen durch die Baumkronen springend, zu schnell davon eilten. Es giebt dieser kleinen affenartigen Thiere eine große Menge in den brasilianischen Wäldern; eine der bekanntesten Arten davon ist Linne's *Simia Jacchus*, der etwas mehr nördlich in der Gegend von Bahia schon gefunden wird. Die prachtvollen Araras und ihre schönen Geschlechts-Verwandten machen die Zierde dieser finstern, mannigfaltig belaubten Wälder aus; ein Schwarm von Zwanzigen, wie wir sie hier sahen, vom hellen Strahl der Sonne beleuchtet, auf einem glänzend grünen Baume, gewährt in der That einen prachtvollen Anblick, den man selbst gesehen haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können. Sie klettern geschickt an den rankenden Cipós umher und wenden stolz ihren Körper mit dem langen Schweif von allen Seiten den Strahlen der Sonne zu. Sie hielten sich jetzt häufig in den niedern und mittlern Regionen eines stacheligen rankenden Gesträuches (*Smilax?*) hier *Spinha* genannt, auf, deren jetzt reisende Frucht sie sehr lieben, wie

auch die häufig in dem Kropf der Erlegten vorgefundenen weißen Körner dieser Frucht bezeugten. Man kann sie daher zu dieser Zeit leicht schießen, da sie in dem übrigen Theile des Jahres ihre Nahrung nur auf den Gipfeln der höchsten Urwaldstämme suchen. Erfreut durch den ersten glücklichen Versuch einer Arara-Jagd schifften wir weiter an der Coroa da Palha vorbey, wo ein kleiner Bach, der Riacho da Palha, in den Fluß fällt, und erreichten gegen Abend die Coroa de Limicui, wo alte verlassene Fischerhütten uns für die Nacht beherbergten. Hier war es, wo ich den Schädel der großen schönen Unze (Yaguarété) finden sollte, deren Haut ich zu Spibura gekauft hatte, und welche nicht weit von hier im Walde vor etwa acht Tagen erlegt worden war. Ein Paar Jäger, welche mit einigen Hunden den Wald nach Rehen und anderm Wildpret durchstreiften, trafen zufällig das Unthier unweit des Flusses in der Nähe eines kleinen Riacho an; die Hunde giengen darauf los, und trieben es, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf einen schief liegenden Baumstamm, wo es einen tödtlichen Schuß erhielt. Noch hatte es mit der Laze einen Hund ergriffen, als ein zweyter Schuß ins Genick es todt niederstreckte. Den Schädel fand ich auf der Sandbank bey unsern Hütten, aber leider schon sehr verletzt und beschädigt. Man hatte die Eckzähne, die der Aberglaube der hiesigen Gegend für wirksame Heil- und Schutzmittel gegen mancherley Krankheiten hält, herausgeschlagen, um sie als Amulette zu tragen. Die Haut dieser Unze war von einer außerordentlich schönen Zeichnung; sie maß ohne den Schwanz über 5 Fuß in der Länge und gehörte noch nicht zu den großen Individuen dieser Art. Diese und die andern großen Katzenarten, der schwarze Tiger und die Cucuaranna oder rothe Unze (*Felis concolor*, LINN.) sind in allen Waldungen am Belmonte nicht selten, sie werden aber wenig beunruhigt, da man keine zu dieser Art von Jagd brauchbaren Hunde in dieser Gegend hat. Auf allen Sandusern des Flusses findet man die Spuren

dieser Raubthiere in Menge, und während der Stille der Nacht hört man häufig ihre rauhe abgebrochene Stimme. Gereizt durch die vielen Spuren (Fährten) jagdbarer Thiere, beschloß ich am folgenden Tage zu Timicui zu bleiben und die nahen Waldungen in allen Richtungen durchstreifen zu lassen. Das Wetter war uns sehr günstig, dennoch aber erhielten wir keine Quadrupeden, sondern bloß eßbare Vögel, unter andern eine Wisam-Ente (*Anas moschata*, LINN.), eine Jacupemba (*Penelope Marail*, LINN.), eine Arara und fünf Capueiren (*Perdix guianensis*, LATH., oder *Perdix dentata*, TEMMINH.), die uns ein gutes Abendessen verschafften. Zur Jagd der Capueiren oder Waldrebhühner konnte ich meine einzige noch übrig gebliebene Hühnerhündin recht gut gebrauchen; sie fand die Gesellschaft derselben (Kette oder Volk in der Jägersprache) schnell, welche sogleich nach allen Richtungen aneinander flogen und sich auf die Bäume setzten, wo ein Jäger mit etwas geübtem Blick sie leicht auffindet, und gleich unsern Haselhühnern herabschießt. Ein Beutelthier (*Gamba*), welches, um meiner Hündin zu entfliehen, an einem Stamme in die Höhe lief, ward von ihr herabgerissen; wegen seines unangenehmen Geruches aber faßte sie es nur mit den Spitzen der Zähne und schüttelte es zu Tode. Die Araras, so wie andere Papageyen gaben uns eine kräftige Suppe; das Fleisch der erstern ist von grobem Gewebe, allein nahrhaft und dem Rindfleische nicht unähnlich.

Als wir in der Abenddämmerung von der Jagd zurückkehrten, bemerkten wir eine Menge von großen Fledermäusen, welche nahe über der Oberfläche des Wassers umher flatterten. Man lud die Gewehre mit Bogeldunst und war so glücklich einige zu erlegen. Es zeigte sich nun bey genauerer Untersuchung, daß sie von der Art der Hasenscharte (*Noctilio*) waren; ihre Farbe war ein einförmiges Rostroth, dahingegen andere einen gelblich weißen Strich der Länge nach über den Rücken tragen. Diese schöne Fledermaus habe ich nirgends häufiger als in der hiesigen Gegend gesehen. Unsere beyden Leute, die wir des Kochens

wegen auf der Coroa zurück gelassen hatten, waren sehr erfreut, als sie unsere Jagdbeute sahen; auch sie hatten indessen manches ihnen Interessante in ihrer Nähe gefunden: am traulich lodernden Feuer erzählten wir nun einander die Ereignisse des Tages, während die dunkle Wildniß um uns her vom durchdringenden Rufe der Capueira, der Choralua und des Bacurau (*Caprimulgus*) wiederhallte.

Am 21ten verließen wir frühe Timicui und schifften nach einer langen Insel im Flusse hinauf, welche man Ilha Grande nennt; sie ist dicht mit hohem Urwald bewachsen und jetzt unbewohnt, ehemals befand sich aber auf derselben eine Pflanzung, welche die Bewohner von Belmonte angelegt hatten. Wir befanden uns mit unsern Canoe's gerade dieser Insel gegenüber am nördlichen Ufer, als uns ein heftiger Regenschauer überfiel, und die Gegend so verhüllte, daß wir den nahen Wald kaum zu erkennen vermochten; als wir anhielten, um das heftige Gewitter vorüberziehen zu lassen, hörten wir plötzlich Stimmen eines Rudels wilder Schweine in unserer Nähe, die uns bemerkt hatten und vor uns entflohen. Des starken Regens ungeachtet sprangen sogleich einige unserer Canoeführer (*Canoeiros*) mit ihren Jagdgewehren ans Land, verfolgten die Fährte, und kehrten auch wirklich nach einer halben Stunde mit einem Schweine (*Dicotyles labiatus*, *CUVIER*) zurück, das sie erlegt hatten. Als sie im Begriff standen mit ihrer Beute ins Canoe zu steigen, zeigte sich in dem hohen Grase am Ufer eine große Jararacca, die man sogleich tödtete und ans Canoe anhieng. Meine Jäger entgingen hier glücklich einer großen Gefahr; denn es war wirklich nur ein glücklicher Zufall, daß die im Grase verborgen liegende Schlange nicht getreten wurde; sie würde, wenn sie berührt worden wäre, unfehlbar die bloßen Füße der Jäger erreicht haben.

Nachdem das Gewitter vorüber war, fuhren wir weiter. Der Fluß ist hier breit und schön; an dem Ufer trifft man von Zeit zu Zeit Sandbänke, auf welchen hier und da verlas-

seine Hütten von Cocosblättern stehen, die den Bewohnern von Belmonte zum Aufenthalt dienen, wenn sie der Jagd und Fischerey wegen den Fluß befahren. Den Anhinga (Plotus) und die große wilde Ente (Anas moschata) sahen wir in dieser Gegend öfters, und von der letzteren zeigten sich vorzüglich Morgens früh zuweilen ganze Flüge. Am Abend ward auf einer Coroa in der Gegend, die man As Barreiras nennt, gelandet, die für die Jagd vorzüglich und beynah die einzige Stelle am untern Theile des Belmonte ist, wo man die große graugelblich fahle Affenart findet, welche hier mit dem Rahmen des Miriqui (Miriki, Ateles) belegt wird.

Vor Tagesanbruch verließen wir am 22ten die Coroa, und hatten schon einen Theil unserer Reise zurückgelegt, als uns der Morgen sehr freundlich erschien. Unsere Ruderschläge und das Rufen unserer Canoeiros, die miteinander um die Prämie wetteiferten, welche ich dem Fleißigsten unter ihnen bestimmt hatte, setzten die ganze Gegend in Unruhe. Von ihnen aufgeschreckt, erhoben sich vor uns ganze Schåaren Bisam-Enten. Schon am vorigen Tage hatten wir in der Ferne vor uns ein Gebürge bemerkt, welches uns jetzt deutlicher wurde, es trägt den Rahmen der Serra das Guaribas; diese Gebürgskette durchschneidet die großen Urwälder in der Richtung von Süden nach Norden; sie schien nicht ausgezeichnet hoch zu seyn, ob sie gleich nicht weit von uns entfernt war. An der Stelle, wo wir uns jetzt befanden, fangen die Ufer des Flusses an, sich allmählig zu erheben; Berge mit dunkeln Urwäldern erscheinen an seinen Seiten; Stein und Felsentrümmer verkündigen die Nähe von Urgebürgen, und die Coroas oder Sandbänke werden seltener, in dem Maase als das Bette eingengt und die Wassermasse tiefer wird. Oft ist der dunkelglänzende Wasserspiegel zwischen steile Berge eingepreßt, behält aber doch immer noch eine ansehnliche Breite. Wir hörten und sahen nahe am Ufer die schönen Araras und beobachteten heute zum erstenmale einen noch nie gesehenen merkwürdigen Vogel,

den Aniuma (Anhuma, Palamedea cornuta, LINN.), der in dieser Höhe des Flusses nicht selten ist. Dieses schöne Thier, von der Größe einer starken Gans, jedoch mit höhern Füßen und langem Halse, hat auf der Stirn einen dünnen 4 bis 5 Zoll langen hornartigen Auswuchs, und an dem vordern Gelenke eines jeden Flügels zwey starke und zugespitzte Sporne. Er ist scheu, verräth sich aber bald durch seine laute Stimme, welche, obgleich viel tönender und stärker, doch in ihrer Modulation etwas dem Ruf unserer wilden Holztaube (Columba Oenas) gleicht, dabey aber von einigen sonderbaren Kehltönen begleitet ist; dieser Ruf schallt weit durch die Wildniß und gewährte unserm Jagdsinn eine neue Unterhaltung. Mehrere dieser Vögel flogen, von unsern Ruderschlägen aufgeschreckt, dem Walde zu, sie glichen im Fluge dem Urubú (Vultur Aura, LINN.)

Am Nachmittage erreichten wir eine Wendung des Flusses; hier überfiel uns ein furchtbares Ungewitter mit Platzregen und Sturm, von dem unser bedecktes großes Canoe heftig bewegt wurde. Es gieng indessen bald vorüber, und als der Himmel sich wieder aufklärte, erblickten wir nahe vor uns die Insel Cachoeirinha, auf welcher das Quartel dos Arcos erbaut ist. Dieser Militärposten wurde auf Befehl des Gouverneurs, Conde dos Arcos durch den Ouvidor der Comarca, Marcelino da Cunha, vor zwey und einem halben Jahre errichtet. Man hatte zuerst ein Destacamento von etwa 60 Soldaten, drey Lagereisen aufwärts, an der Stelle angelegt, die man den Salto nennt; da aber die dort stationirten indischen Soldaten sehr unzufrieden waren, so zog man diese nach der Insel Cachoeirinha zurück und jenen Platz besetzte der Commandant der Quartelle von Minas Novas, Capitam Julio Frz. Ledo mit 10 bis 12 Mann, die noch heut zu Tage das Quartel do Salto bilden. Einige wenige Lehnhütten mit Stroh gedeckt liegen am vordern Ende der Insel, die zur Hälfte vom Walde befreyt und zur Pflanzung gemacht ist; der hintere Theil ist noch mit hohem Holze bewachsen. Man

hat hier Mandioca-Pflanzungen angelegt, und um die Gebäude her eine große Menge von Mammão-Stämmen (Carica) und Bananen angepflanzt; die Früchte derselben dienen aber häufig nur den Botocuden zur Nahrung, denen man sie willig Preis giebt, um das freundschaftliche Verhältniß mit ihnen nicht zu stören. Zwischen der Insel und dem nördlichen Ufer ist der Fluß nur schmal und war jetzt zum Durchwaten seicht; am südlichen ist er breiter; dort hat der Insel gegenüber ein Geistlicher aus Minas, Herr Padre Farna noch kürzlich ziemlich bedeutende Pflanzungen von Mais, Mandioca, Reis, Baumwolle u. s. w. angelegt; er wohnt völlig isolirt; bey seinem Hause streicht die Minas-Straße vorbei.

Das Destacamento dos Arcos wurde mit einem Fähnrich (Alferes) und 20 Soldaten besetzt, wovon aber so viele desertirt sind, daß jetzt nur etwa noch zehn, größtentheils farbige Leute, Indier oder Mulatten übrig geblieben waren. Die Lebensart der Soldaten ist sehr schlecht, ihr Sold gering, und ihre Nahrung, die in Mandioccamehl, Bohnen und Salzfleisch besteht, müssen sie sich selbst erarbeiten. Der hiesige Vorrath an Pulver und Blei beträgt selten ein paar Pfund, und von den alten Gewehren sind nur sehr wenige brauchbar, weshalb man sich im Fall eines Angriffs in großer Verlegenheit sehen würde. Die Bestimmung dieser Soldaten ist zugleich, die Reisenden und ihre Waaren oder Gepäck den Fluß auf- und abwärts zu schiffen, daher sind sie meistens in diesem Geschäfte sehr erfahren, und einige können als vortreffliche Canoeiros gelten. Ihr Commandant war vor kurzem verreist gewesen, und hatte während seiner Abwesenheit einem Unterofficier das Commando übertragen; dieser hatte einem Botocuden, der sich eine Ungezogenheit erlaubt hatte, eine Strafe auferlegt, worauf sich alle Stammesverwandten des Bestraften, deren sich gewöhnlich eine bedeutende Anzahl hier aufhalten, sehr beleidigt fanden, und vereint in die Wälder zurück zogen. Als der Alferes bey seiner Zurückkunft das Quartel von den Botocuden völlig verlassen

fand, und die Ursache ihres Aufbruches erfuhr, sandte er einen jungen Mann ihres Stammes, mit Namen Francisco, der sich in seiner Gesellschaft befand, ihnen nach, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Die gewöhnlich in der Nähe des Quartels sich aufhaltenden Botocudos bestehen aus vier Haufen, von denen jeder seinen besondern Anführer hat, welche die Portugiesen Capitães nennen; sie hatten sich sämmtlich in die Wälder tiefer hinein begeben, aber nur von einem derselben, dem Capitam June, unter den Wilden Kerengnatnuak genannt, wußte man, daß er sich mit seinen Leuten drey Tagereisen höher aufwärts am Salto aufhielt; wohin sich die drey andern zurückgezogen hatten, war noch nicht bekannt. Die Sendung des Francisco brachte nicht sogleich die gewünschte Wirkung hervor, ich beredete daher den Commandanten, noch mehrere junge Botocudos, die eben hierher von Rio de Janeiro — wohin sie der Ouvidor gesandt hatte — zurückgekehrt waren, in derselben Absicht abzuschicken.

Da ich mit Empfehlungen an den Commandanten versehen war, so befand ich mich auf diesem Quartel recht wohl. Zwar fehlt es in dieser einsamen Wildniß an den nöthigsten Bedürfnissen, und man ist in Ansehung der Nahrung auf gesalzene Fische, von einer Gattung, die im Flusse häufig gefangen wird, auf Mandioccamehl und Bohnen beschränkt; dagegen aber findet der an Entbehrungen gewöhnte reisende Naturforscher reichliche Beschäftigung und die angenehmste Unterhaltung in dieser Gegend. Täglich unternahmen wir Jagdzüge in die Urwälder, die unmittelbar am Ufer sich geschlossen erheben, und kehrten aus denselben am Abend so ermüdet zurück, daß uns kaum Zeit und Kraft genug blieb, um die gemachten Bemerkungen niederzuschreiben.

Ich benutzte besonders die Abwesenheit der Botocudos, um ihre vor kurzer Zeit verlassenen Hütten, die ziemlich weit vom Flusse entfernt in einer dicht geschlossenen Wildniß lagen, zu besuchen, und durch eigne Ansicht kennen zu lernen. Sie

bestanden bloß aus Blättern von Cocospalmen, welche in länglicht runder Gestalt so in die Erde gesteckt waren, daß ihre Spitzen, indem sie sich übereinander hinneigten, oben eine Wölbung bildeten. In den Hütten fand ich nichts von ihrem Geräthe, als große dicke Steine, mit welchen sie gewisse wilde Cocosnüsse, die sie Ororo nennen, aufzuschlagen pflegen. Nicht weit von einer der Hütten befand sich das Grab eines Mannes, das ich zu untersuchen beschloß. Es lag auf einer kleinen freyen Stelle unter alten hohen Urstämmen, und war oben über mit kurzen aber dicken Stücken Holz belegt. Nachdem man diese weggeräumt hatte, fanden wir die Grube mit Erde angefüllt, aus welcher die Knochen einzeln zum Vorschein kamen. Ein junger Botocude, mit Nahmen Burnetta, der das Grab angezeigt hatte, äußerte, als man auf die Knochen stieß, sein lautes Mißfallen, man stellte daher das Nachgraben ein und kehrte für diesen Tag nach dem Quartel zurück; doch gab ich den Gedanken — einer Untersuchung jenes Grabes — nicht auf. Nach mehreren Tagen begab ich mich wieder an die Stelle, in der Hoffnung, noch vor der Ankunft der Wilden meinen Zweck zu erreichen. Wir hatten uns deswegen, außer unsern Jagdgewehren, auch mit einer Hacke versehen. Unser Vorsatz war, die Nachforschung mit der größten Eile zu beendigen, allein auf dem engen Pfädchen, welches zwischen den hohen Waldstämmen sich durchwand, stießen uns manche interessante Vögel auf, die uns aufhielten; wir schossen einige davon, und eben war ich im Begriff einen derselben aufzuheben, als ich plötzlich durch den kurzen, aber unsanften Ton einer rauhen Stimme angerufen wurde; schnell kehrte ich mich um, und siehe da, nahe hinter mir mehrere Botocudos! Raft und braun, wie die Thiere des Waldes, standen sie da, mit den großen Pflöcken von weißem Holz in den Ohren und der Unterlippe, Bogen und Pfeile in ihrer Hand. Die Überraschung, ich gestehe es, war für mich nicht gering; hätten sie feindselig gedacht, so war ich von ihren Pfeilen durchbohrt,

ehe ich ihre Nähe nur ahnden konnte. Jetzt trat ich feck zu ihnen hin, und sagte ihnen, was ich von ihrer Sprache wußte; sie drückten mich, nach Art der Portugiesen, an die Brust, klopfen mir auf die Schulter und schrieken mir laute rauhe Töne entgegen, besonders aber riefen sie bey Erblickung der beyden Röhre meiner Doppelflinte mit Verwunderung wiederholt: Pun Uruhü (mehrere Flinten)! Einige mit schweren Säcken beladene Weiber kamen nun, eine nach der andern, auch herbey, betrachteten mich mit gleicher Neugier, und theilten einander ihre Bemerkungen mit. Männer und Weiber waren völlig unbekleidet; die erstern waren von mittlerer Größe, stark, muskulös und wohl gebildet, jedoch meistens etwas schlank, allein die großen Holzpflocke in den Ohren und Unterlippe entstellten sie sehr; sie trugen Bündel von Bogen und Pfeilen unter den Armen, und einige auch Wassergefäße von Taquarussü. Ihre Haare trugen sie abgeschoren, mit Ausnahme einer runden Krone oben auf dem Kopfe; eben so selbst die kleinen Kinder, deren die Mütter eine ziemliche Anzahl auf ihren Schultern trugen, und an der Hand führten. Einer meiner Leute, George, der die Sprache dieser Wilden etwas verstand, war während der Zeit herbeygekommen und unterhielt sich mit ihnen, wodurch sie denn sogleich sehr zutraulich wurden. Sie fragten nach ihren Landesleuten, welche der Ouvidor nach Rio gesandt hatte, und freuten sich sehr, als sie erfuhren, daß sie dieselben auf dem Destacament finden würden; ihre Ungeduld war nun so groß, daß sie schnell davon eilten. Ich aber war nun sehr froh über unser Verweilen; hätten die Wilden, die ihr Weg gerade an dem Grabe vorbeý führte, uns bey der beabsichtigten Nachgrabung überrascht, so möchte leicht ihr Unwillen uns in große Gefahr gebracht haben (*).

(*) Den seitdem aus Brasilien von Herrn Freyreiß erhaltenen Nachrichten zu Folge, waren meine Besorgnisse über ein Zusammentreffen mit den Wilden bey der Eröffnung ihres Grabes, ungegründet; denn er eröffnete seitdem mehrere Gräber, woben die Botocudos selbst thätig Hand anlegten, um zu helfen.

Ich verschob nun mein Vorhaben bis zu einer günstigeren Zeit, und kaum war ich einige Schritte gegangen, als der Anführer jener Truppe, Capitam June, ein alter Mann von rauhem Aeußern aber gutem Gemüthe, mir plötzlich entgegen trat. Er begrüßte uns auf dieselbe Weise, wie seine Landsleute, allein das Ansehen dieses Waldmenschen war noch weit auffallender als das der andern, denn er trug Ohr- und Mundtafeln von 4 Zoll 4 Linien englisches Maas im Durchmesser. Auch er war stark und muskulös gebaut, doch hatte ihn das Alter schon mit Runzeln gezeichnet. Da er seine Frau zurückgelassen hatte, so trug er selbst zwey schwer angefüllte Säcke auf dem Rücken und einen großen Bündel von Pfeilen und Pfeilrohr. Er keuchte unter dieser Last und lief mit vorgeneigtem Körper schnell dahin, wie ihn die Bignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) darstellt. Seine erste Frage an uns war ebenfalls: ob seine Landsleute von Rio de Janeiro zurückgekehrt seyen, und lebhaftere Freude äußerte sich in seinem ganzen Wesen, als wir ihm dieselbe bejaheten.

Als ich bald darauf auch nach dem Quartel zurückkam, fand ich schon eine große Menge von Botocuden in allen Zimmern des Hauses nach ihrer Bequemlichkeit gelagert. Einige saßen am Feuer und brateten unreife Mammão-Früchte; andere aßen Mehl, welches sie vom Commandanten erhalten hatten, und ein großer Theil von ihnen war im Anstaunen meiner ihnen fremdartig vorkommenden Leute begriffen. Sie waren nicht wenig verwundert über die weißere Haut, die blonden Haare und die blauen Augen derselben. Alle Winkel des Hauses durchschlichen sie, um Lebensmittel aufzusuchen, und immer rege war ihre Eflust; alle Mammão-Stämme wurden von ihnen bestiegen, und wo nur irgend eine Frucht, durch eine etwas mehr gelblich grüne Farbe, den Anfang der Reife verrieth, ward sie abgenommen; ja sehr viele verzehrten sie ganz unreif; sie rösteten sie alsdann auf den heißen Kohlen, oder kochten sie auch wohl. Ich trat mit diesen Wilden nun sogleich

in einen Tauschhandel, indem ich ihnen Messer, rothe Schnupftücher, Glascorallen und dergleichen Kleinigkeiten gegen ihre Waffen, Säcke und andere Geräthschaften gab. Sie liebten ganz vorzüglich alles Eisengeräthe, und befestigten, nach Art aller Tapuyas der Ostküste, die eingehandelten Messer sogleich an einer Schnur, die sie um ihren Hals trugen. Einen sehr interessanten Anblick gewährte uns die Bewillkommung der jungen, mit dem Oavidor in Rio gewesenem und nun nach und nach herbeykommenden Botocudos von Seiten ihrer Landsleute und Verwandten; sie wurden recht herzlich von ihnen empfangen, der alte Capitam June sang ein Freudenlied und einige wollten sogar gesehen haben, daß er vor Freude geweint habe. Nach Einigen sollen die Botocudos zum Willkommen einander am Handgelenke beriechen; Herr Sellow unter andern will diese Erfahrung gemacht haben, allein, ungeachtet ich lange und oft unter diesen Wilden war, und sie öfters Ankommende bewillkommen sah, habe ich doch nie etwas Ähnliches bemerkt oder gehört. Der alte Capitam hatte sich mit seinen nächsten Freunden in den, von allen Seiten offenen, und blos mit einem Strohdache bedeckten Schoppen einquartiert, der zur Bereitung des Mandioccamehls bestimmt war; hier hatten sie sich neben das Mandioccarad, und den zum Trocknen des Mehls dienenden Ofen ein großes Feuer angezündet, und lagen um dasselbe her, umgeben von einem dicken Rauche, in der Asche, von welcher ihre braune Hautfarbe jetzt zum Theil grau erschien. Oft stand der Capitam selbst auf, forderte barsch und rauh eine Art, und gieng, um Brennholz zu holen; auch wagte er von Zeit zu Zeit einen Angriff auf uns und die Portugiesen, um Mehl zu erhalten, oder rüttelte die Melonen-Bäume, um ihre Früchte zu bekommen. Diese Botocudos, welche am Rio Doce so unversöhnlich handeln, sind hier am Belmonte so wenig gefürchtet, daß man es wohl schon gewagt hat, mehrere Tagereisen weit mit ihnen in die großen Wälder auf die Jagd zu gehen und dort mit ihnen in ihren Hütten zu schlafen —

indessen sind dergleichen Versuche noch nicht sehr häufig, da das Mißtrauen gegen sie sich nicht so leicht ganz verliert. Doch ist auch nicht bloß dieses Mißtrauen, und die Furcht sich in die Gewalt der Wilden hingeeben zu sehen, was dem Europäer dergleichen Waldzüge in Gesellschaft der Wilden verleidet, sondern selbst ihre große Muskelkraft und Ausdauer — denn äußerst ermüdet kehrten immer unsere Leute, nach jedem Waldgang mit den Botocuden, zurück. Die Stärke ihrer Muskeln setzt sie in den Stand, äußerst schnell in der großen Hitze Berg auf und Berg ab zu gehen, sie durchdringen die verwachsensten, dichtesten Wälder; nichts hält sie auf; jeden Fluß durchwaten oder durchschwimmen sie, wenn er nicht zu reißend ist; völlig nackt, also durch Kleidungsstücke nicht belästigt, nie in Schweiß gerathend, bloß Bogen und Pfeile in der Hand tragend, können sie sich mit Leichtigkeit bücken, mit ihrer abgehärteten Haut, die weder Dornen noch andere Verletzung fürchtet, durch die kleinste Öffnung im Gesträuche durchschlüpfen, und so in einem Tage weite Strecken Weges zurücklegen. Diese körperliche Überlegenheit erfuhren meine Jäger unter andern bey einem jungen Botocuden, der Inkeräke hieß; er hatte mit der Flinte sehr gut schießen gelernt, war aber dabey ein ausgezeichneter Bogenschütze. Ich sandte ihn mit noch andern Botocuden zuweilen in den Wald, um Thiere zu erlegen — für etwas Mehl und Branntwein jagten sie willig einen ganzen Tag. Inkeräke besonders war sehr gut zu gebrauchen, da er sehr gewandt war und zu allen körperlichen Übungen viel Geschick zeigte. Anfangs begleiteten meine Jäger diese Leute, allein bald klagten sie über die zu große Schnellfüßigkeit der Botocudos, und ließen sie allein jagen. Die Jagd beschäftigte uns in der Gegend des Quartels täglich. Die Araras pflegen sich, bey der Anwesenheit der Wilden, in dieser Gegend nur wenig zu zeigen, weil sie immer beunruhigt werden; während der kurzen Abwesenheit der Botocudos hatten sie sich wieder eingefunden, und nun fanden sie auch an unsern Jagdgewehren furchtbare Feinde.

Wir erlegten mehrere dieser schönen Vögel, die uns doppelt willkommen waren, da es hier ganz in der Nähe sehr an Wildpret für unsere Küche fehlte, und auch die übrigen Lebensmittel auf dem Quartel uns oft so sparsam zugemessen waren, daß wir beynahe Hunger litten. Neben der Jagd wurde auch die Fischerey fortgesetzt; kurz nach unserer Ankunft wurden mehrere Sägefische (*Pristis Serra*) oder *Espadartas* gefangen, deren Fleisch wir sehr schmackhaft fanden. Im Netze fängt man hier nur eine Fischart, den *Crumatan*, allein an der Angel mehrere, als *Robal*, *Piabanha*, *Piau*, *Jundiáh* (*Silurus*), *Cassão* (*Squalus*?) *Espadarta*, *Çucurupota* (*Squalus*?), *Çurubi*, *Camurupi* und noch andere Arten mehr. Den *Crumatan*, einen weichlichen Fisch mit sehr vielen Gräten, schießen die Wilden mit Bogen und Pfeilen (*).

Die *Botocudos*, welche sich ihres Vortheils wegen gern in der Nähe der Europäer aufhalten, haben auch die Erfahrung

(*) Die vorzüglichsten am Flusse Belmonte gebräuchlichen Fischergeräthschaften sind außer der *Camboa* oder dem *Coral*, die *Taraffa*, ein großes rundes Netz, welches von einer Person ausgeworfen wird; verschiedene kleine Arten von Körben; das *Puçá* von fein gespaltenem Holze oder Rohr geflochten, etwas platt und gekrümmt, mit einer Oeffnung in dem untern concaven Theile; das *Jiquiá*, ein langer conischer Korb von gewaltenen *Cipó*-Zweigen, inwendig durch *Cipó*-Reisen auseinander gehalten; das *Musua*, gleich dem vorigen, aber cylindrisch, an beyden Enden mit einem Eingange, und aus dünnen Stäben des *Canna brava*-Rohrs verfertigt. In den Oeffnungen aller dieser Fischkörbe, und besonders an beyden Enden der letztgenannten Art sind spizige Stäbchen so kegelförmig einwärts gestellt, daß der Fisch sich hinein, aber nicht wieder heraus findet. In diesen Körben fängt man besonders den großen orange-bräunlich und schwarz gestreiften Krebs (*Camarão*), den wir auch in kleinen Waldbächen des Innern gefunden haben. Man macht dies Instrument etwa 4 bis 5 Palmen lang. Ferner hat man Netze mit Zugleinen, welche oft eine große Breite einnehmen, und womit mehrere Personen in verschiedenen Canoen fischen. Zu den Fischergeräthschaften gehört auch die *Çiripoia*, welche gewöhnlich die Kinder in den Häfen auswerfen, und an den beyden daran befestigten Seinen wieder hervor ziehen, um Krabben und kleine Krebse damit zu fangen. Dieses Netz ist ein an einen Reif gebundener Garnsack. Der *Tapasteiro* endlich ist ein an einem Kreuze von Holz befestigtes Netz, welches man in den Häfen auf dem Grunde des Wassers fortzieht, gleichfalls zum Fange der Krabben und Krebse. Der Fischer geht dabey meist bis an den halben Körper im Wasser und stets rückwärts. Um den Hals trägt er das Gefäß, worin er die gefangenen Thiere aufhebt.

gemacht, daß es hier bey dem Quartelle zuweilen an Lebensmitteln gebricht, einige unter ihnen hatten deshalb selbst Pflanzungen angelegt; eine solche befand sich am nördlichen Ufer des Flusses, dem Quartel gegenüber. Es waren da einige Hütten, bey welchen die Wilden Bananenbäume gepflanzt hatten; die Hütten haben sie indessen wieder verlassen, nachdem sie einige von ihren Todten darin beerdigt hatten, und bey ihrer jetzigen Rückkehr verbrannten sie dieselben sogar, aber die Bananenbäume halten sie der Frucht wegen noch in Ehren. Auch weiter oben am Belmonte, in dem Gebiete von Minas Novas, ist eine Gegend, wo einige Botocudos sich eigene Pflanzungen angelegt hatten; aber auch da haben sie sich bald wieder in die Wälder verloren, und die Machacaris haben jetzt an derselben Stelle ein Dorf oder eine ansehnliche Rancharia gebildet. Diese Beyspiele zeigen, daß die Botocudos wirklich schon sich der Civilisation zu nähern anfangen, aber zugleich auch, daß es ihnen sehr schwer wird, ihrem angestammten, ungebundenen Jägerleben zu entsagen, da sie so leicht selbst von ihren angelegten Pflanzungen zu demselben wieder zurückkehren. Nur die anwachsende Bevölkerung der Europäer und die Einschränkung der Gränzen ihrer Jagdreviere, werden sie allmählig zu einer Veränderung ihrer Lebensweise bewegen können.

Die gegenwärtig mit uns unter einem Dache wohnenden Botocudos gewährten uns die größte Unterhaltung und öfters interessante Ausritte. So kam der alte Capitam, welchem ich seine Bogen und Pfeile abgekauft hatte, eines Tages zu mir, um mir dieselben wieder abzuborgen, weil er nach seinem Vorgehen ohne sie nicht jagen könne; ich willfahrte ihm, doch verstrich die anberaumte Zeit und meine Pfeile erschienen nicht wieder; auch sah ich sie nie in der Hand des Wilden. Ich forderte sie nun freundlich von ihm zurück, aber umsonst! Endlich erfuhr ich, daß er sie im Walde verborgen habe, und es dauerte lange, bis meine ernstern Worte, unterstützt von dem Commandanten des Quartels, ihn zuletzt bewogen, sie wieder

hervor zu holen und abzuliefern. Arte (in ihrer Sprache Carapó) und Messer, haben in ihren Augen den größten Werth. Der erstern bedienen sie sich besonders, um das zähe Holz des Pao d'arco (Bignonia), woraus sie ihre Bogen machen, zu spalten; sie tauschen sie beyde für ihre Bogen und Pfeile ein, und doch ist ihre Eglust so überwiegend, daß sie für ein wenig Mehl das eben eingetauschte Messer wieder hingeben. Die Insel, worauf die Gebäude des Quartels liegen, ist wie schon gesagt worden, nur an ihrem vordern oder untern Theile von Wald entblößt und mit Pflanzungen versehen, welche sowohl den Soldaten als den Botocuden Nahrung geben; der hintere Theil hingegen ist zum Theil mit Gesträuchen (Capueira) und mit Hochwald bedeckt, worin man noch keine Wege hat; eben so ist es auch an den benachbarten Ufern des Flusses. Die Minas-Straße am südlichen Ufer ausgenommen, findet man überall im dichten Wald nur einige schmale Pfädchen, welche sich die Botocudos oder die wilden Thiere gebahnt haben. Unsere meisten Jagdzüge unternahmen wir deshalb theilweise auf Canoen; man machte ein Stück des Weges auf dem Flusse hinauf oder hinab, stieg dann am Ufer aus, und vertiefte sich in die Wälder. Unter diesen Excursionen waren einige sehr angenehm, besonders die den Fluß aufwärts gemachten. Die Flußstelle, welche der Gegend ihren Namen giebt — und Cachoeirinha heißt — verdient besonders einer Erwähnung. Stromaufwärts liegt sie etwa $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ Stunden von der Insel des Quartels, hinabwärts von der Cachoeirinha nach dem Quartel braucht man mit der Schnelligkeit des Stromes nicht mehr als $\frac{1}{4}$ Stunde. Hier fand ich die Wasserfläche des Flusses zwischen ansehnliche Berge eingeengt, die der finstere Hochwald ununterbrochen bedeckte. Diese Wälder erschienen jetzt mit der Farbe des Frühlings geschmückt im größten Reize: theils mit jungem Laube, aschgrau, dunkel oder hellgrün, gelbgrün, röthlichbraun oder rosenroth, theils mit Blüthen, weiß, hochgelb, violet oder rosenroth prangend; am Fuße dieser

Berge, unmittelbar am Flusse, mathen Felsstücke, zum Theil sehr groß und sonderbar geformt, die Vorboten jener Gebirgsnatur von Minas, die hier wohl erst ihren Anfang nimmt; denn weiter unten am Flusse erscheinen die Felsblöcke noch nicht.

Ein Inselchen am Ufer, ganz aus Felsstücken bestehend, ist merkwürdig wegen der Menge von Bogelnestern, womit einige kurze krumme Bäume wirklich überladen waren. Der Vogel, der diese beutelförmigen Nester aus den Fasern der *Tilandsia* zusammenfist, ist der schwarz und gelb gefiederte, und mit den *Pirolen* verwandte *Japui* (*Cassicus* oder *Oriolus persicus*); südlicher als Belmonte habe ich ihn nicht mehr gefunden. Diese Vögel sind sehr gesellig; sie bauen, wie alle *Cassiken*, beutelförmige Nester, die sie an einem dünnen Zweige aufhängen, und legen zwey Eyer hinein; jetzt waren diese Nester unbewohnt, denn die Brütezeit ist im November, December und Januar. Die Fischer pflegen die jungen Vögel auszunehmen, um sie als Köder an die Angeln zu gebrauchen. Schwarze *Pirole* flogen auf den Felsen am Flusse in kleinen Flügen umher, und der schöne blutrothe *Tijé-Piranga* (*Tanagra brasilia*, LINN.) war auch hier, wie an allen Flußufem im dunkeln Gebüsche, sehr häufig. Man gelangt auf dieser Fahrt an eine Wendung des eingeengten Flusses, wo das ganze Strombette mit Felsblöcken so ausgefüllt ist, daß nur in der Mitte ein schmaler Canal für die Canoe's übrig bleibt; der Strom schießt reißend hindurch, und fällt nachher über die Felsstafeln sanft hinab; diese Stelle ist, welche *Cachoeira* oder der kleine Fall genannt wird. Der Stoß der anprallenden Strommasse hat in den Felsstücken auf die sonderbarste Art runde kesselförmige, zum Theil auffallend regelmäßige Öffnungen ausgehöhlt. Ich hatte ein großes Canoe, welches zwey *Botocuden*, *Juferäke*, *Uho*, und einer meiner Leute regierten; der Strom war aber hier so reißend, daß die drey Personen nicht im Stande waren, das Canoe so nahe als ich es wünschte an den Wasserfall hin zu schieben. Aufwärts

werden über diese und ähnliche Stellen die Canoe's gezogen, hinabwärts aber beschifft man sie mit den dieser Gegend kundigen Soldaten der Quartelle. In der Zeit des hohen Wasserstandes gleitet man beynahe ohne Gefahr und sehr schnell über die Hindernisse hinweg, die bey niederm Wasser selbst geübten Canoeiros oft gefährlich werden. In solcher Zeit, wo, wie jetzt, die Felsklippen hervorragen, erinnert die hiesige Gegend an ähnliche mahlerische Scenen unserer Schweiz. Es wachsen hier mancherley interessante Gewächse, unter andern ein weidenartiger Strauch, von den Einwohnern Ciriba genannt, wahrscheinlich ein Croton; er hat sehr zähe ruthenförmige Zweige, welche dem Schiffer, wenn sein Canoe von einem mäßigen Strom ergriffen wird, am sichersten dienen, um sich daran fest zu halten. Diese Ciriba scheint der einzige Stellvertreter des Genus Salix (Weide) an der Ostküste von Brasilien zu seyn, da ich wenigstens in dem von mir bereisten Theile derselben keine einzige Art jener Familie angetroffen habe. Ferner wächst hier ein Strauch mit weißen Blumenbüscheln, welche einen sehr angenehmen Nesselgeruch aushauchen, und eine andere sehr niedliche Pflanze, welche mit dem Genus Scabiosa verwandt zu seyn scheint, und deren rosenrothe Blumen das nackte graue Urgestein zieren. Mehrere Bignonia-Stämme neigten ihre Kronen über den Fluß hinaus, sie waren mit jetzt ausbrechenden, schön violetten großen Blumen überladen, welche früher als das Laub erscheinen. Hier sieht man keine Thiere, auch keine andern Vögel, als mehrere Arten von Schwalben, welche in der Kühle der Wasserstrudel den Insekten nachfliegen. Aber zwischen den Felsstücken im Sande bemerkte ich die Spur der Herren dieser einsamen Wildnisse, der Botocudos, die sich um so reiner und vollkommener abdrückt, da kein entstellender Schuh ihre Fußzehen zusammengedrückt hat. Wir besuchten die verlassenen Hütten, welche reisende Mineiros hier erbaut hatten, und kehrten dann nach dem Quartel zurück. Auf dieser Fahrt hatten wir noch das Vergnügen, einen schönen

Myua (Plotus Anhinga, LINN.) zu erlegen. Dieser Vogel ist sehr scheu, und man muß mit der Art, wie man ihn jagt, besannt seyn und mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, wenn man seiner habhaft werden will. Man läßt zu dieser Absicht das Canoe längs des Ufers hinab treiben, ohne sich zu bewegen; der Schütze hat das Gewehr schussfertig angelegt, und behält den Vogel genau im Auge; sobald dieser anfängt die Flügel zu lüften, muß man schießen, denn näher bekommt man ihn alsdann nicht mehr. Meine Botocuden verhielten sich sehr still, ich hatte mich in den Vordertheil des Canoes völlig niedergelegt und schoß, worauf der Vogel sogleich in den Fluß stürzte und unter dem Canoe hinweg tauchte; hier zog ihn aber Juleráke sehr geschickt hervor.

Als wir auf dem Destacament wieder ankamen, fanden wir daselbst Mangel an Lebensmitteln, weil die Fischzüge sehr unglücklich ausgefallen waren; wir sandten daher sogleich unsere Jäger in zwey Canoen den Fluß hinab, um zu jagen. Sie hatten diesmal mehr Glück als gewöhnlich, denn nach 36 Stunden kehrten Abends die fünf Schützen zurück, und überlieferten in dem einen der Canoen eils, in dem anderen zehen, zusammen ein und zwanzig wilde Schweine von der Art des Queixada branca (*Dicotyles labiatus*, COUVIER); sie hatten auf ihrem Jagdzuge vierzehn Kubel dieses Wildprets angetroffen. Man kann sich aus dem Gesagten eine Vorstellung von der Menge der wilden Schweine machen, welche die Urwälder in Brasilien bewohnen; die Wilden ziehen diesem Wildpret nach; sie lieben nichts so sehr, als diese Thiere und die Affen. Die Ankunft unserer Jäger mit den so köstlich beladenen Canoen, war nicht allein für uns hungrige Europäer sehr willkommen, sondern besonders für die versammelte Menge der Botocudos, die mit gierigen Blicken die Beute schon zu verzehren schienen. Sie waren sogleich in der lebhaftesten Thätigkeit und boten sich sehr zudringlich an, die Schweine zu sengen und zuzurichten, wenn wir ihnen etwas davon abgeben wollten. Wirklich besitzen die

Wilden in diesem Geschäft eine vorzügliche Fertigkeit; Jung und Alt legte sogleich Hand ans Werk, sie zündeten augenblicklich eine Menge Feuer an, warfen die Schweine in die Flamme, sengten ihnen schnell die Borsten ab, schabten sie rein, weideten sie aus und wuschen sie am Flusse; für ihre Mühe erhielten sie den Kopf und die Eingeweide. Die Soldaten wurden alsdann angestellt, um das Wildpret zu zerlegen, in dünne Schichten zu schneiden und einzusalzen, wodurch wir nun Lebensmittel für einige Zeit besaßen. Außer dieser Befriedigung eines dringenden Bedürfnisses, hatte mir der erwähnte Jagdzug noch verschiedene interessante naturhistorische Merkwürdigkeiten verschafft. Meine Leute hatten einen Anhuma (*Aniuma*, *Palamedeia cornuta*, LINN.), der nicht leicht zu schießen ist, auf einer Sandbank beschlichen und geschossen. Da er nur Flügellahm war, so ward er einige Zeit lebend erhalten und beobachtet. Buffon hat diesen schönen Vogel ziemlich richtig unter dem Rahmen des Camichi abgebildet. Der jetzt erlegte war männlichen Geschlechts, und hatte ein bloß mit der Haut verwachsenes und deshalb bewegliches ziemlich großes Horn auf der Stirn, welches der weibliche Vogel ebenfalls trägt. Die Botocudos, durch unsern Fleiß auf der Jagd angefeuert, machten ebenfalls Streifzüge in die Wälder, von welchen sie einige Nehe, Aguti's und andere Thiere zurückbrachten, die sie größtentheils sogleich verzehrten. Sie braten das Fleisch, (welches man Bucaniren oder Muquiar nennt), und trocknen das, was sie nicht gleich essen, am Feuer, um es aufzuheben. Mein Jagdgehülfe Ahó hatte einst von der Höhe eines Baumes herab mehrere jagdbare Thiere erlegt, und kehrte sehr vergnügt zurück; allein gutmüthig theilte er nach einer solchen glücklichen Jagd jedesmal mit seinen Landsleuten.

Mehrere Botocudos waren mit geborgten Arten in den Wald gezogen, um sich für die an uns vertauschten Bogen und Pfeile, wieder neue zu verfertigen. Das Pao d'arco oder Tapicurú, woraus sie dieselben machen, ist ein hoher Baum

mit hartem zähem Holze, der im Monat August und September mit schönem bräunlich rothem Laube hervorbricht und dann große schöne gelbe Blumen trägt. Sein Holz ist weißlich, hat aber inwendig einen schwefelgelben Kern, und aus diesem eigentlich verfertigen die Wilden am Belmonte und in den nördlicheren Gegenden ihre Bogen. Diese Arbeit macht ihnen viele Mühe, daher scheuen sie dieselbe, und wollten lieber Bogen von uns borgen, ja einige versuchten sogar, sie uns zu entwenden.

Da ich jetzt vollkommen Muse hatte, den Fluß Belmonte höher aufwärts zu beschiffen, um die zoologischen Produkte der ihn einschließenden Wälder näher kennen zu lernen, so unternahm ich eine Fahrt bis zum Quartel do Salto, welches zu Lande etwa 12 Leguas, zu Wasser aber etwa drey Tagereisen von dem Quartel dos Arcos entfernt ist; doch müssen vier Männer mit einem nicht besonders schwer beladenen Canoe schon stark arbeiten, um die Reise in dieser Zeit zurück zu legen. Mein Canoe war ziemlich leicht und hatte vier, des Flusses vollkommen kundige Canoeiros. Ich verließ das Quartel dos Arcos erst gegen Mittag; wir überschifften daher heute nur die oben erwähnte Cachoeirinha, oder den untersten Theil des Flusses. Die Felsbänke, die hier den Strom einengen, und überall den Grund desselben anfüllen, und über welche etwa 10 Minuten weit der Fluß mit mäßigem Fall schäumend herabschießt, bilden für die Canoe's hier schon bedeutende Hindernisse. Bey dem Hinabschiffen über diesen Wasserfall werden, wegen der reißenden Schnelligkeit des herabschießenden Wassers, die vortretenden Felsblöcke und verschiedene Wendungen zwischen denselben den Canoen gefährlich. Ehe wir die Cachoeirinha erreichten, hielten wir am südlichen Flußufer an, um in dem dichten Urwalde lange Stangen (Varas) von hartem zähem Holze zu hauen, die man zum Fortschieben der Canoen gebraucht. Nächstdem schnitten wir auch lange Cipós; von dreyen oder vieren dieser starken holzigen Ranken drehte man ein starkes Seil (Regeira), das zum Ziehen

an den Vordertheil des Canoes befestigt wurde. So gerüstet unternahmen wir die mühsame Fahrt über die Cachoeirinha hinauf. Zwey Schiffer, die bald bis an die Hüften im Wasser wateten, und bald von Fels zu Fels sprangen, zuweilen auch wohl zwischen die Steinblöcke bis an den Hals ins Wasser fielen, zogen das leere Canoe, und die übrigen Leute schoben hinten nach. Ich kletterte unterdessen mit meinem Jagdgewehre über die Felsen am Ufer hinauf, und erlegte bey dieser Gelegenheit eine mir noch neue Art von Schwalbe mit gabelförmigem Schwanz und einer schwarzen Querbinde unter der Kehle (*); andere Arten, die weiße und grüne und die rostfehlige Schwalbe (**), schwärmten überall in Menge umher. In diesen Felsblöcken nistet auch eine *Muscicapa* (Fliegensänger) mit zum Theil rostrothlichem Gefieder (***), die man im Sertam von Bahia, Gibão de couro oder die lederne Jacke nennt; sie findet sich in Minas und selbst an der Ostküste, jedoch seltener, und hält sich überall im Gesteine oder auf den Dächern der Häuser auf. Hier in den Felsen des Belmonte sieht man sie häufig auf der Spitze eines Blockes sitzen, nach den Insekten gerade in die Höhe fliegen, und wieder auf ihren Stand zurückfallen. Alle neulich an dieser Stelle gefundenen Gewächse waren jetzt vollkommener in der Blüthe, und noch mehrere vor dem Ausbrechen des Laubes blühende rosenrothe oder violette Trompetenblumen (*Bignonia*), deren Blumenbüschel leider nur zu schnell verblühen und abfallen, waren noch dazu gekommen.

(*) *Hirundo melanoleuca*, eine neue Art: mit gabelförmigem Schwanz, schwarzem Oberleibe und weißem Unterleibe, eine schwarze Binde unter der Kehle; ganze Länge 5 Zoll 4 1/2 Linien.

(**) *Hirundo leucoptera* und *jugularis*; die letztere mit hell-rostrothlicher Kehle und bläugelblichem Unterleibe, ist wahrscheinlich AZARA's *Hirondelle à ventre jaunâtre*. AZARA voyages etc. T. IV. p. 105.

(***) *Muscicapa rupestris*, eine neue Art: 6 Zoll 11 Linien lang; alle obern Theile des Gefieders dunkelgrau-braun, die untern so wie die Schwanzdeckfedern hell-rostroth; Schwanzfedern rostroth mit breiten schwarzbraunen Spitzen; Flügeldeckfedern schwarzbraun mit zwey unregelmäßigen rostrothen Querstreifen.

Als meine Canoeiros die Cascaden der Cachoeirinha überwunden hatten, neigte sich der Tag; wir beschlossen daher auf einer Sandbank am Ufer, etwas oberhalb des Falles, zu übernachten — man nennt diese Stelle Kagaseiro. Noch leuchtete uns die Sonne, als es in dem benachbarten hohen Urwalde schon völlig Nacht war; die Araras riefen ihr rauhes Abendslied und benachrichtigten die Eulen und Nachtschwalben von dem Herannahen der Zeit ihrer Thätigkeit. Da es schönes heiteres Wetter war, übernachteten wir ohne Hütten bey einem guten Feuer, ich mit einer dichten wollenen Decke, die Canoeiros mit einer Strohmatten (Esteira) bedeckt; eine große trockene Ochsenhaut diente zur Unterlage. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort. Von hier aus hat der Fluß einen etwas geringern Fall, doch blieb seine Ansicht in der Hauptsache dieselbe. Die Wassermasse war bey geringer Tiefe durch große Granitblöcke unterbrochen, welche nach dem Ufer hin sich mehrten und am Rande der hohen Urwälder am größten waren, und dicht gedrängt lagen. An diesen Felsstücken, durch welche der Fluß in mehrere Fahrwasser getheilt wird, kann man den Fall desselben vom hohen Rücken von Minas herab abnehmen. Viele dieser Blöcke sind mit einer Menge von Glimmer gemischt, auch findet man hier in allen Flüssen, besonders in den kleinen einfallenden Seitenbächen, etwas Gold und selbst Edelsteine. Das Wasser des Belmonte, das in der Zeit, wo die Flüsse anschwellen, gelb und trüb aussieht, war jetzt klar und hell, und wir konnten deswegen den unter Wasser befindlichen Felsstücken besser ausweichen. Die Ufer dieses Thales steigen schnell mit gebürgigen Urwäldern empor, und die großen Felsblöcke erstrecken sich nun schon in Menge bis in den Wald hinein. Da viele Baumarten um diese Zeit ihr Laub verlieren, die meisten aber immer grün bleiben, so erschien hier der Wald halb grün und halb grau; nach Minas hin ist diese Erscheinung noch viel auffallender, ja in vielen Gegenden soll das Laub ganz abfallen. Die mancherley jetzt aus-

brechenden Arten des jungen Laubes fiengen indessen gerade jetzt an, der Landschaft wieder neues Leben und Reiz zu geben; das Tapicuru (*Bignonia*) war über und über mit seinen hervorbrechenden schönen, bräunlichrothen Blättern bedeckt, die Kronen der Sapucaya-Bäume (*Lecytis*) zeigten sich im schönsten Rosenroth, die *Bougainvillea brasiliensis* umwand die Wipfel der zum Theil noch unbelaubten Bäume, und überdeckte sie mit ihren dunkel-rosenrothen Blumen; eben so prangten hier mehrere Arten theils hochstämmiger, theils auf der Erde fortrankender, theils aufsteigender Trompetenblumen (*Bignonia*), mit allen Abwechslungen rosenrother, violetter, weißer und gelber Blüten. In dieser Jahreszeit würde es dem besten Landschaftsmahler kaum möglich seyn, die mannigfaltig abwechselnde Farbenmischung der Riesenkronen dieser Urwälder darzustellen, und wenn er's vermöchte, so würde jeder, der diese Gegenden nicht selbst gesehen hat, sein Gemählde für eine bloße Dichtung der Phantasie halten. Mit vieler Mühe mußten wir uns auch hier auf die oben beschriebene Weise zwischen den häufigen Felsen hindurch und über Strömungen hinweg arbeiten, und nicht selten fielen unsere Leute, welche das Canoe zogen, bis an den Hals ins Wasser, ohne jedoch das Seil aus der Hand fahren zu lassen.

Die Hitze war in diesen Tagen schon bedeutend, und zahlreiche Schaaren von Moskiten quälten uns, doch sollen sie zur Zeit des hohen Wasserstandes noch weit unerträglicher seyn. Am Abende des zweyten Tages hatten wir wieder unser Feuer auf einer Sandfläche am Flusse angezündet, der Mond leuchtete uns in herrlicher Klarheit, und kündigte uns für den folgenden Tag schönes Wetter an. Am folgenden Morgen lag das ganze Thal des Flusses in dichten Nebel gehüllt, der aber sehr bald herab fiel. Hier sahen wir, als der Himmel sich aufgeklärt hatte, einen Schwarm großer Schwalben, zur Familie der Segler (*Cypselus*) gehörig, von einer neuen, uns bis jetzt noch unbekanntem Art, deren ruß-schwärzliches Gesie-

der nichts Ausgezeichnetes hatte; ihres äußerst schnellen Fluges wegen konnten wir jedoch keine von ihnen erlegen.

Wir setzten unsere Reise fort, umschifften einige bedeutende Felswände und erreichten alsdann eine vorzüglich starke Cachoeira; mit Hülfe der Regeira überschifften wir auch diese, wie die andern, ohne das Canoe auszuladen. Von hier aus kamen wir an eine Stelle, wo der Fluß ziemlich eben fortheilt, und nur wenig Strom hat. Am nördlichen Ufer trifft man auf einen hohen von oben vortretenden Fels, unter welchem eine Art von Höhle befindlich ist. Diese Stelle trägt den Namen der Lapa dos Mineiros (Höhle der Mineiros). Die sogenannte Höhlung des Felsens ist eigentlich nur ein bedeckter, durch den Vorsprung gebildeter Winkel, wo die Reisenden zu übernachten pflegen, wenn der Abend sie in dieser Gegend ertreibt, indem die Feuer hier vollkommen gegen Wind und Regen geschützt sind. Hinter dieser Stelle verengen sich die den Fluß einschließenden Berge, und große Felsblöcke liegen an seinen Ufern. An einem kleinen Bache (Correggo) hielten wir etwas an; meine Canoeiros stiegen ans Land, um, wie sie sagten, Schleiffsteine zu suchen; das ganze Steingerölle dieses kleinen Wassers bestand aus den verschiedenen in Minas vorkommenden Arten der Urgebürge mit vielem Glimmer gemischt, auch behaupteten meine Leute, worunter sich ein erfahrener Mineiro befand, daß man hier nicht selten Gold finde, und nach dem Vorkommen des Gerölles, sicher auf das Vorhandenseyn dieses Metalles schließen könne. In dem wilden Bette dieses, durch menschenleere Gegenden herabkommenden, rauschenden Waldbaches fanden wir die Spuren der Antas (Tapirus) und der Capybaras, der ruhigen Bewohner dieser Wildnisse; sie haben in dem Correggo, selbst in der Regenzeit, klares helles Wasser, und die Urwildniß rings umher gewährt ihnen die bequemsten Schlupfwinkel. Wir legten noch einige kleine Fälle oder Cachoeiras im Flusse zurück, über die wir wegen der geringen Tiefe des Wassers, zum Theil nur mit großer Mühe das Canoe

fortschaffen konnten. Der Abend fand uns an einer engen Stelle des Flusses; wir lagerten auf einer Sandfläche am Ufer zwischen Felsen. Zwey rothe Unzen (*Onça Cucuaranna*, *Felis concolor*, LINN.) waren noch kürzlich hier umher getraht, ihre Fährte war vollkommen frisch; wir waren noch mit Betrachtung derselben beschäftigt, als eine Gesellschaft von Fischottern (*Lontra*) unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, die sich fischend den Fluß hinab treiben ließen. Oft kamen sie mit den Köpfen über das Wasser herauf und schnarchten dann heftig; zum Schusse waren sie aber leider zu weit von uns. Diese Ottern (*Lutra brasiliensis*) fangen in den Flüssen eine große Menge Fische, deren Ueberreste man auf den Felsen findet; so fand ich zum Beyspiel öfters an solchen Stellen den Kopf und den knöchernen Halspanzer einer mit runden schwarzen Flecken auf gelbbraunem Grunde bezeichneten Art von *Silurus* (*); diese harten Theile scheinen die Fischottern liegen zu lassen. In der Nähe unseres Nachtquartiers zeigten sich noch mancherley Thiere, Araras riefen im hohen Walde, und große Fledermäuse flogen hoch über unsern Köpfen in der dämmernden Abendluft umher. Selbst als die Nacht uns schon die Gegend verhüllte, ließen sich noch sonderbare unbekannte Stimmen von Eulen und Nachtschwalben hören. Der folgende Morgen war wieder in dichten Nebel gehüllt — der indessen nicht kalt, sondern nur sehr feucht war — allein die kräftige tropische Sonne durchbrach bald den dichten Schleyer des Thales und trocknete uns wieder. Wir schifften nun bis zu der bedeutendsten Cachoeira, die wir auf dieser Reise zu überwinden hatten; hier mußte man das Canoe an einer Felsen-Insel ausladen, und jedermann legte Hand an, um dasselbe über eine 3 Fuß hohe Felsenstufe hinauf zu heben, welches das herabströmende Wasser noch sehr erschwerte. Man hatte das ganze Gepäck über das Land hin-

(*) Hier Roncador genannt, südlich von Capitania belegt man eine andere Fischart mit diesem Nahmen. Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, den er genannten Fisch in seiner Vollkommenheit zu sehen.

weg, an das andere Ende der Insel getragen, allein es währte lange, bis das Canoe durch unsägliche Mühe dahin gebracht wurde, und ausgeschöpft, wieder beladen und flott gemacht werden konnte. Während meine Leute mit dem Canoe beschäftigt waren, blickte ich zufällig an das jenseitige Ufer, und nicht gering war meine Überraschung, als ich dort einen großen starken Botocuden mit untergeschlagenen Beinen ruhig sitzen sah. Sein Name war Jucakemet, er war meinen Leuten wohl bekannt, jetzt aber von ihnen nicht bemerkt worden; er hatte unserer Arbeit zugesehen, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. In den grauen Felsen war das graubraune nackte Wesen kaum zu sehen; darum können diese Wilden sehr leicht unbemerkt sich nähern, und die mit ihnen, in andern Gegenden im Krieg stehenden Soldaten müssen deshalb äußerst vorsichtig seyn. Wir forderten den einsam da Sitzenden auf, zu uns herüber zu schwimmen, allein er gab zu verstehen, der Fluß sey zu reißend, er wolle nach dem Quartel do Salto, welches nicht mehr weit entfernt war, zurückkehren und dort uns erwarten. Auch auf dem nördlichen Ufer erblickten wir einige Botocuden, welche mit einem Soldaten des Quartels auf die Jagd giengen, diese wollten ebenfalls nicht zu uns herab kommen. Wir umschifften nun eine hohe schwärzliche mit gelben Quarz-Adern durchzogene Felswand, und gelangten alsdann zu dem Landungsplatz (Porto) des Quartels do Salto. Da in der Gegend dieses Militärpostens der Fluß durch einen bedeutenden Fall völlig unfahrbar wird, so muß man vor dieser Stelle landen, und zu Lande den Weg über einen Berg machen; jenseits des Quartels schifft man sich alsdann in andern Canoen wieder ein. Ich ließ mein Gepäck ausladen und nach dem Destacament hinüber tragen. Der Weg dorthin führt an einer steilen Bergwand hinauf, wo man einen kleinen Schoppen für die auszuladenden Waaren erbauet hat, welche nach Minas bestimmt sind. Auf der Höhe tritt man in den hohen Wald ein, wo Bromelia-Pflanzen an der Erde ein undurchdringliches Dickicht

bilden, und 5 bis 6 Fuß hohe Begonia-Stauden mit ihren großen Blättern (*) in Menge wachsen. Hier stand in colossalem Umfange der Bombax ventricosa des Arruda, mit unten an der Erde, und oben unter der Krone verdünntem, in der Mitte aber bauchicht ausgedehnten Stamme, weshalb ihm die Portugiesen den Namen Barrigudo beygelegt haben. Es giebt mehrere Arten dieser bauchichten Bombax-Stämme, die eine hat eine glatte, nur etwas gereifte Rinde, bey einer andern ist der Stamm mit kurzen, starken, abgestumpften Stacheln versehen; die einzeln stehenden Blätter in der dünnen, wenig ästigen Krone sind handförmig, und bey einigen Arten zwey- oder dreylappig, bey andern ungetheilt. Die Blumen sind groß und schön von weißlicher Farbe; sobald sie welken, fallen sie ab und bedecken den Boden unter den Bäumen. Der weite Stamm dieser Baumart ist mit einem sehr saftigen weichen Mark angefüllt, worin man mehrere große Insektenlarven findet, welche die Botocudos aufsuchen, an einem hölzernen Spieß braten und begierig verzehren. Verwundet man den Baum, so fließt sehr viel klebriger Saft oder Harz aus. In dieser Wildniß führte seitwärts ein kleines einsames Pfädchen nach den Höhen hinauf, an welchen eine Gesellschaft von Botocudos ihr Wesen treibt; viele von ihnen besuchen oft das Destacament, und arbeiten da eine Zeit lang, wofür man ihnen zu essen giebt.

Man hat ungefähr eine halbe Legoa zu Lande bis nach dem Quartel zu machen; der Weg führt Berg auf und ab durch den Wald, wodurch die Fortschaffung der Waaren, die hier alle durch Menschen getragen werden müssen, sehr erschwert wird. Das Quartel do Salto liegt am Flusse in einer etwas breiten Stelle des Thales, wo jetzt bey dem kleinen Wasser eine Fläche von nacktem Steingerölle zum Vorschein kam, die zu beyden Seiten den schmalen Fluß umgiebt. Die

(*) Das Genus Begonia ist in Brasilien sehr zahlreich an Arten, wovon einige zu einer bedeutenden Höhe und Stärke heranwachsen.

Gebäude sind von Lehm mit großen langen Tafeln von der Munde des Pao d'arco gedeckt. Der Commandant, ein Cabo (Unterofficier) und fünfziger Mann, nahm mich gut auf, und wies mir in einem der Gebäude ein Zimmer an. Er hatte nur ein Paar Soldaten hier, die übrigen waren mit einigen Canoen nach Minas hinauf geschifft; alle leeren Räume waren dagegen mit Botocuden angefüllt, welchen man diesen Aufenthalt gestattet, um den Frieden mit ihnen zu erhalten. Ich fand hier die alte, auch ganz nackt gehende Frau des Capitam June, welche zurück geblieben war, als die übrige Gesellschaft sich nach der Cachoeirinha begeben hatte; außer dieser überaus häßlichen Frau befanden sich hier aber auch noch andere, recht gut gebildete Botocuden, die zum Theil nach ihrer Art sehr schön bemahlt waren. Einige hatten den Körper in natürlicher Farbe und bloß das Gesicht bis zum Munde herab mit Urucu glühend roth gefärbt, andere den ganzen Körper schwarz, nur Hände, Füße und Gesicht in natürlicher Farbe u. s. w. Im ersten Abschnitte des 2ten Bandes wird man die verschiedenen Arten genau angegeben finden, auf welche diese Wilden sich zu bemahlen pflegen. Tucakemet erschien ebenfalls, er war einer der größten Botocuden, die ich gesehen habe, und trug in den Ohren und der Unterlippe sehr große Tafeln. Unlängst hatte er, wie man mir erzählte, mit dem Capitam Gipaekiu, dem Anführer einer andern Truppe, einen heftigen Streit gehabt, und Hand an ihn gelegt, worauf jener sogleich einen Pfeil nach ihm abgeschossen, und ihn am Halse leicht verwundet hatte; er zeigte uns noch die Narbe davon. Tucakemet vermied jetzt sorgfältig die Gegend, in welcher Capitam Gipaekiu umher zog; er war am Salto auf dem südlichen Ufer des Flusses, und letzterer am nördlichen, in der Gegend des Quartel dos Arcos, in den großen Wäldern mit der Jagd der wilden Schweine beschäftigt. Unmittelbar bey den Gebäuden des Destacaments läuft die Minas-Strasse vorbei, sie ist von hier an aufwärts sehr gangbar und gut,

nach Belmonte hinab aber, wie oben bemerkt worden, noch nicht zu gebrauchen. Erst vor einigen Tagen war eine Trope mit Baumwolle beladener Maulthiere von Minas Novas herab gekommen, und hatte als Rückfracht Salz mitgenommen, ein Bedürfniß, welches in jenen hohen Gegenden sehr mangelt. Mineiros, welche des Handels wegen sich hier befanden, klagten ebenfalls sehr über die Vernachlässigung jener vielgerühmten Straße in den untern Gegenden des Flusses. Wenn sie diese Straße bereisen, geben sie ihren Maulthieren täglich ein Gemisch von Öl und Schießpulver ein, und behaupten, dies sey ein vortreffliches Mittel gegen die ungesunde Weide, die man an einigen Stellen der Straße finde; auch pflegt man dann den Thieren etwas Salz zu geben. Wäre diese Straße wirklich so brauchbar, wie man sie geschildert hat, so würde in kurzer Zeit ein weit bedeutenderer Handel mit Minas eingerichtet seyn, da der Transport der Waaren zu Wasser vom Salto aus mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist, um so mehr, weil alle Waaren von dem Landungsplatz mit außerordentlicher Mühe nach dem Quartel geschafft werden müssen. Sehr leicht könnte man wenigstens einen brauchbaren Fahrweg vom Salto nach dem Landungsplatz machen, um die Waaren mit Karren und Ochsen dorthin fortzuschaffen, doch so weit geht in diesen Wildnissen die Industrie der Menschen nicht. Es ist zu hoffen, daß die in der spätern Zeit allgemein laut gewordenen Klagen über den schlechten Zustand eines großen Theils dieser Straße, endlich eine sorgfältige Untersuchung und eine gründliche Verbesserung derselben veranlassen werden.

Ich blieb den folgenden Tag am Salto und unternahm früh Morgens eine Wanderung nach dem nicht weit entlegenen Wasserfall, der sich durch sein Geräusch schon von fern ankündigt. Man muß große, wild durcheinander gerollte Felstrümmer überklettern, um die Ansicht desselben zu genießen. Der sehr eingeengte Fluß stürzt tobend und schäumend über Felsen in den tiefer liegenden Kessel hinab, und verbreitet Dampf und einen feinen Staub

regen um sich her; etwas tiefer hinab macht er einen zweyten noch stärkern Fall über eine ansehnliche Felsstufe hinunter. Ich erneuerte hier mit Vergnügen die Erinnerung an den Genuß, den mir vor acht Jahren die noch ungleich bedeutenderen Wasserfälle in den Gebürgen unserer Schweiz gewährten. Manche Cascaden in dem Belmonte, besonders die Cascoeira do Inferno, mögen wohl dem Raudal von Atures und Maypures im Kleinen ähnlich seyn, von welchen Herr von Humboldt eine so interessante Schilderung gegeben hat (*), nur sind sie nicht so zusammengedrängt und aneinander hängend, als in dem colossalen Drinoco. In den Felsstrümmern, welche der Staubregen des Salto benetzt, wachsen einige schöne Straucharten, unter andern ein Myrthus mit schmalen Blättern, der jetzt sehr angenehm blühte.

Ein zweytes Anliegen, welches mich hier noch einen Tag zu verweilen bewogen hatte, war die Hoffnung, eines Botocudenschädels habhaft zu werden. Am Quartel dos Arcos war ich an der zu diesem Zweck beschlossenen Ausgrabung eines Leichnams verhindert worden; hier war ich glücklicher. In geringer Entfernung von den Gebäuden hatte man in dem dichten Urwalde unter rankenden schön blühenden Gewächsen, einen jungen Botocuden von 20 bis 30 Jahren begraben, der einer der unruhigsten Krieger dieses Stammes gewesen war. Wir begaben uns, mit Hacken versehen, zu dem Grabe, und befrezten den merkwürdigen Schädel aus seiner Gefangenschaft. Er zeigte auf den ersten Anblick eine osteologische Merkwürdigkeit; das große Holz der Unterlippe hatte nehmlich die untern Vorderzähne nicht nur hinweggeschoben, sondern sogar schon an diesem noch jungen Schädel die Alveolen der Zähne zugeedrückt und verwischt, welches sich sonst nur bey sehr alten Leuten zu finden pflegt. Azara sagt in seinen Reisen in Süd-Amerika (**), daß die Köpfe der Amerikaner weit eher verwitter-

(*) Ansichten der Natur S. 312.

(**) AZARA voyages etc, Vol. II. p. 59.

ten, als die der Europäer. Dies stimmt nicht überein mit der Aussage des Dviedo bey Southey (*), wo es heißt, daß die spanischen Klingen nichts gegen die Härte der amerikanischen Schädel vermochten; beyde Äußerungen mögen wohl gleich ungegründet seyn. Ob ich gleich alle mögliche Sorgfalt angewandt hatte, diese Nachgrabung geheim zu halten, so verbreitete sich doch das Gerücht davon schnell auf dem Quartel, und erregte großes Aufsehen unter den ungebildeten Menschen. Von Neugierde getrieben, und doch mit einem heimlichen Grausen, kamen mehrere an die Thür meiner Wohnung, und forderten den Kopf zu sehen, den ich aber sogleich in meinen Koffer verborgen hatte, und so schnell als möglich nach der Villa de Belmonte hinab zu senden suchte. Doch hatten, wie ich jetzt beobachtete, die Botocudos weniger Anstoß an meinem Unternehmen genommen, als die Soldaten des Quartels, von denen auch mehrere sich geweigert hatten, bey der Ausgrabung die gewünschte Hülfe zu leisten. Nachdem ich an diesem interessanten Orte meine Absichten erreicht hatte, kehrte ich nach dem Landungsplatz zurück, und schiffte mich am zweyten Tage nach meiner Ankunft Morgens früh wieder ein. Die Fahrt geht sehr schnell den Fluß hinab; man erreicht in einem Tage die Insel Cachoeirinha wieder. Über die Cachoeirinha, wo wir beym Hinauffschiffen unser Canoe ausladen mußten, fuhren wir jetzt ohne bedeutende Beschwerde hinunter. Unser Canoe war sehr groß, und doch schöpfte es viel Wasser, da es mit dem Vordertheil in die, durch ihren Fall sehr bewegten Wellen von den Felsen herab schoß; wir wurden daher alle naß, und ein kleiner Botocude, welchen ich mitgenommen hatte, vergoß aus Angst Ströme von Thränen. Eben so glücklich glitt unser Canoe über alle die verschiedenen kleinen Wasserfälle hinab. In der Gegend der Lapa dos Mineiros sahen wir am südlichen Ufer Botocuden, welche beschäftigt waren mit ihren

(*) SOUTHEY'S history of Brazil Vol. I. p. 630.

Pfeilen Fische zu schießen. Einer von ihnen, der uns am nächsten war, gab sogleich ein Zeichen mit der Hand, daß wir ihn abholen und ihm zu essen geben sollten. Um ihn näher zu besehen und seine Waffen einzutauschen, ließ ich dem Ufer zusteuern, aber von gierigem Hunger getrieben, wartete er unsere Ankunft nicht ab, sondern stürzte sich bis an den Hals in den Fluß, und kam theils schwimmend, theils wattend, die Waffen in die Höhe haltend, bis zu einem schon weit im Flusse liegenden Felsstück, wo er blieb und uns Zeichen von roher unbändiger Ungeduld gab. Als wir näher hinzu kamen, fanden wir in diesem Botocuden einen großen starken Mann, der aber in allen seinen Geberden die größte Wildheit verrieth. Er riß den Mund weit auf und brüllte: Nuncut! (zu essen), worauf man ihm einige Hände voll Mehl in den Rachen warf; während er nun gierig mit dem Verschlingen desselben beschäftigt war, sprang einer meiner Leute, der die Sprache dieser Wilden ein wenig zu sprechen verstand, ans Land, ergriff seine Waffen, und brachte sie in das Canoe in Sicherheit, indem er uns ankündigte, dieser Mensch sey so wild, daß man sich vor ihm sicher stellen müsse; zugleich schlug er ein Messer in die Spitze seines Ruders ein, und reichte es dem Wilden, der auch mit diesem Tausch wohl zufrieden zu seyn schien, alsdann ließen wir schnell unser Canoe in den Strom hinaus. Der Botocude, dessen Heißhunger noch nicht gestillt war, gab indessen die Hoffnung noch nicht auf uns wieder einzuholen; er lief brüllend noch lange neben uns am Ufer hin, sprang von Felsstück zu Felsstück, schwamm und watete durchs Wasser, bis er endlich bemerkte, daß das Canoe zu weit voraus war, um es einholen zu können, dann kehrte er mißmuthig um und gieng in den Wald zurück. Etwas weiter hin trafen wir ein Paar andere Wilde an, die sich ebenfalls mit uns unterhielten und ähnliche Ansprüche an unsere Vorräthe machten; wir hatten jedoch nicht Lust uns mit ihnen einzulassen, um so mehr, da wir keine Zeit zu verlieren hatten. Als gegen Abend

Canoe die Cachoeirinha hinab glitt, prallte es gegen einen Felsen an, und saß plötzlich fest. Ich war vorher ausgestiegen und zu Fuß längs dem Flußufer hingeklettert, da ich, unerfahren im Schwimmen, mich der Gefahr eines unerwünschten Bades nicht aussetzen wollte; ich war erfreut, nur von fern den Stoß mit anzusehen, der alle meine Leute in dem Canoe durcheinander warf. Das Wasser war in das Fahrzeug getreten und mein kleiner Botocude fieng wieder heftig an zu weinen; dennoch kam alles glücklich hinab und wir erreichten noch vor Sonnenuntergang das Quartel dos Arcos.

Ich fand bey meiner Ankunft auf der Insel einen meiner Leute am Fieber krank, welches mich nöthigte einige Tage hier zu verweilen; durch gute China, womit ich versehen war, war er bald wieder hergestellt. Dann begab ich mich mit etlichen Jägern nach der, mehrere Legoaß weit den Fluß hinab liegenden Ilha do Chave, wo wir nach den erhaltenen Nachrichten viele Anhumas (Aniumas) und überhaupt eine reiche Jagd zu finden hoffen durften. Bey der Hinabfahrt erlegten wir einige Araras, und fanden mehrere schön blühende Gesträuche am Ufer, besonders zeichnete sich in der dichten Verflechtung des hohen Waldes das junge rosenrothe Laub der Sapucaya-Bäume, und die *Petraea volubilis* mit ihren langen himmelblauen Blumenrispen aus. Unter einem heftigen Regen erreichten wir spät am Abend das Ziel unserer Reise und landeten an der Sand-Insel. Gegen die Nacht ließ der Regen etwas nach, allein an ein trocknes und ruhiges Nachtlager war hier nicht zu denken, völlig durchnäßt krochen wir in einige alte verfallene Fischerhütten, von welchen längst die deckenden Blätter herab gefault waren. Durch einige Decken und Ochsenhäute suchten wir uns gegen den Regen zu sichern und zündeten ein Feuer an, um uns zu erwärmen und zu trocknen; allein bey dem immer durchfallenden Regen konnten wir kaum dasselbe im Brand erhalten und erwarteten daher mit Ungeduld das Ende der langen Nacht. Am folgenden Morgen wurden sogleich

einige Leute mit einem Canoe nach dem Walde gesandt, um Brennholz zu hauen und Palmblätter, Stangen und Cipó's zu schneiden, damit wir sogleich eine große geräumige Hütte erbauen konnten. Die Witterung wurde uns zwar etwas günstiger, da aber unsere Arbeit noch öfters durch Regenschauer unterbrochen wurde, so nahm uns die Vollendung unserer Wohnung diesen und den ganzen folgenden Tag. Ich befand mich hier auf der Insel mit vier von meinen Leuten und einem Botocuden, Namens Ahó, welcher mich der Jagd wegen begleitet hatte; von diesen waren immer zwey zu Hause, um unsere Insel zu bewachen und die Küche zu versehen, die andern schifften nach dem Walde, um zu jagen. Bei einer solchen Excursion war einst das Canoe kaum abgefahren, als ich meine Jäger schon schießen und dann gleich zurückkehren sah. Sie hatten aus dem Wasser die vier Füße eines Quadrupeds hervorblicken sehen, das sie für ein todttes Schwein hielten; als sie aber näher hinzu kamen, sahen sie eine colossale Schlange, welche in mehreren Windungen einen großen Capybara umschlungen und getödtet hatte. Sie brannten augenblicklich zwey Flintenschüsse nach dem Unthier ab, und der Botocude schoß ihm einen Pfeil in den Leib; alsdann erst verließ sie ihren Raub und schoß, der Verwundung ungeachtet, schnell davon, als wenn ihr nichts widerfahren wäre. Meine Leute fischten den noch frischen, eben erst erstickten Capybara auf und kehrten zurück, um mir Nachricht von diesem Vorfall zu geben. Da es mir äußerst wichtig war, diese merkwürdige Schlange zu erhalten, so sandte ich sogleich die Jäger wieder aus, um sie zu suchen, allein alle angewandte Mühe war fruchtlos. Die Schrote hatten in dem Wasser ihre Kraft verloren, und den Pfeil fand man zerbrochen am Ufer, wo ihn die Schlange abgestreift hatte; unbedeutend verwundet hatte sie sich schnell so weit entfernt, daß man zu meinem größten Leidwesen sie nicht wieder auffinden konnte. Dieses Reptil, die Sucuriuba des Flusses Belmonte, oder der Sucuriú, wie man sie in

Minas Geraës nennt, ist die größte Schlangenart von Brasilien, wenigstens in den oben genannten Gegenden; sie ist von den Naturforschern mit manchen Irrthümern und Verwechslungen beschrieben worden; Daudin hat sie unter dem Nahmen der Boa Anaconda aufgeführt. Sie ist über ganz Süd-Amerika verbreitet und erreicht die bedeutendste Größe von allen Arten dieses Genus in diesem Theile der Welt. Alle Benennungen, welche auf den Aufenthalt der Boa-Schlangen im Wasser deuten, gelten für diese Art; denn alle übrigen bewohnen nie das Wasser, dahingegen der Sucuriu oder die Sucuriuba beständig in und an dem Wasser lebt, und daher in der buchstäblichen Bedeutung des Wortes eine wahre Amphibie ist. Diese Schlange hat nichts Gefälliges in ihrer Zeichnung; ihr Rücken ist dunkel-olivenschwärzlich, und über demselben laufen der Länge nach zwey Reihen von runden schwarzen gepaarten Flecken, welche meistens ziemlich regelmäßig neben einander stehen. In unbewohnten, von Menschen nicht beunruhigten Gegenden, erreicht sie eine colossale Größe von 20 bis 30 und mehr Fuß. Daudin hält in seiner Naturgeschichte der Reptilien die Schlange, welche er für die wahre Boa constrictor ausgiebt, für afrikanisch: allein diese Art, wenn sie auch in Afrika vorkommt, lebt in Brasilien überall, ist daselbst die gemeinste Land-Boa, und unter dem Nahmen Jiboya allenthalben bekannt. Der Belmonte ist der südlichste von den Flüssen der Ostküste, in welchen man Sucuriubas findet, weiter nördlich kommt sie überall vor. Man hat sehr fabelhafte Schilderungen von der Lebensart dieser colossalen Reptilien gemacht und sie auch in neuerer Zeit älteren Reisenden nachgeschrieben. Auch die Nachrichten, die man von ihrem Winterschlaf giebt, sind nicht bestimmt genug. Wahr soll es allerdings seyn, daß sie in den Sumpflachen der Steppen in der trocknen Jahreszeit erstarren (*), doch in den ewig wasser-

(*) Ansichten der Natur, S. 30 und 34.

reichen Waldthälern von Brasilien, wo sie nicht in eigentlichen Sümpfen leben, sondern in weiten Seen, immer nassen Brüchern, Flüssen und Bächen, deren Ufer vom Schatten der alten Urwaldstämme abgekühlt werden, findet ein solches Erstarren nicht statt.

Meine Leute hatten an dem Tage der verunglückten Schlangenjagd mehrere interessante Vögel erlegt, unter andern einen schwärzlich braunen, bis jetzt noch unbeschriebenen kleinen Adler mit einer Federhaube auf dem Hinterkopf (*); außerdem einige Araras und einen großen Mutum (*Crax Alector*, LINN.), welcher uns für unsere Küche sehr willkommen war. Der Adler war eben im Begriff ein Jupati (Beutelthier) zu fangen, als man ihn schoss; sein ganzes Äußere zeugte von Kühnheit und Muth, sein Auge war lebhaft und feurig, und die verlängerten Federn des Hinterkopfes geben ihm ein schönes Ansehen.

Da das noch immer anhaltende Regenwetter uns oft hinderte zu jagen, und vorzüglich den Anhumas gehörig nachzusehen, so benutzte ich diese Zeit zu einem Besuche auf dem Quartel dos Arcos, wo während meiner Abwesenheit eine neue Horde von Botocuden angekommen war, deren Anführer Makiängiang, bey den Portugiesen den Namen des Capitam Sipakeiu (des großen Capitain) führte. Es war schon gegen Abend und ich befand mich nicht weit mehr von dem Destacament entfernt, als ich zufällig auf einer Sandbank ein Paar große Antas (*Tapirus*) antraf. Da ich mir eine glückliche Jagd versprach, so hatte ich in der Stille meinen Botocuden Ahó am Walde herum geschickt, um die Thiere von ihrem

(*) *Falco Tyrannus*, eine neue Art: männlicher Vogel 26 Zoll 7 Linien lang; Federn des Hinterkopfes verlängert und aufgerichtet; Hinterkopf, Hinterhals, Seiten des Halses und Ober Rücken mit Federn bedeckt, welche weiß mit schwarzbraunen Spitzen sind, die sich aber decken und die weiße Farbe verstecken; der ganze übrige Vogel schwarzbraun; größere Flügeldeckfedern etwas weißlich gezeichnet; Schwungfedern mit einigen graubraunen, dunkler marmorirten Querverbinden; der starke breite Schwanz mit vier weißlichen, graubraun marmorirten Querverbinden; Federn der Schenkel, Füße, Unterrücken, After und Crissum schwarzbraun mit schmalen weißen Querverbinden; Füße bis auf die Zehen besiedert.

Schlupfwinkel abzuschneiden. Dies gelang vollkommen; als sie sich von ihrem Rückzuge abgeschnitten sahen, warfen sie sich ins Wasser und suchten das jenseitige Ufer zu erreichen, allein hier kam ihnen unser Canoe zuvor. Der eine der beyden Antas erreichte auf dem Rückwege wieder die Sandbank, und würde von meinem Botocuden einen Pfeil in die Seite erhalten haben, wenn diesem nicht zufällig die Bogenschnur gerissen wäre, wodurch das Thier Zeit erhielt sich zu retten. Das andere hielt eine große Menge von Flintenschüssen aus, es tauchte lange unter und kam alsdann mit dem Kopfe wieder zum Vorschein, um Athem zu holen, allein unser Bley war zu leicht und das Canoe zu schwer, um sich schnell genug fortzubewegen zu lassen; Kugeln hatten wir nicht, auch kann man diese Thiere nicht eher schießen, als bis man ihren Kopf nahe bey dem Canoe über dem Wasser erblickt; dann muß man besonders auf das Ohr zielen. Das geängstigte Thier verlor viel Blut, entkam uns aber doch, welches wohl nicht der Fall gewesen seyn würde, wenn wir Hunde bey uns gehabt hätten. Die Geschicklichkeit und Leichtigkeit, mit welcher diese Thiere schwimmen, kommt ihnen bey den auf sie gemachten Jagden sehr zu statten. Obgleich der Anta, dies große schwerfällige Thier, von 6 bis 7 Fuß Länge, durch eine sehr dicke Haut geschützt ist, so wird er von den Portugiesen dennoch immer nur mit Schrot und nicht mit Kugeln erlegt; hiezu gehören aber durchaus scharfschießende lange Gewehre, und eine sehr starke Ladung von grobem Bley; auch thun diese Jäger lieber auf ein Thier 12 bis 16 Schüsse mit Schrot, als daß sie Kugeln laden sollten. Um auf den Jagdzügen alle Arten von Thieren erlegen zu können, laden die Brasilianer ihre Gewehre immer mit Schrot, und tödten damit eben so gut eine Jacutinga (Penelope), als ein wildes Schwein oder einen Anta. Den letztern verfolgt man übrigens ebenfalls seines Fleisches wegen, und Hunde erleichtern diese Jagd gar sehr. Gewöhnlich trifft man den Tapir oder Anta Morgens und Abends in den Flüssen an, wo

er, um sich abzukühlen, gern badet. Ist dies Thier stark angeschossen und schon etwas abgemattet, so greifen es die Brasilianer oft schwimmend mit dem Messer in der Hand an und suchen ihm ein Paar Stiche beyzubringen. Auch so benutzen sie die Sitte ihrer Nation, beständig ein Stilet oder Messer im Gürtel zu tragen, wovon oft selbst die Geistlichen keine Ausnahmen machen, — ein Gebrauch, der zu vielen Mordthaten Anlaß giebt.

Durch die unglückliche Jagd aufgehalten, erreichte ich erst spät in der Nacht das Destacament, und früh am folgenden Morgen wurde ich schon von den neu angekommenen Botocuden geweckt, welche ungeduldig waren, den Fremdling kennen zu lernen. Sie klopfen heftig an die verschlossene Thür bis ich sie öffnete, und überhäufte mich sogleich mit einer Menge von Freundschaftsbezeugungen. Capitam Cipakeiu war sehr für mich eingenommen, weil man ihm gesagt hatte, ich sey ein großer Verehrer der Botocudos und brenne vor Ungeduld ihn, den großen Anführer, kennen zu lernen. Er war nur von mittlerer Größe, aber stark und kräftig gebaut, in den Ohren und Unterlippe trug er große Holztafeln; bis zum Munde herab war sein Gesicht glühend roth bemahlt, dabey aber hatte er eine schwarze Linie von einem Ohr zum andern unter der Nase hingezogen, den Körper ließ er übrigens in seiner natürlichen Farbe. Gegen die Portugiesen zeigte er sich aufrichtig und gut gesinnt, und man hatte noch nie über ihn zu klagen gehabt. Obgleich im Auserlichen von den übrigen Gliedern seiner Horde durch nichts ausgezeichnet, stand er doch bey seinen Landsleuten in großem Ansehen, wodurch er selbst den Portugiesen zuweilen nützlich wurde. Als zum Beyspiel die letztern zuerst friedlich mit den Botocuden zusammen kamen, erschien ein anderer Anführer derselben auf dem Quartel, und foderte mit Ungestüm eine Menge Eisengeräthe. Da das Destacament damals schwach besetzt, und von vielen Wilden umgeben war, so sah man sich genöthigt ihm seinen Willen zu thun. Bald

nachher erschien Capitam Gipekeiu, man klagte ihm den Vorfall, worauf er in den Wald gieng und den Besitzer nöthigte einen großen Theil der Instrumente wieder heraus zu geben. Ich wurde mehreremale von ihm, nach portugiesischer Sitte, an die Brust gedrückt, doch war unsere Unterredung höchst sonderbar, da er mich und ich ihn nicht verstehen konnte; indessen machte mir der Herr Capitam bald begreiflich, daß er sehr großen Hunger habe, und von mir eine Befriedigung desselben erwarte; ihren heftigen gränzenlosen Appetit zu stillen, ist immer das dringendste Anliegen dieser Wilden. Als ich ihn mit Farinha befriedigt und mir noch geneigter gemacht hatte, sandte er nach seiner Hütte in den Wald, um einige Gegenstände zum Tauschhandel herbey holen zu lassen; unter diesen zeichnete sich ein kurzes Sprachrohr Cuntschun Cocann (*) aus, welches aus der Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (Dasy-*pus maximus*, Grand Tatou ou Tatou premier, AZARA (**)) gemacht war; es dient diesen Wilden, um sich im Walde zusammen zu rufen. Dem Quartel gegenüber am nördlichen Ufer des Flusses lag eine schon früher erwähnte Bananienspflanzung, die einige Botocuden daselbst angelegt hatten; darin befanden sich etliche verlassene Hütten, in welche sie ein Paar weibliche Leichen begraben hatten; jetzt bei der Ankunft des Capitam wurden diese Hütten verbrannt, da sie die Wohnungen nie mehr gebrauchen, worin Todte begraben liegen. An dieser Stelle indessen wurden nun eine Menge von neuen Hütten erbaut; überall in dem schattenreichen Walde herrschte ein reges Leben, denn nicht bloß am Ufer, sondern viel weiter in den Wald hinein, hatten sich die neuen Ankömmlinge angesiedelt. Man sah aller Orten eine zahlreiche braune Jugend beschäftigt,

(*) Anstatt des Latu-Schwanzes bedienen sich zu diesem Endzwecke die schon mehr civilisirten Coroados in Minas Geraes eines Ochsenhorns. S. v. Eschwege's Journal von Brasilien Heft I.

(**) D. F. DE AZARA Essais sur l'histoire naturelle des Quadrupèdes du Paraguay etc. Vol. II. p. 152.

hier sich im Flusse zu baden, dort sich Bogen und Pfeile zu verfertigen, nach den Früchten auf die Bäume zu steigen, oder Fische zu schießen u. s. w. Aller Orten waren Menschen in dem nahen Urwalde vertheilt, welche einander zuriefen, Holz einsammelten und andere Geschäfte betrieben. Man erhielt hier eine anschauliche Vorstellung von einer sich neu ansiedelnden Wilden = Republik, und beobachtete mit Vergnügen die unter ihnen herrschende lebendige Thätigkeit. Als Capitam Gipa-teiu mit seinen Leuten auf dem Quartel eintraf, trug ein jeder derselben ein Paar lange Stangen, als Herausforderung für die Gesellschaft des Tucakemet, den er hier vermuthete, der aber, wie schon gesagt, wohlweislich am Salto auf dem südlichen Ufer des Flusses sich aufhielt. Capitam Gipa-teiu blieb noch einige Tage mit seinen Leuten in der Nähe des Quartels, und zog dann auf dem nördlichen Flußufer in die Wälder, um die verschiedenen jetzt reifenden Früchte aufzusuchen. Diese Gewohnheit haben alle Wilden; sie kennen die Zeit der Reife einer jeden Frucht genau, und sind nicht mehr zu halten, sobald dieselbe herannahet. Jetzt war die Cipó oder Schlingpflanze an der Zeit, welche von ihnen Atschá (*) genannt wird. Sie wickeln die grünen Stengel dieses Gewächses in Bündel zusammen und nehmen sie mit nach ihren Hütten; dort rösten sie dieselben am Feuer und kauen sie; sie enthalten ein starkes nahrhaftes Mark, welches völlig den Geschmack unserer Kartoffel hat.

Als ich meine Absicht, die Bekanntschaft der im Quartel angekommenen Botocuden zu machen, erreicht hatte, kehrte auch ich wieder nach der Ilha do Chave zurück, wo meine Leute meiner harreten. Sie hatten auf einer kleinen benachbarten, mit dichtem Gebüsche bewachsenen, und nur durch einen unbedeutenden seichten Canal vom festen Lande getrennten Insel, Nehe entdeckt, und eins davon erlegt. Diese Nehart ist dieje-

(*) Diese Pflanze ist wahrscheinlich eine Begonia; sie steigt an den Stämmen in die Höhe.

nige, welche Azara (*) unter dem Namen des Guazupita beschrieben hat, sie ist die gemeinste und überall in Brasilien verbreitet. Das Fleisch dieser Rehe fanden wir sehr verschieden von dem unserer europäischen; es ist nichts weniger als schmackhaft, äußerst mager, trocken und von so groben Fasern, daß man es kaum dem Fleisch einer alten Kuh an die Seite setzen kann. Da indessen die Wahl der Lebensmittel in diesen einsamen Wildnissen so äußerst beschränkt ist, so war uns jedes genießbare Thier willkommen. Wir verweilten etwa noch eine Woche auf dieser Insel bey sehr häufig eintretendem Regenwetter; meine Jäger entschädigten mich indessen für die dadurch verursachten Beschwerden, durch manche interessante Bereicherung meiner Sammlungen. Eine große Eule ließ regelmäßig alle Morgen und Abende in der Dämmerung ihre laut klopfende Stimme hören; nach langen vergeblichen Suchen gelang es uns endlich ihrer habhaft zu werden; sie scheint zu einer noch unbekannten Art zu gehören (**); ferner erlegte man die große weißlich bunte Nachtschwalbe (*Caprimulgus grandis*, LINN.), deren lauter Pfiff weit durch die dämmernde Einsamkeit jener Wälder schallt, und noch einige andere schöne Vögel, unter welchen ich den schwarzen Colibri mit weißem Schwanz nenne, der in den naturhistorischen Werken noch nicht beschrieben ist (***). Einige schöne große Anhumas waren ebenfalls erlegt worden;

(*) Essais sur l'hist. natur. des Quadrup. du Paraguay etc. Vol. I. p. 82.

(**) *Strix pulsatrix*, so benannt wegen ihrer Stimme, welche dem Klopfen gleicht. Ungehört; männlicher Vogel 17 Zoll 4 Linien lang und 44 Zoll 9 Linien breit; größter Theil des Gefieders von einer angenehmen schön hellgrau röthlich braunen Farbe; an der Kehle ein weißer Fleck; Scapularfedern fein dunkler marmorirt, eben so Flügel und Schwanz; Schwungfedern mit dunkleren und helleren Querbinden; alle untere Theile hellgelb, an der Brust und dem Bauch ins röthlich Gelbe übergehend.

(***) *Trochilus Ater*, ein noch unbeschriebener Colibri, dessen Gefieder nichts Angenehmes hat; Männchen 5 Zoll lang; Schnabel nur sehr wenig gebogen; Körper beynabe schwarz, nur an einigen Stellen stahlblau und kupfergrün glänzend; Seiten unter dem Flügel, After und Schwanz weiß, am Iektern nur ein blauvioletter Spizensaum, mittlere Federn dunkelstahlgrün und schön stahlblau schillernd.

diese Thiere haben in der hiesigen Gegend ihren Hauptaufenthalt; sie brachten uns fast täglich eine laute Musik, und ihre sonderbare weit schallende Stimme war für meine Läger eine Aufforderung, sogleich zu dem Gewehr zu greifen.

Am 25ten September verließ ich die Insel, und kehrte mit allen meinen Leuten nach dem Quartel zurück. Auf dem Wege dahin traf ich einen Trupp von Botocudos an, die um ihr Feuer gelagert waren; sie gehörten zu den Leuten des Capitam Gipaikiu, hatten hier den an dieser Stelle seichten Fluß durchwatet, und sich gegen ihre Gewohnheit am südlichen Ufer niedergelassen. Mehrere von ihren jungen Leuten sprangen in unser Canoe, um mit uns nach dem Destacament zu fahren. kaum waren wir daselbst angekommen, als ein anderer Trupp Wilde vom südlichen Ufer eintraf; dies war die Horde des Capitam Teparack (Teparaque), die ich noch nicht gesehen hatte. Höchst sonderbar war es anzusehen, wie alle diese braunen Menschen, Bogen und Pfeile in die Höhe haltend, durch die ganze Breite des Flusses herüber wateten; man konnte das Geräusch, das ihr Zug im Wasser verursachte, von weitem hören. Alle trugen Bündel von 6 bis 8 Fuß langen Stangen auf der Schulter, um sich mit Capitam June und Gipaikiu und ihren Horden zu schlagen, allein der letztere war jetzt tiefer im Walde, und selbst June mit seinem Haufen war gerade vom Quartel abwesend. Eifrig liefen nun die Wilden in allen Zimmern der Gebäude umher, um ihre Gegner zu suchen; als sie niemand fanden, ließen sie ihre Stangen zum Zeichen der Herausforderung auf dem Quartel stehen, und zogen gegen Abend wieder ab. Sie unterhielten indessen an den folgenden Tagen, wie sie es gewöhnlich bey niedrigem Stande des Flusses zu thun pflegen, eine beständige Communication zwischen beyden Ufern. Am 28ten traf Capitam Teparack mit einem Trupp seiner Leute wieder bey uns ein, sie trugen auch jetzt wieder lange Schlagstangen und fragten nach Capitam Gipaikiu, doch abermals umsonst. Da sie indessen

immer in der Nähe blieben, so fanden sie dennoch endlich die Gelegenheit ihre Streitlust zu befriedigen. Capitam June mit seinen drey erwachsenen Söhnen und seinen übrigen Männern, der sich zur Parthie des Capitam Gipaakeiu hielt, hatte die Herausforderung angenommen. An einem schönen vom heitersten Himmel verherrlichten Sonntag Morgen sah man nun alle Botocuden vom Quartel, theils schwarz, theils roth im Gesicht bemahlt, plötzlich aufbrechen, und durch den Fluß auf das nördliche Ufer waten, alle mit Bündeln von Stangen auf ihren Schultern. Bald darauf trat aus dem Walde, wo in einigen daselbst befindlichen großen Hütten eine Menge Weiber und Kinder Schutz gesucht hatten, Capitam June mit seinen Leuten hervor. Kaum hatte sich die Nachricht von dem bevorstehenden Kampfe auf dem Quartel verbreitet, als eine Menge von Zuschauern, unter denen die Soldaten, ein Geistlicher aus Minas und mehrere Fremde sich befanden, und denen auch ich mich zugesellte, zum Kampfplatz hinüber eilten. Jeder von uns nahm zur Sicherheit eine Pistole oder ein Messer unter den Rock, auf den Fall, daß die Schlägerey sich etwa gegen uns wenden sollte. Als wir am jenseitigen Ufer gelandet waren, fanden wir alle die Wilden gedrängt auf einem Haufen stehen und bildeten einen Halbzirkel um sie her. Der Streit nahm jetzt gerade seinen Anfang. Zuerst stießen die Krieger der beyden Parthien kurze rauhe Herausforderungstöne gegen einander aus, giengen ernst wie böse Hunde um einander herum, und brachten dabey ihre Stangen in Bereitschaft. Dann trat Capitam Separack auf, gieng zwischen den Männern umher, sah mit weit geöffneten Augen gerade und ernst vor sich hin, und sang mit tremulirender Stimme ein langes Lied, welches wahrscheinlich von der ihm widerfahrenen Beleidigung handelte. Auf diese Art erhitzten sich die Gegner immer mehr; plötzlich trafen zwey von ihnen auf einander, stießen sich wechselseitig mit dem Arm vor die Brust, daß sie zurucktaumelten, und griffen alsdann zu den Stangen. Der eine schlug zuerst aus

allen Kräften auf den andern los, ohne Rücksicht, wohin sein Schlag fiel, der Gegner aber hielt ernst und ruhig den ersten Angriff aus, ohne eine Miene zu verziehen, dann aber brach auch er los, und so bearbeiteten sie einander mit kräftigen Hieben, deren Spuren in dick aufgelaufenen Schwielen noch lange auf den nackten Körpern sichtbar blieben. Da an den Schlagstangen öfters noch spitzige Reste von den abgeschnittenen Ästen befindlich waren, so blieb es nicht immer bloß bey Schwielen, sondern manchem floss auch das Blut vom Kopfe herab. Wenn sich zwey Kämpfer weidlich durchgebläut hatten, so traten ein Paar andere auf; öfters auch sah man mehrere Paar zugleich in Kampf, doch griffen sie nie einander mit den Händen an. Wenn so die Zweykämpfe eine Zeit lang gedauert hatten, so gingen sie wieder einige Zeit nachdenkend mit dem Herausforderungston zwischen einander herum, bis wieder heroische Begeisterung sich ihrer bemächtigte und ihre Stangen in Bewegung setzte. Die Weiber fochten während dessen ebenfalls mitterlich; unter beständigem Weinen und Heulen ergriffen sie einander bey den Haaren, schlugen sich mit den Fäusten, zertrakteten sich mit den Nägeln, und rissen einander die Holzpflocke aus den Lippen und Ohren, die dann als Trophäen auf dem Boden des Kampfplatzes umher lagen. Warf eine die andere zu Boden, so stand wieder eine dritte hinter ihr, die sie beim Weine ergriff und ebenfalls hiwarf; dann zertraten sie einander auf der Erde herum. Die Männer erniedrigten sich nicht so weit, die Weiber der Gegenparthie zu schlagen, sondern sie stießen sie nur mit dem Ende ihrer Streitstangen, oder traten ihnen mit den Füßen dermaßen in die Seite, daß sie davon über und über rollten. Auch aus den benachbarten Hütten tönten die Klagen und das Geheul der Weiber und Kinder herüber, und erhöhten den Eindruck dieses höchst sonderbaren Schauspiels. Auf solche Art wechselte der Streit etwa eine Stunde lang; wenn alle ermüdet schienen, so zeigten einige der Wilden dadurch ihren Muth und ihre Ausdauer, daß sie mit

dem Herausforderungstone zwischen den andern umher giengen. Capitam Teparacã hielt als Hauptperson der beleidigten Parthie bis zuletzt aus; alle schienen ermüdet und abgESPANNT, als er immer noch nicht gesonnen war Friede zu schließen, noch immer sein tremulirendes Lied fortsang, und seine Leute zum Kampf aufmunterte, bis wir zu ihm hin giengen, ihn auf die Schulter klopfen, und ihm sagten, er sey ein braver Krieger, allein es sey nun Zeit Friede zu machen, worauf er dann auch endlich plötzlich das Schlachtfeld verließ und nach dem Quartel hinüber gieng. Capitam June hatte nicht so viel Energie gezeigt; als ein alter Mann hatte er nicht mit geschlagen, sondern sich immer im Hintergrunde gehalten. Wir kehrten nun sämmtlich von dem mit Dhrpslöcken und zerbrochenen Schlagstangen geschmückten Wahlplatz nach dem Quartel zurück; da fanden wir unsere alten Bekannten, Tuferrake, Medcann, Ahó und andere mit Schwielen kläglich bedeckt, allein sie bewiesen, wie sehr der Mensch sich abhärten kann, denn keiner von ihnen äußerte nur den geringsten Gedanken an seine geschwollenen Glieder, sondern sie setzten oder legten sich sogleich auf ihre zum Theil offenen Schmarren, und ließen sich das Mehl sehr wohl schmecken, welches der Commandant ihnen reichte. Bogen und Pfeile aller dieser Wilden hatten während des ganzen Vorganges an den benachbarten Bäumen angelehnt gestanden, ohne daß man darnach gegriffen hätte, jedoch soll es bey ähnlichen Gelegenheiten zuweilen von den Stangen zu den Waffen gekommen seyn, weshalb die Portugiesen dergleichen Schlägereyen in ihrer Nähe nicht sehr lieben. Ich erfuhr erst späterhin die Ursache des Kampfs, wovon wir Zuschauer gewesen waren: Capitam June mit seinen Leuten hatte auf dem südlichen Flußufer im Jagdrevier des Teparacã eine Jagd gehalten, und einige wilde Schweine erlegt; dies sah der letztere als eine große Beleidigung an, da die Botocudos mehr oder weniger immer die Gränzen eines gewissen Jagdreviers beobachten und sie nicht leicht übertreten; ähnliche Beleidigungen

geben gewöhnlich die Veranlassung zu ihren Streitigkeiten und Kriegen. In der Nähe des Destacaments dos Arcos war vor diesem eben erzählten nur ein einziger ähnlicher Zweykampf vorgefallen, und es war also ein besonders glücklicher Zufall, der mir hier gerade während meines kurzen Aufenthalts an diesem Orte, den Anblick eines Schauspiels gewährte, wovon ich auf der 11ten Tafel (in der 4to Ausgabe) eine Abbildung gegeben habe. Reisende kommen nur selten dazu, Zeugen einer solchen Scene zu seyn, die dennoch für die nähere Kenntniß der Wilden und ihres Charakters so wichtig ist. Nicht lange nach meiner Abreise vom Quartel soll eine abermalige, noch bedeutendere Schlägerey daselbst vorgefallen seyn, die durch die Rückkehr des mit Capitam June verbündeten Capitam Gipa-keiu veranlaßt wurde.

Da verschiedene Angelegenheiten mich nöthigten nach dem Mucuri zurückzukehren, so verließ ich am Ende des Septembers die Insel Cachoeirinha und schiffte nach der Villa de Belmonte hinab. Die Fahrt gieng zwar etwas langsam, weil das Wasser jetzt sehr niedrig war, aber die Jagd und manche Beobachtung von Naturmerkwürdigkeiten machte sie uns dennoch sehr angenehm und unterhaltend. An den jetzt entblößten Ufern des Flusses bemerkten wir die Löcher, die sich der sonderbare Fisch gräbt, welchen Linné *Loricaria plecostomus* genannt hat, hier hat er den Nahmen Cachimbo oder Cachimbao, in den nördlicheren Gegenden am Fluß Ilheos heißt er Acari, und Marcgraf, der ihn in Pernambuco beobachtete, beschreibt ihn unter dem Nahmen Guacani. Dieser Fisch gräbt Löcher von geringer Tiefe ins Ufer, um bey hohem Wasserstande in denselben, wenn er ruhen will, sich gegen die Heftigkeit des Stromes schützen zu können; zuweilen klopft er, wie die Fischer behaupten, an den Boden der Cano'es, und dieses Klopfen soll er mit dem Kopfe hervorbringen, wenn er beschäftigt ist den Schlamm und Byssus zu verzehren, der sich unten an die Schiffe anzusetzen pflegt. Das Frühjahr war

schon vorgerückt, und wir hörten jetzt die in den Waldungen häufig erschallende, tief brummende Stimme des Mutum (*Craz Alector*, LINN.), die weit durch die Wildniß tönt, und die Jagd dieser großen schönen Vögel sehr erleichtert; am häufigsten zeigen sie sich um die Zeit, wo die Flüsse im Wachsen sind. Wir brachten zwey Nächte auf den Corroas im Flusse zu, und fanden dadurch Gelegenheit, einige Araras und andere schöne Vögel zu erlegen. Bey einer dieser Corroas in der Nähe der Bocca d'Obu trafen wir sehr viele Affen (*Macacos* oder *Micos*) an, worunter sich eine Art mit gelber Brust auszeichnet, welche man hier *Macaco di bando* nennt (*).

Am 28ten September erreichte ich die Villa de Belmonte. Sobald ich hier die nöthigen Vorkehrungen zu meiner Reise nach Mucuri getroffen hatte, begab ich mich auf den Weg, hatte aber, verfolgt von einem höchst ungünstigen Wetter, mit mannigfaltigen Beschwerden zu kämpfen. Ich war genöthigt, den Corumbao und den Cahy, die jetzt sehr stark angewachsen waren, zu durchreiten, und dann durchnäst die Reise längs der Küste unter einem heftigen Platzregen fortzusetzen. Reisende Portugiesen, welche uns begegneten, erzählten uns, daß sie auf ihrer Reise am Cahy die Patachos, jedoch auf dem jenseitigen Ufer des Flusses, gesehen hätten; uns kamen die Wilden nicht zu Gesicht, welches uns auch in dieser einsamen Gegend ganz erwünscht war. Nach manchen überstandenen Mühseligkeiten und ohne ein bedeutendes Unglück, erreichten wir Caravellas und Mucuri, wo ich mit meinen früheren Reisegefährten, den Herren Freyreiß und Sellow, drey Wochen verlebte; dann kehrte ich nach Belmonte zurück. Auf der Reise dahin machte ich am Rio do Prado oder Sucurucú die Bekanntschaft der Machacaris, von welchen

(*) *Cebus xanthosternos*, eine neue Art; mit starken schwarzbraunen Gliedern und Kollschwanz, dickem Kopf mit schwarzbraunem Backenbarte, bräunlichem Körper und gelblicher Brust und Unterhals; ganze Länge 32 Zoll 8 Linien, wovon der Schwanz 17 Zoll 7 Linien wegnimmt.

schon öfters geredet worden ist. Ich wünschte sehr eine Aldea zu besuchen, die, wie man mir gesagt hatte, von diesen Wilden weiter aufwärts an dem Prado angelegt worden war. Ich begab mich daher von der Fazenda, wo ich im Monat July die Patachos vergebens aufgesucht hatte, weiter auf dem Flusse hinauf. An seinen Ufern ließen sich deutlich die verschiedenen übereinander liegenden Sandschichten unterscheiden, und ich bemerkte, daß etwa 10 Fuß tief unter der Oberfläche, aus den dafelbst befindlichen Schichten, beständig eine beträchtliche Menge Wasser dem Flusse zuschoß. Aus diesen großen Anhäufungen des Wassers in der Erde kann man sich das schnelle Anwachsen des Flusse während der Regenzeit in diesen heißen Ländern leicht erklären; jetzt waren wir gerade im November, in der stärksten Regenperiode dieser Gegend, wo alle Lagoas angefüllt sind. Weiter am Flusse hinauf findet man an den Ufern desselben sehr mahlerische Ansichten; dazu gehört besonders eine an südlichen Ufer gelegene Gegend, die man Oiteiro (die Anhöhe) nennt; auf abwechselnden Anhöhen und im Schatten von Coospalmen befinden sich da mehrere Fazenda's in der angenehmsten Lage. Am Ufer blüheten gegenwärtig bey der Rückkehr des Sommers manche schöne Bäume und Gebüsche, die Vinea mit ihren an der untern Seite rostbraun seidenartig glänzenden Blättern, Rhexia-Stämme mit großen violetten Blumen, die Melastoma-Arten mit auf der untern Seite schön silberweißem Blatte, die Trompetenblumen (Bignonia), die in prachtvoll blühenden Ranken das Gebüsch zierten, aus welchem der Genipaba-Baum (Genipa americana) mit seinen ansehnlichen weißen Blumen hervorstieg. Die natürlich finstergrüne Farbe der brasilianischen Wälder, war jetzt durch die jungen gelbgrünen oder rothen Triebe der Zweige geziert, finsterner Schatten war unter allen Gebüschen, der bey der großen Hitze sehr willkommen war, aber durch die Moskiten, die er herbey lockte, auch wieder dem Wanderer sehr verleidet wurde. Die Ufer faßte eine schöne Blume ein, eine weiße Amaryllis mit

mit purpurfarbenen Staubfäden. Die Wasserfläche des Flusses hatte jetzt durch die aus den Wäldern, Sümpfen und Gebürgen herabkommenden Waldbäche, eine schwarzbraune Farbe, und bildete eine vollkommene Camera obscura, worin sich die grünen Gebüsche mit ihren Blumen wunderschön abbildeten. Auf der Fläche des Wasserspiegels befanden sich schwimmende Inseln der Pontederia; auf ihnen sah man den niedlichen Jassana (Jacana, Parra Jacana, LINN.) umher steigen, dessen laute dem Lachen ähnliche Stimme man schon von weitem vernahm. Ich kam hier an eine Stelle, wo man eine Lancha erbauete; die damit beschäftigten Arbeiter sagten aus, daß die Waldungen am Sucurucú eigentlich nicht viel Schiffbauholz mehr enthielten; noch finde man wohl sehr starke Stämme, die zur Verfertigung von Canoen dienlich seyen, allein zu diesen kann man auch weichere Holzarten gebrauchen. Am Ufer sah ich hier mehrere kleine mit Rohr, Binsen, Gras und Wasser angefüllte Busen, die man mit Rohrstäben verschlossen hatte, um Fische darin zu fangen. Man öffnet zu diesem Endzweck den Rohrzaun bey der ankommenden Fluth, weil durch diese die Fische heran kommen; sind sie eingetreten, so verschließt man die Öffnung wieder, um nachher bey dem Abfließen des Wassers den Busen auszufischen. Gegen Abend ward meine Fahrt äußerst angenehm; die Stille in der weiten Wildniß rings umher wurde, nachdem die Cicaden- und Gryllus-Arten verstummt waren, nur von dem klappernden Laubfrosche (*), mit seiner lauten sonderbaren Stimme, von der Mandalua (Caprimulgis grandis) mit ihrem melancholischen Pfliffe und von einigen in dem dämmernden Hochwalde laut flagenden Eulen unterbrochen. Ziemlich spät in der Nacht erreichte ich das Detachment von Bimieyro, wo auf einem hohen, längs dem Flusse hinziehenden Rücken, die Wohnung und Pflanzungen des Juiz der Villa do Prado, Senhor Balanqueira, lagen.

(*) Dieser Frosch ist wahrscheinlich derjenige, welcher zu Bicoja und an andern Orten Sapo marinho genannt wird.

Der Herr des Hauses war zwar abwesend; ich fand aber dennoch auf seine Anordnung eine sehr freundliche Aufnahme und ein gutes Nachtquartier. Musik und Tanz erschallte in der Nähe der hier wohnenden Indier, deren sich hier etwa zehn Familien befinden.

Der kommende Tag zeigte mir eine herrliche wilde Landschaft. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts als finstere dunkelgrün belaubte Baumkronen, die dicht aneinander gedrängt, eine undurchdringliche, unabsehbar ausgedehnte Urwaldlandschaft bilden, über welche der rohe Patachó und Machacari mit Ugen und schwarzen Tigern die Herrschaft theilt. Zwey nahe Gegenden, in deren Mitte eine Höhe sich erhebt, zeigen die Stellen an, wo die beyden Arme des Sucurucú (so ist der alte indische Name des Rio do Prado), der eine nördlich, der andere südlicher herabkommen; jener trägt den Namen des Rio do Norte, dieser heißt Rio do Sul. In der Ferne erblickt man die Serra de João de Leão und de St. André, welche zu der Serra dos Aymores gehören, eine Gebürgskette, die etwa vier Tagereisen von der Seeküste entfernt liegt, nicht weit von der Cachoeira des Flusses, wo viel Jagd und Fischerey geben soll. Der Sucurucú nimmt sehr bald an Stärke ab, wenn man ihm aufwärts nach seinen Quellen folgt — ein Beweis, daß er keinen bedeutend langen Lauf hat. Nicht weit von der Stelle, wo ich mich jetzt befand, vereinigen sich die beyden Arme, um den Fluß zu bilden; weiter hinaufwärts hören dann sogleich auch alle europäische Ansehungen auf, denn am Rio do Norte befindet sich gar keine Niederlassung, und am Rio do Sul nur eine einzige, und zwar gleich oberhalb der Vereinigung der beyden Arme.

Als ich der schönen wilden Aussicht lange genossen hatte, begab ich mich hinab an das Flußufer zu den Wohnungen der Indier. Ich fand unter diesen Leuten eine Frau vom Stamme der Machacaris, die, welches man höchst selten findet, vollkommen die Sprache der Patachos verstand; da die letztern unter

allen Stämmen der Wilden vorzüglich mißtrauisch und zurückhaltend sind, so erlernt nicht leicht jemand, der nicht zu ihrem Stamm gehört, ihre Sprache. Nicht weit von hier, etwas tiefer in den dichten Urwald hinein, liegt die sogenannte Aldea (Dorf) der Machacaris, die man mir öfters gerühmt hatte, wo aber nur etwa vier Familien dieser Leute in einem Hause vereinigt wohnen. Sehr begierig, auch diesen Stamm kennen zu lernen, begab ich mich mit einigen Indiern dahin. Der Weg war sehr unbequem, denn wir mußten eine halbe Stunde weit durch Sumpf und Wasser waten, und über umgefallene Baumstämme klettern. Ich fand die Wilden in einem ziemlich geräumigen Hause alle zusammen wohnend; sie leben nun schon seit 10 Jahren hier, und sind ziemlich civilisirt. Einige unter ihnen waren recht freundlich und umgänglich, andere hingegen blieben scheu und verschlossen; einige reden ein wenig portugiesisch, unter einander bedienen sie sich immer ihrer Muttersprache. Sie haben Pflanzungen von Mandioca, etwas Milio und Baumwolle zu ihrem Bedarf; von dem Ovidor haben sie ein Rad erhalten, um die Mandiocawurzeln zu mahlen oder abzuschleifen, dabey verschaffen sie sich aber nach angestammter Gewohnheit einen großen Theil ihres Unterhaltes durch Jagden; Bogen und Pfeile sind noch ihre gewöhnlichen Waffen, doch wissen einige von ihnen auch die Flinte recht gut zu behandeln. Die Bogen der Machacaris unterscheiden sich etwas von denen der andern Stämme, indem an ihrer Vorderseite eine tiefe Furche der Länge nach eingeschnitten ist (*), worin während der Schütze schießt, ein anderer Pfeil liegen kann: so daß der zweyte Pfeil — welchen andere Indier erst von der Erde aufheben müssen — gleich schuffertig da liegt. Ich fand hier einen

(*) Hoch oben im Flusse Belmonte, in Minas Novas, befindet sich eine Insel, die Ilha do Pão (Brod-Insel) wo die Machacaris, Panhamis und andere Stämme vereinigt sich niedergelassen und Pflanzungen angelegt haben. Die Waffen der Machacaris, welche ich von dort her erhielt, haben völlig dieselbe Bildung, als die des nehmlichen Stammes vom Sucurucú. Auch unter den Botoocudos habe ich von diesen Bogen und Pfeilen der Machacaris gefunden.

ganz besonders großen schönen Bogen von Pao d'arco, welcher in seinem Obertheil einen Haken hat, der zur Befestigung der Bogenschnur sehr dienlich ist. Die Pfeile, so wie die Bogen sind bey diesem Stamm vorzüglich gut gearbeitet. Sie haben vorn einen Aufsatz von hartem Holze und unten am Ende steht der Schaft weit über die Federn hinaus; übrigens sind hier, wie bey allen Stämmen der Ostküste, dieselben drey Arten von Pfeilen im Gebrauch, die früher bey den Puris beschrieben worden sind; auch fand ich hier dieselben geknüpften Säcke, wie bey den Patachos, wie denn überhaupt die Machacaris mit diesen in vielen Hinsichten übereinstimmen. Ihre Körperbildung ist völlig dieselbe, und etwas plumper als die der Botocudos. Sie sind groß, stark und breitschulterig. Sie verweben im allgemeinen ihren Körper wenig, nur das membrum virile binden sie vorn, wie die Patachos, mit einer Cipó zu; auch durchbohren die meisten von ihnen die Unterlippe mit einem kleinen Loche, worin sie zuweilen ein Rohrstäbchen tragen. Ihre Haare lassen sie wachsen und schneiden sie im Genicke ab, auch rasiren sie wohl den Kopf wie die Patachos. Eben so wie diese sollen sie auch ihre Hütten erbauen. Die Sprachen beyder Stämme sind indessen verschieden, wie man aus denen, am Ende dieses Reiseberichts, beygefügtten Sprachproben ersehen wird. Gegen die zahlreichern Botocudos machen sie gemeine Sache, doch haben auch sie öfters Streit und Krieg unter einander gehabt. Ich tauschte von diesen Leuten Waffen gegen Messer ein; sie bewirtheten mich mit Caüi, dem allgemeinen Lieblingsgetränk der Indier, die, wie alle rohen Völker, starke Getränke besonders lieben, was dem Brasilianer die Wurzel der Jatropha Manihot liefert, ersetzt der Guaraune durch den Saft der Palme Mauritia (*) der Südländer durch seine Awa, der Kalmuck durch sein Molkengetränk u. s. w.

Das Haus der Machacaris liegt in einer wahren Urwildnis, wo man ganz in der Nähe die Stimmen der Affen und

(*) Ansichten der Natur, S. 27.

anderer wilden Thiere vernimmt; sie haben daselbst den Wald niedergehauen, verbrannt und ihre Pflanzungen angelegt. Nach einem kurzen Aufenthalt schiffte ich den Sucuruçu wieder hinab.

Während der drückenden Mittagshize erfreuete ich mich an den dunkelschattigen Pfädchen, welche unter hohen Waldstämmen durch die üppig verflochtenen Zweige hindurch, zu den Wohnungen der Indier führen, die hier einzeln zerstreut am Flusse liegen. Viele dieser Küsten-Indier arbeiten bey den portugiesischen Pflanzern für Lohn, und bauen dabey ihre eigene Pflanzungen; andere, besonders junge Leute, dienen als Matrosen auf den Schiffen oder Lanchas der Villa.

In dieser Gegend zeigen sich wieder sehr reizende Ansichten, die man gern durch den Pinsel eines ausgezeichneten Landschaftsmalers nachgebildet sehen möchte, um sie lebhafter wieder vergegenwärtigen zu können. Hier fand ich einen alten über das Wasser überhängenden Stamm, der eine wahre botanische Collection darstellte; an seinem Ende sproßten der *Cactus pendulus* und *Phyllanthus*, ihre Zweige hiengen gleich Stricken herab; in seiner Mitte wucherten *Caladium* und *Tillandsia* auf mancherley Moosen, und an seiner Basis rankten Farrenkräuter (*Filix*) und andere Gewächse. Die Zweige dieses merkwürdigen Baums waren mit einer großen Menge beutelförmiger Nester des Quasch (*Oriolus haemorrhous*, LINN.), der, wie alle Cassiken immer in Gesellschaft nistet, reichlich beladen. So ist überall und unter den mannigfaltigsten Formen ein reges Leben in diesen Tropenclimaten verbreitet. An vielen Stellen öffnen sich hier kleine dunkelbeschattete Corregos in den Fluß, an dessen Ufern häufig die schon früher erwähnte *Aninga* (*Arum liniferum*, ARRUDA) wächst; ihr kegelförmiger, unten verdickter und oben zugespitzter Stamm, erreicht eine Höhe von 6 bis 8 Fuß. An mehreren Plätzen findet man hier Fazenda's, bey welchen man den Wald weggeräumt hat, und jetzt daselbst etwas Rindvieh unterhält; auch hat man um die Gebäude herum eine große Menge von Orangenbäumen angepflanzt.

Von einem äußerst heftigen Gewitterregen überfallen,ehrte ich nach der Villa zurück, und setzte dann meine Reise nach Comecatiba fort. In dieser Gegend hatte kürzlich die See ein großes Boot auf den Strand geworfen, und sechs darin befindliche Menschen waren umgekommen — eine neue Bestätigung der Erfahrung, daß diese Küsten für die Schifffahrt sehr gefährlich sind; man hat von denselben keine Karten und bedient sich bloß leichter kleiner Küstenschiffe. Der König erzeigt seinem Lande eine große Wohlthat dadurch, daß er die Küsten aufnehmen und sicher bestimmen läßt.

Auf der Fazenda zu Caledonia wurde ich von Herrn Charles Frazer gastfreundlich aufgenommen, und fand daselbst zu meiner großen Freude Zeitungen aus Europa. Am Flusse Corumbao mußte ich, da die Ebbe schon vorüber war, eine lange traurige Nacht zubringen. Es regnete beständig, und an die Erbauung einer Hütte war nicht zu denken, da wir weder Zweige noch Blätter hatten; kaum konnte man ein schwaches Feuer unterhalten. Am folgenden Morgen suchten wir Krabben (Ciri), deren es im Flusse und in der benachbarten Lagoa nicht wenige giebt; es leben hier zwey Arten dieser Thiere, die eine in der See, die andere in den Flüssen. Wir fischten eine große Meduse (*Medusa pelagica*, Bosc.), welche die See heran trieb, und befreyten aus ihren Eingeweiden eine kleine weißliche Krabbe, welche noch völlig lebendig war. Wir bemerkten hier eine große Menge von Geyern (*Urubü*), die öfters alle auf ein und demselben Baume zusammen gedrängt saßen; außer diesen Vögeln ließen sich auch Möven sehen, welche schwebend die Mündung des Flusses umflogen, und der Fischeaar (*Falco Haliaetos*, LINN.) der nach Fischen begierig über dem Wasser schwebte. Ich hatte diesen schönen Raubvogel schon öfters gesehen, immer aber war er unsern Jägern zu vorsichtig gewesen; bey meiner Ankunft in Belmonte fand ich ihn indessen in der Sammlung, welche meine dort zurückgelassenen Leute während meiner Abwesenheit gemacht hatten; er gleicht

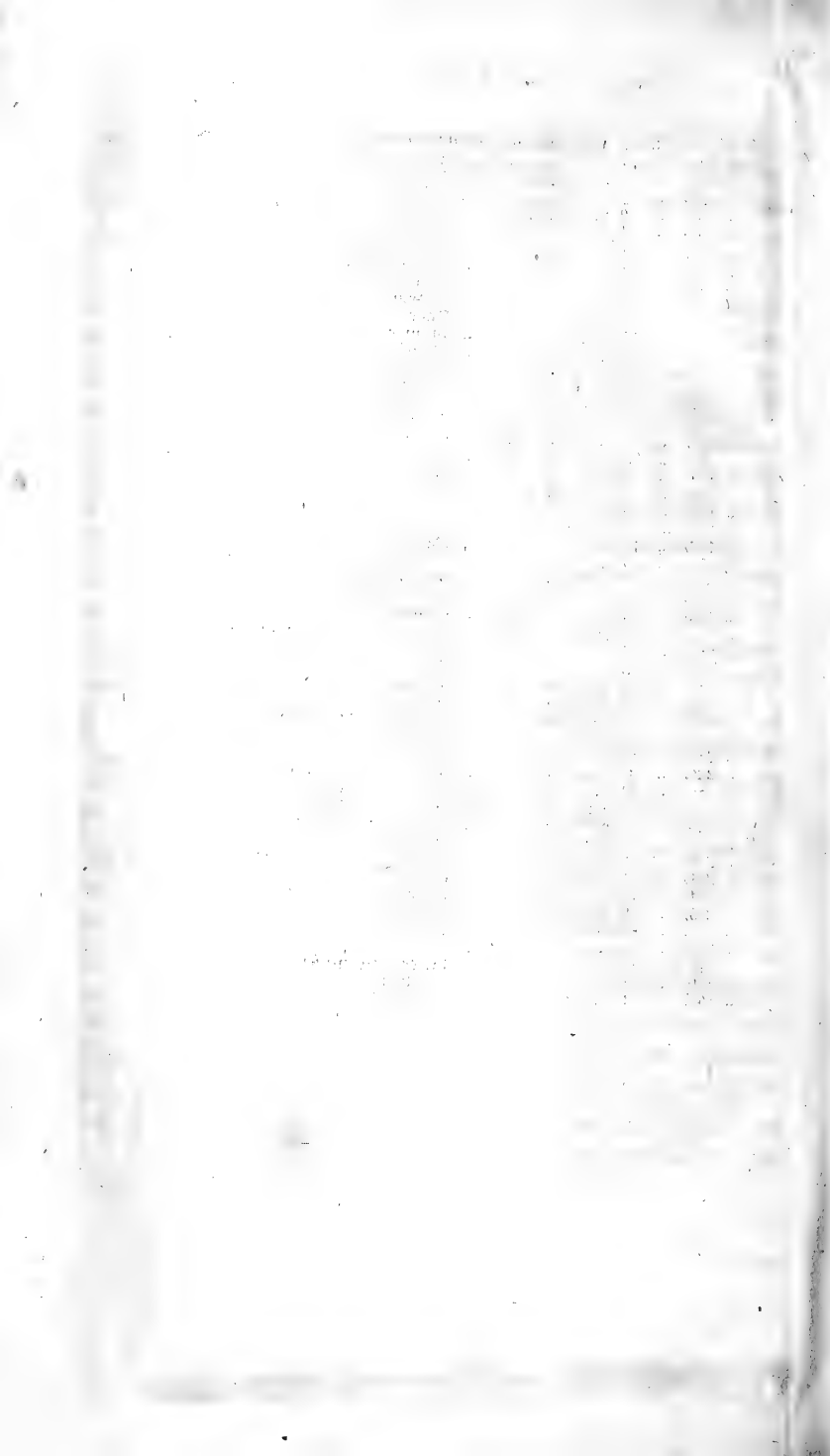
in allen Stücken unserm deutschen Fische, und scheint, so wie mehrere andere Vögel, die Behauptung zu widerlegen, daß die lebende Schöpfung von Amerika durchaus nichts mit der andern Welttheile gemein habe.

Ich traf am 28ten December in Villa de Belmonte wieder ein, und machte nun die nöthigen Anstalten zur weitem nördlichen Reise längs der Küste hinauf. Während eines Aufenthalts von $3\frac{1}{2}$ Monaten am Belmonte hatten unsere naturhistorischen Sammlungen einen sehr interessanten Zuwachs von merkwürdigen Gegenständen erhalten, die zum Theil im Certam am Flusse aufwärts, und eben so in der Nähe der Villa an einer großen Lagoa, welche den Namen des Brago (Arm) trägt, und sich, wiewohl in nicht bedeutender Breite, mehrere Stunden weit ausdehnt, waren zusammen gebracht worden. Hier leben eine große Menge von Wasservögeln, besonders Enten, Laucher, Möven, Reiher, Störche (Tuyuyü, hier Jabirü genannt), Strandläufer u. s. w. Es fehlte meinen Jägern hier nicht an frischem Federwildpret, während in der Villa der Hunger die Bewohner quälte; auch an Fischen ist diese Lagoa sehr reich, daher man gewöhnlich die Einwohner dieser Gegend mit dem Fischfange beschäftigt findet. Dieses Wasser ist ringsum von einem weiten Campo (Haide) von fünf Leguas Ausdehnung, eingefast, wo man viel Rindvieh zieht; anfänglich sollen hier einige tausend Stück gewesen seyn; doch hat die Zahl jetzt sehr abgenommen. Eine große Unze (Yaguareté), die sich gegenwärtig in der Nähe aufhielt, war den Heerden sehr verderblich; sie saugte dem Raube gewöhnlich nur das Blut aus, ohne das Fleisch zu berühren; dies erschwerte die Jagd sehr, taugliche Hunde hatte man jetzt hier nicht, um den Schlupfwinkel des Raubthiers aufzuspüren, man sah daher ruhig zu, wie gewöhnlich jede Nacht ein oder ein Paar Stück Vieh getödtet wurden.

D r u c k f e h l e r .

5.	9,	3.	2	von oben lese man:	Schaum.
„	12,	„	15	„	„
„	—	„	2	von unten	„
„	26,	„	2	„	„
„	30,	„	9	von unten	„
„	32,	„	2	„	„
„	37,	„	5	„	„
„	—	„	13	„	„
„	45,	„	16	„	„
„	—	„	18	„	„
„	60,	„	2	„	„
„	67,	„	15	„	„
„	71,	„	22	„	„
„	72,	„	2	„	„
„	73,	„	21	„	„
„	—	„	11	von unten	„
„	77,	„	6	„	„
„	86,	„	7	„	„
„	89,	„	20	von oben	„
„	124,	„	1	„	„
„	128,	„	9	von unten	„
„	135,	„	4	„	„
„	156,	„	15	von oben	„
„	167,	„	10	„	„
„	178,	„	19	„	„
„	—	„	3	von unten	„
„	181,	„	4	„	„
„	184,	„	5	von oben	„
„	—	„	7	von unten	„
„	186,	„	4	„	„
„	187,	„	8	„	„
„	190,	„	1	von oben	„
„	191,	„	4	von unten	„
„	201,	„	3	von oben	„
„	208,	„	3	von unten	„
„	221,	„	15	„	„
„	226,	„	10	von oben	„
„	—	„	20	„	„
„	238,	„	9	von unten	„
„	247,	„	11	von oben	„
„	—	„	10	von unten	„
„	248,	„	8	von oben	„
„	251,	„	6	von unten	„
„	261,	„	15	„	„
„	265,	„	8	von oben	„
„	267,	„	10	von unten	„
„	277,	„	6	„	„
„	311,	„	17	„	„
„	330,	„	4	„	„
„	353,	„	1	„	„





Erläuternde Notiz

zu der Karte der Ostküste von Brasilien

zwischen dem 15ten und 23ten Grad südlicher Breite.

Da von der Ostküste von Brasilien nur unvollständige Karten in den Händen des Publikums sich befinden, und da es in meiner Lage unmöglich war, eine neue, auf astronomische Beobachtungen gegründete zu entwerfen, so wählte ich die beste mir bekannte von *Arrowsmith*, und legte diese zum Grunde. Sie ist um ein Drittel vergrößert; einige Hauptpunkte und Flussmündungen, als der Busen von *Rio de Janeiro*, die Mündung des *Paraiba*, des *Espirito Santo*, *Rio Doce*, *Rio Grande de Belmonte* und des *Rio Paro*, sind in ihrer Lage geblieben, da man diese beträchtlichen Flussmündungen wohl als astronomisch richtig bestimmt annehmen muß. Alle dazwischen liegenden kleinen Flüsse und Ortschaften hingegen, habe ich nach der Zahl der *Legoa*s ihrer Entfernung von einander zu berichtigen gesucht. Daher wird man hierin große Abweichungen von der englischen Karte wahrnehmen; denn auf letzterer sind Flüsse angegeben, welche nicht existiren, und andere sind ausgelassen; auch wird man die vielen falschen Namen ausstreichen, womit die alten Karten überschwemmt sind, und wovon im Lande selbst keine Spur ist. Ich habe auf dieser Karte meine Reise längs der Küste und auf den Flüssen hinauf durch eine fein ausgezogene Linie angedeutet; die vordere Gränze des Gebietes der verschiedenen Stämme der *Tapuyas* habe ich mit Farben anzugeben versucht, auch deuten die farbigen Striche weiter im Lande einwärts den Zusammenhang dieser genannten Völker an; die Bedeutung der Farben selbst ist auf der Karte angegeben. Zur vollkommenen Erläuterung dieser in Farben angegebenen Gränzen der Wohnplätze verschiedener Völkerstämme, wird es nöthig seyn bey Gelegenheit der Erwähnung derselben in dem Texte, die Karte zu Rathe zu ziehen. Der Lauf des *Mucuri* ist auf dieser Karte nach der Angabe des *Coronel Bento Lourenzo* abgeändert, auch ist dessen neue Waldstraße darauf angegeben; schon ein flüchtiger Blick auf diese Darstellung der portugiesischen Ansiedelungen an der Ostküste zeigt übrigens sogleich, wie schwach die Bevölkerung dieses Landstriches ist, besonders wenn man bedenkt, daß keiner, der hier in den Ocean mündenden Flüsse mehr als ein oder ein Paar Tagereisen aufwärts von den Europäern und ihren brasilianischen Abkömmlingen bewohnt ist. Eine genaue Aufnahme der Ostküste hat die portugiesische Regierung begonnen: wir würden diesen Theil von Süd-Amerika vollkommen kennen lernen, wenn es ihr gefiele, diese schätzbaren geographischen Arbeiten der Welt mitzutheilen.

1874

1874

1874

1874

ÜSTE

on
Silien

Grad südlicher Breite

SMITH

Berichtigungen.

Abkürzungen

zenda. Q Quartel.

rt. R Rio.

agoa. R^o Riacho.

voação. V Villa.

nta.

21

22

23





OSTKÜSTE

VON

Brasilien

zwischen den 15^{ten} und 23^{ten} Grad südlicher Breite

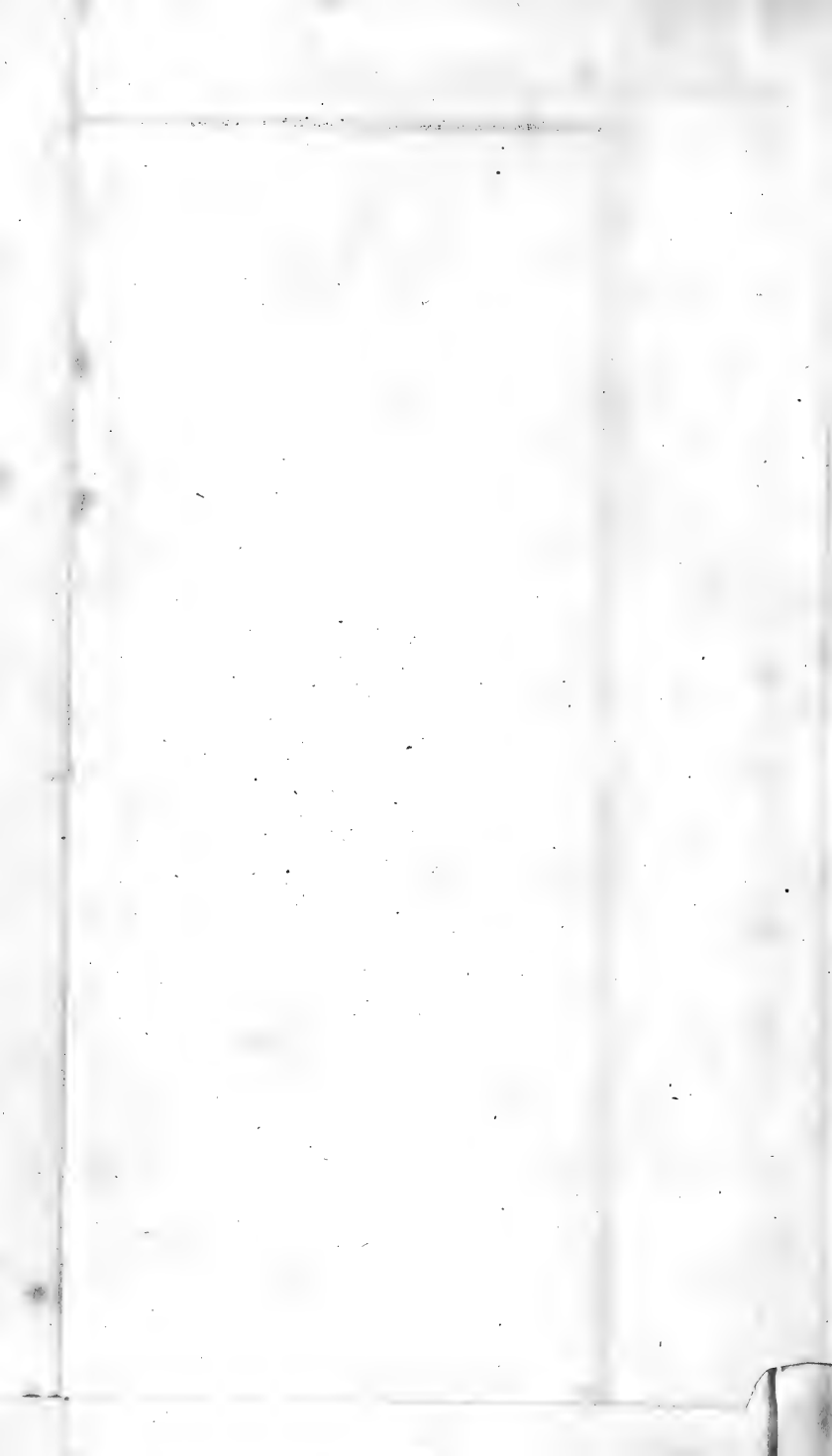
nach

ARROW-SMITH

mit einigen Berichtigungen.

Erklärung der Abkürzungen

- | | | | |
|--------------|--------------------------|------------------------|------------------------|
| — Puris | A Alda. | F Fazenda. | Q Quartel |
| — Botocudos | B Barra. | F ^{te} Fört. | R Rio. |
| — Patachos | C Cidade. | L Lagoa. | R ^o Riacho. |
| — Machucaris | C ^o Cabo. | P Povoação. | V Villa. |
| — Camacan | C ^o Convento. | P ^{ta} Ponta. | |



N e i s e

n a c h

B r a s i l i e n

in den Jahren 1815 bis 1817

v o n

M a x i m i l i a n

Prinz zu Wied-Neuwied.

Zweyter Band.

Mit einer Karte der Ostküste von Brasilien.

Fraukfurt a. M. 1821.

Gedruckt und verlegt bey H. L. Brönnner.

Chas. W. Richmond

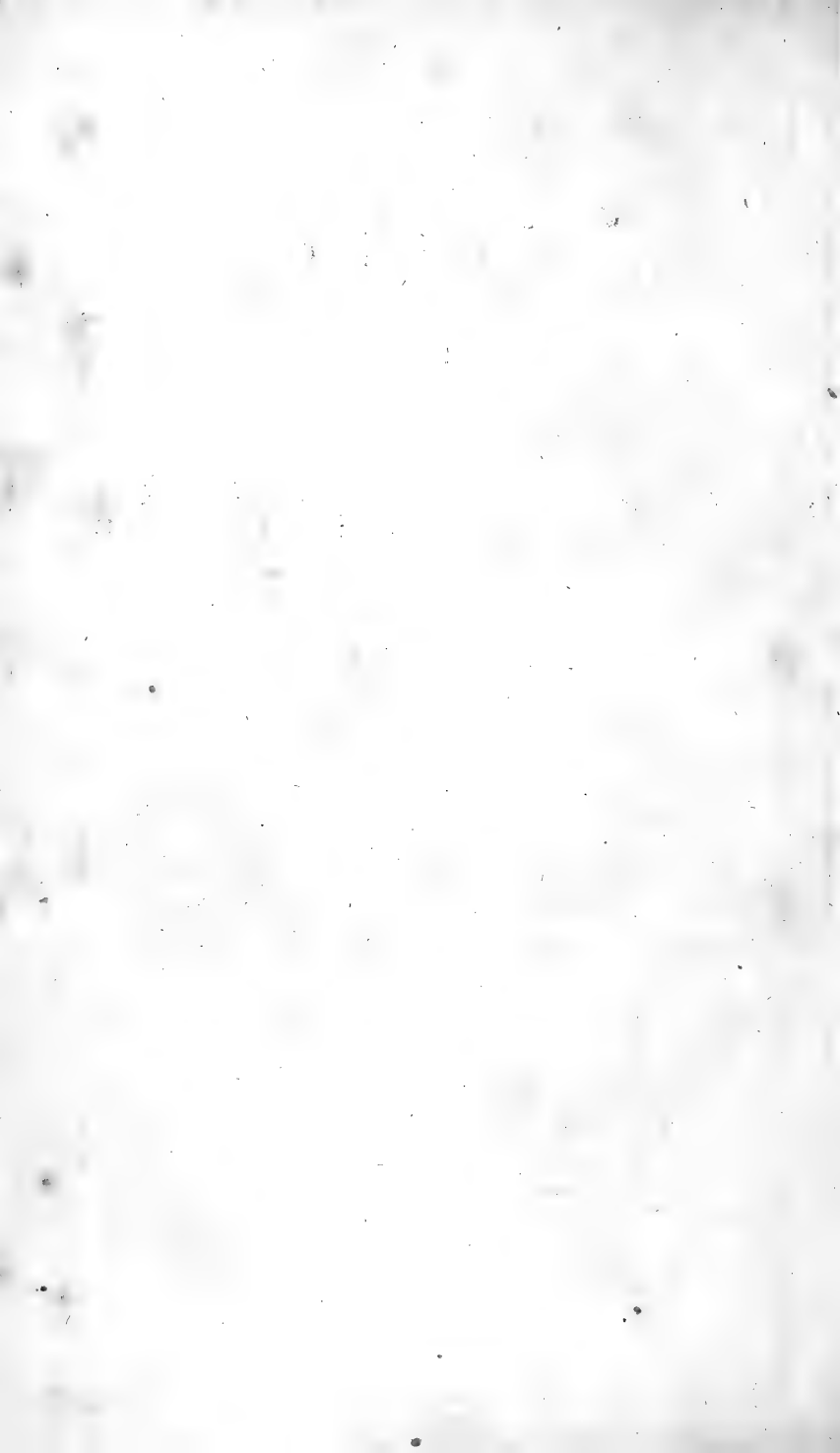
R e i s e

n a c h

B r a s i l i e n.

Zweyter Band.

Besitzer, welche dieser Ausgabe die Kupfer, vignetten und Karten der Quatz Ausgabe beyzufügen wünschen, können solche in einen besondern Atlas vereint bey dem Verleger um 14 Rthlr. sächs. bekommen.



Inhalt des zweiten Bandes.

- I. Einige Worte über die Botocuden Seite 1
Erklärung der Bignette zum Iten Abschnitt » 70
- II. Reise vom Rio Grande de Belmonte zum Rio dos Ithéos.
Der Rio Pardo; Canavieras; Patipe; Pori; Fluß Commandatuba;
Fluß Una; die Bäche Aracari, Negro und Daqui; Villa Nova de
Olivença; die Indier daselbst; Verarbeitung der Piaçaba-Frucht;
Villa und Fluß dos Ithéos; Fluß Itahype, Almada; die Guereus,
ein Ueberrest der alten Aymorés Seite 71
- III. Reise von Villa dos Ithéos nach S. Pedro d'Alcantara,
der letzten Ansiedlung am Flusse aufwärts, und Anstalten
zur Reise durch die Wälder nach dem Sertam.
Walddreise nach S. Pedro; Nacht am Ribeirão dos Quiricos mit der
demolirten Brücke; S. Pedro d'Alcantara; Fahrt auf dem Flusse nach
der Villa hinab; Natal-Woche und Feste daselbst; Rückreise nach
S. Pedro; Anstalten zur weiteren Reise durch die Urwälder Seite 101
- IV. Reise von S. Pedro d'Alcantara durch die Urwälder bis
nach Barra da Vareda im Sertam.
Estreito d'Algoa; Rio Salgado; Sequeiro Grande; Joaquim dos
Santos; Ribeirão da Iffara; Serra da Cuguaranna; Spuren
der Camacan-Indier; João de Deus; Aufenthalt am Rio da
Cachoeira; Auffuchung der Camacans; Rio do Catolé; Aufenthalt
daselbst; Berugá; Barra da Vareda Seite 123
- V. Aufenthalt zu Barra da Vareda und Reise bis zu den Grän-
zen der Capitania von Minas Geraës.
Beschreibung dieser Gegend; Angicos; Vareda; wilde Viehzucht im
Sertam; die Baqueiros; Tamburil; Kessaque; Iha; Gränzdouane
von Minas; Ansicht der Campos Geraës; ihre Beschreibung und
Naturmerkwürdigkeiten; Jagd des Oma und des Periemá Seite 16.

VI. Reise von den Gränzen von Minas Geraes nach Arrayal da Conquista.

Varela; die Geschäfte der Baqueiros; Jagd der Unze; Arrayal da Conquista; Besuch bey den Camacans zu Siboya; einige Worte über diesen Stamm der Urewohner Seite 196

VII. Reise von Conquista nach der Hauptstadt Bahia und Aufenthalt daselbst.

Malerisches Thal von Uruba; Cachoeira; Coronel Joao Gongalves da Costa; Rio das Contas; Fluß Tiquirica; Laje, unangenehmer Vorfall daselbst; Gefangenschaft zu Nazareth das Farinhas; Fluß Lagoaripa; Insel Itaparica; Cidade de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos Seite 224

VIII. Rückreise nach Europa.

Reise nach Lisboa: Ueberfahrt nach Falmouth; Landreise durch England; Fahrt nach Ostende Seite 271

Anhang.

I. Ueber die Art in Brasilien naturhistorische Reisen zu unternehmen Seite 291

II. Sprachproben der in diesem Reisebericht erwähnten Urvölker von Brasilien Seite 303

1) Sprachproben der Botocuden Seite 304

Ueber die Sprache der Botocuden » 313

2) Sprachproben der Maschacaris » 318

3) Sprachproben der Patachós oder Pataschós » 319

4) Sprachproben der Malalis » 320

5) Sprachproben der Maconis » 322

6) Sprachproben der civilisirten Camacan-Indianer zu Belmonte, welche von den Portugiesen Meniens (deutsch etwa Meniengs) genannt werden Seite 324

7) Sprachproben der Camacans oder Mongoyó; in der Capitania da Bahia Seite 325

Notiz zu der Karte des zweyten Bandes der Reise nach Brasilien Seite 329

Berichtigungen und Zusätze zu den beyden Bänden dieser Reisebeschreibung Seite 331

I.

Einige Worte über die Botocuden.

Unter den Stämmen der Urbewohner von Brasilien existiren heut zu Tage noch manche, welche kaum dem Rahmen nach in Europa bekannt sind. Selbst zwischen der Ostküste und dem höheren Rücken von Minas Geraës, in dem großen Striche der Urwälder, der sich von Rio de Janeiro bis zur Bahia de todos os Santos ausdehnt, oder zwischen dem 13ten und 23ten Grade südlicher Breite, leben verschiedena umherziehende Horden wilder Völker, von denen wir bis jetzt nur sehr wenig wußten.

Unter diesen zeichnen sich die Botocuden durch mancherley eigene Charakterzüge besonders aus. Bis jetzt hat noch kein Reisender genaue Nachricht von diesem Stamme gegeben. Blumenbach hat ihrer in seiner Abhandlung de Generis humani varietate nativa gedacht, und auch der Engländer Mawe (*) ihrer beyläufig erwähnt; allein in den ältern Zeiten kannte man sie nur unter dem Rahmen der Aymorés, Aimborés oder Amburés. Mawe bezeichnet auf seiner Karte die von ihnen bewohnte Gegend bloß mit dem allgemeinen Rahmen der Heimath der Antropophagen-Indier. Da man in Minas Geraës, wo er sich aufhielt, mit den Botocuden im Streite

(*) J. MAWE'S travels in the interior of Brazil, p. 171.

lebte, so konnte er sie nicht selbst beobachten und deshalb keine genauere Nachrichten von ihnen mittheilen.

Ehemals waren die Aymorés im höchsten Grade furchtbar für die schwachen portugiesischen Ansiedlungen, bis man sie späterhin mit Nachdruck angriff und in die Wälder zurücktrieb, wo sie heut zu Tage unter dem Nahmen der Botocuden leben. In Southey's history of Brazil und in der Corografia Brazílica findet man Nachrichten über die Verheerungen, welche diese Wilden zu verschiedenen Zeiten, besonders zu Porto Seguro, S. Amaro, Ithé'os u. s. w. angerichtet haben. Von den Aymorés, die ehemals am Flusse Ithé'os gewohnt haben, existirt nur noch ein kleiner Rest: ein Paar alte abgelebte Personen, die unter dem Nahmen der Guerens (*) am Flusse Itahype oder Taipe sich aufhalten. Aber noch immer weckt der Nahme Aymorés oder Botocudos bey den europäischen Ansiedlern Empfindungen von Abscheu und Schrecken, weil diese rohen Menschen allgemein in dem Rufe stehen, Anthropophagen zu seyn. Den Nahmen Botocudos haben sie von den großen Holzpflocken, womit sie Ohren und Lippe verunstalten; denn Botoque bedeutet im Portugiesischen ein Faßspund. Sie selbst nennen sich Engeräckmung (**), und hören es sehr ungern, wenn man sie Botocudos nennt. Ob sie gleich von der Küste verdrängt worden sind, so blieb ihnen demungeachtet noch ein weiter Strich undurchdringlicher Urwälder zum ruhigen, ungestörten Zufluchtsorte frey. Heut zu Tage bewohnen sie den Raum, der sich längs der Ostküste, jedoch mehrere Tagereisen vom Meere entfernt, vom 15ten bis zu 19 ½ Graden südlicher Breite ausdehnt, oder zwischen dem Rio Pardo und Rio Doce liegt. Sie unterhalten von dem einen dieser beyden Flüsse bis zum andern eine Verbindung längs der Gränzen der Capitania von Minas Geraës; näher an der Seeküste aber findet man einige andere Stämme, die Patachos, Machacalis

(*) Ausgesprochen wie das französische Wort Guerins, nur hört man das s am Ende.

(**) Das G am Anfange des Wortes wenig hörbar.

u. s. w. Westlich dehnen sich die Botocuden bis zu den bewohnten Gegenden von Minas Geraes hin aus; Mawe verlegt ihren äußersten Wohnplatz an die Quellen des Rio Doce nach S. José da Barra Longa. Überall, in Minas so wie am Rio Doce, führt man Krieg gegen sie; in früheren Zeiten waren besonders die Paulisten (Bewohner der Capitania von S. Paulo) ihre unablässigen Feinde. Am Rio Grande de Belmonte findet man bis Minas Novas hinauf die Gesellschaften der Botocuden, die hier in ungestörter Ruhe leben. Jede Truppe hat ihren Anführer (von den Portugiesen Capitam genannt), der nach Verhältniß seiner kriegerischen Eigenschaften mehr oder minder in Ansehen steht. Nordwärts am rechten Ufer des Rio Pardo zeigen sie feindliche Gesinnungen; ihren Hauptsitz haben sie jedoch in den großen Urwäldnissen an beyden Ufern des Rio Doce und des Belmonte. In diesen Wäldern schalten sie ungestört, und am Flusse S. Matthaeus streifen sie noch zuweilen bis nahe an die Seeküste hinab.

Dies sind die Gegenden, welche heut zu Tage diesem Stamm zum Wohnsitz dienen. Ihre frühere Geschichte, wovon wir einige Notizen in den Werken der Jesuiten und anderer Schriftsteller finden, die Southey in seiner History of Brazil zusammengestellt hat, zeigt, daß sie immer zu den rohsten und wildesten der Tapuyas gerechnet und sehr gefürchtet wurden; dieses Urtheil von ihnen findet man auch noch in den gegenwärtigen Zeiten bestätigt.

Die Natur hat diesem Volke einen guten Körperbau gegeben, denn sie haben eine bessere und schönere Bildung als die übrigen Stämme. Sie sind größtentheils von mittlerer Statur, einzelne erreichen eine ziemlich ansehnliche Größe; dabey sind sie stark, fast immer breit von Brust und Schultern, fleischig und muskulös, aber doch proportionirt; Hände und Füße zierlich; das Gesicht hat, wie bey den andern Stämmen, starke Züge und gewöhnlich breite Backenknochen, zuweilen et-

was flach, aber nicht selten regelmäßig gebildet; die Augen sind bey mehreren klein, bey andern groß, aber durchgängig schwarz und lebhaft. Der Mund und die Nase sind oft etwas dick. Zuweilen soll man jedoch auch blaue Augen unter ihnen antreffen, wie dies von der Frau eines Anführers am Belmonte gerühmt ward, die unter ihren Landsleuten für eine große Schönheit galt. Von den Gabilis behauptet Barbot, daß die meisten Weiber blaue Augen hätten (*), welches jedoch unwahrscheinlich ist. Ihre Nasen sind stark, meist gerade, auch sanft gekrümmt, kurz, bey manchen mit etwas breiten Flügeln, bey wenigen stark vortretend; überhaupt giebt es so mannigfaltige und starke Verschiedenheiten der Gesichtsbildung unter ihnen, als bey uns, obgleich die Grundzüge mehrentheils auf dieselbe Art darin ausgedrückt sind. Das Zurückweichen der Stirn ist wohl kein allgemeines sicheres Kennzeichen (**). Ihre Farbe ist ein röthliches Braun, welches heller oder dunkler variiert; es finden sich indessen Individuen unter ihnen, die bey nahe völlig weiß, und selbst auf den Backen röthlich gefärbt sind; nirgends aber habe ich diese Völker von so dunkler Haut gefunden, als einige Schriftsteller es wollen, dagegen öfters mehr gelblich braun. Ihr Kopfsaar ist stark, schwarz wie Kohle, hart und schlicht; die Haare am übrigen Körper dünn und gleichfalls straff; bey der weißlichen Varietät ist das Kopfsaar mehr schwarzbraun, Augenbraunen und Bart ruxfen viele aus,

(*) Barbot in seiner Relation of the Province of Guiana sagt von den Gabilis: The eyes of the woman for the most part blue; Barrère hingegen erwähnt hiervon nichts.

(**) S. Vater im 3ten Theile 2te Abtheilung des Mithridates S. 311. Ich habe, um eine Probe von der Gesichtsbildung der Botocuben zu geben, mehrere Abbildungen von ihnen auf der 17ten Tafel (in der 4to Ausgabe) dargestellt; auch ist kürzlich in Sir WILLIAM OUSELEY's Travels in various countries of the East; more particularly Persia vol. I. p. 16 sq. eine Abbildung einer alten Botocudin erschienen, die in ihrer Gesichtsbildung wohl den Charakter einer solchen Waldmatrone trägt, auch die Verunstaltung der Ohren und Unterlippe, zwar etwas undeutlich, zeigt, aber mit einem scheinbar krausen Haare versehen ist, welches man bey den ächten und reinen Amerikanern nirgends findet.

andere aber lassen sie wachsen, oder schneiden sie bloß ab; die Weiber leiden nie Haar am Körper. Ihre Zähne sind schön geformt und weiß. Sie durchstechen Ohren und Unterlippe und erweitern die Öffnungen durch cylindrische, von einer leichten Holzart geschnittene Pföcke (*), die immer größer genommen werden, dergestalt, daß ihr Gesicht dadurch ein höchst sonderbares widerliches Ansehen erhält. Da sie sich durch diese häßliche Entstellung so auffallend auszeichnen, so schien es mir wichtig darüber genaue Nachforschungen anzustellen und ich theile meinen Lesern hier mit, was ich theils durch eigene Ansicht, theils durch glaubhafte Nachrichten davon in Erfahrung gebracht habe.

Der Wille des Vaters bestimmt die Zeit, wenn die Operation vorgenommen und das Kind die seltsame Zierde seines Stammes erhalten soll, welches gewöhnlich schon im siebenten oder achten Jahre, öfters auch noch früher geschieht. Man spannt zu dem Ende die Ohrzipfel und Unterlippe aus, stößt mit einem harten zugespitzten Holze Löcher hindurch und steckt in die Öffnungen erst kleine, dann von Zeit zu Zeit größere Hölzer, welche endlich Lippe und Ohrläppchen zu einer ungeheuren Weite ausdehnen. Wie häßlich Ohren und Lippe und durch sie das ganze Gesicht entstellt werden müssen, mag man aus der Größe des Pflockes schließen, welcher auf der 13ten Platte, Figur 4 (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist. Man halte diese Abbildung nicht für übertrieben; denn ich maß ein solches cylindrisches Ohrholz des auf der 11ten Bignette] des ersten Theils abgebildeten Chefs Kerengnatnuck, und fand, daß dasselbe vier Zoll vier Linien englisches Maß im Durchmesser hielt, bey einer Dicke von anderthalb Zoll. Die Zeichnung stellt dasselbe in natürlicher Größe dar. Diese Scheiben verfertigen sie aus dem Holze des Barrigudo-Baums (*Bombax ventrisosa*), welches leichter als Kork und sehr weiß ist. Die

(*) Sie nennen das Holz für die Lippe Gnimató (gni ausgesprochen wie im Französischen und etwas durch die Nase), das in den Ohren aber Numä (Nu durch die Nase, mä kurz ausgesprochen).

weiße Farbe erhält dasselbe erst durch sorgsames Trocknen am Feuer, indem dadurch der Saft sich verflüchtigt. Obgleich diese Hölzer äußerst leicht sind, so ziehen sie bey älteren Leuten dennoch die Lippe niederwärts; bey jüngeren hingegen steht sie gerade aus, oder etwas aufgerichtet. Es ist dies ein auffallender Beweis von der außerordentlichen Dehnbarkeit der Muskelfieber; denn die Unterlippe erscheint nur als ein dünner um das Holz gelegter Ring, und eben so die Ohrläppchen, welche bis beynah auf die Schultern herabreichen. Sie können das Holz herausnehmen so oft sie wollen; dann hängt der Lippenrand schlaff herab und die Unterzähne sind völlig entblößt. Mit den Jahren wird die Ausdehnung immer größer und oft so stark, daß das Ohrläppchen oder die Lippe zerreißt, alsdann binden sie die Stücke mit einer Cipó wieder zusammen und stellen den Ring auf diese Art wieder her. Bey alten Leuten findet man meistens das eine, oder selbst beyde Ohren auf diese Art zerrissen. Da der Pflock in der Lippe beständig gegen die mittleren Borderzähne des Unterkiefers drückt und reibt, so fallen diese zeitig, ja schon im zwanzigsten bis dreißigsten Jahre aus, oder sind misgestaltet und verschoben. In dem berühmten anthropologischen Cabinette des Herrn Ritter Blumenbach zu Göttingen habe ich den Schädel eines jungen zwanzig- bis dreißigjährigen Botocuden niedergelegt, der eine osteologische Merkwürdigkeit ist. Auch an diesem Kopfe nimmt man wahr, daß der große Botoque die Borderzähne des Unterkiefers bereits hinweggeschoben und dabey auf die Kinnlade selbst so stark gedrückt hat, daß die Alveolen der Zähne völlig verschwunden sind, und der Kiefer an dieser Stelle scharf wie ein Messer geworden ist. Auf der Bignette dieses ersten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) ist der eben erwähnte Schädel mit dem merkwürdigen Unterkiefer abgebildet, und ich verdanke der Güte des Herrn Ritter Blumenbach, dieses gelehrten Anthropologen, als eine Erklärung zu diesem Kupfer, die kurze Beschreibung jenes Schädels, welche diesem 1ten Capitel des 2ten Theiles

meiner Reise, als Anhang beygefügt ist (*). Gewiß wird jene Zugabe aus der Feder eines so geachteten Gelehrten allen Naturforschern und Anthropologen willkommen seyn. Der Botoque ist den Botocuden im Essen ungemein hinderlich, und Unreinlichkeit ist die unmittelbare Folge davon (**). Tauschten wir ihnen die Dhrhölzer ab, so hiengen sie den dadurch leer gewordenen weiten Rand des Dhrläppchens auf den oberen Theil des Dhrs (**). Das weibliche Geschlecht schmückt sich, wie das männliche, mit dem Botoque; doch tragen die Weiber ihn kleiner und zierlicher als die Männer. Auf Tafel 13, Figur 5. (in der 4to Ausgabe) ist ein solches Holz einer Frau in natürlicher Größe abgebildet. Selbst den übrigen Stämmen der an der Ostküste wohnenden Tapuyas ist diese widrige Verunstaltung sehr auffallend, denn den meisten von diesen gilt sie als Merkmal, wonach sie die Botocuden benennen, so zum Beyspiel geben ihnen die Malalis, die jetzt nur noch als Rest ihres Stammes unter dem Schutze des Quartel von Passanha am oberen Rio Doce wohnen, den Rahmen Epcoseck, das ist: Or Jojr. Es herrscht bey sehr vielen amerikanischen Völkerschaften der Gebrauch, die Unterlippe zu durchbohren. Die Stämme der Tupinambas an den brasilianischen Küsten, trugen grüne Nephrit-Steine in der Unterlippe; von den Stämmen der Urvölker in Paraguay berichtet uns Azara dasselbe. Nach

(*) Herr Ritter Blumenbach hat seitdem das 6te Heft seiner *Decades Craniorum* herausgegeben, wo auf der 58ten Platte die Abbildung des eben genannten Schädels mit der dazu gehörigen Erklärung gegeben ist.

(**) Sie verkauften uns ohne Umstände diese Zierrathen. Wir machten dabey die Bemerkung: daß diejenigen, welche den Werth des Geldes schon kannten, doch die einzelnen Stücke nach ihrem Werthe nicht unterschieden, sondern nahmen, was ihnen angeboten wurde, wenn es nur rund war. Sie nannten jede portugiesische Münzsorte Patacke, ein Nahme der bloß einer Münze zukommt, die etwa den Werth eines Gulden hat.

(***) Denselben Gebrauch fand Cook auf der Osterinsel, s. dessen zweynte Reise um die Welt, Vol. I. tab. 46, pag. 291. „Both men and women have very large holes, or rather slits in their ears, extendet to near three inches in length. They sometimes slit over the upper part, and than the ear looks as if the flap was cut off.“

ihm tragen die Aguitequedichagas ein rundes Stück Holz in den Ohren (*), eben so die Lengoas, welche Pföcke von zwey Zoll im Durchmesser getragen haben sollen (a). Diese Völker setzen auch in die Unterlippe ein Stück Holz ein; da dieses aber die Gestalt einer Zunge hat, so ist es nicht so entstellend, als das der Botocuden. Denselben Gebrauch fand Azara bey den Charruas (b), und la Condamine sah am Maranhão so weit ausgedehnte Ohrlappen, daß die Öffnung darin 18 Linien im Durchmesser hielt, und die Ohren bis auf die Schulter herabhängen; sie steckten indessen nicht Pföcke, sondern Blumensträuße in die Öffnung (**). Auch auf den ostindischen und den Südsee-Inseln finden sich ähnliche Gebräuche (***). wie zum Beispiel auf Manglea in SW. der Society=Isles (****). Die Bewohner von Prinz William's Sound an der NW. Küste von Amerika (1) und die von Donalashka (2), tragen knöcherne Stifte in der Unterlippe, la Pérouse bildet die Einwohner des Port des Français mit einer Öffnung in derselben ab, und nach Quandt (****) bewahren die Caräben und Warauen in Guiana in den großen Öffnungen ihrer Ohrläppchen ihre Näh- und Stecknadeln auf. Die Gamellas am Maranhão trugen große Pföcke in der Unterlippe wie die Botocuden u. s. w. Aus dem angeführten erhellt, daß der Gebrauch, Ohren und Unterlippe zu durchbohren und mit Zierathen zu versehen, dem rohen Naturmenschen in allen Theilen unserer Erde gemein ist, aber auch, daß in Süd-Amerika die auffallendsten Entstellungen dieser Art vorkommen, und daß die Botocuden es in dieser Kunst wohl am weitesten gebracht zu

(*) AZARA voyages dans l'Amérique méridionale Vol. II. p. 83. —

(a) Ebendas. p. 149. (b) Ebendas. p. 11.

(**) DE LA CONDAMINE Voyage dans l'int. de l'Amérique merid. etc. p. 82.

(***) BLUMENBACH, de generis humani varietate natiya.

(****) COOPERS letzte Weltreise, Vol. I. Tab. II. — (1) Ibid. Vol. II. Tab. 46. 47. — (2) Ibid. Tab. 48. 49.

(*****) Siehe Quandt Nachrichten von Surinam S. 246.

haben schienen. Denn da, wo Azara eine Öffnung von zwey Zoll im Ohr fand, beobachtete ich sie am Belmonte von vier Zoll vier Linien englisches Maß, auch findet man bey den Botocuden Ohren und Unterkäppe zugleich auf jene empörende Art verunstaltet. Gumilla indessen erzählt von einem Volke, welches unsere Botocuden in Rücksicht der Seltsamkeit der Ohrverzierung noch übertreffen muß, wenn man anders seiner Erzählung glauben darf; denn er fand am Apure und Sarare die Guamos, welche das Ohr spalten und eine Tasche daraus machen (*). Das Ablösen des ganzen Ohrrandes, wie es bey den nordamerikanischen Völkern (***) gefunden ward, gehört ebenfalls zu den merkwürdigen Verirrungen der Phantasie und des rohen Kunstsinns. Die 17te Tafel (in der 4to Ausgabe) zeigt mehrere sehr gut getroffene Botocuden-Physiognomien, an welchen man die durch Ohr- und Lippenpflocke hervorgebrachten Entstellungen deutlich wahrnehmen kann.

Eine zweyte äußere Verzierung, welche der Botocude liebt, ist die Verschneidung des Kopshaares. Alle rasiren es um den untern Theil des Kopfes, bis drey Finger breit oder noch höher über die Ohren hinauf glatt ab, so daß blos auf dem Scheitel eine kleine Haarkrone stehen bleibt, die sie von allen ihren Landsleuten an der Stirnseite unterscheidet. Sie bedienten sich zum Abschneeren der Haare eines Stückes Rohr (Taquara), welches sie spalteten und auf der einen Seite schärften. Diese Art Messer sind sehr schneidend und nehmen die Haare gut hinweg, allein jetzt sind sie zum Theil schon durch eiserne ersetzt. Von den Haarkronen und dem Verschneiden derselben unter den Aymorés, bey welchen es schon in früheren Zeiten üblich war, redet auch Southey in einer Geschichte von Brasilien (***). Am Körper reißen sie, wie schon gesagt, die Haare meistens aus. Es ist falsch,

(*) Siehe J. GUMILLA *histoire naturelle, civile et géographique de l'Oremque* T. 1. p. 197.

(**) Dasselbst p. 630 und bey Carver.

(***) R. SOUTHEY'S *hist. of Brazil*. Vol. I. p. 282.

wenn manche Schriftsteller behaupten, die Amerikaner seyen bartlos; denn es giebt manche unter ihnen, die einen ziemlich starken Bart haben, wiewohl die Mehrzahl von der Natur nur einen Kranz von dünnen Haaren um den Mund herum erhielt (*). Es giebt sogar Kinder unter den Botocuden, welche an den Armen schon sehr behaart sind, wie ich dieses an dem Sohne eines gewissen Anführers am Rio Grande de Belmonte gesehen habe; sie hassen aber dergleichen Behaarung und reißen sie aus. Die männlichen Geschlechtstheile aller südamerikanischen Völker scheinen nur mäßig groß zu seyn; sie stehen daher, was diesen Punkt betrifft, im Gegensatze mit den afrikanischen Stämmen der äthiopischen Race, worüber Herr Ritter Blumenbach uns sehr richtig belehrt hat (**). Was Azara vom weiblichen Geschlechte der Stämme von Paraguay behauptet, kann ich nicht bestätigen; denn auch für dieses gilt, was von dem männlichen erzählt worden (***). Die Botocuden haben die Gewohnheit, das Zeugungsmitglied in ein von trocknen Issara-Blättern geflochtenes Futteral zu stecken, eine Bedeckung, welche sie Giucann, die Portugiesen aber Tacanhoba (Tacanioba) nennen, und welche man Tafel 14, Figur 4 (in der 4to Ausgabe) in natürlicher Größe abgebildet findet. Es herrscht diese Sitte auch bey dem Stamme der Camacan, von welchem ich in diesem zweyten Theile meines Reiseberichts zu reden Gelegenheit finden werde. Bey Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse muß dieses Futteral jedesmal abgenommen, nachher aber wieder aufgezwängt werden.

Sonst wird der Körper dieser Wilden nicht entstellt; indefs ist doch das Bemahlen desselben unter ihnen üblich. Bey allen Nationen der Ostküste findet man nichts von der künstlichen Latuirung der Nucahiver; eine kleine Figur im Gesichte eines

(*) Als Bestätigung dieses Satzes siehe Blumenbach De generis humane varietate nativa.

(**) E. Blumenbach a. a. O.

(***) E. AZARA Voyages etc. Vol. II. p. 59.

jungen Corópo-Indiers war das einzige Zeichen dieser Art, welches ich sahe (*). Die Farben, womit die Botocuden (wie alle Tapuyas von Brasilien) sich bemahlen, werden von dem in jenen Wäldern häufig wachsenden Urucú (Bixa Orellana, LINN.) und von der Genipaba-Frucht genommen. Die erstere giebt ein brennendes Gelbroth, und kommt von der Haut, welche die Saamenkörner einhüllt; aus der andern erhält man ein sehr dauerndes Blauschwarz, welches 8 bis 14 Tage auf der Haut sichtbar bleibt, und womit auch die jetzt christlichen Indier am Amazonenstrome Figuren von Thieren, von Sonne, Mond und Sternen, auf ihre Zunge mahlen (**). Mit dem ersteren, welcher leichter von der Haut abzuwaschen ist, bemahlen sie vorzüglich das Gesicht vom Munde an aufwärts, wodurch sie ein äußerst wildes, glühendes Ansehen erhalten. Gewöhnlich streichen sie den ganzen Körper schwarz an, nur das Gesicht, die Vorderarme und Füße von den Waden abwärts ausgenommen; jedoch wird an den letzteren der bemahlte Theil von dem unbemahlten durch einen rothen Streif abgesondert. Andere theilen den ganzen Körper der Länge nach, lassen die eine Hälfte in natürlichem Zustande, und färben die andere schwarz, wodurch sie den Masken gleichen, welche man Tag und Nacht zu nennen pflegt; wieder andere mahlen bloß das Gesicht glühend roth. Nur diese drey Arten der Färbung habe ich bey ihnen gefunden. Bey einem schwarz bemahlten Körper zieren sie sich gewöhnlich noch mit einem schwarzen Striche, welcher gleich einem Schnurrbarte von einem Ohr zum andern, unter der Nase hindurch in der rothen Gesichtsfarbe geführt wird. Einige wenige endlich, welche von den Schultern bis zu den Füßen hinab an jeder Seite des Körpers schwarz gefärbt waren, hatten nur die Mitte desselben unangestrichen gelassen. Die Farben reiben sie in der Oberschaale einer Schildkröte an, die sie zu diesem Behufe zuweilen unter ihrem Gepäcke mit sich

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 137.

(**) S. v. Murr Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu, S. 528.

führen. So bemahlt hat der Botocude dennoch seiner Idee von Schönheit noch nicht völlig Genüge geleistet; es muß nun noch eine Halschnur von Fruchtkernen oder schwarzen Beeren hinzukommen, die auf einen Faden gereiht werden. Am Rio Doce verfertigen sie diese Halschnüre, welche sie Pohait nennen, von harten schwarzen Beeren, und befestigen in der Mitte zwischen denselben mehrere Zähne von Affen oder Raubthieren: ein Puz, der auch von den Puris und den meisten übrigen brasilianischen Urvölkern getragen wird. Am Belmonte scheinen sie diese schwarzen Früchte nicht zu haben, denn sie bedienen sich daselbst kleiner gelbbraunlicher glänzender Fruchtkerne. Weiber und Kinder tragen häufig solche Schnüre, die Männer hingegen unter den Botocuden seltener, doch fand ich einige, welche selbst um die Stirn herum eine Menge derselben befestigt hatten. Am Rio Doce hat man öfters Anführer mit einer Menge von Schnüren behangen gesehen, an welchen besonders viele Thierzähne befestigt waren.

Gewöhnlich führen diese Wilden auf ihren Zügen mancherley Tand mit, um sich bey vorkommenden Gelegenheiten damit zu puzen. Um den Hals trägt jeder Mann an einer starken Schnur befestigt sein größtes Kleinod, ein Messer, welches oft nur ein scharfes Stückchen Eisen, oder eine Messerklinge ist, die sich durch den langen Gebrauch bis auf einen kleinen Überrest abgenutzt hat. Dieses Instrument erhalten sie, da sie es fleißig wegen, äußerst scharf; auf der 14ten Tafel Figur 6 (in der 4to Ausgabe) ist ein solches abgebildet, wie sie es mit einer Schnur umwickelt, zu gebrauchen pflegen.

Ihre Anführer zeichneten sich zuweilen durch einige auf ihrem Kopfe oder am Körper befestigte Vogelfedern aus. Ehedem sah man sie auch wohl mit einem Fächer von zwölf bis fünfzehn oder mehreren hochgelben Schwanzfedern des Japü (*Cassicus cristatus*) geziert, den sie mit Wachs in die Haare des Vorderkopfs eingeklebt und mit einer Schnur befestigt hatten, und die gelbe Farbe contrastirte nicht übel mit der Kohlenschwärze der

Haare. Diesen gelben Federfächer, der Tafel 13, Figur 6 (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist, nennen sie Nucancann oder Jakeräiunn-iokä. Da die Mode ihn seit einiger Zeit verdrängt zu haben scheint, so habe ich am Belmonte ihn nur in ihren Hütten noch gefunden. Andere Anführer schmückten sich blos mit ein Paar Bogelfedern, meistens mit denen der Papageyen, welche sie mit einer Schnur vor die Stirn befestigten (*). Ein zu Linhares am Rio Doce bey einem Überfalle im August 1815 getödteter Anführer war sehr geschmückt, trug um Ober- und Unterarme, Schenkel und Waden Schnüre von hochrothen Arara-Federn (**), und an den beyden Enden seines Bogens waren Büschel von den hochorangefarbenen Federn der Tucanfehle (*Ramphastos dicolorus*, LINN.) befestigt. Es ist indessen doch sehr selten, daß die Botocuden, um sich zu schmücken, von Bogelfedern Gebrauch machen; denn selbst ihre Anführer gehen mehrentheils nackt, und sind wie alle andere bemahlt. Am Rio Grande de Belmonte, wo sie durch das dort herrschende friedliche Einverständnis Gelegenheit zum Tauschhandel haben, erhielten sie zwar einige Tücher und andere Gegenstände, jedoch habe ich nie gesehen, daß sie dergleichen trugen. Die Weiber lieben zwar den Puz und schätzen besonders Rosenkränze, rothe Schnupftücher und kleine Spiegel; die Männer ziehen Ärte, Messer oder anderes Eisengeräthe vor. Kunstsinne verräth sich in dem Schmucke, den sich die Botocuden verfertigen, ganz und gar nicht, dahingegen andere Stämme, wie zum Beyspiel die Camacan im Sertam der Capitania da Bahia, sehr saubere Arbeiten liefern. Die Stämme der Urvölker von Mexico und Perú, besonders aber die Nationen am Maranhão, sind in dieser Hinsicht den Botocuden und den andern Tapuyas der Ostküste weit überlegen; denn sie ver-

(*) Auf dem Titelfupfer zu Marcgrav's und VISO's Naturgeschichte von Brasilien, findet man diesen Feder schmuck abgebildet.

(**) Die Botocuden nennen diesen schönen Papagey Hatarat, und setzen zum Unterschied von einer kleinern Art, das Wort gipakeiú, (groß oder dick) hinzu.

fertigen sehr nette Federarbeiten, die sich besonders durch schöne brennende Farben auszeichnen. Im königlichen Naturalien-Cabinette zu Lisboa sieht man eine höchst interessante Sammlung von seltenen Puzarbeiten, welche denen der Sandwich-Insulaner an Zierlichkeit und Nettigkeit nahe kommen. Einen Beweis hiervon giebt unter andern der merkwürdige mumienartige Kopf eines Brasilianers, welcher sich in der seltenen anthropologischen Sammlung des Herrn Ritters Blumenbach in Göttingen befindet. Er ist auf der 47ten Tafel der Decades Craniorum, aber ohne seinen Federschmuck, abgebildet, und die 17te Platte Figur 1 (in der 4to Ausgabe) dieser Reisebeschreibung, zeigt ihn in seiner ganzen Schönheit. Das weibliche Geschlecht, welches unter allen Zonen der Erde mehr Eitelkeit und Hang zum Puz besitzet, thut es hier in diesen Urwäldern dem männlichen wenig zuvor. Die Weiber bemahlen ihren nackten Körper mit den nämlichen Farben und auf die nämliche Art wie die Männer, sie tragen eben solche Halschnüre und außerdem noch eine feine Schnur von Tucum. Mund und Ohren sind bey ihnen ebenfalls mit dem Botoque verziert; nur die Beine umwinden sie unter dem Knie und über dem Knöchel mit Stricken von Bast oder Grawathá, weil sie selbe schlank zu erhalten wünschen.

Sonst verunstalten die Tapuyas der Ostküste ihren Körper nicht. Man findet bey ihnen weder den Gebrauch der Omaguas oder Cambevas, welche, um das Gesicht ihrer Kinder dem Vollmonde ähnlich zu machen, ihnen die Stirn zwischen zwey Stücken Holz flach drückten (*), noch den Gebrauch des Naseneindrückens (**), dessen ältere französische Reisende bey den Tupinambas erwähnen; Gewohnheiten, welche aber selbst unter jenen jetzt civilisirten Völkern nicht mehr gefunden werden. Die Kinder der Botocuden sind im Gegentheile oft sehr hübsch,

(*) Die Spanier geben diesem Volke den Namen Omaguas, die Portugiesen nennen sie Cambevas. Siehe hierüber LA CONDAMINE voyage etc. pag. 69, und die Corografa brasilica T. II. p. 326.

(**) AZARA voyage etc. Vol. II. p. 60.

und ihr Haupt ziert schon in frühester Jugend eine kleine Haarfrone.

So wie verschiedene brasilianische Stämme in ihrer äußeren Körperbildung einander ähnlich sind, so sind sie es auch in Ansehung ihres sittlichen Charakters. Ihre geistigen Kräfte werden von der rohesten Sinnlichkeit beherrscht. Man hat oft Gelegenheit die verständigsten Urtheile und selbst Witz an ihnen wahr zu nehmen. Diejenigen, welche man unter die Weißen bringt, bemerken alles was sie sehen genau, ahnen was ihnen lächerlich dünkt, mit höchst komischen Gebehrden und so treffend nach, daß niemand ihre Pantominen verkennen kann. Eben so begreifen sie leicht und erwerben bald mancherley Kunstfertigkeiten, wie Tanz, Musik und dergleichen. Aber weder von sittlichen Grundsätzen geleitet, noch durch Gesetze in den Schranken bürgerlicher Ordnung gehalten, folgen diese rohen Wilden den Eingebungen ihres Instinkts und ihrer Sinne, gleich der Unze in den Wäldern. Die rohen ungezügelter Ausbrüche der Leidenschaften, besonders der Rachsucht und der Eifersucht sind bey ihnen oft um so furchtbarer, als sie schnell aufwallen. Oft aber verschieben sie auch die Befriedigung der Leidenschaft bis zu einer günstigen Gelegenheit, lassen aber dann auch ihrer Rache vollen Lauf. Eine ihm zugesügte Beleidigung rächt der Wilde gewiß, und es ist ein Glück, wenn er nicht mehr zurück giebt, als man ihm zugesügt hat. Eben so heftig sind sie in der Aufwallung des Zorns. Ein Botocude in der Nähe eines Quartels am Belmonte erschoss eine seiner Weiber, die sich durch körperliche und geistige Vorzüge vor allen andern auszeichnete, aus Eifersucht. Die geringste Beleidigung kann sie aufbringen. Ein Soldat gieng am Belmonte mit einigen Botocuden in den Wald, um zu jagen; einer der sonst sehr friedlich gesinnten Wilden verlangte das Messer des Mulatten, und als dieser es verweigerte, suchte er ihm dasselbe mit Gewalt zu nehmen. Der Soldat machte eine drohende Bewegung, als ob er den Wilden stechen wolle, und sogleich schoss dieser ihn nieder. Als

eines Tages mehrere Botocuden auf dem Quartel Dos Arcos durch einen Unterofficier in der Abwesenheit des Oberofficiers beleidigt wurden, machten sie sogleich gemeine Sache und zogen sämmtlich fort, und nur mit vieler Mühe und vielen guten Worten brachte man sie, um den Frieden mit ihnen zu erhalten, endlich wieder zurück. Um sich bey solchen allgemeinen Angelegenheiten im Walde zusammen zu rufen, bedienen sie sich eines kurzen, aus der abgestreiften Schwanzhaut des großen Gürtelthiers (*Dasypus Gigas*, Cuv.) gefertigten Sprachrohrs, welches sie Kuntschung-Cocann nennen; Figur 1 auf Tafel 14 (in der 4to Ausgabe) habe ich es abbilden lassen.

Behandelt man sie mit Offenheit und Wohlwollen, so zeigen sie sich öfters ebenfalls sehr gutherzig, ja selbst treu und anhänglich. Eine gute Behandlung pflegen sie nicht leicht zu vergessen, wie man dies bey unverdorbenen Naturmenschen gewöhnlich findet. In der Nähe von Sta Cruz am kleinen Flüschen S. Antonio, 7 bis 8 Meilen von Belmonte, lebte eine Familie, bey welcher ein junger Botocude Zutritt hatte, und stets gut und freundlich behandelt worden war. Seine Landsleute streiften zuweilen in feindlicher Absicht in jener Gegend. Eines Tages kam der Wilde in das Haus gerannt und gab durch ängstliche Zeichen zu verstehen, man möchte sich retten, denn seine Landsleute seyen im Anzuge. Man achtete nicht auf diese Warnung; allein bald erschien in der That ein wilder Schwarm von Botocuden und ermordete beynah alle Bewohner des Hauses. Dennoch ist der Umgang, selbst mit den besten jener Menschen, in ihren Urwäldern immer gefährlich; denn da weder ein inneres noch ein äußeres Gesetz sie bindet, so kann oft ein unbedeutender Vorfall sie feindselig stimmen, und es bleibt daher immer sicherer, ihren Zusammenkünften auszuweichen. Am Rio Grande de Belmonte sind sie jetzt von den guten Absichten der Portugiesen gegen sie überzeugt; man wagt es dort mit ihnen in den Wald und

selbst auf die Jagd zu gehen, aber doch findet man dabey noch immer eine gewisse Vorsicht und Behutsamkeit nöthig.

Trägheit ist ebenfalls ein Hauptzug im Charakter dieser Wilden. Voll natürlicher Indolenz ruht der Botocude unthätig in seiner Hütte, bis das Bedürfnis der Nahrung ihn mahnt, und selbst dann macht er Gebrauch vom Rechte des Stärkern, indem er seine Weiber und Kinder die meisten Arbeiten verrichten läßt. Indessen ist doch ihre Trägheit nicht so groß, als die der Guaranis, wie Azara (*) sie uns schildert; denn sie sind lustig, aufgeräumt und reden gern. Wenn man ihnen etwas Mehl und einen Schluck Branntwein verspricht, so gehen sie einen ganzen Tag mit auf die Jagd. Die Frau muß dem Manne knechtisch gehorchen, und von seinem rasch aufwallenden Zorne zeugen die häufigen Narben an dem Körper des Weibes. Was nicht zur Jagd und zum Kriege gehört, ist alles ihr Geschäft. Sie müssen die Hütten erbauen, Früchte aller Art zur Nahrung auffuchen, und auf Reisen sind sie beladen wie Lastthiere. Diese mannigfaltigen und mühsamen Arbeiten erlauben ihnen nicht, sich viel um ihre Kinder zu bekümmern. Sind diese noch klein, so tragen sie sie beständig auf dem Rücken mit sich umher; sind sie schon etwas größer, so bleiben sie sich selbst überlassen, wo sie schnell ihre Kräfte gebrauchen lernen. Der junge Botocude kriecht im Sande umher, bis er den kleinen Bogen spannen kann, alsdann fängt er an sich zu üben, und nun bedarf er zu seiner Ausbildung nichts weiter als die Lehren der Mutter Natur. Die Liebe zu einem freyen, rohen und ungebundenen Leben, drückt sich ihm von früher Jugend an tief ein, und dauert sein ganzes Leben hindurch. Alle jene Wilde, welche man aus ihren mütterlichen Urwäldern entfernt, und in die Gesellschaft der Europäer gezogen hat, hielten wohl eine Zeit lang diesen Zwang aus, sehnten sich indessen immer nach ihrem Geburtsort zurück und entflohen oft, wenn man ihren

(*) AZARA Voyages etc. Vol. II. p. 60.

Wünschen nicht Gehör gab. Wer kennt nicht die magisch anziehende Kraft des vaterländischen Bodens, und der früheren Lebensweise!

Wo ist insbesondere der Jäger, der sich nicht nach den Wäldern zurücksehnt, die er von Jugend auf im Genuße der schönen Natur zu durchstreifen gewohnt war, wenn man ihn in das ängstlich treibende Getümmel großer Städte versetzt? Unter Europäern erzogene Wilde, die nachher entflohen, schafften den europäischen Ansiedlungen oft Nutzen, wenn man sie gut behandelt hatte; im Kriege hingegen schädeten sie nicht selten, da sie alle Schwächen der Colonien kannten.

Wenn eine Horde von Botocuden im Walde angezogen kommt; und sich niederlassen will, so zünden die Weiber, nach der Weise der meisten rohen Völker, sogleich Feuer an. Sie nehmen nämlich ein länglichtes Stück Holz mit einigen kleinen Vertiefungen, in welche ein anderer Stock senkrecht gestellt wird, befestigen häufig an das obere Ende des letzteren ein Stück Pfeilrohr, um ihn zu verlängern und besser fassen zu können, nehmen dies zwischen beyde flache Hände, und drehen den Stock schnell hin und her. Unter dem horizontalen Stücke Holz, worin sich die Spitze des Stockes drehen muß, liegt Bast (Estopa) von dem Baume, den die Portugiesen Pao d'Estopa (Lecythis) nennen, welches von andern Personen fest gehalten wird; die losgedrehten Spänchen fangen Feuer und entzünden die Bastfäden. Die Wirkung dieses Feuerzeuges (*) von den Botocuden Nom-Nan genannt, dessen Abbildung man Figur 2 auf der 14ten Tafel (in der 4to Ausgabe) findet (**), ist sicher, kostet aber viel Zeit und Anstrengung; das Umdrehen ermüdet sehr, und öfters müssen mehrere dabey einander ablösen. Auch die Portugiesen bedienen sich zuweilen auf ihren

(*) Man findet ähnliche Feuerzeuge bey den Grönländern, Galibis, Unalaskern, Kamtschadalen, Hottentotten, Dschaiten, Neuholländern u. a. m.

(**) aa ist das Holz, welches auf dem Stocke bb in senkrechter Stellung gedreht wird.

Zügen in den Wäldern dieser Art Feuer zu machen, wenn es ihnen an einem anderen Feuerzeuge fehlt. Es gehören dazu zwey verschiedene Holzarten, die eine mehrentheils vom Game-lera- (Ficus) und die andere vom Imbaüba-Baum (Cecropia). Ist das Feuer im Brande, so legen die Weiber sogleich Hand an den Bau der Hütten, schneiden die großen Blätter (frondes) der wilden Cocospalmen ab, und stecken sie gewöhnlich in eine längliche Rundung dergestalt in die Erde, daß ihre von Natur schlanken Spitzen sich oben in der Mitte übereinander hinneigen, und auf diese Art ein Gewölbe bilden. Gewöhnlich sind diese einfach erbauten Hütten von länglicher Gestalt, aber oft auch rund. In der Mitte der Hütten liegen Steine, theils um zwischen denselben Feuer anzuzünden, theils um die harten Cocosnüssen aufzuschlagen. In einer solchen Hütte leben fast immer mehrere Familien beyammen, und mehrere Hütten zusammen werden von den Portugiesen eine Rancharia genannt. Bleiben sie lange an einem Orte, so vervollkommen sie ihre Wohnung, indem sie Holz und Pfähle hinzufügen, auch Zweige, so wie Stroh und große Pattioba-Blätter (*) oben darauf legen, um die Decke recht dicht zu machen. Aller Hausrath liegt in diesen Hütten bloß auf der Erde umher. Er ist zwar sehr einfach, dennoch aber ansehnlicher als der der Puris zu S. Fidelis am Paraíba. Es sind ebenfalls wieder die Weiber, welche die meisten ihrer Geräthschaften verfertigen. Man findet bey ihnen Kochtöpfe aus einem grauen Thone, die sie am Feuer backen; doch bedienen sich nicht alle Botocuden derselben. Zu Trink- und Wassergefäßen benutzen sie meistens die Schalen von Kürbissen, und wo sie europäischen Wohnungen näher sind, zuweilen die ausgehöhlte Frucht des Calebassen-Baums (Cres-

(*) Folha de Pattioba nennen die Portugiesen nach der Lingoa geral die jung aus der Erde hervortretenden Blätter der Cocos de Patti, einer Art Palme. Alle diese schönen Gewächse sprossen mit etwa 4 bis 5 Fuß breiten gefalteten Blättern aus der Erde hervor; ihre pinnulae oder Seitenblätter sind alsdann noch in einer breiten Fläche vereint; daher geben sie mit ihrem lederartigen Parenchyma ein vortreffliches Material zu Hüttendächern gegen den Regen.

centia Cuiete, LINN.) in den großen Waldungen aber gewöhnlich lange Stücke des Rohrs, welches in der Lingoa geral der jetzt gezähmten Tupinamba-Stämme, Taquarussú (großes Rohr) genannt wird. Es ist eine Art Bambusa, welche, wie weiter oben schon gesagt worden ist, 30 bis 40 Fuß hoch wird, und die Dicke eines starken Armes erreicht. Um ein Trinkgefäß zu erhalten, schneiden sie ein Glied des Rohrs dergestalt ab, daß der Knoten unten an dem Stücke bleibt, und den Boden desselben bildet. Diese Gefäße, Käkrock genannt, und auf der 14ten Platte, Figur 8 (in der 4to Ausgabe) dargestellt, fassen, da sie 3 bis 4 Fuß lang sind, viel Wasser, springen aber leicht auf; indeß kleben sie die Risse öfters mit Wachs wieder zu. Die Weiber und Kinder holen das Wasser herbey, welches in ihren Hütten nie fehlen darf, verfertigen von der Tucum-Palme Keinen zum Fische fange, und aus den Blattfäden einer Art Bromelia (*), welche die Botocuden Orontionarick (ó kurz) nennen, so wie aus Baumbast (Embira) starke Schnüre, womit sie auch ihre Bogen bespannen. Zu diesem Behufe läßt man die fleischigten Blätter der Pflanze etwas anfaulen, und zieht alsdann die äußere Haut ab. Solche Fäden sind dauerhafter als Hanf. An Material zu Stricken fehlt es in diesen amerikanischen Urwäldern nicht; denn hier wachsen das Pao d'Estopa (Lecythis), das Pao d'Embira, das Embira branca, Barrigudo (Bombax) und andere Arten. Aus dem Pao d'Estopa, wovon auch die Portugiesen den in großen Lagen abgeschälten weichen Bast in Menge verbrauchen, bereiten diese Wilden ihre Betten; denn sie schlafen nicht, wie die Puris und die meisten südamerikanischen Völker, in Netzen oder Hangmatten; ein Stück Estopa auf der Erde ausgebreitet, dient ihnen zum Lager. Mit diesem Baste scheint auch derjenige verwandt zu seyn, welchen die Encabelladas-Indier am Rio Napo als Decke

(*) In Paraguay werden diese Pflanzen nach Azara Caraguatá genannt, an der Ostküste Grawatha. Siehe AZARA Voyages etc. Vol. I. p. 135, und Arruda im Anhange zu KOSTERS Travels in Brazil.

und Bette gebrauchen, und mit dem Rahmen Yanchama belegen; am Maranhão dient er den Völkern meistens nur als Bettdecke oder Teppich. Allerhand Früchte und andere Lebensmittel, so wie die Waffen, das nöthige Rohr und Federn dazu, machen den Rest des Hausrathes in der Hütte des Botocuden aus.

Das erste Bedürfnis des so eingerichteten Wilden ist nun die Nahrung; ihre Gflust hat keine Gränzen, und dabey essen sie äußerst gierig und sind während der Mahlzeit für alles andere taub und blind. Füllt man ihnen den Magen recht voll, so ist dies der sicherste Weg zu ihrer Freundschaft zu gelangen, und fügt man noch einige Geschenke hinzu, so ist man ihrer Anhänglichkeit gewiß.

Die Natur hat dem rohen Menschen zur Befriedigung des Hungers die Thiere des Waldes angewiesen, sie lehrte ihn die Jagd, und ließ ihn beynah in allen Theilen unserer Erde dieselbe rohe Waffe, den Bogen und den Pfeil erfinden. Ihrer bedienten sich die Europäer, Asiaten, Afrikaner und Amerikaner, und sie gebrauchen dieselben zum Theil auch jetzt noch; nur die Bewohner des fünften Welttheils befinden sich auf einer noch niederen Stufe der Bildung, indem Lanze und Keule ihre einzigen Waffen sind. Der Asiate und der Afrikaner führen Keule, Spieß und Bogen; der Amerikaner Keule (*), Bogen, Blasrohr (**)

(*) Obgleich die Stämme der Tapuyas im östlichen Brasilien keine Keulen führen, so findet man diese Waffe dennoch bey denen, welche in den Provinzen Guabá und Matto Grosso gegen die Portugiesen streiten. Hierhin gehört zum Beispiel der Stamm, welchen die Spanier Mbayas nennen, und die Payaguas. Siehe AZARA Vol. II.; auch die Stämme am Maranhão und die jetzt civilisirten Tupinambas und ihre Verwandten führten Keulen von schwerem hartem Holze wie die Völker von Guiana.

(**) Die Blasröhre (Esgravatãnas oder Esgaravatanas) der Völkerstämme am Amazonenstrom beschreibet schon de la Condamine, der sie Sarbacanes nennt. Der kleine Pfeil, der aus dem 10 bis 12 Spannen langen Rohre herausgeblasen wird, hat am Ende einen Büschel Baumwolle, der die Höhlung des Schaftes verschließt. Das wirksame Gift, womit die Pfeilspitze bestrichen wird, tödtet schnell das getroffene Thier. Auch Herr von Humboldt giebt uns Nachricht von den Blasröhren, welche die Indier am Orinoco aus großen

und Speer (*); der Südländer Keule, Lanze und sein Feuer-
g.-wehr.

Unter allen Waffen der rohen Urvölker scheint der colossale Bogen und der dazu im Verhältniß stehende Pfeil der Brasilianer, die furchtbarste zu seyn. Ein kräftiger untersehter Botocude, mit scharfem Auge und muskulösem Arme, von Jugend auf geübt, das steife zähe Holz des hohen Bogens zu spannen, ist in der finster verflochtenen Urwildniß wahrlich ein Gegenstand des Schreckens. Die Waffen aller brasilianischen Wilden-
stämme gleichen einander in der Hauptsache vollkommen; indes bemerkt man doch kleine Abänderungen unter den verschiedenen Stämmen, die auch zum Theil von Localursachen herrühren. Viele benutzen zu ihren Pfeilen eine Rohrart (Taquara), welche gerade in der Gegend ihres Aufenthaltes wächst, so wie starke elastische Holzarten zum Bogen. Die, welche an der Ostküste und in der Capitania von Minas Geraës sich aufhalten, verfertigen ihn aus dem Holze der stachelichten Airi-Palme, die in Minas Bréjeüba, von den Tupinamba-Stämmen aber Airi-assu genannt wird. Das faserige Holz derselben ist äußerst fest, elastisch, und bey einer angemessenen Dicke schwer zu biegen, bricht aber doch, wenn man es zu stark angreift. Die Puris und die meisten Urbewohner der Ostküste, so wie auch ein großer Theil der Botocuden am Rio Doce, benutzen es zu diesem Endzwecke; weiter nördlich scheint aber diese Palme nicht mehr zu wachsen. Die Patachos, Machacaris, so wie die noch mehr nördlich am Rio Grande de Belmonte wohnen-

Graßfengeln, deren Knoten an 17 Fuß von einander stehen, bereiten. Siehe dessen Ansichten der Natur.

(*) Unter den südamerikanischen Völkern ist der Speer eine seltene Waffe, dennoch führen ihn die berittenen Stämme von Paraguay und in anderen ebenen Gegenden, wo Pferdezucht statt findet; er hat eine Länge von 10 Fuß; die Völker am Amazonenstrom und in Guiana führten hingegen kurze, mit den schönsten bunten Federn verzierte Lanzen, als gewöhnliche Reifewaffe. Siehe de la Condamine p. 158. In dem königlichen Cabinette zu Lissboa findet man eine seltene Sammlung von den Waffen jener Stämme, an welchen man die schönsten Federzierrathen bewundern muß.

den Botocuden nehmen daher statt derselben eine andere Holzart, Hierang, von den Portugiesen aber Pao d'arco (Bogenholz) genannt. Es kommt von einem sehr hochstämmigen, schön gelb blühenden Trompetenbaume (*Bignonia*), ist sehr fest, elastisch, weiß mit schwefelgelbem Kerne, wird aber nach der Verarbeitung rothbräunlich (*). Das Airi-Holz ist glänzend schwarzbraun, und giebt, glatt polirt, eine auch schön ins Auge fallende Waffe. Die größte Stärke dieser Bogen liegt in der Mitte, von welcher sie nach beyden Enden allmählig conisch zulaufen. Starke Männer führen Bogen von 6 $\frac{1}{2}$ bis 7 Fuß Länge, ja ich fand einen unter den Patachos, dessen Bogen in der Höhe 8 Fuß 9 $\frac{1}{2}$ Zoll englisch maß. Die starke Sehne zu denselben macht man aus den Fasern der Grawatha.

Zu dem Schafte der oft an 6 Fuß langen Pfeile nehmen die am Rio Doce wohnenden Botocuden zweyerley Rohrarten, nemlich das Ubá und Cannachuba, welches glatt und ohne Knoten ist, und sich durch das Mark von dem ersteren unterscheidet. Am Belmonte dagegen bedienen sie sich gewöhnlich bloß des dort sehr häufig wachsenden Ubá, bringen aber aus entferntern Gegenden andere Rohrarten mit, auf welche sie einen größeren Werth legen. Der Hintertheil des Pfeils, welcher unten an die Bogenschnur gelegt wird, ist mit den breiten Schwungfedern des Mutum (*Crax Alector*, LINN.), der Jacutinga (*Penelope leucoptera*), der Jacupemba (*Penelope Marail*, LINN.) der Arara u. s. w. bestedert; sie binden nämlich an jeder Seite des Pfeils eine Feder der Länge nach mit der Rinde einer Cipó fest. Die Portugiesen nennen diese Schlingpflanze nach der Lingoa geral, Imbá, die Botocuden aber Meli. Man findet drey Arten von Pfeilen, welche nach den Spitzen ver-

(*) Das Pao d'arco zeigt im Anfange des Frühjahrs, Ende August und Anfang September, sein junges Laub mit einer schönen braunrothen Farbe, wodurch der Wald, da dieser Baum sehr häufig ist, ein buntes Ansehen erhält. Die schöne große hochgelle Blume tritt in Menge hervor, und bedeckt den ganzen Baum. Die Rinde dieser starken Stämme schält man in großen Tafeln, Cavacos genannt, ab, und deckt mit denselben die Gebäude.

schieden sind, nämlich den Kriegspfeil, Uagicke Comm, den Widerhakenpfeil, Uagicke Nigmeran, und den zur Jagd kleiner Thiere, Uagicke Bacannumock. Der erstere hat eine länglichte oder elliptische, sehr scharfe Spitze, die aus einem Stück Taquarussu-Rohr geschnitten ist. Man brennt das Rohr, um es fester zu machen, schabt und schneidet es zu, daß es an den Rändern scharf wie ein Messer, und vorn spitzig wie eine Nadel wird. Diese Art von Pfeilen verursacht die stärksten Wunden, und wird daher für den Krieg und zur Jagd der größeren Thiere gebraucht. Da das Rohr hohl ist, so fließt das Blut an der concaven Seite der Spitze heraus, daher die angeschossenen Thiere sich sehr stark verbluten. Die ein bis anderthalb Fuß lange Spitze des Widerhakenpfeils wird aus demselben Holze, wie der Bogen, entweder von Aïri oder Pao d'arco gemacht. Sie ist dünn, stark zugespitzt, und hat an der einen Seite acht bis zwölf schiefe, rückwärts gekehrte Einschnitte, welche Widerhaken bilden. Dieser Pfeil dient zur Jagd großer und kleiner Thiere, wie auch zum Kriege, und verursacht eine schlimme Wunde. Da es wegen der Widerhaken schwer hält, ihn heraus zu ziehen, so stößt man ihn, wo möglich, völlig hindurch, bricht ihn vorne ab, und dreht dann erst den Schaft zwischen beyden flachen Händen rückwärts heraus. Die dritte Art von Pfeilspitzen dient bloß zur Jagd kleiner Thiere; man benutz dazu Zweige, die mit Knoten versehen sind, und zwar so, daß dieses Instrument, statt spitzig zu seyn, vorne vier bis fünf quirlförmig gestellte Knoten hat, welche kurz abgeschnitten werden. Ich habe diese drey Arten von Pfeilen, wie die Paris sie führen, auf der 12ten Tafel, Figur 2, 3 und 4 (in der 4to Ausgabe) abbilden lassen; die der Botocuden unterscheiden sich nur darin von jenen, daß das Schaftrohr keine Knoten hat. Um den beyden ersten Arten der Pfeilspitzen mehr Festigkeit und Federkraft zu geben, reibt man sie mit Wachs, und läßt dieses nachher am Feuer einziehen, welches auch bey dem Bogen selbst geschieht. Auch die Völker am Maranhão haben gewöhnlich

an ihren Waffen, den Lanzen, Spitzen von hartem Holze, allein die des Rio Napo bedienen sich ähnlicher von großem Rohre. Köcher kennen die Wilden der Ostküste Brasiliens nicht, ihre Pfeile sind zu lang und werden daher immer in der Hand getragen. In der Regel führen die Amerikaner sämmtlich lange Bogen und Pfeile, und unterscheiden sich dadurch von den afrikanischen und asiatischen Völkern. — Es giebt indessen in Südamerika auch einige Nationen, die mit kurzen Pfeilen schießen, und sie in Köchern bey sich führen: diese leben aber mehrentheils zu Pferde, wie zum Beyspiel die Charruas und Minuanes (*), in Paraguay. Bergiftete Pfeile findet man bey den Tapuyas des östlichen Brasiliens nicht, wohl aber bey den Völkern am Amazonenstrom. Um den Gebrauch der Waffen gehörig zu erlernen, fangen die Knaben schon sehr frühe an sich darin zu üben, und bedienen sich dazu kleiner, leichter Bogen und Pfeile. Wir waren an den feichtesten Stellen und auf den vielen Sandbänken des Belmonte östers! Zeuge von dergleichen Übungen und sahen jene gewandten Knaben ihre Pfeile senkrecht auf eine große Höhe in die Luft senden und sie dann wieder aufsuchen. Die Eltern begünstigen diese Übungen sehr und die Jugend schreitet darin schnell vorwärts, so daß junge Leute von 14 bis 15 Jahren schon Antheil an den Jagdzügen nehmen können.

Das Thierreich gewährt in diesen weiten Strichen aneinander hängender Urwäldungen dem Wilden eine reiche Quelle von Nahrungsmitteln, und die Natur schuf auch im Reiche der Gewächse eine Menge der leckersten Speisen für ihre rohen Gaumen. Für alle ihre Bedürfnisse ist dadurch gesorgt, um so mehr, da sie die Sorge für den kommenden Tag nicht kennen. Sie können im Nothfalle lange hungern, aber auch dann wieder unmaßig essen. Bringt ihnen der Zufall ein großes Thier in die Hände, so haben alle gleichen Antheil daran,

(*) Siehe AZARA Voyages etc. Vol. II. pag. 18 und 66.

und in kurzer Zeit ist der ansehnliche Borrath aufgezehrt. Man hat oft gesehen, daß sie bey unmäßiger Überladung des Magens sich wechselsweise den Bauch traten (*). Mäßigkeit ist ihnen ganz fremd, daher sind ihnen Branntwein und alle starke Getränke so gefährlich. Da sie selbst im nüchternen Zustande ihre Leidenschaften nicht zu zügeln wissen, so entstehen im Rausche nur zu leicht blutige Händel unter ihnen. In ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd, sind sie sehr gewandt und geübt, sie beschleichen die Thiere mit einer erstaunlichen Sicherheit, wobey ihnen ihre äußerst feinen Sinne vortrefflich zu statten kommen. Sie kennen alle Fährten, und wissen ihnen sicher zu folgen, selbst da wo unsere Augen nichts mehr sahen; dabey verstehen sie alle Lockstimmen täuschend nachzuahmen. Ihr abgehärteter Körper hilft ihnen jedes Ungemach, die Hitze des Tages, wie die kühle Feuchtigkeit der Nacht leicht ertragen. Müssen sie im Walde ohne Hütten schlafen, welches sehr oft vorkommt, so unterhalten sie ein starkes Feuer: sie lassen dasselbe indessen selbst in ihren Hütten während der Nacht nie ausgehen. Wenn Moskiten ihren nackten Körper quälen, welches oft der Fall ist, so schlagen sie dieselben mit lautem Geräusche todt. Es ist, nebensher gesagt, auffallend, daß die Fremden von jenen blutdürstigen Insekten weit mehr geplagt werden, als die Eingebornen. Manche Schriftsteller haben behauptet, daß das Anstreichen des Körpers mit gewissen Olen und färbenden Substanzen ein Mittel sey, die Haut vor den Angriffen der Stechfliegen zu sichern, auch ist es einleuchtend, daß es manche, den Insekten unangenehme Stoffe in jenen Ländern geben müsse, dennoch aber scheinen die Botocuden diese Erfahrung nicht gemacht zu haben, da sie gewöhnlich mit unbemahtem Körper einhergehen.

An Wasser fehlt es den Wilden auf ihren Jagdzügen nicht leicht; denn außer den überall in jenen felsigen und bergigen Wäldern rauschenden kleinen Bächen, giebt es hier eine Menge

(*) Dieses Mittel pflegen mehrere rohe Völker anzuwenden, zum Beispiel die Arowacken in Guiana, wie Quandt erzählt p. 198.

Pflanzen mit erfrischendem Saft, zum Beyspiel das Taquarussu. Wenn man von diesem die jüngeren Stämme abhaut, so findet man in den Gliedern eine große Menge kühles, etwas fade süßlich schmeckendes Wasser, wie schon weiter oben gesagt worden ist; eben so zwischen den steifen Blättern der Bromelia-Stauden.

Die Wilden schwimmen mit großer Gewandtheit, selbst schon kleine Kinder beyderley Geschlechts. Auf Bäume, selbst die höchsten, klettern sie mit Leichtigkeit; die Puris binden zu diesem Endzwecke die beyden Füße mit einer Cipó zusammen, die Botocuden aber nicht. Zur Jagd ziehen sie theils einzeln, theils truppweise aus; ihre Anführer sind auch gewöhnlich die besten Bogenschützen und Jäger, weswegen sie in Ansehen stehen. Um mit dem Bogen schießen zu können, trägt der Botocude beständig das linke Handgelenk mit einer Schnur umwickelt, damit er von der Bogensehne bey'm Losschnellen nicht verwundet werde; die Puris haben diesen Gebrauch nicht. An der Stelle der ehemals am Handgelenke getragenen Embira-Schnur, sieht man jetzt bey den Botocuden gewöhnlich eine Angelschnur, welche ihnen also zu doppeltem Gebrauche, zur Jagd und zur Fischerey dient. Die Angelhaken erhalten sie durch Tausch von den Portugiesen.

Große Jagdthiere, etwa ein Rudel wilder Schweine (*Dicotyles labiatus*, CUVIER, Kuräch in ihrer Sprache) oder einen Anta (Hochmereng) suchen die Wilden zu umringen, und ist ihnen dies geglückt, so beeifern sie sich, dem Thiere in größter Schnelligkeit so viele Pfeile in den Leib zu schießen, als nur möglich ist, um es durch den Blutverlust zu entkräften; denn Pfeilschüsse tödten selten schnell. Auch die Haut des Anta essen sie, so wie das ganze Thier, und lassen nur die gröber'n Knochen übrig. Zur Jagd und zum Waldkriege ist der Pfeil eine gute Waffe, und ob er gleich nicht den Nachdruck einer Flinten- oder Büchsenkugel hat, so reicht er doch so weit, als unsere stärksten Schrote, und ist dann noch sicherer. Der

Schuß geschieht still, wird durch kein Geräusch verrathen und ist daher um so gefährlicher; dabey hat die Feuchtigkeit auf denselben keinen Einfluß, und der Bogen versagt nie, wie unser Feuergewehr. Wie oft ist die Witterung in Brasiliens Urwäldern den europäischen Eroberern verderblich gewesen! Waren ihre Gewehre feucht geworden, so wurden sie ohne Mühe von den Wilden gemordet. Aus der dicht verflochtenen Masse des Laubes und der Zweige jener endlosen Wälder fährt der Pfeil schnell hervor, ohne daß man bemerkt, woher er gekommen sey; daher können die Wilden mehrere Thiere von einer Gesellschaft wegschießen, ohne daß die andern etwas bemerken und zu entfliehen suchen. Neben jenen Vortheilen hat diese Art zu jagen doch auch ihre Nachtheile; denn der lange Pfeil, welchen der Wilde nach den Thieren in die hohen mit Cipó zu einem Knäuel verflochtenen Baumkronen sendet, bleibt sehr oft dort oben hängen; der Jäger muß alsdann hinaufsteigen, um ihn wieder zu holen. Die Wilden, welche wir auf unsern Reisen zur Jagd der Vögel für unsere zoologischen Sammlungen gebrauchten, entledigten sich in solchen Fällen stets ihrer Kleidungsstücke, da sie nackt weit leichter klettern können. Sie setzen dabey an Stämmen von mäßiger Dicke die Füße gleich hoch gegen die Rinde, und halten sich mit den Sohlen fest; ja ich sah wohl, daß sie dieselben mit ihrem Speichel benetzten und sich auf diese Art schnell in die Höhe schoben, wie etwa Frösche, mit welchen sie in einer solchen Stellung zu vergleichen sind, sich in Sümpfen fortschnellen.

Wenn der Brasilianer sich zum Schusse fertig macht, so legt er den Pfeil immer auf die linke Seite des Bogens, hält mit dem Zeigefinger der linken Hand denselben fest, während die beyden ersten Finger der rechten ihn mit der Bogensehne zurückziehen; die drey übrigen Finger dieser Hand werden blos um die Sehne gelegt, um dieselbe zurückziehen zu helfen. Das Auge wird in die Linie des Pfeils gebracht, der Bogen aber immer in senkrechter Stellung gehalten. Ein Haupterforderniß

bey diesem Geschosse ist, daß die Pfeile sehr gerade und völlig im Gleichgewichte gearbeitet sind. Um das erstere zu untersuchen, legen die Wilden das Auge an dieselben, und drehen sie schnell zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger herum. Eben so kommt es sehr darauf an, daß die Federn am unteren Ende des Pfeils mit der breiten Taquara-Spize des vorderen Endes in ein und derselben Fläche liegen. Sie führen gewöhnlich nicht mehr als vier bis sechs Pfeile bey sich, wegen der Länge derselben würden mehrere belästigen. Der Schuß des Brasilianers wirkt bey der Stärke des colossalen Bogens und der Länge des kräftigen Pfeils mit großem Nachdrucke, und ist daher weit gefährlicher, als ein Geschosß mit kurzem Pfeile.

Unter allem Wildpret sind die Affen dem wilden Jäger am angenehmsten, sie gelten für einen großen Leckerbissen. Bemerkten die Wilden diese Thiere auf einem hohen Baume, so umringen sie denselben und geben genau acht, wohin sie zu entfliehen suchen. Ist der Baum sehr hoch, so steigt einer der Jäger auf einen benachbarten Stamm, und sucht von da in geringerer Entfernung einen Pfeil abzuschießen. Die Botocuden verzehren die meisten Thierarten, selbst die Arten des Nagengeschlechts, welche sie mit dem allgemeinen Rahmen Cuparack belegen. Die Unze oder Yaguarété heißt in ihrer Sprache vorzugsweise die große Raqe (Cuparack gipakeiü). Selbst der Ameisenbär (Myrmecophaga) wird von ihnen verzehrt (*). Auch das Jacaré (Crocodilus sclerops), welches in den Flüssen häufig gefunden wird, verschmähen sie nicht, wenn sie seiner habhaft werden können. Unter den Schlangen, welche sie im allgemeinen hassen und tödten, benutzen sie nur die größte Art des Geschlechtes Boa, welche von den Portugiesen nach der Lingoa geral Sucuriü oder Sucuriuba, und von den Botocuden Kitomeniop genannt wird; sie beschleichen diese Wasserschlange wenn sie ruhet, und schießen ihr wo möglich den Widerhaken-

(*) So essen auch die Hottentotten das Fleisch des sogenannten capischen Ameisenbären (Orycteropus).

pfahl durch den Kopf, um sie fest zu heften, können sich aber auf diese Art nur der jüngeren kleineren Thiere bemächtigen. Sie sollen sie besonders ihres Fettes wegen tödten. Wie oben schon bemerkt, ziehen sie indessen aller andern animalischen Speise das Affenfleisch vor, und da diese Thiere an Körper- und Knochenbau Ähnlichkeit mit dem Menschen haben, so gaben die Europäer, wenn sie Reste von den Mahlzeiten der Botocuden fanden, ihnen vielleicht aus Verwechslung Schuld, daß sie besonders das Menschenfleisch liebten. Wenn indessen auch, wie ich in der Folge zeigen werde, diese Wilden von dem Vorwurfe, Menschenfleisch zu essen, nicht frey gesprochen werden können; so scheint es doch gewiß, daß sie nicht aus Wohlgeschmack, sondern nur selten und bloß um ihre wüthende Rachgier zu befriedigen, sich einer solchen Unmenschlichkeit schuldig machen. Man behauptet zwar, daß die Tapuyas das Fleisch der Neger allem anderen vorzögen; ich kann hierüber nicht entscheiden, man behauptet aber auch, daß die Botocuden die Neger für eine Art Affen gehalten, und sie daher Erdaffen genannt haben.

Alle zum Essen bestimmte Thiere nehmen die Weiber vorher aus, sengen ihnen hierauf am Feuer die Haare ab, und spießen sie an einen Stock, welcher in der Nähe des Feuers als Bratspieß aufgesteckt wird. Kaum ist das Thier ein wenig durchgebraten, so zerreißen sie dasselbe mit den Händen und Zähnen, und verschlingen es halb roh und oft noch blutend. Die vorher ausgenommenen Gedärme werfen sie indessen nicht weg, sondern ziehen sie zwischen den Fingern durch, um sie auszuleeren, braten und essen sie dann gleichfalls. Die Köpfe werden so abgenagt, daß selbst die harten Knochen zerbissen und ausgesogen werden: kurz es darf ihnen nichts verloren gehen.

Die Klasse der Insekten liefert den Wilden einige große im Holze wohnende Larven, nach welchen sie sehr lüstern sind. In dem Stamme des Barrigudo-Baums (*Bombax ventricosa*) findet man die beynahe Fingers lange Larve des *Prionus cervicornis* und andere. Um diese aus dem weichen Marke des

Baumes hervor zu ziehen, schneiden sie sich Stöcke, schärfen dieselben am unteren Ende, bohren damit das Insekt heraus, stecken alsdann mehrere derselben an einen Spieß, braten und essen sie; doch führt ihnen nur der Zufall dieses Gericht zu, da sie keine Instrumente haben, starke Bäume umzuhauen. Andere Larven, zum Beispiel die des *Curculio palmarum*, essen sie häufiger. Vogeleyer wissen sie geschickt aufzufinden, besonders die der verschiedenen Arten der *Inambu's* (*Tinamus* oder *Crypturus*), der *Macuca*, des *Sabelé*, des *Schororon* und anderer, die sämmtlich ihre Eyer auf die Erde legen. Um sich der Fische zu bemächtigen, verfertigen sie, wie schon gesagt, kleine Bogen von 3 bis 3 $\frac{1}{2}$ Fuß Länge aus dem gespaltenen Holze der Blattribben der *Cocos de Palmitto*, am *Belmonte Issara* genannt, nebst einem kleinen verhältnißmäßigen unbefestigten Pfeile ohne Widerhaken mit glatter Spitze. Vorher sollen sie oft eine gewisse zuvor wund geklopfte Baumwurzel in das seichte Wasser werfen, um die Fische anzulocken oder zu betäuben. Sie fehlen die Fische im Wasser nicht leicht, ja ich habe sie selbst oft mit ihren großen Jagdpfeilen dieselben treffen gesehen. Die Kinder besonders üben sich im Bogenschießen auf die Fische. Angeln, welche sie von den Portugiesen kennen gelernt haben, schätzen sie sehr und man kann ihnen kein willkommeneres Geschenk machen.

Eben so reichhaltig als das Thierreich, ist auch das Pflanzenreich an Nahrungsmitteln für den Urbewohner dieser Wildnisse. Die Waldungen enthalten eine solche Menge verschiedener Gewächse, besonders an Bäumen und Sträuchen, daß der Botaniker hier sein ganzes Leben zubringen müßte, um sich etne einigermaßen vollendete Kenntniß derselben zu erwerben. Hier wachsen eine Menge aromatischer Früchte, von welchen viele, in den Gärten cultivirt, weit größer, fleischiger und schmackhafter werden würden. Die vielen Arten der wilden *Cocospalmen* geben ihre Nüsse; die *Issara*- oder *Palmitto*-Palme liefert den *Palmit* in den markigen jungen Blättern und Blüthen,

die unter der Krone des Baumes im oberen Theile des Stammes verborgen liegen. Auch reisende Portugiesen und Jäger benutzen dieses angenehme Nahrungsmittel, wozu man ein wenig Salz nimmt; die Wilden essen dieses Gericht roh. Den Gebrauch des Salzes haben die Tapuyas erst durch die Europäer kennen gelernt; wie man mich in Brasilien versicherte, soll es die Zahl der Eingebornen sehr vermindert haben. Azara glaubt, daß diejenigen Stämme der Indier, welche kein Salz essen, in anderen salzigen Nahrungsmitteln einen Ersatz finden, zum Beyspiel in dem Thone (Barro), welchen sie häufig essen (*); allein der brasilianische Thon hat nichts salziges, und ich habe nirgends gesalzene Nahrungsmittel unter ihnen gefunden. Den Palmit, welchen sie Pontiäck-Atá nennen, zu erhalten, hauen sie jetzt, seitdem sie einige Arte besitzen, den schlanken Schaft der Palme um, welches größtentheils die Weiber thun müssen. Die Frucht der Cocos de Imburi, welche sie Ororó nennen, ist eine längliche harte Nuß, die sie mit dicken Steinen aufschlagen, und durch den hierbey entstehenden Lärm, haben sie sich schon oft den nachschleichenden Soldaten verrathen. Um den weißen Kern heraus zu nehmen, bedienen sie sich der Knochen von Unzen und andern großen Ragen; die sie am Ende schräge abschneiden und gleich einem Hohlmeißel zuschärfen; ein solches Instrument ist Tafel 14, Figur 7 (in der 4to Ausgabe) etwas verkleinert abgebildet. An der Wurzel einer gewissen Cipó wachsen Knollen, welche sie ausgraben und am Feuer braten. Die Portugiesen nennen diese Pflanze Cará do mato; sie soll ein sehr schmackhaftes Essen geben. In den Hütten der Wilden findet man zusammengerollte Bündel einer Art Schlingpflanze (Begonia?), welche an den Bäumen in die Höhe läuft, die Botocuden ziehen sie herab, wickeln sie, etwa wie Kanaster in Bündel, und rösten diese am Feuer. Kaut man diese Stengel, so findet man darin ein äußerst wohlschmeckendes nahrhaftes

(*) Voyages etc. Vol. I. pag. 55.

Mark, das völlig den Geschmack unserer Kartoffel hat. In der Botocuden-Sprache heißt diese Pflanze Atschá.

Die Schooten der Ingá (Inga, WILLD.), eines Baumes, welcher in diesen Wäldern, besonders an den Flußufern sehr häufig wächst, suchen die Tapuyas wegen des weißen süßen Markes emsig auf; auch die Europäer lieben diese Frucht. Ein anderer Baum trägt eine gute, eßbare, am Feuer geröstet, sehr wohlschmeckende Bohne in seinen Schooten, welche man in Brasilien Waldbohne Feigão do mato (botocudisch Uaab, durch die Nase gesprochen) nennt; auch sind diese Wälder reich an einer Menge anderer Früchte, hierhin gehört die Maracujá (Passiflora), die Araticum, die Araçá, Jabuticaba, Imbú, Pitanga, Sapucaya u. s. w. Sehr gefährlich sind ferner alle Tapuyas den Pflanzungen der Europäer; denn Mais, in der Sprache der Botocuden Jadnirun genannt, Mandioca und andere Erzeugnisse der Art, stehlen sie wo es nur irgend möglich ist. Sie lieben ferner Kürbisse (Abobara), Bataten, Bananen, Mamonen (Carica) und andere Früchte der Pflanzungen. Sie kochen die Kürbisse und braten die Bataten in der heißen Asche. Wenn sie die Quartelle der Portugiesen besuchen, so pflegt man sie gewöhnlich mit Mandioccamehl abzufüttern. In der Nähe des Quartel Dos Arcos am Belmonte pflanzten einige Leute Taback, allein die Wilden raubten denselben vor der Erndte; sie rauchen gern, welches sie von den Europäern gelernt haben sollen. Schon die Tupinambas an der Küste hatten jedoch den Gebrauch zusammengerollte Blätter zu rauchen, als die Portugiesen sie zuerst besuchten. Die Mandioca brava-Wurzel, die den Europäern sogleich heftiges Erbrechen verursacht, soll gebraten, von den Tapuyas ohne Nachtheil gegessen werden; allein man sagt, daß sie vorher immer ein Stück davon abbrechen, und den Bruch mit Speichel befeuchten; auch essen sie die Wurzel nie frisch, sondern lassen sie einen Tag liegen: vielleicht verliert sich die schädliche Wirkung durch das Welken. Es wachsen in den Urwäldern Brasiliens eine Menge Früchte auf hohen

starken Waldbäumen vom härtesten Holze; die wenigen eingetauschten Arte der Botocuden würden kaum hinreichen einen einzigen derselben zu fällen; hier muß daher die Kunst im Klettern zu Hülfe genommen werden. Unter diesen höchsten der Waldstämme zeichnet sich der Sapucaya-Baum (*Lecythis Ollaria*, LINN.) aus, dessen große topf-ähnliche Frucht, von ihnen Hägenannt, schmackhafte Kerne enthält, um welche die Wilden mit mancherley Thieren, besonders den Affen und den stark beschuabelten Araras den Wettstreit zu bestehen haben. Um eine solche Frucht zu erhaschen, ist ihnen keine Mühe zu groß, da man sie außerdem durch nichts in der Welt bewegen kann, diesen hohen Baum zu ersteigen. In solchen Fällen ist es unglaublich, mit welcher Schnelligkeit sie den höchsten Gipfel erreichen. Eben so häufig als diese Früchte, bringt sie der wilde Honig zum Ersteigen der höchsten Bäume. Sie suchen dies angenehme, hier so häufige Waldprodukt nicht allein zur Nahrung auf, sondern auch vorzüglich wegen des ihnen zu vielen ihrer Arbeiten unentbehrlichen Wachses. Die Arten wilder Bienen, von welchen einige keinen Stachel haben, sind in den unermesslichen Wäldern von Süd-Amerika sehr zahlreich, und würden einen Entomologen lange beschäftigen können. Ihr Honig ist zwar nicht so süß, als der europäische, aber dagegen von sehr aromatischem Geschmacke. Um ihn aus den hohlen Ästen hoher Bäume heraus zu nehmen, sind scharfe Instrumente nöthig. Obschon jede Horde der Botocuden jetzt gewöhnlich wenigstens eine eiserne Art besitzt, so bedienen sie sich doch auch statt derselben eines harten, grünen oder grauen Nephrits (*) (*Carutü* in ihrer Sprache): sie schleifen ihn etwas scharf und können dann damit mäßig harte Baumäste und

(*) Diese Steinart ist Nephrit und zwar der Panammu-Nephrit, aus welchem die Neuseeländer ihre Aerte, Meißel u. s. w. bereiten; auch die Tucaravas der Galibis gehören hierhin, so wie überhaupt diese grünen Steine bey den Völkern von Guiana in großen Ansehen standen. Hierüber siehe Barrère Beschreibung von Cayenne (deutsche Uebers.) pag. 131.

Stammhöhlungen eröffnen, wobey sie den Stein entweder bloß mit der Hand fassen, oder, nachdem er mit Wachs beklebt ist, zwischen ein Paar Stücke Holz fest einbinden; Tafel 13 Fig. 3. (in der 4to Ausgabe) ist ein solcher verkleinert abgebildet; die Galabis in Guiana bedienten sich nach Barrère ähnlicher Urte. Die Brasilianer nennen einen solchen Stein Corisco (Donnerkeil), weil sie glauben er falle bey Gewittern vom Himmel, und dringe oft tief in die Erde hinein.

Um endlich die Liste der mannigfaltigen Lebensmittel der Botocuden zu vervollständigen, muß ich noch einer Ameise mit ungewöhnlich großem Hinterleibe, die man in Minas Geraës Tanachura nennt, gedenken, deren Leib sie rösten und für sehr schmackhaft halten.

Das Gesagte wird hinlänglich zeigen, daß die ohnehin nicht ekelen Botocuden nicht leicht Hunger zu leiden brauchen, besonders da sie sich in jeder Lage des Lebens zu helfen wissen. Dennoch aber tritt bey ihrer heftigen Eßlust zuweilen Mangel ein, in welchen Fällen man sie bey den Ansiedlungen um Lebensmittel bitten, und wenn diese verweigert wurden, die Pflanzungen mit Gewalt plündern sah. Als Mitesser findet man unter ihnen magere Hunde, die sie von den Europäern erhalten haben. Sie gebrauchen sie häufig zur Jagd, füttern sie aber schlecht; gewöhnlich sind sie falsch, und fallen die Fremden laut bellend an. Sie benutzen vorzüglich große Hunde zur Jagd der wilden Schweine, die in diesen Wäldern sehr häufig sind und leicht von denselben gestellt werden, eine Eigenheit, worin sie mit unsern europäischen wilden Schweinen ganz überein kommen. Schlägt der Hund laut, so gewinnt der Jäger Zeit, herbey zu schleichen und dem Thiere einen Pfeil zuzuseuden. Auf den Destacamenten waren daher immer große Hunde ein vorzüglicher Gegenstand ihrer Raubsucht.

Hat eine Horde Botocuden eine Gegend so ausgejagt, daß sie sich den Unterhalt nicht recht bequem mehr verschaffen kann, so verläßt sie plötzlich die Hütten und zieht weiter, wie dies

die andern wilden Stämmen auch zu thun pflegen. Der Abschied von ihrem bisherigen Wohnplazze wird ihnen nicht schwer, denn sie hinterlassen nichts was sie fesseln könnte, und finden auf jeder Stelle dieser weiten Wildnisse neue Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Von ihren verlassenen Wohnungen sieht man dann keine weitere Spur, als vertrocknete Palmblätter, welche die Hütte bildeten, und man sucht daselbst vergebens Bananen- und Melonen-Bäume, wie bey den Indiern des spanischen Amerika, von denen Herr von Humboldt in seiner so interessanten Abhandlung über die Urvölker von Amerika und deren Denkmähler redet (*).

Wenn die Gesellschaft aufbrechen will, so laden die Weiber ihre wenigen Habseligkeiten in die aus Bindfaden geknüpften Reisesäcke (Tafel 14, Figur 3, in der 4to Ausgabe), welche größtentheils auf dem Rücken durch einen über die Stirn laufenden Strick getragen werden. Oft werden diese schon schwer gefüllten Säcke noch drückender durch ein auf dieselben gesetztes Kind. Sie sind angefüllt mit Stücken von Taquara zu Pfeilspitzen, Schalen vom Tatu (Gürtelthier) und von Schildkröten, Urucú zum Färben, Estopa oder Baumbast zum Lager, Thierknochen um Cocosnüsse zu essen, einem dicken, schweren Kiesel zum Aufklopfen derselben, Schnüren von Grawathá und Tucum, Wachs in großen Kugeln, Halschnüren wie Rosenkränze gestaltet, Holz zu Mund- und Ohrpflocken, alten Lumpen und dergleichen mehr. Ich sah einst einen ihrer Anführer auf der Reise mit zwey schweren Säcken beladen; unter dem Arme trug er einen großen, schweren Bündel Pfeile, Bogen, Pfeilrohr, so wie einige große Wasserbecher von Taquarussú. Die Bignette des 11ten Abschnittes des 1ten Bandes (der 4to Ausgabe) giebt eine treue Ansicht dieser Scene. Auf solche Weise belastet, passirte eine aus Männern, Weibern und Kindern bestehende

(*) Siehe von Humboldt über die Urvölker von Amerika, und die Denkmähler, welche von ihnen übrig geblieben sind, in der neuen Berlinischen Monatschrift. März 1806. Seite 180.

Horde, einen Arm des Flusses Belmonte, wo ihnen das Wasser bis an die Hüften gieng. Eine schwer bepactete Frau trug auf der Schulter ein kleines Kind, und führte an der einen Hand ein größeres, das auf seinen Schultern wieder ein kleineres trug; dem größeren Kinde reichte das Wasser bis an die Schultern, und das kleinere saß daher ebenfalls mit den Füßen darin. Die 10te Tafel (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Darstellung dieser reisenden Familie.

Außer den obengenannten Sachen laden sie auf ihren Wanderungen auch noch mancherley Lebensmittel auf, als: Früchte, Fleisch und dergleichen; der Mann geht leer, mit Bogen und Pfeilen in der Hand neben her. Nicht zu breite und reißende Flüsse passiren sie auf Übergängen von Schlingpflanzen, welche sie in jeder Gegend gewöhnlich schon vorher zu diesen Endzwecken angebracht haben. Sie sind sehr kunstlos, und bestehen blos in einer langen, einfachen, etwas schlaff an der Oberfläche des Wassers gespannten Cipó; auf dieser gehen sie mit den Füßen, und halten sich mit den Händen an einer andern, höher ausgespannten (*). Über solche rohe Stege arbeitet sich die ganze Truppe hinüber, alt und jung, mit allem Gepäcke. In der Nähe des Quartel Dos Arcos, wo der Fluß mehrere Krümmungen macht, befindet sich eine schmale Sandbank, Coroa do Gentio (Sandbank der Wilden) genannt, über welche sie ohne Brücke setzen. Die Botocuden haben keine Canoen oder Fahrzeuge, dahingegen die indischen Stämme an der Küste schon dergleichen große Fahrzeuge von Rinde verfertigten, als die ersten Entdecker, Cabral und andere, unter ihnen landeten. Ehe die Europäer Quartelle oder Militairposten an den Flüssen im Innern anlegten, verstanden die Botocuden nur über kleine Flüsse und an schmalen Stellen überzusetzen; hinüberschwimmen konnten sie zwar immer sehr gut, allein nicht mit ihrem Gepäcke; nachher sollen sie aber, sowohl am Rio Doce, als am

(*) Herr von Humboldt fand am Orinoco unter den Uebewohnern ebenfalls von Schlingpflanzen bereitete Uebergänge. Ansichten der Natur S. 294.

Belmonte, Versuche mit Canoen gemacht haben. Man sah sie in ausgehöhlten Trögen von Barrigudo-Holz übersezen, und mit einem Stück Holz rudern; ja am erstern Flusse will man bey ihnen sogar schon einmal ein schlecht gearbeitetes Canoe angetroffen haben, ob sie gleich auch jetzt noch nirgends Canoen besitzen.

Ein Mann hat gewöhnlich so viel Weiber, als er ernähren kann, und ihre Zahl soll zuweilen bis zu zwölf anwachsen; ich habe indessen nie Männer mit mehr als drey bis vier Weibern gefunden. Die Ehen sollen ohne alle Ceremonien geschlossen, und bloß durch den Willen der beyden Personen und der Eltern bestimmt, aber auch eben so leicht wieder aufgelöst werden; eine Frau soll die Abwesenheit ihres Mannes benutzen dürfen, um zu einem andern zu entfliehen, weil dieser eine große Jagdbeute gemacht hat, ohne daß eine solche Entweichung für sie unangenehme Folgen herbeyführt. Findet aber der Ehemann einen andern bey seiner Frau, so rächt er ihre Untreue gewöhnlich durch heftige Schläge und ergreift im Zorne das erste beste hierzu taugliche Geräth, oft selbst einen Feuerbrand, wovon die Weiber häufig Spuren an ihren Körpern tragen. Viele Männer zeichnen dieselben in solchen Fällen mit dem Messer; sie reißen ihnen die Arme und Schenkel auf, so daß man nach vielen Jahren noch sechs bis acht Zoll lange und einen Zoll breite Narben, eine oft neben der andern, findet. So schnitt einer ihrer Anführer (Capitam Gipakeiu) in einem solchen Falle, seiner Frau die Ohrränder und den durch den Botoque weit ausgedehnten Lippenrand völlig ab, wodurch ihre Unterzähne gänzlich entblößt und das Gesicht auf eine scheußliche Art entstellte wurde.

Die Ehen der Botocuden sollen zuweilen ziemlich reich an Kindern seyn, die sie, wenigstens so lange sie klein sind, sehr lieben und mit vieler Sorgfalt behandeln. Manche Schriftsteller, besonders Azara, haben uns von den südamerikanischen Völkern die unnatürlichsten Gebräuche überliefert, von denen man

unter den Tapuyas des östlichen Brasiliens, ob sie gleich noch auf der untersten Culturstufe stehen, keine Spur findet. Die Guanas (*) sollen einige ihrer neugebornen weiblichen Kinder lebendig begraben; die Botocuden würden bey einem solchen Vorschläge von Abscheu durchdrungen werden. Von den Mbayas (a) erzählt er, sie brächten alle ihre männlichen und weiblichen Kinder, bis auf ein Paar, ums Leben, und die schwangern Weiber ließen sich von andern mit Fäusten auf den Leib schlagen, bis das Kind abgehe; auch diese Procedur ist bey den Botocuden völlig unbekannt und man findet dergleichen unnatürliche Gebräuche nirgends in ihren Wäldern. Die Guaicurus (b) sollen blos ihr letztes Kind leben lassen; eben so die Lengoas und Machicuids (c), auch sollen die erstern bis auf einen Mann ausgestorben seyn. Wiewohl ich diese Angaben nicht geradezu für erdichtet erklären kann, so ist mir's doch sehr wahrscheinlich, daß sie auf unzulängliche Beobachtungen oder auf unzuverlässige Sagen gegründet sind, da ich in den Wäldern des östlichen Brasiliens unter den rohesten Barbaren, welche nichts dabey fühlen, wenn sie das Fleisch ihrer Feinde braten und essen, nie etwas ähnliches bemerkt oder gehört habe.

Die Botocuden nehmen die Rahmen ihrer Kinder von körperlichen Eigenschaften, Thieren, Pflanzen und dergleichen her; so zum Beyspiel Ketom-cudgi (Kleinauge), Cupilick (Brüllaffe). Sie behandeln dieselben im allgemeinen gutmüthig, das heißt, sie lassen ihnen allen Willen; nur das Schreyen derselben macht sie ungeduldig; alsdann sieht man wohl, daß sie dieselben beym Arme fassen und weit fortschleudern, auch wohl mit der Hand oder einem Stocke schlagen. Die Geburten der Weiber sind bey ihnen, wie bey allen wilden Völkern, sehr leicht und man sieht keine Verkrüppelte unter ihnen. Liebe oder wenigstens Sorgfalt für Kinder und hilflose Eltern, ist diesen Menschen nicht ganz fremd; man findet oft Beyspiele davon. Am

(*) AZARA voyages etc. Vol. II. pag. 93. — (a) Dasselbst pag. 116. —

(b) Das. pag. 146. — (c) Das. pag. 152 und 156.

Quartel Dos Arcos sah man einen jungen Mann seinen blinden Vater mit vieler Sorgfalt umherführen, und ihn nie verlassen. Einer der Anführer freute sich ungemein, als man ihm seinen achtzehnjährigen Sohn wieder zuführte, der lange bey den Portugiesen abwesend gewesen war; er drückte ihn an die Brust, und soll sogar Thränen in den Augen gehabt haben. Daß aber, wie Herr Sellow beobachtet haben will, die Botocuden bey ähnlichen Bewillkommungen einander die Pulsadern am Handgelenke beriechen, habe ich weder bey dieser, noch bey andern Gelegenheiten bemerkt. Gegen die mehr herangewachsene Jugend scheinen die Wilden gleichgültiger zu seyn, wovon wir, wie früher erzählt worden, unter den Puris zu S. Fidelis am Paraíba ein auffallendes Beyspiel gesehen haben. Das eben Gesagte stimmt zwar ganz mit dem Charakter des Menschen im rohen Naturzustande überein; es ist indessen auch wahr und gegründet, daß das Zartgefühl der Botocuden so groß nicht ist, als Lafitau (*) es in der Erzählung von einem brasilianischen Missionair angiebt; von solcher feinen Empfindung ist keine Spur zu finden. Man darf zwar bey dem Naturmenschen nicht die sanfteren Empfindungen und Gefühle suchen, welche Bildung und Erziehung unter uns hervorbringen, eben so wenig darf man aber auch glauben, daß der Vorzug je in ihm ganz unterdrückt werden könne, den die Natur dem Menschen als auszeichnendes Geschenk vor dem Thiere gab.

In müßigen Stunden pflegen sich die Botocuden mit Gesang und Scherz die Zeit zu verkürzen, und dies soll besonders nach einer guten Jagd oder einem glücklichen Gefechte geschehen. Die Tonkunst ist bey ihnen jedoch noch auf einer sehr niedern Stufe der Ausbildung. Der Gesang gleicht bey den Männern einem unartikulirten Gebrülle, das beständig in drey bis vier Tönen, bald hoch bald tief abwechselt, auch wird tief aus der Brust Athem geholt, sie legen dabey den linken Arm über den

(*) SOUTHEY'S history of Brazil. Vol. I. pag. 642.

Kopf hin, stecken auch wohl einen Finger in jedes Ohr, besonders wenn sie sich vor Zuschauern hören lassen wollen, und reißen den vom Botoque furchtbar entstellten Mund weit auf. Die Weiber singen weniger laut und unangenehm; man hört aber gleichfalls nur wenige Töne, die beständig wiederholt werden. Ihren Gesängen sollen sie zum Theil Worte über den Krieg oder die Jagd unterlegen; alles was ich indessen von diesem Gebrülle zu hören Gelegenheit gehabt habe, schien ohne Worte zu seyn. Ihre Sprache ist von der aller benachbarten Stämme sehr verschieden, und hat bey vielen Nasentönen keine Kehllaute: sie ist arm, wie bey allen diesen Völkern, und dasselbe Wort hat mancherley Bedeutungen. Sie haben nur einige wenige Zahlen: Eins heißt *mokenam*, Zwey *hentiatá*, mehr oder viel *uruhú* (*); nachher nehmen sie Finger und Füße zu Hülfe. Viele Sylben sprechen sie im Gaumen, zum Beyspiel *Bacan* (Fleisch), das an dabey im Gaumen undeutlich wie *ün*, übrigens wird das letzte *n* wie im Französischen ausgesprochen, auch das *g* am Anfange eines Wortes, zum Beyspiel *gipakeiü*, beynah wie *ch* im Deutschen, etwas mit der Zungenspitze u. s. w.

Um ein fröhliches Fest vollständig zu machen, sollen Männer und Weiber einen großen Kreis schließen und tanzen; mein Duack indessen versicherte, nie einem solchen Tanzfeste beygewohnt zu haben. Neben diesen haben sie jedoch noch andere Übungen und Spiele. Sie bereiten sich zuweilen Flöten von *Taquara*-Rohr, unten am Ende mit einigen Löchern, welche gewöhnlich von Weibern gespielt werden; weiter hat man von musikalischen Instrumenten nichts unter ihnen bemerkt. Der Missionair Weigl erwähnt ähnlicher Schwegelpfeifen unter den

(*) Bey den Arowacken in Guiana hat dieser Begriff eine sehr ähnliche Benennung: *ujhu*, obgleich die Sprachen übrigens keine Aehnlichkeit zeigen. Ueberhaupt kommen an der Küste von Guiana viele brasilianische Worte vor, indem viele Indier aus dem portugiesischen Amerika dahin auswanderten. Siehe hierüber *Barrère* Beschreibung von *Cayenne*.

Völkern von Maynas, Barrère und Quandt fanden sie in Guiana. Kinder und junge Leute belustigen sich, wie schon gesagt, mit dem Bogenschießen; bey den ältern soll man eine Spur vom Ballspiele finden. Sie verfertigen nämlich zu diesem Ende aus der Haut eines Faulthiers (Bradypus), welches sie Iho nennen, einen großen Ball, indem sie Kopf und Glieder abschneiden, die Öffnungen zunähen und das Ganze mit Moos ausstopfen. Die ganze oft zahlreiche Gesellschaft stellt sich nur in einen Kreis, und einer schlägt dem andern den Ball zu, ohne daß dieser auf die Erde fallen darf. Zuweilen sieht man sie auch in den Flüssen mit einander scherzen, indem zwölf oder mehrere Weiber schwimmend mit drey bis vier Männern ringen, und sich einander unterzutauchen suchen, wobey ihre Fertigkeit im Schwimmen zu bewundern ist. Obgleich die meisten rohen Völker in dieser Kunst geübt sind, so bleibt es doch eben so ungereimt, wenn Azara von den Guaranis behauptet, sie schwämmen von Natur (*), als wenn Southey nachschreibt, daß die Aymorés nicht schwimmen konnten (**); unter allen wilden Stämmen von Brasilien ist gewiß kein einziger, welcher diese Geschicklichkeit nicht besitzt, er müßte denn in einer völlig wasserleeren, vertrockneten Steppe leben. Die von Southey wiederholte Behauptung einiger Schriftsteller rührt von der Thatsache her, daß die Aymorés, wie alle andere Stämme, keine Canoes hatten und daher ein reißender Fluß gegen ihre Anfälle schützte.

Bey den Spielen der Tapuyas sahe ich nie Uneinigkeit, Zank oder Schlägerey entstehen, dagegen habe ich aber wohl Gelegenheit gehabt, jenem schon früher erwähnten und beschriebenen großen Zweykampf mit Prügeln beyzuwohnen, der über einen Eingriff in die Jagdgerechtigkeit entstanden war. Formliche Streitigkeiten, woran die ganze Horde oder Familie, wie in dem genannten Falle, Theil nimmt, können durch heftige

(*) G. AZARA Voyages etc. Vol. II. p. 68.

(**) R. SOUTHEY'S history of Brazil. Vol. I. p. 282.

Beleidigung eines einzelnen Gliedes derselben, oder besonders durch Eingriffe in das Jagdrevier entstehen, da eine jede Gesellschaft oder Horde zu ihren Streifereyen gewisse Jagdgränzen beobachtet. Oft sind häusliche Uneinigkeiten die Ursache der Schlägereyen; die Kinder zum Beyspiel haben Hunger und quälen die das Fleisch bratende Mutter zu sehr, indem sie schreyen und weinen. Der Vater kommt dazu und schlägt sie, aber die Mutter vertheidigt sie. Nun wird der Mann zornig und prügelt seine Frau sehr heftig, deren Verwandte Theil nehmen und eine Schlägerey mit Stangen (Giacacua genannt, durch die Nase ausgesprochen) veranstalten; oft nehmen ganze Horden oder Stämme daran Theil. Nach Beendigung trennt sich Mann und Frau; die letztere behält die Kinder und wird von ihrem Vater ernährt. Solche choleriche Männer hingegen sind gewöhnlich dadurch gestraft, daß sie nicht leicht eine Frau finden. Diese Gefechte ziehen oft noch andere nach sich. Wichtigere Streitigkeiten erfordern die Theilnahme des ganzen Stammes und es entsteht dann Krieg.

Die zahlreichen Botocuden, ihrer Stärke bewußt, unruhig und Freyheit liebend, hielten selten lange Friede mit ihren Nachbarn. Schon in den frühesten Zeiten der Entdeckung von Brasilien fand man hier, so wie in allen Theilen der Welt, die benachbarten wilden Völkerstämme in beständige Kriege mit einander verwickelt. So lebten auch die Botocuden mit ihren Nachbarn in unaufhörlichem Streite, wobey sie mehrentheils den Sieg davon trugen, da sie stärker und durch den Ruf des Menschenfressens sehr gefürchtet waren. Sie vertrieben nach dem hohen Rücken von Minas Geraës und Minas Novas hin, andere wilde Horden, die sie beynahе ausrotteten, wohin besonders die Malalis gehören, deren Überreste sich in den Schutz des Quartels von Passanha, oben am Rio Doce, retteten. Mehr Widerstand leisteten ihnen die schon zahlreichen Maconis, welche nach der Versicherung glaubwürdiger Männer, jetzt alle ansäßig und größtentheils getauft sind. Dieses Volk

galt für eines der vorzüglich kriegerischen, und am Rio Doce erwähnte man ihre Tapferkeit mit vielen Lobeserhebungen. Man hielt sie dort für einen Stamm der Botocuden, welches aber irrig ist, da sie sich durch ihre Sprache von denselben völlig unterscheiden. Nach der Seeküste hin leben die Botocuden mit mehreren Stämmen im Kriege; hierhin gehören besonders die Patachos und Machacaris; mehr im Innern die Panhamis und noch einige andere, die nun wohl ziemlich verschwunden sind, wie die Capuchos oder Caposch-Indianer. Alle diese letzteren haben sich, da sie schwächer sind, gegen die Botocuden vereinigt. Unter einander selbst fallen bey den Tapuyas heftige Gefechte vor, wenn sie sich truppweise begegnen. Sie gebrauchen dabey ihre ganze Jagdkunst und Schlanheit, werden aber natürlich von ihres gleichen eher überlistet, als von den Weißen. Gewöhnlich entsteht ein hitziger Kampf, wobey beyde Theile alle ihre Pfeile nach einander abschießen; derjenige bleibt in der Regel Sieger, welcher am zahlreichsten ist. Ein lautes Kriegsgeheul begleitet ihren Angriff, und wenn sie mit einander ins Handgemenge kommen, so werden Nägel und Zähne gebraucht. Verv giebt uns in einem seiner Holzschnitte ein treffendes Gemälde von einem solchen Gefechte der Tupinambas und Margayas, welches auch auf die jetzige Zeit noch passend ist. Der Sieger verfolgt den Geschlagenen, und macht, wenigstens bey den Botocuden, selten Gefangene; doch will man am Belmonte einige gesehen haben, welche als Sklaven zu allerhand Arbeiten gebraucht wurden. Treffen die Botocuden ihre Feinde, die Patachos, welche sie Nampuruck nennen, oder die Machacaris (Mavon (*) in ihrer Sprache), so tödten sie Männer, Weiber und selbst Kinder. Einige Horden braten und essen das Fleisch, nur mit Ausnahme des Kopfs und Bauches, die sie wegwerfen; in der untern Gegend des Belmonte versicherten sie mich zwar immer, daß wenn sie einen Patachó von einem Baume herab-

(*) Das *oa* am Ende des Wortes wird ausgesprochen wie in der französischen Sprache.

schössen, sie ihn unangetastet auf der Erde verfaulen ließen; allein die Aussage meines Botocuden Quäck widerspricht dieser Versicherung. Am Rio Grande de Belmonte ziehen verschiedene Horden dieses Stammes umher, von welchen einige mit den Portugiesen in Frieden leben. Dahin gehören die Bänder der Anführer (Capitaës) Gipaeki (*), (Makiängiang), Teparack, June, (Kerengnatnuck) und noch eine vierte, welche alle man schon ohne Furcht in den Wald begleiten kann.

Sie klagen sämmtlich über einen gewissen Anführer, Namens Jonué Takiäm. Dieser pflegt am nördlichen Ufer des Flusses Belmonte etwa acht Tagereisen oberhalb der Insel Cachoeirinha, an der Cachoeira do Inferno zu streifen, und will bis jetzt noch nichts von einem friedlichen Vertrage hören; wegen seiner kriegerischen Gesinnungen, gaben ihm seine Landsleute den Beynahmen Tariam (des Kriegerischen). Seine Leute haben zuweilen die vorbeyschiffenden Canoen durch Zeichen herbeygerufen, und sie alsdann mit Pfeilen begrüßt. Selbst die befreundeten Botocuden in der Gegend des Quartel Dos Arcos haben große Furcht vor diesem wilden, feindseligen Chef, und sagten den Portugiesen einigemal: sie wollten Jonué auffressen, wenn man ihn tödten würde, wodurch sie ihren Haß gegen ihn zu erkennen gaben; Kerengnatnuck hatte aber besonders Ursache ihn zu hassen, denn er hatte den Bruder desselben, bloß einer Art wegen erschossen, als er auf einem hohen Baume beschäftigt war, Honig von wilden Bienen auszuhauen. Durch die menschenfreundlichen, zweckmäßigen Vorkehrungen und Anstrengungen des Gouverneurs der Capitania von Bahia, Conde Dos Arcos, des jetzigen Marine-Ministers, hat am Belmonte der Krieg mit den Botocuden aufgehört, und man kann jetzt den größten Theil des schönen Flusses sicher bereisen. Nicht so ist es am Rio Doce, wo man den Wilden öfters

(*) Das g am Anfange des Wortes wird mit der Zungenspiße ausgesprochen.

Niederlagen beybrachte, und dennoch im Frühjahr 1816 wieder von ihnen geängstigt und bedroht wurde.

Der Krieg gegen die Wilden ist der der Jäger und leichtesten Truppe im Walde. Man schützt einen Theil der Soldaten gegen die Gewalt der Pfeile durch einen sogenannten Gibão d'armas (Panzerrock) wovon weiter oben geredet worden ist.

Die Sinne dieser Wilden werden durch die Übung von Jugend auf außerordentlich geschärft. Sie sollen an der Spur die verschiedenen Nationen erkennen, die Fährte durch den Geruch errathen und sich zu dem Ende rein gefegte Pfädchen bereiten. Wenn sie bemerkten, daß Feinde in der Nähe streiften, wie es die Soldaten von den Destacamenten zu thun pflegen, so pflanzten sie zuweilen selbst kleine zugespitzte Rohrpfähle in diese Pfade ein, und lauerten dabey im Hinterhalte; eben so wissen sie einen umgefallenen Baum oder jedes andere Verdeck, als einen Hinterhalt zu benutzen; der Vorübergehende, welcher ruhig, ohne an Gefahr zu denken, seine Straße wandelt, wird dann von ihrem kräftigen Pfeile unfehlbar durchbohrt. Wenn sie einen Angriff auf die europäischen Militairposten oder Ansiedlungen gewagt haben, so läßt man gewöhnlich drey bis vier Tage ruhig verstreichen, ehe man etwas gegen sie unternimmt; dadurch werden sie sicher gemacht und desto gewisser überfallen. Die Soldaten erhalten zu einer solchen Unternehmung in die Wälder, ein Pfund Pulver und vier Pfund Schrote, denn mit Kugeln schießt man sehr selten; sie tragen eine Musquete ohne Bajonet und gewöhnlich ein breites Waldmesser (Facão) an der Seite, auf dem Rücken einen langen Tornister von Rehfell, mit anderthalb Quart (eine halbe sächsische Meze) Farinha, etwas Rapadura (brauner, grober Zucker, in einem großen viereckigen Stück), dabey zwölf Pfund trockenes Fleisch, welches alles für zwölf Tage bestimmt ist. Vorsichtig die Spur der Wilden auffuchend und ihr nachfolgend, nähert sich die Truppe langsam dem Orte ihres Aufenthalts. Ist man so glücklich, ihre Hütten, welche oft in ziemlicher Anzahl bey einander

liegen, aufzufinden, und geschieht dieses erst spät Abends, so umringt man sogleich dieselben; dann legt sich alles nieder, und erwartet still und ohne das mindeste Geräusch den kommenden Tag. Bey der Einschließung hat man sich besonders vor den Hunden und aufgezogenen wilden Schweinen in Acht zu nehmen, welche sie gewöhnlich zu ihrer Sicherheit in einiger Entfernung von ihrem Nachtlager an die Bäume zu binden pflegen. Erstere bellen, die letztern schnauben ganz gewaltig, wenn sie etwas fremdartiges wittern. Sobald der Tag graut, postiren sich die Soldaten, je zwey und zwey im Kreise, wo möglich hinter starke Bäume herum, bis die Dämmerung so weit vorgerückt ist, daß man sicher zielen kann, worauf die durch Panzerröcke geschützten vorangehen und angreifen. Erreichen sie die Hütten unbemerkt, so stecken sie ihre Gewehre hinein, und feuern in die Masse der schlafenden Bewohner. So wie die ersten Schüsse fallen, entsteht eine große Verwirrung, Geschrey und Geheul; Männer, Weiber und Kinder werden von ihren grausamen Verfolgern ohne Gnade, ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Alter, niedergeschossen. Die Männer greifen sogleich zu ihren Bogen und schießen ihre Pfeile ab; gewöhnlich aber unterliegen sie bey der Ungleichheit der Waffen. Der Pulverdampf wird von der dicken, feuchten Luft der vom nächtlichen Thau benetzten Gebüsche niedergehalten und so verdichtet, daß er den Wald umher in tiefes Dunkel hüllt.

Die Grausamkeit der Soldaten bey diesen Gefechten, übertrifft alle Vorstellung. Bey einem der letztern Angriffe vor meiner Ankunft in Linhares fieng man eine Frau, die sich nicht ergeben wollte und durch Beißen und Kratzen zu wehren suchte; ein Soldat spaltete ihr mit dem Facão sogleich den Schädel, und verwundete mit demselben Hiebe das kleine Kind, welches sie auf dem Rücken trug, im Kopfe. Das letztere hat man indessen erhalten, und wir fanden es auf der früher genannten Ansiedlung im Hause des Herrn Tenente João Filippe Calmon. Nicht immer ist der Ausgang dieser Überfälle für

die Soldaten günstig. Noch in dem vorletzten Angriffe im October des Jahrs 1816 bey Linhares, welchen der Guarda Mor mit etwa 30 Soldaten unternahm, verhinderte ein heftiger Regen das Losgehen der Gewehre, wodurch viele Botocuden entkamen, und drey Soldaten, ungeachtet ihrer Panzerröcke in die unbedecktesten Arme und Hände verwundet wurden; eine große Menge von Pfeilen prallten indessen auf ihrer Bekleidung ab. Man erschoss bey dieser Gelegenheit etwa zehn Wilde, worunter sich auch der mit Federschnüren gezierte Anführer befand, welcher in seiner Hütte getödtet wurde. So wie der Sieg erfochten ist und die Wilden entflohen sind, schneidet man den Getödteten die Ohren ab; Trophäen, welche man, der uns gegebenen Versicherung zufolge, noch unlängst dem Gouverneur nach Villa de Victoria gesandt hatte; auch waren dahin viele von den zusammengesessenen Bogen und Pfeilen abgeliefert worden.

Erfahren aber die Wilden die Annäherung der Soldaten vorher, so ist es weit schlimmer; denn man fällt alsdann nur zu leicht in den von ihnen gelegten Hinterhalt. Sie bereiten zu diesem Ende förmliche Verstecke, die man Tocayas nennt, in welchen sie die Äste dergestalt auslichten, daß sie verborgen überall umherschauen und schießen können: auch sollen sie selbst die Zweige auf eine gewisse Art verflechten, hinter welchen sie alsdann ihre Krieger in verschiedenen Haufen aufstellen, und hinter den Waldstämmen verbergen. Im Freien zu fechten ist nie die Sache der Wilden, daher haben sie eigentlich keinen wahren Muth, und ihre Siege werden größtentheils durch List oder Überzahl erfochten. Schauerhaft ist der Gedanke, in die Hände jener rohen gefühllosen Barbaren zu fallen, welche eine gerechte, gränzenlose Rache noch wüthender macht. Sie schälen das Fleisch von den Körpern ihrer Feinde ab, kochen es in ihren Töpfen oder braten es; den Kopf stecken sie auf einen Pfahl zu einem großen Feste, und tanzen, singen und heulen um ihn herum. Die gesäuberten Knochen sollen sie zuweilen als Siegeszeichen an ihren Hütten aufgehängt haben, wie dies auch

Barrère von den Völkern in Guiana erzählt. In den so weit ausgebreiteten Wildnissen der Ostküste sind die Europäer bis jetzt noch zu schwach, und wären die Wilden einig unter sich, verständen sie es, den Feind mit vereinter Gewalt abzutreiben, so würde diese Küste bald wieder in ihren Händen seyn, zumal da viele von ihnen, welche in den Städten aufgezogen, und nachher entflohen sind, die Schwächen der Europäer recht wohl kennen. So lebte zum Beispiel in den nahen Wäldern von Linhares ein Botocude, der unter dem Namen Paul bey den Portugiesen aufgezogen, aber wieder entflohen war. Als man bey einem der Gefechte die Hütten der Wilden angriff, rief er den Soldaten in portugiesischer Sprache zu: »schießt den Paul nicht todt!« allein er befand sich nachher auch unter den Gebliebenen. Haben die Tapuyas Zeit, so laden sie gewöhnlich ihre Gebliebenen und Verwundeten auf den Rücken, um sie in Sicherheit zu bringen; öfters verweilen sie sich dabey zu lange, und schon mancher hat dadurch sein Leben verloren. Die Botocuden gehen roth und schwarz bemahlt ins Gefecht. Furchtbar muß für den, der dergleichen Austritte noch nicht erlebt hat, der Eindruck seyn, wenn diese Wilden unter wüthendem Kriegsgeschrey mit glühend roth bemahlten Gesichtern ihren Angriff machen. So fielen sie noch unlängst das Quartel Segundo de Linhares an, wo aber ein entschlossener Mineiro als Unterofficier commandirte und jenen Angriff abschlug. Was hier von den Kriegen, den Jagden und der Lebensart der Botocuden im allgemeinen gesagt worden, gilt mehr oder weniger für alle Stämme der Urvölker an der Ostküste von Brasilien.

Alle frühere Reisende haben beynähe einstimmig die meisten Völker von Brasilien der Antropophagie beschuldigt: man hat indessen vielleicht manchen derselben zu viel gethan; denn getrocknete Affenglieder gleichen den menschlichen gar sehr, und können also dafür gehalten worden seyn. Eine solche Bewandniß kann es auch mit dem Fleische gehabt haben, welches Bes,

puci in den Hütten der Wilden fand. Von vielen brasilianischen Stämmen hat man indessen nicht ohne Grund diese grausame Gewohnheit berichtet. Die Tupinambas und die verwandten Küstenstämme mästeten ihre Gefangenen und erschlugen sie mit der schön geschmückten Keule Iwera-Pemme (*). Der Todtschläger mußte nachher in seinem Netze unthätig liegen bleiben, und damit ihm die Arme vom Todtschlage nicht unsicher würden, mit einem kleinen Bogen und Pfeile nach einer Masse Wachs schießen. (**) Heut zu Tage sind nun alle diese Tupi-Stämme civilisirt; der Vorwurf der Antropophagie blieb demnach nur auf einigen Stämmen der Tapuyas, den Botocuden und den Puris. Daß diese aus Wohlgeschmack Menschenfleisch genießen sollten, wie einige behaupten, läßt sich wohl schwerlich beweisen; denn dagegen spricht, daß sie auch Gefangene am Leben gelassen haben; aber läugnen läßt sich wohl nicht, daß sie, aus einer wilden Rachbegierde, das Fleisch erschlagener Feinde verzehren, wovon schon die Äußerung der befreundeten Anführer am Belmonte, ihren gemeinschaftlichen Feind Jonué auffressen zu wollen, einen Beweis giebt. Wenn man bey denen am Belmonte sich aufhaltenden Botocuden nach diesem schrecklichen Gebrauche fragte, so läugneten sie ihn beharrlich ab; gestanden aber ein, daß er bey Jonué und andern ihrer Landsleute noch üblich sey: was sollten sie auch mit dem Fleische, mit den Armen und den Beinen gemacht haben, welche sie von den Körpern der erschlagenen Feinde so sorgfältig abschnitten? Allen Zweifel darüber hat mir der von mir mitgebrachte junge Botocude Quäck benommen. Er hatte sich lange gescheut die Wahrheit über diesen Gegenstand zu gestehen, bis er endlich dadurch zum Geständniß gebracht wurde, daß ich ihm

(*) Siehe Hans Staden wahrhafte Historie u. s. w. Caput xviii. Die Weiber spielten bey solchen Gelagen eine Hauptrolle. Barreire erzählt uns, daß die Weiber in Guiana nicht so dachten; denn sie äußerten ihr Mißfallen über die cannibalischen Mahlzeiten ihrer Männer.

(**) Ebendasselbst.

versicherte, ich wisse wohl, seine Horde am untern Theile des Belmonte habe diesen Gebrauch längst abgeschafft. Er beschrieb mir nun folgende Scene, und an der Glaubwürdigkeit seiner Aussage kann man wohl um so weniger zweifeln, da er so schwer zu diesen Mittheilungen zu bewegen war. Ein Anführer, der Sohn des berühmten Jonué iakiim, Jonué eudgi genannt, hatte einen Patachó gefangen genommen. Die ganze Bande versammelte sich nun, und man führte den Gefangenen mit gebundenen Händen herbey, worauf ihm Jonué eudgi einen Pfeil in die Brust schoß. Nun ward Feuer angemacht, die Schenkel, Arme und das Fleisch vom Körper abgeschnitten und gebraten, alle aßen davon, tanzten und sangen. Der Kopf wurde an einem Pfahl aufgehängt, indem man eine Schnur zu den Ohren hinein und zu dem Munde wieder heraus zog, woran er alsdann auf und nieder bewegt wird. Nachher schossen die jungen Männer und Knaben mit Pfeilern nach diesem Ziele. Der Kopf vertrocknet, nachdem die Haare bis auf einen Büschel über der Stirn abgeschoren und die Augen heraus genommen worden sind (*). Quack erzählte noch ein anderes Beyspiel, wo ein mir wohl bekannter Botocude, Macann genannt, einen Patachó erschossen hatte, welcher ebenfalls aufgefressen wurde. Aus der Art, wie diese Wilden den Kopf ihres erschlagenen Feindes bey ihren cannibalischen Gelagen aufhängen, läßt sich ein Schluß auf die Bestimmung des Mumienkopfes machen, welcher sich in der anthropologischen Sammlung des Herrn Ritter Blumenbach in Göttingen befindet. Ich habe seiner schon früher, bey Gelegenheit der Federarbeiten der brasilianischen Wilden erwähnt, und ihn auf der 17ten Platte abbilden lassen. Auch er scheint bey einem solchen Feste an den durch Mund und Ohren gezogenen Schnüren aufgehängt gewesen zu seyn. Manche dieser Völkerschaften, die ehemals das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde ohne Scheu

(*) Auch die Völker in Guiana hoben die Köpfe ihrer Feinde auf, siehe hierüber Barreire in der deutschen Uebersetzung, pag. 127.

verzehrten, mögen wohl diesem barbarischen Gebrauch schon entsagt haben, vorzüglich da, wo sie mit den Europäern in freundschaftlicher Berührung leben. Selbst das beharrliche Streben der Botocuden am Belmonte, diesen Vorwurf von ihrer Horde abzulehnen, beweist, daß sie das Herabwürdigende einer solchen Sitte fühlen gelernt haben, und so läßt sich hoffen, daß auch diese Urvölker des südlichen Amerika, die uns den Menschen im Zustande der größten Rohheit und auf der niedrigsten Stufe der Cultur gezeigt haben, in ihrer Beredlung allmählig vorrücken werden.

Krankheiten sind unter den Tapuyas im Ganzen selten. Geboren in der freyen Natur, nackt dort aufgewachsen, an alle Abwechslungen des Tropenclimas, an heftige Hitze des Tages, Kühle und Feuchtigkeit der Wälder und der Nächte gewöhnt, empfindet ihr harter Körper keinen äußeren Eindruck der Luft, und ihre einfache, beständig gleiche Lebensart, bewahrt sie vor den Übeln, welche zu den unvermeidlichen Folgen der Civilisation gehören. Häufiges Baden und stete Übung der Kräfte, geben ihrem Körper jene Vollkommenheit, die man bey uns kaum dem Nahmen nach kennt. Gegen äußere Verletzungen und selbst gegen einige innere Krankheiten hat die Erfahrung sie mancherley Mittel kennen gelehrt, die in unsern Apotheken vielleicht von Bedeutung seyn würden. Die Wälder sind angefüllt mit aromatischen, kräftigen Pflanzen: viele Bäume liefern vortreffliche Balsame, zum Beyspiel den von dem Copaiva-Baum (*) (*Copaifera officinalis*), den Peruvianischen von *Myroxylon peruiferum*, und andere mehr; viele geben einen Milchsaft, welcher mehr oder weniger als Gift, oder als Heilmittel wirkt. Ganze Familien von Pflanzen liefern heilsame Rinden, zum Beyspiel die *Cinchona*-Arten, von denen vielleicht auch hier verschiedene wachsen. Die Wilden sollen alle auf ihren Körper wirkende Pflanzen kennen, und sie auch alle be-

(*) An der Ostküste von Brasilien nennt man ihn Copaúba.

namt haben. Das Urtheil der ältern Leute gilt wegen ihrer Erfahrung am meisten. Es ist nicht leicht, ihre Mittel kennen zu lernen, da sie sie selbst geheim halten. Wenn man sie fragte: ob sie diese oder jene Krankheit heilen könnten? so antworteten sie: »kommt mit in unsere Wälder, wir wollen es versuchen.« Als Beyspiel mag folgender Fall dienen, dessen Wahrheit mir wiederholt betheuert wurde. Ein zu Francozo lebender Indianer hatte einen sehr starken Leibschaden; diesen Mann nahmen die Patachos mit sich in den Wald, und stellten ihn in drey Monaten völlig her. Er wurde, wie er mir selbst erzählte, von ihnen in ein gabelförmiges Holz auf den Kopf gestellt, und nachdem sie die Eingeweide in die gehörige Lage gebracht hatten, hefteten sie auf die franke Stelle den zu einem dicken Schaume eingekochten Saft einer gewissen Pflanze, indem sie ihm den einen Fuß auf die Seite zogen. Nach einer kurzen Zeit, die er in dieser beschwerlichen Stellung zugebracht hatte, legten sie ihn abwechselnd auf den Rücken und auf den Bauch, und machten ihm lange Zeit Aufschläge von derselben Pflanze, bis er vollkommen geheilt entlassen werden konnte. Wenn sie an einem franken Theile Blut lassen wollen, so peitschen sie denselben mit der Pflanze Cancangão (*Jatropha urens*), welche sie Giacutäctäc nennen, oder mit einer Art Kessel, *Urtica* (*Urtica*); dann machen sie mit scharfen Steinen oder Messern an dem entzündeten Theile häufige Ritzen, woraus eine Menge Blut fließt. Herr Freyreiß fand auf einer Reise, die er nach Minas Geraës machte, bey den Coroados eine merkwürdige Art zur Ader zu lassen. Der Arzt gebrauchte zu diesem Zwecke einen sehr kleinen Bogen und Pfeil mit einer Spitze von Glas (*), die er mit Baumwolle umwickelt und nur so weit frey gelassen hatte, als sie in die Ader eindringen sollte; er eröffnete dieselbe, auf die originellste Art durch einen Pfeil-

(*) Beyde sind in dem kürzlich erschienenen Werke des Herrn von Eschwege, Journal von Brasilien, Heft I. Taf. 2. Sig 1, u. abgebildet.

schuß (*). Bey dieser Gelegenheit sah Herr Freyreiß auch ein junges Mädchen heilen, das wahrscheinlich an den Folgen einer Erkältung litt. Man hatte einen großen Stein glühend gemacht und begoß ihn beständig mit Wasser, die Patientin legte sich nahe über die heiße Stelle hin, gerieth durch die häufig entwickelten Dämpfe bald in starken Schweiß, und wurde hergestellt (**). Äußere Wunden heilen die Tapuyas sehr sicher und künstlich, indem sie gewisse Kräuter kauen und hinein stecken; aber freylich muß ihre gesunde Natur und die starken Nerven das meiste dabey thun. Ich sahe bey einem jungen Machacali, welchen der Ouvidor Margelino Da Cunha zu Caravellas besaß, eine merkwürdige, vorzüglich gut geheilte Wunde. Ein von den Wilden angeschossener Tapir, der zufällig in der Nähe des Knaben vorbeigekommen und von demselben noch durch einen Pfeilschuß gereizt worden war, hatte ihn verfolgt, mit dem Gebiß ergriffen und ihm die ganze Seite aufgerissen. Die Wunde, die in der Mitte der Brust anfieng und die ganze Rundung des Schulterblattes bis nach den Rücken hin, einnahm, war zugenähet und trefflich verwachsen. Den Schlangengebiss sollen die Wilden unfehlbar heilen, und man hat mir versichert, daß ihnen nie ein Gebissener sterbe. Zu dieser Angabe der Portugiesen, stimmt übrigens sehr wenig die Aussage meines Quack: nach ihm kennen die Botocuden am Belmonte kein Mittel gegen den Schlangengebiss, woran öfters Leute sterben. Seiner Aussage zufolge, hat man keine andere Hülfe, als über dem gebissenen Theil (gewöhnlich dem Fuße) eine Halschnur (Pohuit) umzubinden. Unter den Kinderkrankheiten müssen besonders die Folgen des Thon-Essens erwähnt werden. Der Heißhunger mag die Kinder wohl zuweilen rei-

(*) Die Art und Weise dieser Operation ist in Lion. Water's Reise nach Darien (Captn. Dampier's Weltreisen) abgebildet.

(**) Herr von Eschwege setzt nach der Erzählung des Augenzeugen die Behandlung dieser Kranken, im Journal von Brasilien Heft I. pag. 106 vollständiger auseinander.

zen, Thon in den Mund zu stecken und zu verschlucken; die Eltern strafen sie zwar, wenn sie sie bey dieser Kost überraschen; allein sie finden dennoch Gelegenheit insgeheim diesen verderblichen Hang zu befriedigen. Solche Thon-Esser haben eine fahlgelbe Gesichtsfarbe, einen magern Körper, sehr harten dicken Unterleib, und werden gewöhnlich nicht alt. Der Thon, den sie dazu gebrauchen, ist meistens ein gelbrother oder grauer Letten, der indessen in seinen Bestandtheilen weit verschieden von der Erdart seyn muß, welche Herr von Humboldt unter den Ottomacken, als ein bey ihnen gewöhnliches Nahrungsmittel fand. Zu La Concepcion di Uruana am Drinoco versicherte der Missionair Fray Ramon Bueno jenem berühmten Reisenden, daß der Thon diesen Leuten nicht schade (*), ob sie ihn gleich zu gewissen Zeiten in Menge genossen; Herr von Humboldt hält jedoch dieses Nahrungsmittel für schädlich, und ich kann bestätigen, daß bey den Brasilianern dies wirklich nachtheilige Folgen hat, so wie man in Afrika und Ostindien ähnliche Bemerkungen machte (**). Gewöhnliche Leibschmerzen sollen sie dadurch zu heilen glauben, daß sie den Unterleib mit den Panzern der Gürtelthiere und der Schildkröten reiben. Ferner sind Augenfehler unter den brasilianischen Urvölkern sehr gemein. Man wird nicht leicht einen Trupp von ihnen sehen, worunter sich nicht einer oder ein Paar Einäugige befinden, auch haben sie oft ein Fell auf dem Auge; allein entzündete, blödsichtige oder sonst krankhafte Augen, sah ich nie unter ihnen, was man wohl einzig und allein ihrer Abhärtung zuschreiben muß. Von jenen erstern Fehlern mögen spizige Zweige oder Dornen im Gebüsche die Ursache seyn. Der Wilde, der mit der Raubgier eines Liegers, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit einem Jagdthiere nachkriecht, bemerkt nicht immer die seinem Auge drohende Spitze. Hat er ein Schwein, einen Affen oder

(*) Ansichten der Natur, Seite 143.

(**) Hierüber siehe den gründlichen Aufsatz des Herrn Hofrath Dillander in dem neuen hannoverschen Magazine, März 1818. St. 26. 27.

ein anderes Thier angeschossen, welches ihm oft mit dem Pfeil im Leibe entflieht, so rennt er blindlings nach, um die Beute im Auge zu behalten und verletzt sich leicht. Diese natürliche Ursache scheint auch Azara durch die entgegengesetzte Bemerkung, daß die in Paraguay in den offenen Ebenen wohnenden Völker nie Fehler an den Augen haben, zu bestätigen.

Stirbt ein Botocude, so begräbt man ihn sehr schnell in seine Hütte oder in die Nähe derselben, (*), worauf der Platz verlassen und ein anderer zur Wohnung gewählt wird. Der Verstorbene wird am ersten Tage von allen Verwandten durch ein wildes Geheul betrauert, wobey sich besonders die Weiber wie unsinnig anstellen sollen; jedoch kann dieses wohl nicht aus wirklicher Betrübnis herrühren, denn schon am folgenden Tage ziehen sie weiter und treiben ihre Geschäfte nach wie vor. Am Belmonte legen sie den Todten, nachdem ihm die Hände mit Cipó zusammen gebunden sind, ausgestreckt in eine länglichte Grube, also nicht in zusammen gebogener Stellung, wie manche andere amerikanische Völker (**); an andern Orten sollen die Gruben rund geformt seyn. Sie geben an ersterem Orte dem Todten nichts mit in die Erde; welches wir auch in den von uns untersuchten Gräbern bestätigt fanden. Herr Tenente João Philippe Salmon will in den Gräbern am Rio Doce Waffen und einige Nahrungsmittel für den Verstorbenen angetroffen haben, welches mir indessen, als meinen eigenen Beobachtungen widerstreitend, nicht wahrscheinlich ist. Ich fand in

(*) Auch hier zeigt es sich wieder, wie sehr die Gebräuche der Urvölker von Brasilien mit denen von Guiana übereinkommen, man lese nach Barrère, Duandt und andere.

(**) Mehrere amerikanische Völkerschaften begraben ihre Todten auf diese Weise, zum Beyspiel die ehemaligen Canadier, von welchen der alte Missionair Creuz in seiner *Historia canadensis*, Par. 1664, 4. pag. 92, sagt: *Ubi cum extremo habitu excessit animus, corpus statim in glomas conformant, ut quo habitu in matris a loco fuerat, eodem conquiescat in tumulo.* Eben so die Caraiten, Chilesen und Hotrentotten, auch erzählt man dies an einigen Orten von den Botocuden.

mehreren solcher Gräber im hohen Urwalde bloße Knochen, und sah, daß die Grube mit Erde angefüllt worden war. Oben auf lagen kurze dicke Prügel oder runde Stücke Holz von gleicher Länge, eines dicht neben dem andern. Unweit dieser Gräber fand ich noch die damals verlassenen Hütten. Man unterhält nach dem Tode eines Botocuden auf jeder Seite des Grabes einige Zeit hindurch ein Feuer, um den Teufel abzuhalten, zu welchem Geschäfte die Verwandten, selbst von einem entfernten Wohnorte, oft nach dem Grabe zurückkehren sollen. Hat man den Verstorbenen sehr geliebt, so bauet man wohl auch eine besondere Hütte von Socosblättern über sein Grab. Die Arme des Todten binden sie mit Cipó zusammen, jedoch nicht immer. Von Verwundung oder Verstümmelung ihres Körpers, um ihre Trauer an den Tag zu legen, findet man keine Spur unter ihnen. Azara erzählt dies von den Charruas (*), so wie man es von den Südsee-Insulanern weiß; nach Azara soll sich jenes Volk die Finger verstümmeln. Herr Calmon will am Rio Doce gefunden haben, daß die Weiber sich zur Trauer die Haare abgeschnitten hatten, ein Gebrauch, der unter den Amerikanern häufig vorkommt, am Belmonte aber nicht bekannt und mir daher für die Botocuden nicht wahrscheinlich ist. Man scheint ohnehin diesem Volke am Rio Doce mehr Gebräuche anzudichten, als es wirklich hat, theils weil man es hier nur aus der Ferne mit furchtsamem Auge betrachtet, und daher nur halb kennt; theils weil man in allen Theilen der Erde geneigt ist, in fremden auffallenden Erscheinungen mehr Wunderbares und Außerordentliches zu suchen, als wirklich darin liegt. Man findet in der Art, wie die Botocuden ihre Todten zur Erde bestatten, eine große Übereinstimmung mit der bey den Tupinambas und den verwandten Küstenstämmen üblichen; auch sie erbauten eine kleine Hütte von Palmblättern über die Grube, setzten aber den Körper in aufrechter

(*) AZARA Voyages etc. Vol. II. p. 25.

Stellung hinein, und banden ihm Hände und Füße zusammen, wie wir bey Lery (*) lesen.

Herr Walckenaer sagt sehr richtig in seiner Übersetzung der Reisen von Azara, daß alle Völker unserer Erde gewisse religiöse Ideen haben. Azara hat unstreitig auch in diesem Punkte geirrt, da er den Charruas alle Spur von Religion, Musik, Tanz u. s. w. abspricht (**), und von den Guaycurus bestätigt von Eschwege gewisse religiöse Ideen (***). Selbst die rohen Botocuden haben eine Menge abentheuerliche Vorstellungen von bösen Geistern, deren genaue Kenntniß man nur durch vollkommene Bekanntschaft mit der Sprache dieses Volkes erlangen wird. Sie fürchten schwarze böse Geister oder Teufel, die sie Janchon nennen; viele sind groß: Janchon gipakeiu, viele klein: Janchon cudgi. Wenn der große Teufel erscheint und ihre Hütten durchheilt, so müssen alle, die ihn erblicken, sterben; lange aufhalten soll er sich nicht; jedoch, sagen sie, sterben nach seinem Besuche oft mehrere Menschen. Er kommt, setzt sich ans Feuer, schläft ein und geht dann wieder fort; findet er auf den Gräbern kein Feuer, so gräbt er die Todten aus. Oft ergreift er auch ein Stück Holz und schlägt damit die Hunde todt. Auch die Kinder, die ausgeschiedt werden, um Wasser zu holen, soll er zuweilen tödten; sie sagen: man finde alsdann das Wasser rund umher verschüttet. Man kann diese Teufel mit dem Aygnan oder Anhanga der Tupinambas für gleichbedeutend halten. Aus Furcht vor ihnen, übernachten die Wilden nicht gern allein im Walde, sondern gehen immer lieber in Gesellschaft. Der Mond (Tarü) scheint unter allen Himmelskörpern bey den Botocuden im größten Ansehen zu stehen; denn sie leiten von demselben die meisten Naturerscheinungen her. Seinen Nahmen findet man in vielen Benennungen der Himmelserscheinungen wieder, so heißt die

(*) LERY Voyage à la terre du Brésil etc. pag. 302.

(**) AZARA Voyages etc. Vol. II. pag. 14.

(***) v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft II. S. 265,

Sonne Tarudipó, der Donner Tarudecuwong, der Blitz Tarutemeräng, der Wind Tarueuhú, die Nacht Tarutatú u. s. w. Der Mond verursacht nach ihrer Idee Donner und Blitz; er soll zuweilen auf die Erde herabfallen, wodurch alsdann sehr viele Menschen umkommen. Sie schreiben ihm ebenfalls das Mißrathen gewisser Nahrungsmittel, gewisser Früchte u. s. w. zu, und haben dabey mancherley abergläubische Zeichen und Ideen.

Auch von einer großen Überschwemmung sollen sie, wie die meisten Völker der Erde, eine Tradition haben. Wir finden bey Vasconcellos (*) Nachrichten über die Meinungen, welche die Küsten-Indier der Lingoa geral über diesen Gegenstand hatten. Nach ihnen war die einzige Familie, die des alten weisen Mannes Tamanduare von Tupi, dem höchsten Wesen, angewiesen worden, auf Palmbäume zu steigen und dort die Überschwemmung, in welcher das Menschengeschlecht untergieng, abzuwarten. Nachher stiegen sie herab und bevölkerten die Erde wieder. Die religiösen Ideen der Botocuden sind indessen nicht viel abgeschmackter, als die der gemeinen rohen portugiesischen Ansiedler in Brasilien; denn auch diese, so wie die gezähmten Küsten-Indier, glauben einen Waldgeist, den sie Caypora nennen, und von dem sie sagen, daß er Kinder und junge Leute raube, sie in hohle Bäume verberge, und dort füttere.

Dies sind die Beobachtungen, welche ich während der kurzen Zeit meines Aufenthalts in jenen Wäldern zu machen Gelegenheit hatte. Durch die um sich greifende Bevölkerung der Ostküste, werden die rohen Botocuden immer weiter in ihre Wälder zurückgedrängt, und es ist nicht zu bezweifeln, daß die Civilisation auch endlich zu ihnen den Weg finden werde. Zwar wird es hiezu noch einer Reihe von Jahren bedürfen, da man in Brasilien die Kunst nicht mehr versteht, mit welcher

(*) SIMAM DE VASCONCELLOS Noticias curiosas do Brasil p. 52.

die Jesuiten, abgesehen von ihren vielen nachtheiligen Einrichtungen und dem Unheil ihrer Herrschaft, die rohen Stämme der Urbewohner jener Wildnisse zu bilden wußten. Genauere Kenntniß von dem originellen Stamme der Botocuden zu erhalten, muß der Reisende ihn am Rio Grande de Belmonte auffuchen, da die Beobachtung desselben am Rio Doce bis jetzt noch unmöglich ist.

Um dem Leser einen kurzen vorläufigen Begriff von der Sprache dieser Wilden zu geben, theile ich hier nur einige Nahmen derselben mit; am Schlusse dieses zweiten Bandes der Reisebeschreibung aber wird für den Sprachforscher eine Liste einiger Sprachproben gegeben werden.

M ä n n e r n a h m e n .

Jucakemet (das mittelste e sehr kurz)
 Cupilick
 Jukeräcke (J wie i)
 Macnina (das mittelste n durch die Nase)
 Mäcann (a zwischen a und e)
 Makiängjäng
 Ahó (durch die Nase)
 Kerengnatnuck (durch die Nase).

W e i b e r n a h m e n .

Enkëpmäck (En sehr kurz und so wie die zweyte Sylbe durch die Nase)
 Maringjopú
 Uëwuck
 Schampachan
 Pucat.

N a c h t r a g.

Die Bemerkungen, welche ich über die Botocuden zu machen Gelegenheit gehabt habe, waren niedergeschrieben, als mir die Nachrichten zu Gesicht kamen, welche Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege zu Villa Rica über die Urvölker der Capitania von Minas Geraës in seinem, bey dem Industrie-Comptoir zu Weimar erschienenen Werke: Journal von Brasilien, gegeben hat.

Ich bin so glücklich mit dem achtungswerthen Herrn Verfasser in Verbindung zu stehen, welches mich aber nicht abhalten darf, über einige Stellen dieser Schrift meine Bemerkungen hier nieder zu legen. Ich glaube um so mehr dies thun zu können, ohne der Tadelsucht beschuldigt zu werden, da die anerkannten Verdienste unseres trefflichen Landsmanns durch meine Critik nicht geschmälert werden können. Der lange Aufenthalt des Herrn von Eschwege in der, in mineralogischer Hinsicht so wichtigen Capitania von Minas Geraës, berechtigt uns, sehr interessante Nachrichten und Beobachtungen von ihm zu erwarten; denn seine Kenntnisse, und die günstige Lage, in welcher er sich befindet, setzen ihn in den Stand, für die vollkommnere Erforschung jenes Landes und seiner Bewohner weit mehr zu leisten, als Reisende, die bey einem kurzen Aufenthalt in demselben, von der Sprache, den Sitten und Gebräuchen der daselbst lebenden Völkerschaften nie eine so genaue Kunde erlangen können. Das Studium der Urvölker in dieser Capitania giebt indessen weit geringere Resultate, als in andern weniger cultivirten, oder von Europäern noch unbewohnten Gegenden. Da er die Botocuden nicht selbst besuchen und an der Quelle schöpfen konnte, so blieb ihm nichts übrig, als die erhaltenen, von Hörensagen herrührenden Nachrichten mitzutheilen, welche oft unsicher und fast immer übertrieben sind. Hierhin gehört besonders (Seite 93) die Aussage eines lange unter den

Botocuden gewesenen Regers, welche höchst unwahrscheinlich ist; denn gewiß existirt eben so wenig ein Botocuden-König, als eine monarchische Regierungs-Verfassung unter jenen rohen Naturmenschen, und eben so unwahrscheinlich ist die allgemeine Versammlung, bey welcher die Lippen und Ohren durchbohrt werden. Wenn man alle verschiedenen Stämme und Horden der Botocuden zusammen triebe, so würden vielleicht nicht so viele vereinigt werden können, als der Regent Agostinho hier wegen der Lippen-Operation bey einander gesehen haben wollte. Seine ganze Aussage hat das vollkommene Gepräge der Unwahrheit. Anders ist es mit den Bemerkungen über die harte, grausame Behandlung, welche die armen Urbewohner von den mächtigern, mit Feuergewehr versehenen, goldgierigen Eroberern ihrer Wälder zu erdulden hatten. Hier hört man Wahrheiten, die man leider lieber unterdrücken möchte. Eben so interessant sind die mitgetheilten Verordnungen, welche die Regierung in Bezug auf die Behandlung der Indier erlassen hat, und welche leider! ebenfalls nur sehr unvollkommen befolgt wurden. Zur Berichtigung einiger Punkte, die wilden Völkerstämme betreffend, mögen folgende Bemerkungen dienen.

Seite 77: Da der ganze Volksstamm von dem Worte Botoque den Rahmen führt, so wird richtiger Botocudos als Botocudos geschrieben (*). Sie wurden nicht Grens, sondern Gerens (ausgesprochen wie im Französischen das Wort Guerins) genannt, wovon man sich noch heut zu Tage am Flusse Itahype überzeugen kann; auch schrieben alle Schriftsteller auf diese Art (**). Der Name Arari scheint bloß in Minas zu existiren; denn in den unteren Gegenden des Rio Doce und am Belmonte habe ich ihn nie nennen hören, ihn auch eben so wenig in den verschiedenen Schriftstellern, welche von Brasilien handeln, gefunden, wohl aber nennt man jenes Volk auch Aymorés oder Amborés. Die Gebräuche der Botocuden schei-

(*) Siehe *Corografia Brasílica etc.* T. II. p. 72 in der Note.

(**) Siehe *SOUTHEY's history of Brazil* Vol. II. p. 562 u. a. D.

nen am Rio Doce eben dieselben zu seyn, wie am Belmonte, hievon glaube ich mich hinlänglich überzeugt zu haben, obgleich die Nachrichten, welche Herrn von Eschwege hierüber mitgetheilt wurden, dagegen streiten. Denn wenn sie am Rio Grande de Belmonte auch zum Theil friedlich gegen die Weißen handeln, so folgt daraus nicht, daß sie von einem andern Stamme sind; sie würden dort, wie der Augenschein lehrte, eben so friedfertig seyn, als hier, wenn man sie nicht auf eine so schreckliche Art mißhandelt hätte, und es ist schon weiter oben gesagt worden, daß sie ein Paar Meilen nördlich vom Belmonte, am Rio Pardo, und ein Paar Meilen südlich, am S. Antonio, sich auch noch unlängst feindlich gezeigt haben; ihr Zusammenhang in den Wäldern zwischen dem Rio Doce und Belmonte ist übrigens hinlänglich erwiesen, da sie am S. Mathaeus, am Mucuri und in allen diesen Gegenden abwechselnd sich noch zu zeigen pflegen. Die Erzählung von besonders erbauten, und mit Vogelfedern ausgezierten Häusern, in welche sie ihre Todten begraben, und darin alljährlich eine Todtenfeyer anstellen, ist gewiß ungegründet; ich selbst habe oft Gelegenheit gehabt, mich über die abenteuerlichen Erdichtungen zu entrüsten, welche man mir über diesen Gegenstand mittheilte, welche aber oft aus halber Kenntniß der Sache entstanden, besonders in jenen Gegenden, wo die Wilden feindselig sind. Ich habe mehrere Bewohner von Minas-Novas und der Gegenden am Siquitinhonha kennen gelernt, welche sämmtlich das von mir Gesagte bestätigt haben. In Gegenden, wo die Botocuden im Kriege leben, wie am Rio Doce, verzehren sie aus Haß das Fleisch ihrer Feinde; am Belmonte hingegen, scheint durch die friedlichen Verhältnisse, diese grausame Gewohnheit sich allmählig zu verlieren, obgleich die schon früher angeführte Äußerung einiger jener Wilden und die Aussage meines Quack außer Zweifel setzen, daß sie auch hier statt gefunden habe. Die Patachos streifen der Seeküste näher, doch soll es ihrer in Minas-Novas noch einige wenige geben.

Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege giebt nun einige Nachrichten über die strengen Maßregeln, welche der Minister Conde de Linhares gegen die Botocuden ergriffen hat, indem er ihnen einen grausamen Vertilgungskrieg erklärte, der aber ohne den gehörigen Nachdruck geführt wurde. Nur zu wahr ist es, was der Verfasser von den Greuelthaten erzählt, die man gegen die hilflosen Indier ausübte; denn kein Mittel blieb unversucht ihnen zu schaden. Einzelne Unmenschen haben selbst den Versuch gemacht, durch Kleidungsstücke, die mit Blattermaterie bestrichen waren, diese schreckliche Krankheit unter ihnen zu verbreiten, und sie dadurch auszurotten.

Der Herr Verfasser findet es unrichtig, die Farbe der Indier in Minas mit der des Kupfers zu vergleichen. Ich selbst muß gestehen, daß es unter diesen Völkern mancherley Farben-Varietäten giebt, von welchen einige dunkler graubraun, andere mehr gelblich braun, und noch andere mehr kupferrothlich gefärbt sind; alle indessen haben ein röthliches Graubraun oder Gelbbraun, und meine Beobachtungen berechtigen mich zu dem Glauben, daß die Kinder nicht völlig weiß, wie wir Europäer, geboren werden (*). Sie sind gelblich, werden aber sehr bald braun. Ich habe manche gesehen, welche noch sehr klein und dennoch recht rein und dunkelbraun gefärbt waren. Man findet aber, wie schon oben gesagt, eine Merkwürdigkeit, eine weißliche Varietät unter den Botocuden, die selbst etwas Röthe auf den Backen, und nur schwarzbraune Haare hat; die Kinder von dieser Race mögen bey der Geburt wohl beynahе völlig weiß zu nennen seyn. Herr Obrist-Lieutenant von Eschwege sagt, die Kinder würden nicht kupferroth geboren, worin ich ihm vollkommen beystimme; jedoch ich finde auch nicht, daß er behauptet, sie seyen bey der Geburt völlig weiß wie wir. Die gehaltvollste Bestätigung für das Gesagte ist die Aussage meines jungen Botocuden Quack. Ich muß hier meinen Leser auf den

(*) Eine Bestätigung dieses Satzes, welche von großem Gewichte ist, finden wir in Herrn von Humboldt's Reisebeschreibung Theil 1. pag. 500.

Mithridates (dritter Theil dritte Abtheilung Seite 313) verweisen, wo der Verfasser vollkommen meine Gedanken über diesen Gegenstand ausdrückt. Die vortreffliche Abhandlung über die Amerikaner, welche jenes Werk ziert, giebt dem Leser den wahren Gesichtspunkt für die Betrachtung dieses interessanten Gegenstandes. Die Hautfarbe und gewisse Charakterzüge scheinen der ganzen amerikanischen Race eigen; allein sie sind unendlich abwechselnd in den zahlreichen Stämmen und Völkerschaften dieses weiten Continents, und in einem jeden Individuum auf verschiedene Art ausgedrückt; daher wird man selbst keinen völlig allgemeinen Knochenbau unter diesen Völkern erkennen; die einen sind groß, die andern klein, breit, schmal und eben so mannigfaltig gebildet, als die europäischen und andere Völker. Man wird weder ein allgemeines Zurückweichen der Stirn, noch ein gleichgebildetes Becken bey ihnen beobachten (*); denn diese Theile sind so verschieden bey ihnen gebildet, als bey uns; ich habe Botocuden mit hoher breiter Stirn, und andere mit einer schmalen niedern gefunden, doch ist es nicht zu läugnen, daß manche Stämme sich durch gewisse Züge, worin sie im Allgemeinen übereinkommen, vor andern auszeichnen. Mehrere Schriftsteller haben bestritten, daß die Völker von Nord- und Süd-Amerika von einerley Race seyen. Indes haben zuverlässige, unterrichtete Männer mich versichert, daß die Physiognomie und Farbe der Botocuden, so wie der andern brasilianischen Stämme, völlig mit der der Nationen des nördlichen Amerika, zum Beispiel der Cheroky's in Nord-Carolina, überein kommen. Der von mir nach Europa mitgebrachte junge Botocude Quack gab Anlaß zu dieser Vergleichung (**).

(*) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 87.

(**) Hierüber siehe S. Water im 3ten Theile 2te Abth. des Mithridates S. 309 und Folge. Eben so ist es mir im höchsten Grade interessant gewesen von einem instruirten Reisenden, dem Herrn Obristleutenant Thorn, der lange Zeit in Indien gelebt hat, zu erfahren, daß diese Physiognomie meines Botocuden vollkommen mit der Malayischen übereinstimme, ein Satz, welchen auch Herr Ritter Blumenbach durch die Vergleichung des von mir mitgebrachten Schädels be-

mag also die Farbe der Amerikaner kupferroth oder graubraun nennen, immer bleibt sie die auszeichnende der ganzen amerikanischen Race, sowohl in den nördlichen als in den südlichen Theilen dieses Continents, mit der Ausnahme, daß die Kälte dieselbe bleicht (*), und daß überall eine Menge von verschiedenen Farben-Abweichungen gefunden werden. Wie sehr der Einfluß des Climas auf die Färbung der menschlichen Haut wirkt, zeigt Quäc auf eine auffallende Art; denn nachdem er während des Sommers eine ziemlich braune Gesichtsfarbe gehabt hat, erblickt dieselbe von der Temperatur des Winters dergestalt, daß man ihn für einen Europäer halten könnte, und selbst seine Backen erscheinen etwas roth gefärbt; ich muß indessen dabey bemerken, daß er nicht von der dunkelsten Race der Botocuden ist. Volney fand an den Nord-Amerikanern bedeckte Theile des Körpers heller gefärbt, als die unbedeckten (**), davon habe ich in Brasilien kein Beyspiel gesehen; denn obgleich die civilisirten Indier mit Hemden und Beinleidern bedeckt gehen, so sind sie dennoch am ganzen Körper gleich braun gefärbt. Es scheint indessen aus Volney's Beobachtung hervor zu gehen, daß die bedeckten, heller gefärbten Stellen der Haut jener mehr nördlich wohnenden Nationen, als die wahre Grundfarbe derselben anzusehen waren, und daß daher vielleicht im allgemeinen jene nördlichen Stämme eine hellere Farbe hatten, als die von Süd-Amerika, jedoch in beyden Theilen dieses Continents finden sich Ausnahmen von dieser Regel, denn man kennt im nördlichen Theile dunkelgefärbte Völker, und im südlichen die weißen Botocuden, so wie gewisse andere hell gefärbte Nationen. Wäre indessen bloß das Clima die Ursache der braunen Farbe der Amerikaner, so müßten ja die Portugiesen nach mehreren Gene-

stätigte, der auf der 58ten Tafel der Decades Cranium, so wie auf der Wignette dieses Abschnittes (in der 4to Ausgabe) abgebildet ist.

(*) Die Kinder der Eskimaux werden übrigens nach den Versicherungen der Brüder-Missionarien völlig weiß geboren, und auch von den übrigen nordamerikanischen Völkern haben mehrere Schriftsteller dieses behauptet.

(**) Siehe J. S. Water Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 66.

rationen auch diese Farbe annehmen, und doch ist es gewiß, daß diese die Färbung ihrer europäischen Voreltern noch besitzen, wo nicht ihre Race mit Neger- oder Indierblut vermischt worden ist. Veränderungen, welche Smith (*) an den Pflanzern von Nord-Amerika wahrnahm, und die er dem Clima zuschreibt, habe ich nicht an den brasilianischen Portugiesen bestätigt gefunden; sie haben ihre Gesichtszüge nicht verändert, ihr Haar ist noch kraus und lockicht geblieben, und selbst ihre Farbe erreicht nur selten die dunkle Mischung der Indier. Zwar arbeiten in Brasilien die Abkömmlinge der Portugiesen selten in ihren Pflanzungen, dies überlassen sie ihren Negern; allein sie fischen und jagen sehr häufig, wo sie den Strahlen der Sonne hinlänglich ausgesetzt sind; ihre Farbe wird alsdann gewöhnlich mehr gelblich, aber nicht so graubraun dunkel als die der meisten Indier. Ich muß hier den Leser auf die schöne Stelle in von Humboldt's Versuch über den politischen Zustand von Neu-Spanien (B. I. S. 115) verweisen, wo der Verfasser höchst interessant über diesen Gegenstand redet. Wenn gleich äußere Ursachen die Stärke der Färbung jener Stämme erhöhen, so bleibt dennoch die bräunliche Grundfarbe; die aber, wie Herr von Eschwege richtig bemerkt, durch Kränklichkeit, besonders im Gesichte in ein bleiches Gelb ausartet. Diese Betrachtungen widerlegen indessen den Satz nicht, daß die Bewohner heißer Länder im allgemeinen dunkler gefärbt sind, als die der kältern, und die große Abwechslung in den Farbenabstufungen der südamerikanischen Völkerstämme, deren nahe Verwandtschaft übrigens niemand leugnen kann, scheint für die Abstammung der Menschen von einem Paare zu sprechen, worüber der Engländer Sumner so interessant geschrieben hat (**).

Ungeachtet der Ähnlichkeit, welche zwischen den Mongolen, Malayen und den amerikanischen Völkern statt findet, scheinen diese letzteren doch gewisse auszeichnende Züge mit einander ge-

(*) Siehe J. S. Water Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung S. 72.

(**) Siehe J. B. SUMNER a Treatise on the records of the creation etc.

mein zu haben. Die 17te Platte (in der 4to Ausgabe) bildet mehrere Botocunden-Physiognomien ab, wovon die 4te Figur eine genaue Abbildung nach dem Leben, die ich der Güte des Herrn Sellow verdanke, ein vollkommen mongolisches Gesicht zu seyn scheint, und dennoch würde man sehr irren, wenn man allen diesen Wilden eine ähnliche Bildung zuschreiben wollte; denn die 3te Figur zum Beispiel, welche die Abbildung des Luferräcke giebt, hat ebenfalls acht brasilianische Züge, die aber dennoch sehr verschieden von denen des eben erwähnten Gesichtes sind. Die 2te Figur dieser Tafel bildet die Frau des Jeparack, und die 5te den an verschiedenen Stellen erwähnten Mumienkopf eines Brasilianers aus der Sammlung des Herrn Ritter Blumenbach zu Göttingen ab. Die Vergleichung der Physiognomien der Esquimaux, von welchen wir unlängst in der Beschreibung der Reise des Capitain Ross nach dem Nordpole interessante Abbildungen erhalten haben, zeigt bedeutende Verschiedenheiten von der Bildung brasilianischer Gesichter, und eben dieses bestätigte die Aussage der Brüder-Missionarien von Naïn, welche meinen Quack zu betrachten Gelegenheit hatten. Es ist unendlich schwer, das Dunkel aufzuklären, welches den Ursprung zahlreicher amerikanischer Völkerschaften für uns verhüllt.

Caziken kann man die Anführer der Tapuyas nicht nennen. Dieses Wort hat eine viel höhere Bedeutung; denn die Anführer der brasilianischen Stämme unterscheiden sich durch nichts von ihren Landsleuten, die ihnen nicht einmal besondere Achtung erzeigen; sie haben weiter keinen Vorzug, als daß sie durch mehr Klugheit, Erfahrung oder Tapferkeit sich ausgezeichnet haben, und daher in der Truppe eine entscheidendere Stimme führen. Caziken nannte man die mächtigern Häupter der gebildeteren Völker der neuen Welt, der Mexikaner, Peruaner und anderer, deren Ansehen und zuweilen weit ausgedehnte unumschränkte Herrschaft, den spanischen Eroberern kräftig widerstand. Sie besaßen zum Theil große Reichthümer, und eine

Cultur, deren Überreste noch heut zu Tage den Reisenden in Erstaunen setzen, und wovon wir von Herrn von Humboldt die interessantesten Schilderungen erhielten (*). Wie weit steht dagegen der rohe Bewohner der brasilianischen Urwälder zurück! hier herrscht eine thierische Gleichheit und allein der Borzug gilt, welcher von der Stärke des Armes erzeugt wird. In den Felsen und den Urstämmen jener Wälder, welche Jahrhunderten trocken, finden sich keine Hieroglyphen, noch andere eingegrabene Zeichen, und die einzigen Monumente dieser Naturmenschen, welche man über der Erdoberfläche findet, sind Hütten von vergänglichen Zweigen, die nicht dem Wechsel eines einzigen Jahres zu trotzen vermögen.

Diejenigen der Brasilianer, welche eine portugiesische Soldatenmütze tragen, haben schon ihre Originalität verloren, und interessiren daher weniger. Ich habe nie etwas ähnliches unter den Wilden an der Ostküste gesehen.

(*) Hierüber siehe Alex. v. Humboldt Schriften, so wie S. Vater im 3ten Bande 2ter Abtheilung des Mithridates.

Die Bignette des ersten Abschnittes.

(In der Quarto-Ausgabe.)

Als eine Erläuterung des auf der Bignette dieses 1ten Abschnittes abgebildeten Botocuden-Schädels lasse ich jetzt die erklärenden Worte folgen, welche ich der Güte des Herrn Ober-Medicinalraths Ritters Blumenbach verdanke: „Der Botocude womit Em. meine ethnologische Sammlung bereichert haben, und der eben so sehr zu den merkwürdigsten als zu den seltensten Stücken derselben gehört, ähnelt in seiner Totalform (doch ohne den Unterkiefer) dem vom Drangutang mehr, als einem der acht Neger Schädel die ich besitze, wenn gleich bey manchen von diesen die Oberkiefer stärker als an dem brasilianischen Cannibalen prominiren.“

Die eigentliche Hirnschale ist — den schmälern Querdurchmesser zwischen den Schläfen ausgenommen — im ganzen ziemlich kugelig: von der weit vorliegenden Hinterhauptsöffnung bis zur Mitte des Scheitels von auffallender Höhe; alle Röhre, wie es das jugendliche Mannsalter mit sich bringt, in frischer Integrität. Hingegen etwa für dies Alter ansehnlich vorstehende Stirnhöhlen; überhaupt, der ganze Augenbraunbogen stark ausgewirkt; besonders die bogenförmige Spurlinie von der Anlage des obern Beißmuskels (*M. temporalis*) rauh wie zackig. Die Augenhöhlen tief, aber vorn eben von keinem weiten Umfange.

Die Nasenknochen sehr klein; ihr Rücken nach oben schmal und scharfkantig; die Nasenhöhle nicht gar geräumig. Die Backenknochen breit. Die Oberkiefer vorstehend, und der Theil, der die Schneide- und Eckzähne faßt, ungewöhnlich gewölbt. Der Unterkiefer von mächtiger Stärke, und der untere Rand seiner Seitenflügel durch die Anstrengung der daran befestigten untern Beißmuskeln (*M. masseteres*) auswärts gebogen. Die Zähne ausnehmend robust und fest, und ihre Mahlf lächen, ohngeachtet des jugendlichen Alters, stark abgenutzt.

Nur die untern Schneidezähne fehlen; und zwar die Zellen, in welchen das mittlere Paar gefessen hat, nicht nur geschlossen und größtentheils absorbirt, sondern auch nach vorn durch eine auffallende Grube eingedrückt. Ohne Zweifel die Folge des anhaltenden Drucks von dem scheibenförmigen Holzfloze, den die Botocuden in der dadurch ungeheuer ausgedehnten Unterlippe tragen, daher ihnen allgemein schon in den zwanziger Jahren die unteren Vorderzähne ausfallen und die Alveolen derselben schwinden.

Und um noch einmal auf den so ausgezeichneten Totalhabitus dieses so merkwürdigen Schädels zurück zu kommen, so bewährte sich auch an ihm die von mir anderwärts angegebene Vertical-Norm (— die horizontal gelegten Köpfe aus dem Scheitelpunkt angesehen —) wodurch sich nabmentlich der auffallende Unterschied derselben von der Neger ihren, besonders durch die ansehnliche Breite der Scheitel- und Backenbeine u. s. w. auf den ersten Blick ausweist.

II.

Reise vom Rio Grande de Belmonte zum Rio dos Ithéos.

Der Rio Pardo; Canavieras; Patipe; Poxi; Fluß Commandatuba; Fluß Una; die Bäche Aracari; Meço und Saqui; Villa Nova de Olivença; die Indier daselbst; Verarbeitung der Piaçaba-Frucht; Villa und Fluß dos Ithéos, Fluß Itahype, Almada; die Guereis ein Überrest der alten Aymorés.

Der Aufenthalt am Flusse Belmonte und in den Urwäldern, welche die Heimath der Botocuden sind, hatte in mir den Wunsch erweckt, einen neuen Schauplatz aufzusuchen; man traf daher alle nöthige Anstalten, die Reise nordwärts fortzusetzen; und meinem Plane gemäß, quer durch die Waldungen bis zu den Gränzen von Minas Geraës vorzudringen. Ich erhielt für einen Theil der Reise einen willkommenen Gesellschafter in Herrn Charles Fraser, der bis zum Flusse Ithéos mit mir gleiches Ziel hatte.

Der Rio Grande ist bey der Villa de Belmonte, da er nicht weit davon in die See mündet, ansehnlich breit und oft stark bewegt. Ich wählte daher große Canoen zu unserer Überfahrt; meine Thiere hatten schon am Tage zuvor schwimmend über den Fluß gesetzt. Wenn die Canoen das jenseitige

Ufer erreichen, schiffen sie in einen todten, schmalen, mit Mangue-Gebüsch eingefaßten Arm des Flusses, welcher den Namen der Barra das Farinhas trägt. Dieser Canal war ehemals wahrscheinlich ein Seitenarm des Belmonte, dessen Mündung aber allmählig versandet ist, weswegen man ihn auch wohl Barra Belha nennt.

Wir fanden am Ufer unsere Trova, beluden sie, und setzten unsere Reise etwa anderthalb Legoas weit bis zur Mündung des Rio Pardo, eines bedeutenden Flusses, fort. Der Weg führt längs einer öden sandigen Küste hin, wo alle Bäume und Gesträuche durch die hier häufigen Stürme und Seewinde niedergehalten und verstümmelt sind. Ich fand in dieser Gegend einige wenige zerstreute Knochen von Meerschilddrüsen, hier eine Seltenheit, die man hingegen an dem mehr südlich gelegenen einsamen, wenig beunruhigten Strande des Rio Doce äußerst häufig findet (*). Der Rio Pardo macht die Gränze zwischen der Comarca von Porto Seguro und der von Ilhéos; er tritt in mehreren Armen in die See, unter denen der südlichste, welcher bey Canavieras mündet, ehemals den indischen Namen Imbuca trug. An dem südlichen Ufer der Barra fanden wir ein kleines Haus, die Wohnung eines Viehhirten, der die Reisenden nach der großen Insel hinüber zu schiffen pflegt, auf welcher Canavieras zwischen zwey Armen des Flusses erbaut ist. Ich schiffte mich erst gegen Abend ein, hatte aber eine gefährliche und sehr beschwerliche Fahrt in einem kleinen, schmalen, unsichern Canoe, welches bey der hohen Fluth, und den

(*) Ich habe im 1ten Theile meiner Reisebeschreibung die großen Meerschilddrüsen, von welchen hier die Rede ist, für die Testudo Midas ausgegeben; die Sage, in welcher ich mich zu jener Zeit am Rio Doce befand, machte es unmöglich eine Beschreibung dieser Amphibie zu entwerfen, und die Hoffnung späterhin hiezu Gelegenheit zu finden, ward vereitelt. Ein vollständiger Schädel indessen, welcher sich in meinen Händen befindet, wird durch genaue Vergleichung zeigen, ob diese Schildkröte zu den bekannten Arten zu rechnen ist, oder eine neue Species bildet, worüber ich in meinen Beiträgen zur Naturgeschichte von Brasilien Nachricht zu geben gedenke.

hereinrollenden großen Wogen der nahen See, auf das heftigste geschaukelt, und hin und her geworfen wurde. Der gute Canoeiro, der den Wellen so wenig als möglich die Seite des Fahrzeuges preis gab, brachte uns indessen glücklich nach dem Orte unserer Bestimmung. In den Mangue-Gebüschten am Ufer beobachtete ich einen ungeheueren Schwarm von Schwalben, mit einförmig ruffarbigem Gefieder, die ich zwar nicht näher untersuchen, aber doch für keine andere, als die *Hirundo pelagica* halten konnte. Sie hatten sich hier zur nächtlichen Ruhe versammelt, stiegen aber zuweilen gleich einer großen Wolke hoch in die Luft, und fielen plötzlich wieder in die grünen Gebüsche ein, die dann durch ihre unendliche Menge völlig schwarz gefärbt erschienen. Ich fand Herrn Frazer, der vor mir übergesetzt worden war, in einem geräumigen Hause, wo wir mit der Familie des Besitzers uns an einem guten Feuer in der großen Halle erwärmten; unsere Nachtruhe hielten wir auf einigen Böden von Planken, welche in der Höhe in dem großen Raume angebracht waren, eben so schlief auch ein Theil der Bewohner des Hauses.

Canavieras ist eine ziemlich bedeutende zerstreut liegende Villa oder Aldea mit einer Kirche; man pflanzt hier besonders Mandioca und Reis. Die Einwohner sind meistens Weiße, und Leute von verschiedenen, durch die Vermischung mit Negern erzeugten Farbengraden (*Pardos*), welche an dieser Küste die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen. Da hier kein Juiz, noch sonstiger Ortsvorstand sich befindet, so existirt auch keine Polizey, und Canavieras ist wegen seiner Freyheit und des etwas verwilderten Zustandes seiner Bewohner, in der ganzen Gegend bekannt. Sie wollen keinen Juiz, indem sie sagen, sie könnten sich selbst regieren, und sollen wenig Abgaben entrichten. Übrigens von jovialem Charakter, belustigen sie sich oft mehrere Tage hinter einander mit Musik, Tanz und Kartenspiel, wobey aber auch nicht selten Excesse vorkommen sollen.

Da der Fluß eine bessere Barra hat, als der Rio Grande,

so werden hier auch einige Lanchas erbaut, welche den Handelsverkehr mit Bahia und anderen Orten der Küste unterhalten. Der Rio Pardo durchströmt die Urwaldungen, in welchen dieselben Botocuden sich feindlich zeigen, welche am Belmonte zum Theil friedlich erscheinen. Noch ohnlängst hatten sie hier mehrere Menschen erschossen, und man muthmaßte, daß die Thäter von der Bande des Capitam Jeparacá, dessen Bild die erste Figur auf der 17ten Platte (in der 4to Ausgabe) darstellt, gewesen seyen. Schon früher hatten sie hier mehrere Pflanzungen der Bewohner zerstört. Man griff sie an, und brachte ihnen eine ansehnliche Niederlage bey, wobey an 50 von ihren Kriegern getödtet wurden. Seitdem haben sie sich durch die Ermordung von 4 Personen gerächt, und man hat deshalb einige Pflanzungen oben am Flusse aufgeben müssen, welche sie theils zerstörten, theils beständig bedrohten. Den Rio Pardo sollen sie nicht überschreiten, denn am Commanduba will man sie noch nie gesehen haben. An diesem und in den Wäldern der Barra von Pori (Poschi) streifen einige Haufen der Patachos.

Nicht gar weit von Canavieras öffnet sich in den Rio Pardo der kleine todte Fluß, welchen man Rio da Salsa nennt; er verbindet den Rio Pardo mit dem Rio Grande de Belmonte. Es befand sich gerade ein Mann hier, welchen der Graf Dos Arcos von Bahia mit dem Auftrage gesandt hatte, den Rio da Salsa schiffbar zu machen, da man sich für den Handel auf dem Belmonte nach Minas hinauf, durch diese Verbindung des letzteren mit der besseren Barra des Rio Pardo große Erleichterung versprach.

Da wir die günstige Jahreszeit zu der Reise in die Wälder nicht ungenützt vorbey gehen lassen durften, so ward zu Canavieras nicht lange gejagt, auch wenig gefunden, was für unsere Sammlungen interessant gewesen wäre; dennoch aber giebt eine jede Gegend gewöhnlich etwas Neues. So ernährt die Nachbarschaft des Belmonte und Rio Pardo ein vor-

jüglich schönes Thier aus der Klasse der Reptilien, welches Marcgrav wahrscheinlich unter dem Nahmen der Ibiboboca erwähnt hat. Diese Schlange (*) gleicht in der Vertheilung ihrer Farben sehr der Corallennatter, indem schwarze, weißlichgrüne und zinnoberrothe Ringe auf das schönste an ihrem Körper abwechseln. Die schon früher erwähnte Corallenschlange (**), die von mir beschriebene orangeföpfige Natter (*Coluber formosus*), die jetzt genannte, und eine vierte (***), welche an Schönheit die vorigen wohl noch übertrifft, haben in ihrer Färbung und Farbenvertheilung große Ähnlichkeit, daher verwechselt sie der Brasilianer unter dem allgemeinen Nahmen *Cobra Coral* oder *Coraës*; denn alle vier haben an ihrem glatten Körper abwechselnd schwarze, weißgrünliche und hochzinnoberrothe Ringe; dem genau betrachtenden Naturforscher hingegen zerfallen sie bey dem ersten Anblicke sogleich in völlig verschiedene Arten.

(*) *Elaps Margravii*. Herr Hofrath Merrem erkannte diese von mir mitgebrachte Natter für *Marcgravi's Ibiboboca*, und sie ist es auch höchst wahrscheinlich; Kussel irrt daher, wenn er sie zu seiner indischen *Kalla-jin* rechnet. Eine kurze Notiz von ihr hat Herr Hofrath Merrem in seinem System der Amphibien pag. 142 gegeben, wo er sie unter dem Nahmen *Elaps Ibiboboca* aufführt.

(**) *Elaps corallinus*. Ich habe in dem 1ten Bande dieser Reisebeschreibung die hier genannte Schlange für Linné's *Coluber fulvius* gehalten, und unter diesem Nahmen von ihr geredet. Seit dem hat mich aber genauere Vergleichung belehrt, daß sie derselben zwar sehr ähnlich, dennoch aber specifisch verschieden von ihr seyn müsse, und ich wähle daher die von Herrn Hofrath Merrem gegebene Benennung, siehe dessen System der Amphibien pag. 144. — Ueber diese, die vorhergehende, und die beyden nachfolgenden Natterarten, habe ich in dem neuesten Bande der Schriften der Kaiserlich Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher eine kleine Notiz gegeben, welche von einer Abbildung des *Elaps corallinus* begleitet ist.

(***) Ich nenne sie *Coluber venustissimus*. Sie ist die schönste der Corallennattern, und in der Färbung der *Elaps corallinus* sehr ähnlich, allein ihr Kopf ist breiter, der Rachen tiefer gespalten, die sehr kleinen Zähne sind völlig die der Nattern; Bauchschilde 200, Schwanzschuppenpaare 51; die Länge des Schwanzes beträgt etwas mehr als $\frac{1}{7}$ der ganzen Länge des Thiers. Hauptfarbe des ganzen Körpers zinnoberroth; diese herrliche Zeichnung wird durch gepaarte schwarze Ringe gehoben, die einander sehr genähert und in der Mitte sowohl getrennt, als an ihrer äußersten Seite eingefast von einem schmalen weißgrünlichen Ringe sind. Alle Schuppen der oberen Theile des Körpers, selbst in den breiten zinnoberrothen Ringen, haben eine schwarze Spitze.

Herr Freyreiß, der später sich in dieser Gegend aufhielt, fand hier zufällig in den Palmbäumen ein merkwürdige bisher unbekanntes Fledermaus, welche ein neues Genus bilden könnte (*). Sie trägt an der Stelle des Schwanzes zwey auf einander passende Hornklappen in horizontaler Stellung, wovon die obere oder größere, 5 Linien in der Breite mißt, sie ist gewissermaßen ein Überzug des Schwanzknochens, welcher sich in derselben endiget; die untere Klappe aber wird durch die zusammengefattete Schwanzflughaut gebildet. Der Pelz dieses Thieres ist etwas zottig und weiß gefärbt; es hält sich am Tage zwischen jenen colossalen Cocoswedeln verborgen, welche überall an dieser Küste von der graugrünen glänzenden Tangara (***) bewohnt und belebt werden.

Bey einer günstigeren Witterung und längerer Muße würde man hier zu Canavieras Untersuchungen über die Fische des Meeres und des Flusses haben anstellen können. Im allgemeinen wird man indessen dieselben Arten hier vorfinden, als an den südlicheren Theilen der Küste; dort am Espírito-Santo strahlte in den Netzen der Fischer der hochrothe Catauá (*Perca punctata*) mit einer Menge violetter Pünktchen überstreut, mehrere Arten der glänzenden Scomber, der Squalus, Silurus, die schön gestreiften Grammistes-Arten, der Peruá (*Balistes Ventula*, LINN.) mit schön grünem Oberkörper und himmelblauen, hochgelb eingefassten Streifen, und andere mehr. Jedoch die See zu Canavieras war vom Winde zu sehr bewegt, um den Fischern den Fang zu gestatten.

(*) Ich habe in der Isis, Jahrgang 1819 10tes Heft pag. 1630 eine kurze Notiz von diesem merkwürdigen Thiere gegeben.

(**) Dieser Vogel ist bis hierhin für das Weibchen der *Tanagra Episcopus* gehalten, und von Desmarest als solches abgebildet worden. Es ist dieses aber ein Irrthum, da *Tanagra Episcopus* oder *Sayaca* (der *Sanyaçu* der Brasilianer an der Ostküste) sehr verschieden von dem vermeinten Weibchen ist, wovon wir ganz ähnlich gezeichnet, häufig beyde Geschlechter erhalten haben. Dieser letztere, für das Weibchen gehaltene Vogel, welchen ich, wegen seines beständigen Aufenthaltes in den Cocospalmen *Tanagra palmarum* nenne, ist selbst durch seine Stimme, ein sehr leises Zwitschern, durchaus von dem *Sanyaçu* verschieden.

Reisende, welche Maulthiere mit sich führen, lassen dieselben längs der Seeküste hinauf gehen, und über die verschiedenen Mündungen (Barras) des Rio Pardo hinüber schwimmen; sie selbst aber schiffen sich ein, und machen mit verschiedenen Unterbrechungen in einem Canoe eine Strecke von etwa zwey Tagereisen auf einem Binnenwasser, das mit der Küste parallel läuft, und von dem Rio Pardo mit seinen verschiedenen Armen und dem Meere gebildet wird. Dieses Wasser ist salzig, und erhält Ebbe und Fluth von der nahen See. Es wird von dieser durch ein schmales Stück Land getrennt, welches von den verschiedenen Ausflüssen oder Mündungen des Rio Pardo durchschnitten ist. Von der Barra de Canavieras erreichen die Thiere nach einem Wege von etwa zwey Leguas die Barra de Patipe, von einer Povoação so benannt, welche in der Nähe auf der von diesen beyden Barras gebildeten Insel liegt. Die Schifffahrt auf diesem salzigen Flusse ist angenehm; dichte, freundlich grün belaubte Mangue-Gebüsche bedecken die Ufer, hinter ihnen erhebt sich der Urwald, und an verschiedenen Stellen öffnen sich Ausichten in die Arme des aus den nahen Wildnissen hervorbrechenden Flusses. Man erblickt am Ufer einzelne Wohnungen, die sich immer durch einen Hain von Cocospalmen schon von ferne ankündigen. Von der Barra de Patipe setzt der gesalzene Fluß längs der Küste fort, und man erreicht an der Praya nach einem Wege von $1\frac{1}{2}$ Leguas die Barra de Pori, einen andern Ausfluß. Hier befand sich bis jetzt stets eine kleine Ansiedlung von mehreren Fischerfamilien, die sich aber kürzlich von dieser Stelle weggegeben hatten. Wir fanden hier kaum ein trinkbares Wasser für unsere lechzenden Thiere; einige nützliche Gewächse vegetirten noch in der Nähe der Wohnungen, unter andern die hier im Lande so beliebten Pimenteiras (Capsicum), deren längliche hochrothe sehr zusammenziehende Früchte man als Gewürz zu den Speisen setzt, und noch einige andere Fruchtbäume.

Wir brachten hier eine rauhe windige Nacht lieber im Sande

an der See zu Pori hin, als daß wir uns in den verlassenen Hütten den Plagen des zahlreichen Ungeziefers hätten aussetzen wollen. Ein von uns in der Nähe zufällig aufgefundenes Fischercanoe setzte am folgenden Morgen unsere Tropa über die Barra, an welcher sich gegenwärtig kein Passageiro oder Fährmann fand, wie man denn in diesen Gegenden noch gar wenig für die Reisenden sorgt. Es giebt keine Karten des Landes, man muß daher auf gutes Glück der Küste und den dürftigen Nachrichten der Landesbewohner folgen. Hier in der Nähe, ein wenig landeinwärts auf einer sanften Anhöhe, hat sich seit kurzem ein französischer Chirurg, Monsieur Petit, angebaut, der nach der einstimmigen Versicherung der Bewohner dieser Gegend, die Fischer von Pori durch sein streitsüchtiges Betragen vertrieben haben soll. Er ist, wie man mir sagte, ein eifriger Anhänger Napoleons, und schien deshalb nicht viel Beyfall bey den Portugiesen zu finden. Das von der Barra de Pori nördlich sich ausdehnende salzige Binnenwasser, zeigte jetzt bei Anbruch eines heiteren Tages, in der Kühlung des Morgens, eine unglaubliche Menge von Fischen, welche über die Oberfläche des Wassers hoch in die Luft sprangen. Mit einem großen Netze hätte man hier einen sehr reichen Fang thun können.

Die Fahrt von hier nach der Mündung des Flusses Commandatuba ist ohne Abwechslung; man hat stets dieselben Ansichten zwischen einer Menge von Inseln hin, welche von Mangue-Gebüsch bedeckt sind. Diese auch hier sehr salzigen Gewässer beschifft man am besten zur Zeit der Ebbe. Auf den wurzelnden Zweigen der Mangue-Bäume sitzt in Menge die bunte rothfüßige Krabbe Guayamü, auch findet sich in diesen Gebüsch sehr häufig der gemeine Amazonenpapagey (*Psittacus ochrocephalus*, LINN.) der von den Indiern und Portugiesen Curica genannt wird. Er scheint vorzugsweise diese Art von Gebüsch zu seinem Aufenthaltsort zu wählen, so daß man ihn wohl darnach benennen könnte; immer wird er daher an

den Ufern und Mündungen der Flüsse angetroffen, wohin die übrigen Arten der Papageyen nur höchst selten sich verirren. Er läßt seine Stimme hier laut erschallen, bringt mannigfaltige Töne hervor und scheint oft auch andern Vögeln nachzuahmen. Die Nester dieser Papageyen findet man häufig in den stärkern mit Höhlungen versehenen Mangue-Bäumen; die Einwohner nehmen nicht selten die Jungen aus, zähmen sie und lehren sie reden.

Der Fluß Commandatuba ist nicht stark. Unweit seiner Mündung am südlichen Ufer, wo ein weißer Sandboden jetzt in der glühenden Hitze des Mittags unseren Augen wehe that, befinden sich die Wohnungen einiger, zum Theil indischen Familien, deren Pflanzungen auf dem nördlichen Ufer des Flusses liegen. Wir ließen uns übersetzen, und erreichten, nachdem wir etwa drey Legoaß zurückgelegt hatten, die Barra des ansehnlicheren Flusses Una, wo nur einige wenige Wohnungen sich befinden. Ein wohlhabender Pflanzler, welcher bedeutende Ländereyen an diesem Flusse besitzt, hat hier eine Venda erbauet, welche einen regelmäßig eingefasteten, mit hohen Cocospalmen gezierten Hofraum enthält. Hier in diesem scheinbar so sterilen weißen Sande wächst dieser stolze Baum kräftig zu einer bedeutenden Höhe empor, und ist schon in seinem niederen Zustande, im siebenten Jahre, mit erfrischenden Früchten überladen. Man bauet hier Mandioca, Reis; aber auch Kaffee, Baumwolle und alle andere Produkte des südlichen Himmels gedeihen vortrefflich. Der Besitzer war noch mit der Anlage solcher Anpflanzungen beschäftigt. Ich sah hier unsern europäischen Weißkohl, Kohlrüben und die rothe Viehrübe, und fand Kohlköpfe, deren Gewicht 14 Pfund betrug. Der Fluß Una theilt sich an seiner Mündung in zwey Arme, wovon der linke, Rio de Muruim, und der rechte Rio da Cachoeira genannt wird; der letztere erhielt seinen Namen von dem kleinen Falle den er bildet. An diesem Flusse findet man nicht gar weit aufwärts eine Menge schöner Holzarten, besonders viel

Jacarandá (Bois de Rose). Der Una ist zur Zeit der Ebbe so seicht, daß ihn die Thiere passiren können. Jenseits erreicht man drey Bäche, den Aracari, den Meço und Daqui (Daki), welche ebenfalls während der Ebbe durchritten werden müssen, da zwey derselben bey der Fluth tief und reisend sind.

Ins Land hinein hat man hier die Aussicht auf eine nordwärts fortstreichende Waldhöhe, welche das Ufer des Rio de Maruim bildet; auf diesem Rücken bemerkt man einen hohen hervortretenden Baum, Pao de Maruim genannt, der von der See aus in weiter Ferne schon gesehen wird, und den Schiffern zur Richtung dient.

Schon vom Una an findet man am Strande häufig eine Art von Seefahrzeugen, Jangadas genannt, und von Koster beschrieben und abgebildet. Man bedient sich derselben bey der Ebbe, auf seichten Stellen zum fischen; mit den größeren wagt man sich selbst weit in die See hinaus, und transportirt auf ihnen, längs der Küste hin, verschiedene Produkte und Handelsartikel. Diese Jangadas sind Flöße, deren mittlere Länge etwa zehn Schritte beträgt. Sie sind aus sieben Balken von leichtem Holze so zusammengesetzt, daß fünf Stücke, wovon die beyden äußeren gewöhnlich etwas länger sind, neben einander liegen, und bloß durch zwey Querstangen von festem Holze verbunden sind. Auf den beyden äußersten Balken einer jeden Seite, liegt ein dritter, und auf diesen beyden ist alsdann in der Mitte des Floßes ein Bock von dünnen Hölzern errichtet, auf welchem der steuernde Schiffer sitzt. Eisen befindet sich an dem ganzen Fahrzeuge nicht. Die Balken sind an beyden Enden von unten schräge aufwärts zugespitzt. Auf den größeren dieser Fahrzeuge, welche auch gewöhnlich mit kurzem Mast und Segel versehen sind, befinden sich oft mehrere Menschen. Die leichte Holzart, deren man sich immer zum Bau dieser einfachen Küstenflöße bedient, wird Pao de Jangada (Jangadenholz) genannt, und wir finden sie von Arruda unter dem Nahmen Apeiba Cim-

balaria (*) oder Embira Jangadeira als zur Polyandria Monogynia gehörig, beschrieben. Die geschicktesten Führer dieser Jangadas sind die jetzt civilisirten Küsten-Indier, deren Hütten man in dieser Gegend einzeln, in den Gebüsch an der Praya liegend, findet. Eine jede Familie hat ihr Fahrzeug hier auf dem Sande aufgestellt, das, wenn es gebraucht werden soll, bloß umgewälzt, und bey der heranrollenden Fluth flott gemacht wird. Weiter südlich an der Küste findet man keine Jangadas, sondern nur Canoës, nördlich aber bloß die ersteren und nur wenige Canoës; wahrscheinlich ist diese Gegend der südlichste Punkt, bis zu welchem das Jangadenholz wächst.

Von Una aus erreicht man nach einem Ritte von 6 Legoaß die Indier-Billa von Olivença. Auf der letzten Hälfte dieser Küstenreise erhebt sich landeinwärts ein schöner mit Wald bedeckter grüner Rücken, der eine neue hotanische Merkwürdigkeit zeigt. Hier wächst in großer Menge die schon früher bey Mogiquicaba erwähnte Palme, die man Cocos de Piaçaba (***) nennt. Ihre beynahe senkrecht himmelan strebenden Wedel oder Blätter (frondes) geben ihr das originelle Ansehen eines türkischen Reiherbusches; der Schaft ist hoch und stark, und die dicht verflochtenen Wabungen bilden ein Unterholz, über welches überall die stolzen Palmen sich erheben, um hohe lustige Saulengänge darüber zu bilden. Zu Mogiquicaba bereitete man Stricke aus den Fasern des Baumes, zu Olivença wird die Frucht verarbeitet.

Billa Nova de Olivença hat eine angenehme Lage auf einem etwas erhöhten Rücken und ist von dichten Gebüsch umgeben. Der Convent (Kloster) der Jesuiten tritt über diesen

(*) E. KOSTERS travels etc. im Anhang pag. 488. Auch Marcgrau redet von diesem Baume und bildet ihn ab, pag. 123 und 124.

(**) Durch einen unvorhergesehenen Zufall wurde ich verhindert die Piaçaba-Palme in den Wäldern von Ithéoz genau zu untersuchen, um zu wissen, ob die erwähnten langen Fäden an der Fruchttraube oder an der Blattscheide erzeugt werden. Ich habe leider vergebens gehofft, diesen schönen Baum weiter nordwärts wieder zu finden.

grünen Wall empor. An dem höchst mahlerischen Felsen, der hier in die See hinein tritt, brechen sich brausend die Wogen, und erfüllen den ganzen Busen mit weißem Schaume. Am Ufer sahen wir die dunkelbraunen Indier in ihren weißen Hemden, beschäftigt mit der Angel Fische zu fangen; die ganze Scene würde dem Landschaftmahler einen interessanten Gegenstand darbieten. Unter diesen Leuten waren viele recht schön gebildet; ihr Anblick erinnert an eine Stelle in Lery's Reise (*), wo der Verfasser auch ihre Vorfahren, die Tupinambas wohl und schön gebildet nennt, auch hat er wirklich recht; sie sind wohlgewachsen, schlank, dabey breit von Schultern und haben die mittlere Größe der europäischen Völker. Leider haben sie ihre Originalität verloren; auch bedauerte ich nur, daß nicht ein Tupinamba-Krieger uns hier entgegen trat, die Federkrone um den Kopf, mit Armbinden von bunten Federn geschmückt, den Federschild Enduap auf dem Rücken, und den kräftigen Bogen und Pfeil in der Hand; statt dessen ward man von den Abkömmlingen jener Anthropophagen mit dem portugiesischen Grusse a Deos! bewillkommt, und fühlte mit Kummer den Wechsel alles Irdischen, der diesen Völkern mit dem Abfalle von ihren rohen barbarischen Gebräuchen, auch ihre Originalität raubte, und sie zu einem jetzt kläglichen Mittelding herunter setzte. Ich habe auf der Vignette dieses 2ten Abschnittes (in der 4to Ausgabe) eine an der Küste reisende indische Familie abbilden lassen, wodurch man eine richtige Vorstellung von ihnen erhält.

Billa Nova de Olivença ist eine Indier-Billa, welche von den Jesuiten vor etwa hundert Jahren angelegt wurde. Man hatte damals die Indier vom Flusse Ithéos oder St. Jorge versammelt und herbeygeführt. Jetzt befinden sich hier

(*) Ich habe mich bey den citirten Stellen des Lery gewöhnlich auf die französische Ausgabe bezogen; die deutsche hat den Nachtheil, daß die brasilianischen Worte oft unrichtig geschrieben sind, indem der Verfasser die französische Aussprache durch deutsche Schreibart wieder geben wollte, welches nicht immer möglich ist.

etwa 180 Feuerstellen; der ganze Distrikt aber, mit den eingepfarrten Bewohnern, zählt etwa tausend Seelen. Portugiesische Einwohner hat Villa Nova außer dem Geistlichen, dem Escrivam und ein Paar Krämern, nur wenige; alle übrigen sind Indier, die ihre ursprüngliche Bildung noch recht rein und charakteristisch beybehalten haben. Ich sah unter ihnen mehrere sehr alte Leute, deren Äußeres für die gesunde Luft der Gegend zeugte, unter andern einen Mann, welcher sich des Baues der vor 107 Jahren angelegten Kirche noch erinnerte. Sein Haar war noch kohlschwarz, eine bey den alten Indiern gewöhnliche Erscheinung. Es giebt zwar auch einzelne unter ihnen, deren Haar das Alter etwas bleicht, doch kommt dies nicht oft vor, wenigstens wenn sie ganz rein indischen Ursprungs, und nicht mit Negerblut gemischt sind. Die Indier zu Villa Nova sind arm, haben aber auch wenig Bedürfnisse; Indolenz ist, wie in ganz Brasilien, ein Hauptzug ihres Charakters. In ihren Pflanzungen bauen sie die zu ihrem Unterhalte nöthigen Lebensmittel, und die zu ihrer leichten Bekleidung nöthigen Baumwollenzeuge weben sie selbst. Mit der Jagd, welche an andern Orten eine Hauptbeschäftigung der Indier ist, geben sie sich hier gar nicht ab; denn sie haben weder Pulver noch Bley, Artikel, die man selbst in der Villa zu Ithéos nur selten kaufen kann, und dann sehr theuer bezahlen muß. Ein Hauptnahrungsweig der Bewohner von Olivença besteht in der Verfertigung der Rosenkränze aus den Früchten der Piaçaba-Palme und aus den Panzern der Carett-Schildkröte (Tartaruga de Pentem). Das Geschlecht der Palmen ist für die tropischen Regionen unserer Erde ein Naturgeschenk von großer Wichtigkeit: der Piaçaba-Baum giebt nutzbares Holz, dem Seemann geben seine Fasern dauerhafte Tauen, welche den Stürmen und der Nässe trotzen, und die Frucht ernährt die Bewohner verschiedener Gegenden dieser Küste. Die Palme *Mauritia* dient zur Wohnung und Nahrung; die Existenz eines ganzen Völkerstammes, der Guaraunen, ist an sie gefesselt, wie Herr von Humboldt sich

ausdrückt (*). Die Frucht, welche in den Cabinetten unter dem Nahmen der *Cocos lapidea* vorkommt, scheint die des *Piçaba*-Baums zu seyn. Sie ist etwa 4 bis 5 Zoll lang, gestreckt, am vordern Ende etwas zugespitzt und von dunkelbrauner Farbe. Unter der Hand des Drechslers nimmt sie eine vorzügliche Politur an; daher man darauf verfallen ist, sie zu Rosenkränzen zu verarbeiten. Die Maschine, worauf man die Kügelchen dreht, ist sehr einfach; anstatt eines Rades befindet sich oben an der Decke ein Bogen von Holz, von welchem eine Schnur nach einem Stocke herabläuft, welcher mit dem Fuße getreten wird. Man schneidet die feste Masse der Nuß in kleine längliche Pflöcke, theilt diese wieder in kleinere Stücke von der für die Kugeln erforderlichen Größe, durchbohrt dieselben und rundet sie gehörig ab. Ein Arbeiter kann in einem Tage ein Duzend Rosenkränze verfertigen, wovon das Stück nicht mehr als 10 Reis kostet; neu verarbeitet sind diese Rosarios von blaßgelblicher Farbe, man sendet sie aber sogleich nach Bahia, wo sie schwarzbraun gefärbt werden.

Ich besuchte die Indier in ihren Hütten und fand die meisten mit der Verfertigung der Rosenkränze beschäftigt. Ihre einfachen Wohnungen unterscheiden sich nicht von den Häusern, welche überall an dieser Küste gebräuchlich sind; die Dächer sind sämtlich mit Stroh (*Uricanna*-Blättern) gedeckt, und anstatt daß man gewöhnlich die ganzen Blätter (*frondes*) der *Cocospalmen* auf die Firste legt, um diese wasserdicht zu machen, sieht man hier die langen Fäden der *Piçaba*-Palme zu demselben Zwecke benutzt. Übrigens sind diese Hütten längs des Rückens eines Hügelns hin in Reihen erbaut, und haben eine angenehme Lage, da man von hier aus eine weite Aussicht auf den unermesslichen Ocean hat. Etwas landeinwärts erreicht man ein *Campo* (eine ebene von Wald entblößte Stelle) von wo aus man in der Ferne die *Serra de Mattaraca*

(*) *Ansichten der Natur*, Band I. Seite 27.

erblickt, eine Gebürgeſette, die, wie überhaupt dieſe ganze Gegend, viel Gold und Edelſteine enthalten ſoll.

Da ich von den der Jagd abgeneigten Indiern zu Olivença keine Unterſtützung für meine Unternehmungen in die Wälder erwarten durfte, ſo ſetzte ich nach einem kurzen Aufenthalt meine Reiſe fort, und machte in früher Morgenkühlung den nur 3 Legoaſ weiten angenehmen Weg zu dem Fluſſe Ithéos. Der Strand iſt bey der Ebbe, welche man für dieſe Reiſe abwarten muß, den Reiſenden ſehr günſtig, denn er bildet eine ebene feſte Fläche von feinem wasserharten Sande. Hie und da ſieht man eine Wohnung, durch den ſie umgebenden Cocoshain, ſich über die niederen Gebüſche erheben. Auf der Mitte des Weges durchreitet man einen kleinen Bach, der den Rahmen Cururupe oder Cururipe (die geſchwollene Kröte in der alt-braslianischen Sprache, wo Cururú Kröte bedeutet) trägt. An einer Felſenſpitze, welche in die See hinein tritt, fanden wir einen vorzüglich ſchönen Strauch, eine Posoqueria, 6 biß 8 Fuß hoch, mit ſteifem dunkelgrünem Laube, deſſen wohlriechende Blumen durch 6 Zoll lange Röhren ſich auszeichnen; ich habe dieſes Gewächſ weiter gegen Süden nie bemerkt. Der Strand iſt in dieſer Gegend arm an Conchylien, ich bemerkte dagegen hie und da kleine von den Wellen abgerollte Stücke eines leichten roſtröthlichen ſchlackenartigen Fossil, daß mir auch ſchon weiter ſüdlich in der Gegend von Porto Seguro vorgekommen war, und bey genauerer Unterſuchung für ſchwammige vulkanische Tuffwacke mit einem undeutlichen Atom von baſaltischer Hornblende, von der Aſcensions-Inſel erkannt ward (*). Nachdem wir eine Landſpitze zurückgelegt

(*) In der Sammlung deſ Herrn Ober-Medicinalrath Blumenbach zu Göttingen befinden ſich Proben dieſes Fossil von der Aſcensions-Inſel; auch hat der Chirurg Cunningham daſſelbe in den Philos. Transact. vol. 21. pag. 300 von dort her beſchrieben. Seeſtrömungen treiben daſſelbe an die braslianischen Küſten, ſo wie ſie Saamen von Mimosen und andern tropiſchen Gewächſen an die Küſten von England und Norwegen führen. Da ich nun die braslianische Seeküſte verlaſſen werde, um mich mehr in daſ Land hinein zu begeben, ſo will ich hier in

hatten, fühlten wir uns sehr angenehm durch die Ansicht des schönen kleinen Hafens von Ithéos überrascht, in welchem dieser Fluß mit einer schnellen Wendung nach Süden zwischen zwey malherisch mit Cocospalmen bewachsenen Felsbügeln in die See tritt. Vor seiner Mündung liegen ein Paar kleine Fels-Inselchen, von welchen die Gegend den Rahmen Ithéos erhalten hat. Zwey Landzungen schließen von beyden Seiten diesen Hafen ein; an der inneren oder nördlichen, zwischen dem Flusse und der Seeküste ist die Villa dos Ithéos oder de S. Jorge erbaut; hier bildet der Fluß einen ruhigen, geschützten schönen Busen, dessen anziehendes Gemählde durch einen Hain von Cocospalmen erhöht wird; ihre federartigen Blätter schwancken auf hohen schlanken Schäften wogend im Winde, und den Boden bedecken in ihrem Schatten zwey niedrige Pflanzen, eine Calceolaria und eine Cuphea, beyde den Botanikern noch unbekannt. Nach dem Lande hinein erheben sich dichte Waldungen, und unmittelbar bey der Villa erblickt man einen Waldberg, aus dessen dunkelgrüner Laubmasse die Kirche von Nossa Senhora da Victoria hervortritt. Von dieser Höhe aus hat Herr Sellow, dessen Güte ich die auf der 18ten Platte (in der 4to Ausgabe) gegebene Ansicht verdanke, diese ange-

der Kürze die verschiedenen Arten von Conchylien nennen, die mir von Rio de Janeiro bis nach Ithéos, also zwischen dem 23ten und 15ten Grade südlicher Breite auf dem Strande vorgekommen sind, auch befinden sich einige Landschnecken unter dieser Zahl: *Lepas tintinabulum*, *Pholas candida*, *Tellina rostrata*, *Cardium flavum*, *Mactra striatula*, *Donax denticulata*, *Donax cuneata*, *Venus Paphia*, *V. Gallina*, *V. laeta*, *V. castrensis*, *V. Phryne*, *V. affinis*, *V. concentrica*, *Spondylus plicatus*, *Chama gryphoides*, *Arca Noae*, *A. barbata*, *A. decussata*, *A. aequilatera*, *A. indica*, *A. rhomboidea*, *Ostrea edulis*, *Mytilus edulis*, *Pinna nobilis*, *Conus stercus muscarum*, *Cypraea Carneola*, *C. caurica*, *Bulla Ampulla*, *B. Velum*, *Voluta Auris Malchi*, *V. Auris Sileni*, *V. Oliva*, *V. hiatula*, *V. Ispidula*, *V. glabella*, *V. bullata*, *Buccinum Galea*, *B. tuberosum*, *B. decussatum*, *B. Harpa*, *B. haemastoma*, *B. porcatum*, *B. fluviatile*, *Strombus Lucifer*, *S. Bryonia*, *Murex Lotorium*, *M. Morio*, *M. Trapezium*, *M. Aluco*, *Trochus radiatus*, *T. distortus*, *T. americanus*, *T. obliquatus*, *Turbo stellatus*, *Helix Pellis serpentis*, *H. ampulacea*, *H. ovalis*, *H. aspersa* Müll., *Nerita Canrena*, *N. Mammilla*, *N. fluviatilis*, *N. littoralis*, *Patella saccharina*, *P. striatula*.

nehme Landschaft aufgenommen. Es liegt ein ungemein lieblicher fröhlicher Charakter in dieser stillen überraschenden Naturscene, in dem schönen Contraste mit dem dumpf brausenden Ocean, der sich weißschäumend an den Felsengruppen bricht. Dieser Ort gehört zu den ältesten Niederlassungen an der Küste von Brasilien, denn nachdem Cabral in Santa Cruz die erste Messe gefeyert, und in Porto Seguro gelandet hatte, gründete man sogleich die Colonie am Flusse S. Jorge. Im Jahr 1540 legte Francisco Romeiro den Grund zu dieser Villa, indem er mit den dortigen Ureinwohnern, den Tupiniquins, sich friedlich vertrug (*). Die Colonie nahm zu und wurde blühend, litt aber späterhin durch die Einfälle des Stammes der Tapuyas, die man damals Aymorés nannte und jetzt als Botocudos kennt. Im Jahr 1602 schloß man in der Capitania von Bahia einen Frieden mit diesem Volke, der zu Ilhéos erst 1603 zu Stande kam, und zufolge dessen man ihnen zwey Dörfer erbaute und zum Aufenthalt anwies; die Reste jener Wilden hat man zum Theil mit dem Nahmen der Guerens (ausgesprochen wie Guerins im Französischen) belegt. Die Colonie kam jedoch nachher immer mehr in Verfall, so daß sie im Jahr 1685 schon sehr herabgekommen war, und gegenwärtig kaum eine Spur ihres alten Glanzes mehr hat. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens verschwand ihre letzte Stütze; denn alle bedeutendere Denkmähler einer früheren Zeit, die noch existiren, rühren von ihnen her. Der massive Convent, das ansehnlichste Gebäude der Villa, das im Jahr 1723 erbaut wurde, steht jetzt leer, und ist schon so verfallen, daß es an einigen Stellen kein Dach mehr trägt. Die Mauern an demselben sind aus Back- und Sandsteinen erbaut, deren Ursprung durch eingemischte Seemuscheln beurfundet wird. Zu den Monumenten des Ordens gehört auch unter andern ein schöner Brunnen, der in der Nähe der Villa im Schatten alter Bäume

*) SOUTHEY'S history of Brazil I. pag. 41.

gelegene, massiv erbaut, und mit einem Dache versehen ist; bey alle dem Übel, welches die Jesuiten stifteten, muß man dennoch gestehen, daß die meisten zweckmäßigen und wohlthätigen Einrichtungen in Süd-Amerika von ihnen herrühren. Die Villa von Ithéos selbst, ist in mehr oder weniger regelmäßigen Straßen erbaut, die Häuser sind klein, mit Ziegeln gedeckt, zum Theil schlecht unterhalten, verfallen oder leer stehend; die Straßen sind mit Gras bewachsen und nur noch an Sonn- oder Festtagen findet man Leben und eine sauber gekleidete Menschenmenge hier versammelt, wenn nämlich die Bewohner der Nachbarschaft zur Kirche kommen. Es befinden sich hier drey Kirchen, wovon die von Nossa Senhora da Victoria in einem nahen Walde liegt. Sie soll, nach einer Sage, die der Aberglaube bewahrt, durch ein Wunder entstanden seyn. Man wollte in der Villa eine Kirche erbauen, und hatte bereits ein colossales Stück Holz dazu in Bereitschaft; eines Morgens erblickte man plötzlich den großen Stamm an der Höhe eines Berges, und erkannte in diesem Wunder einen Wink, daß Nossa Senhora an dieser Stelle ihre Kirche erbaut haben wolle, den man denn auch beobachtete. Es befinden sich drey Geistliche in der Villa, von welchen der erste Padre Bigario Geral genannt wird. Zu den Monumenten der früheren Geschichte von Ithéos gehören noch einige Überreste von der Zeit der Besitznahme durch die Holländer. So zeigt man unter andern noch drey Batterien in der Nähe des Hafeneinganges, und unweit der Villa am See-Strande einen großen scheibenförmigen Sandstein, von welchem man behauptet, er habe als Mühlstein zur Verfertigung des Schießpulvers gedient.

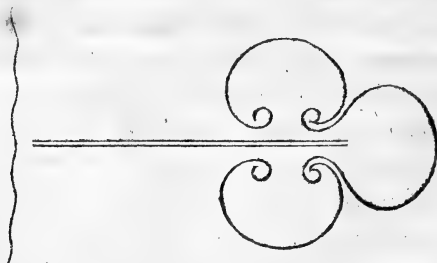
Der Verkehr, welchen diese Colonie mit den andern Häfen von Brasilien unterhält, ist nicht bedeutend; einige Lanchas oder Barcos treiben einen schwachen Handel nach Bahia mit den Produkten der Pflanzungen und der Wälder. Man bauet hier kaum so viel Mandioca, als zum Unterhalt der Bewohner nöthig ist, daher finden Fremde in der Villa oft nichts zu essen.

Der Hunger findet hier weniger Befriedigung als in allen mehr südlich gelegenen Villas dieser Küste, denn selbst Fisch wird in der heißen Jahreszeit nur wenig gefangen; in der kalten, im April, May, Juny, July, August und September, sind die Gewässer ergiebiger. Man führt etwas Reis, und besonders Hölzer aus, sehr viel und schönes Jacarandá (Mimosa) und Vinhatico (Viniatico). Zucker-Engenhos sind am Flusse Ithéos nur einige wenige, aber Engenhocas (solche, welche melado und Zuckerbranntwein bereiten) giebt es mehrere; unter den ersteren verdient das schöne Gut Sta Maria einer Erwähnung, welches ein Gebiet von 20 Legoas in der Länge besitzt. Es hat 270 Negerclaven und wurde von den Jesuiten angelegt. Hier fand man das Zuckerwerk mit einer Reisstampfe und einer Reinigungsmaschine für die Baumwolle verbunden, ein Werk, welches durch Wasser getrieben wurde. In neueren Zeiten hat man die Maschinen durch einen Engländer verbessern und mit horizontalen Walzen einrichten lassen; es befindet sich indessen jetzt nur noch ein Zuckerwerk hier, das mit einer Reisstampfe vereinigt ist. Für einen thätigen Handel würde die vortheilhaft gelegene vorzügliche Barra des Flusses, so wie der zwar kleine aber sehr geschützte Hafen von Ithéos sehr günstig seyn. Der Fluß selbst ist nicht bedeutend, denn sein Ursprung liegt nicht weit in den großen Wäldern entfernt. Wenn man ihm von seiner Mündung aufwärts folgt, so findet man, daß er sich wenig oberhalb der Villa schon in drey Arme theilt. Der nördlichste derselben, Rio do Fundão genannt, ist kurz und völlig unbedeutend; der mittelste oder der Hauptfluß trägt den Namen Rio da Cachoeira, und hat seine Quellen in den großen Wäldern, nach der Richtung des innern-Sertam der Capitania von Bahia hin; der südlichste endlich ist der zweyte in Hinsicht der Stärke. Da an seinem Ufer die Fazenda von Sta Maria liegt, so gab man ihm den Namen Rio do Engenho.

Um die Überreste der Urbewohner in der Gegend des Flusses

Ithéos kennen zu lernen, beschloß ich, den Fluß Itahype (gewöhnlich Tarpe genannt) zu besuchen, welcher sich etwa eine halbe Legoa nördlich von der Mündung des Ithéos ins Meer ergießt. An seinem Ufer hat man vor Zeiten aus den Guerens, einem Stamme der Aymorés oder Botocudos, eine Ansiedlung gebildet, welche den Rahmen Almada trägt; man erreicht sie von der Seeküste aus in einer Tagereise. Die Fahrt dahin, den Fluß hinauf zwischen hohen Urwäldern ist sehr angenehm, und gewährt dem Jäger viele Unterhaltung. Der Fluß Tarpe ist anfangs nicht ganz unbedeutend; eine Menge von freundlichen Fazendas zieren seine Ufer, welche alle mit Cocospalmen, und manche der bedeutendern selbst mit einem völligen Cocoshaine umgeben sind. An den Ufern haben bey nahe alle Bewohner ihre Corale oder Camboas angelegt, eine zum Fischfange sehr sinnreiche Erfindung, welche schon im ersten Theile dieses Reiseberichts erwähnt worden ist (*). Gefischt wird hier häufig, auch fängt man die Fluß-Schildkröte, deren schon am Belmonte gedacht ward (**). In den nahen Mangi-

(*) Die Camboa oder Coral ist auf folgende Art eingerichtet: man stellt am Ufer eine senkrechte Rohrwand in den Fluß hinein, dermaßen, daß sie bis auf den Grund des Wassers hinabgeht. Das am Lande befindliche Ende derselben bleibt so weit vom Ufer entfernt, daß man mit ähnlichen Rohrhürden noch drey runde Kammern dergestalt davor anbringen kann, daß die Fische einen engen Eingang in dieselben haben, und diesen, wenn sie sich eingeschlossen fühlen, nicht wieder auffinden können. Von oben gesehen, hat das ganze Rohrgestelle die Ansicht eines Kleeblattes, dessen Stiel auf das Ufer senkrecht gestellt ist, auf diese Art:



(**) Ich nannte sie Testudo depressa. Herr Hofrath Merrem hat ihr in seinem Systeme der Amphibien unter dem Namen Emys depressa pag. 22 ge-

gebüsch vernahmen wir die leise pfeifende Stimme der kleinen Sahui-Affchen (*Jachus penicillatus*, GEOFFROY), welche in kleinen Gesellschaften diese Gebüsch durchstreifen. Die Bewohner dieser Gegend ziehen häufig die Jungen dieser zärtlichen Thierchen auf, die zwar sehr zahm werden, aber dennoch öfters sehr beißig bleiben. Sie würden in Europa sehr beliebt seyn und daher oft dahin gebracht werden, wenn ihnen nicht die

dacht. Sie bildet eine bis jetzt noch unbekannt gewesene Art, welche ich hier nur in der Kürze beschreiben will. Ihr Körper ist sehr abgeplattet, der schlank Hals kann nicht zurückgezogen, sondern nur seitwärts zwischen die Ränder des Ober- und Unterpanzers gelegt werden. Um das Kinn befinden sich zwey kurze Bartfäden. Der Oberpanzer hat in seiner Mitte drey etwa sechseckige Schildchen, um diese rund umher stehen zehn größere Felder, und den Rand bilden fünf und zwanzig kleine Schilde, von welchen das vorderste schmal und länglich ist. Der Brustpanzer besteht aus dreizehn Schildern. Die Afteröffnung nimmt bey den Weibchen beynahe die ganze Länge des kurzen Schwanzes ein; das Männchen hat einen längern Schwanz; Füße vorne mit fünf Zehen, mit Schwimmhäuten vereint, hinten nur vier Zehen, sämmtlich mit starken spizigen Nägeln versehen. Farbe des Thieres schwärzlich olivenfarben, die Unterseite des Halses ist blaß gelblich mit schwärzlichen Flecken und Streifen, wovon einer in Gestalt eines Hufeisens unmittelbar hinter den Barträden steht. Oberpanzer gewöhnlich mit einem dunkel schwärzlich grünen Bissus bedeckt; gereinigt erscheint er braun mit schwarzen Streifen, welche strahlenartig von dem obern Theile eines jeden Schildchen nach seinem unteren oder vorderen Ende hinziehen. An der vorderen Seite eines jeden Hinterfußes steht vor dem unteren Fußgelenke eine gelbliche nagelartige etwas zusammengedrückte Hornschwiele. Ich fand in den Sümpfen und überschwemmten Wiesen am *Esprito Santo* eine kleine sehr ähnliche Schildkröte, die in allen Hauptkennzeichen mit der hier genannten übereinkommt, sich aber bloß dadurch von ihr unterscheidet, daß ihr Panzer schmaler und nicht so scheibenförmig gebildet, auch an den Seiten etwas aufgerollt erscheint; ihre Felder des Brustpanzers sind mit parallelen Keifen versehen, und die Unterseite des Halses ist ungefleckt gelblich blaß; übrigens kommen alle Kennzeichen beyder Thiere vollkommen miteinander überein. Ich bin zweifelhaft, ob sie ein junges Thier der *Testudo depressa* ist, oder als eine besondere Art angesehen werden muß. Es ist merkwürdig, daß die meisten Fluß-Schildkröten von Süd-Amerika zu der Abtheilung dieser Thiere zu gehören scheinen, welche durch Bartfäden oder Hautvorsätze unter dem Kinn sich auszeichnet. Ich habe in dem ganzen von mir bereisten Striche von Brasilien nur solche Süßwasser-Schildkröten gefunden, und von Humboldt scheint uns dasselbe von den mehr nördlich gelegenen Flüssen zu bestätigen, man sehe seine interessanten Nachrichten über die Auffuchung der Schildkröten-Eyer am *Drinoco*, im 2ten Bande 1te Abtheilung pag. 243 der französischen Ausgabe seiner Reisebeschreibung, wo er zwey der von mir gefundenen sehr ähnliche neue Arten, die *Testudo Arrau* und *Testudo Térekay*, beschreibt.

Seereise zu gefährlich wäre. Der Fluß Taïpe hat ein Zucker-Engenho und mehrere Engenhocas, wo man Branntwein aus dem Zuckerrohre bereitet; man nennt in allen diesen Theilen von Brasilien die gewöhnlichste, schlechteste Art des Zuckerbranntweins Agoa ardente de Canna; die zweyte schon mehr abgezogene Agoa ardente de Mel, und die beste Art kommt aus Bahia und wird Cachaza genannt. Aus Europa führt man alsdann andere Sorten starker Getränke ein, zum Beyspiel Agoa ardente do Reino (aus Portugal) Genever (Genebre) aus Holland, Rum, u. s. w. Auf den Pflanzungen am Taïpe pflanzt man Mandioca, Reis, Zuckerrohr u. s. w. jedoch von der ersten nicht einmal so viel, daß man der Villa dos Ithéos den nöthigen Bedarf zum Unterhalte liefern könnte. Dieser Mangel ist ein Beweis von der Indolenz und geringen Industrie der Bewohner. Sie sind zufrieden, wenn sie kärglich Mehl, Fisch und trockenes Salzfleisch haben, und zuweilen noch einige Krabben (Caranguejo) aus den Mangue-Gebüschern finden. An Verbesserung ihres Zustandes, so wie an Bervollkommnung des Landbaues denken nur sehr wenige. Ihre Indolenz geht so weit, daß es ihnen selbst gleichgültig ist, wenn sie Geld verdienen können. Der Kaffee gedeihet hier am Flusse ganz vortreflich, und man kauft dieses bey uns so allgemein beliebte Produkt in der Villa sehr wohlfeil; dennoch bauet man ihn sehr wenig, und der Handel damit ist äußerst unbedeutend.

Nur die untern Ufer des Flusses sind durch Fazendas und Wohnungen geziert; so wie man diese zurückgelegt hat, erblickt man zu beyden Seiten nur hohe Waldung, und wo diese fehlt, ist das Ufer durchaus schön grün bewachsen, und bildet zum Theil ansehnliche Höhen oder angenehme Hügel; in den hohen Wäldern blicken die Kronen der wilden Cocospalmen aus dem dichten Geflechte der Laubgebüsche mahlerisch hervor. Eine Menge von Wasserpflanzen bilden zu beyden Seiten an den Ufern ein dichtes Gehäge, aus welchem die Aninga (*Arum linniferum*, ARRUDA), mit ihrem kegelförmigen nach oben verdün-

ten Stamme, 7 bis 8 Fuß über das Wasser empor wächst, und mit großen pfeilsförmigen Blättern ein sonderbares Dickicht bildet. Piso hat diese Pflanze in seinem 4ten Buche, Capitel LXX (de Facultatibus simplicium) pag. 103 recht kenntlich abgebildet. Auf diesen Wassergewächsen leben mancherley Vögel, insbesondere die Drossel mit dem gelben nackten Halsflecke (*Turdus brasiliensis*) die Piaçoca (*Parra Jacana*, LINN.) und das schön blaue Wasserhuhn (*Gallinula martinicensis*), das wir seit langer Zeit nicht mehr beobachtet hatten. Dieser Vogel hat ein vorzüglich schönes Gefieder und kommt in seiner Lebensart vollkommen mit unserer deutschen *Gallinula chloropus* überein, da er eben so wie diese gut schwimmt und auch auf den Halmen und Zweigen der Wassergewächse umherhüpft. Der große *Myua* (*Plotus melanogaster*) war hier häufig und weniger scheu als an andern mehr südlich gelegenen Flüssen; wir erlegten mehrere derselben, so wie die niedliche *Picapara* (*Plotus surinamensis*, LINN. oder *Podoa*, ILLIGERI) die ihre kleinen nackten Jungen nach Art der Taucher (*Podiceps*) unter den Flügeln umherträgt. Eine angenehme Unterhaltung gewähren auf diesem Flusse dem Naturforscher auch die Fischottern (*Lontras*), welche in Gesellschaft leben und bis auf Schußweite vor dem Canoe hinschwimmen, oft über das Wasser hoch emporkommen, laut schnarchend Luft schöpfen, und sonderbare Töne hören lassen. Zuweilen erscheinen sie mit einem großen Fische im Raschen, als wollten sie ihre Beute zeigen, und tauchen dann schnell wieder hinab. Indes wird man ihrer selten habhaft; denn wenn sie durch den Schuß nicht sogleich tödtlich verwundet sind, so bekommt man sie nicht wieder zu sehen. Auch *Capybaras* ernähren die Ufer aller dieser Flüsse, allein bey weitem nicht in der Anzahl, als in dem mehr nördlich unter dem Äquator gelegenen Gegenden; denn v. Humboldt fand am Apure und Orinoco diese Thiere unendlich häufig, ja sogar in Gesellschaften von 80 bis 100 Individuen. Nach dem Zeugniß dieses ausgezeichneten Reisenden sollen diese Thiere selbst Fische

fressen, welches ich indessen bezweifeln muß (*). Man hat in dieser Gegend einen kleinen Seitencanal durch den Wald eröffnet, der eine große Biegung des Flusses abschneidet und dadurch für leichte Canoes den Weg etwas abkürzt; er ist bey der Ebbe, die man bis hierhin noch stark verspürt, sehr leicht und oft nicht zu passiren, allein bey der Fluth desto brauchbarer. Weiter hinauf sendet der Fluß einen Arm nordwärts aus, nach einer großen Lagoa, die sich dort zwischen schönen Gebürge ein Paar Meilen weit ausdehnt.

Diese Lagoa, schlechtweg so genannt, ist in der ganzen Gegend berühmt; da sie fischreich ist, so haben hier oft große Fischereyen statt, auch besitzen mehrere Einwohner von Ithéos Pflanzungen an ihren Ufern. Ihre Ausdehnung in der Länge soll etwa zwey deutsche Meilen, in der Breite aber nur die Hälfte betragen. Sie ist von mahlerischen grünen Waldgebürge eingeschlossen, an denen man an einigen von Holz entblößten Stellen Pflanzungen erblickt. Am Tage erhebt sich auf dem ansehnlichen Wasserspiegel gewöhnlich ein kleiner Seewind (Viração), der aber die Wellen mit solcher Gewalt bewegt, daß Canoes leicht in Gefahr kommen. Dieser schöne See soll, was auch aus mancherley Gründen wahrscheinlich ist, vor Zeiten mit dem Meere in Verbindung gestanden haben. Eine niedrige Stelle zwischen zwey sanften Höhen an dem, dem Ocean zugewandten Ufer, scheint die am spätesten versandete Stelle des Zusammenhanges, oder die Barra gewesen zu seyn. Seemuscheln sollen häufig in der Lagoa vorkommen, und in einer gewissen Gegend ihrer Ufer befinden sich Felsen, welche mit runden, kesselartigen Löchern durchbohrt sind, wie sie die Brandung des Meeres an der Küste zu bilden pflegt; diese Felslöcher hat man mit dem Rahmen der Caldeiras (Kessel) belegt. Da, wo der Fluß Taípe in die Lagoa hineintritt, sind ihre Ufer mit weiten Gehägen oder Gebüsch der Aninga eingefaßt, auf

(*) C. VON HUMBOLDT voyage au nouveau continent T. II. Chap. XVIII. p. 217.

welchen eine Menge von kleinen Reiher, von Sabacuen (*Cannocroma cochlearia*, LINN.) und Cocobois (*Ardea virescens*, LINN.) auf Zweigen sitzen, die auf den Wasserspiegel niederhängen, und nach Fischen oder Insekten und ihren Larven Jagd machen. Unmittelbar am Eingange befindet sich jetzt eine feststehende Insel, die ehemals schwimmend in dem See umhergetrieben; sie ist von Wassergewächsen gebildet, auf welchen sich ein Rasensitz und auf diesem wieder andere Gewächse erzeugten. Man findet diese Erscheinung auch bey uns in Europa auf verschiedenen der größeren Landseen. Die eben genannte Insel hat sich jetzt nahe am Eingange des Sees angelehnt und festgesetzt. An Fischen soll diese Lagoa einen besonderen Reichthum besitzen, weshalb die Bewohner der Villa dos Ithéos sie öfters besuchen, und nach mehreren Tagen mit reichem Vorrathe zurückkehren. Schönheit und Nutzbarkeit haben ihr in den Augen der Landesbewohner einen so hohen Werth gegeben, daß man den Reisenden sogleich davon unterhält, wenn er die Gegend von Ithéos betritt. Man erzählt mancherley Fabeln von dem See und seiner Umgebung, oder dichtet ihm wunderbare Entstehung und Naturerscheinungen an, wobey denn auch seine Größe und seine vorzüglichen Eigenschaften nicht selten übertrieben werden. Die ihn umgebenden Gebürge sollen reich an Gold und Edelsteinen seyn, und man hat sogar von einem Dorado in den innern Wildnissen dieser Gebürge gefabelt, oder von einer Gegend, wo es nur wenig Arbeit koste zu den größten Reichthümern zu gelangen. Ähnliche erfolglose Träume haben die goldgierigen europäischen Abenteurer in allen Theilen der neuen Welt vermocht, sich zur Auffuchung dieses so gepriesenen und ersehnten Paradieses, bis in die innersten Wälder jenes weiten Continents zu wagen, wo sehr viele von ihnen nie wieder zu Tage kamen. Allein eben dieser Goldgier der Spanier und Portugiesen, verdanken wir doch auch die wenigen unvollständigen Nachrichten, die wir von dem Zustande und der Geographie jener innern Wildnisse von Süd-Amerika besitzen.

Beynahe in allen Gegenden dieses Continents geht die Sage von einer innern goldreichen Gegend; De la Condamine (*) redet von einem Dorada, oder einer Lagoa Dorado, eben so von Humboldt (**) und andere Schriftsteller; auch herrscht eine ähnliche Sage am Mucuri und am Ithéos. Heut zu Tage ist jedoch der Glaube an das Vorhandenseyn solcher Dorados bey den Pflanzern in Süd-Amerika schon sehr gesunken, denn die Armuth, in welcher gewöhnlich die Gold suchenden Mineiros leben, leitet schnell auf den Schluß, daß der Landbau in jenen, von der Natur so reichlich ausgestatteten Ländern, bey weitem der sicherste Weg sey, zu einem soliden Wohlstande zu gelangen.

Wir kehrten von der Lagoa zum Flusse Taïpe zurück, dessen Hauptarm nun in westlicher Richtung aufwärts verfolgt ward, wo er sich durch die Waldungen fortwindet, und unbedeutend zu werden anfängt. Der Abend nahete heran, und ein schöner großer Vogel, der grünlänzende Ibis (*Tantalus cayennensis*) zog laut rufend über dem dämmernden Urwalde umher, gerade wie es am Abend in unsern europäischen Forsten die Waldschneepfen zu thun pflegen. Seine laute seltsame Stimme schallte weit durch die ruhige einsame Wildniß. Schon war es völlig Nacht, als ich zu Almada eintraf, dem letzten Wohnsitze aufwärts am Taïpe, wo ich von Herrn Weyl, einem kürzlich aus Holland hier gelangten Gutsbesitzer, sehr gastfreundlich aufgenommen wurde.

Almada bezeichnet nur noch die Stelle, wo man vor etwa 60 Jahren eine Aldea oder Dorf von Indiern anzulegen versuchte. Ein Stamm der Aymorés oder Botocudos, welche man an den Flüssen Ithéos und Itahype mit dem Rahmen der Guerens belegt hatte, verstand sich dazu eine Niederlassung

(*) DE LA CONDAMINE Voyage etc. p. 98 und 122.

(**) Ueber eine Laguna del Dorado am Orinoco siehe v. Humboldt Ansichten der Natur S. 293. Arrow Smith hat dieselbe auf seiner Karte angegeben.

zu bilden, wenn man ihnen Land und Wohnungen anweisen wolle. Dies geschah, man erbaute Wohnungen und eine kleine Kirche, und setzte einen Geistlichen, so wie mehrere Küsten-Indier dahin. Indes ist diese Niederlassung wieder zu Grunde gegangen. Die Guerens starben aus, bis auf einen einzigen alten Mann, Namens Capitam Manoël, und zwey bis drey alte Weiber. Die Küsten-Indier zog man hinweg, um neuerlich mit ihnen die Villa de S. Pedro d'Alcantara zu bevölkern, welche indessen auch schon wieder ihrem Ende nahe ist. Daß die Guerens wahre Botocudos gewesen, behaupten nicht nur mehrere Schriftsteller, sondern es zeugt dafür auch die völlige Übereinstimmung der Sprachen. Leute, welche sie noch vor dreßsig Jahren gesehen, versichern, daß sie sämmtlich dieselben Pflöcke in Lippen und Ohren, und dieselben Haarkronen getragen haben, die noch heut zu Tage die Botocudos charakterisiren. Jener Zweig der Aymorés, welcher die in der Capitania von Bahia einheimischen Tupiniquins um das Jahr 1685 vertrieben, und wovon ein Theil Ithéos, S. Amaro und Porto Seguro verwüstet hat, gehörte zu den Guerens. Ein Theil von ihnen zog sich später in die Wälder zurück, und ein anderer wurde vermocht sich anzusiedeln (*).

Der alte Capitam Manoël zeigt durch seine ganze Bildung, daß er von den Botocudos abstammt; doch aber hat er die äußeren Kennzeichen abgelegt, denn seine Lippe und Ohren sind nicht von den großen Pflöcken verunstaltet, und er läßt seine Haare bis ins Genick herabwachsen. Er äußerte indessen noch eine große Vorliebe für sein Volk, und freute sich ungemeyn, als er mich einige Worte seiner Sprache reden hörte. Noch mehr ward seine Freude und Neugierde rege, als ich ihm sagte, daß ich einen jungen Botocuden beständig mit mir führe; er bedauerte unendlich ihn nicht sehen zu können, da ich ihn in der Villa zurückgelassen hatte, und redete beständig von dem-

(*) SOUTHEY'S history of Brazil Vol. II. p. 562.

selben. Zum Andenken an die vergangene Zeit hält dieser alte Mann seinen Bogen und Pfeile noch immer in Ehren. Er ist abgehärtet, noch fest und brauchbar im Walde, ob er gleich schon ein hohes Alter hat. Den Brauntwein liebt er über alles, daher ist ihm jetzt in der Person des kürzlich hier angekommenen Herrn Weyl ein Glückstern aufgegangen, denn in dessen Hause pflegt er nie die Zeit zu verfehlen, wo ihm dieser Göttertrank freygebig gespendet wird. Bessere Zeiten hat Capitam Manoël zu Almada wohl schwerlich erlebt.

Herr Weyl, welcher erst kürzlich diesen Platz zu den von ihm anzulegenden Pflanzungen sich erwählt hat, besitzt jetzt das Stück Land von einer Legoa im Quadrate, welches man den Guerens zu Anfang ihrer Niederlassung angewiesen hatte. Noch hat er nicht Zeit gefunden ein Wohnhaus für sich und seine Familie zu erbauen, daher behalt er sich bis jetzt in einem der kleineren Gebäude, welche, zwey oder drey an der Zahl, den ganzen Rest der Villa de Almada ausmachen. Herr Weyl ist gesonnen hier eine große Fazenda anzulegen, wozu, wie es scheint, alle Umstände ihn begünstigen. Er wird vorzüglich Baumwolle und Kaffee pflanzen, welche beyde hier vortrefflich gerathen; überhaupt gedeihen die meisten Gewächse in dem günstigen Boden und Clima dieser Gegend, wo auch die Waldungen mit den schönsten Holzarten angefüllt sind. Der neue Ansiedler will hier auf einer Anhöhe sich Wohnhaus und Kirche erbauen, wo er in der That einer unendlich reizenden Aussicht genießen wird. Nach Norden eröffnet sich der Blick nach dem glänzenden blauen Spiegel der großen, zwischen mahlerischen Waldbergen still da liegenden Lagoa, hinter ihr die Gebürge, welche man O Queimado (das Verbrannte) nennt, und wo die Mineiros eine Zeit lang viel Gold und Edelsteine gesammelt haben sollen; den Horizont begränzt aber noch hinter diesen Höhen die Serra Grande, eine Bergkette, welche nach dem Meere hinabzieht, und dem Auge die Urwälder verbirgt, durch welche der Rio das Contas hinabströmt. Zur linken eröffnet

sich dem Auge, von diesem herrlichen Standpunkte aus, eine weite erhabene Gebürge-Aussicht in den, Minas Geraës begränzenden Sertam, wo grüne Gebürgeketten einander überhöhen und eine weite Aussicht in jene wilde erhabene Natur gestatten. Dort in südwestlicher Richtung, durchschneidet jene Urwälder die Straße, welche der Tenente-Coronel Filisberto Gomes Da Silva bis Minas Geraës hin eröffnete, und welche zu bereisen ich den Entschluß gefaßt hatte. Allein auch in der Nähe ist die Gegend von Almada sehr mahlerisch. Der Tarpe theilt sich hier schon in mehrere kleine Arme und Gewässer, die ihm aus engen finstern Waldthälern über Felsen und Gestein zurauschen, und kleine Cachoeiras bilden. Unter einer steilen Wand der Höhe, auf welcher das Wohnhaus stehen soll, rauscht der Fluß über Felsen hinab und bildet nicht weit von diesem einen kleinen Fall. Der Anblick dieser großen wild erhabenen Natur wird Herrn Weyl dafür entschädigen, daß er sich, weit von seinem Vaterlande, in jenem entfernten Winkel der Erde, bloß auf den Zirkel seiner Familie eingeschränkt sieht! Überall auf der Erde findet der gebildete Mensch Unterhaltung und Beschäftigung, doch gebührt unter allen Klassen der Menschen hierin dem Naturforscher der Vorrang, denn ihm würde der einsam wilde Wohnsitz an dem Ursprunge des Tarpe, ein reiches Feld für Beobachtungen und eine unerschöpfliche Quelle von geistigen Genüssen bieten.

Ich brachte hier in der Gesellschaft des Herrn Weyl und seiner Familie einen Tag sehr vergnügt zu, und eilte alsdann zur Villa zurück, wo ich nun sogleich die nöthigen Anstalten traf, um von hier aus auf der vor zwey Jahren angelegten Minas-Straße den Sertam zu bereisen. Diese Waldstraße hat man mit vielen Kosten eingerichtet, und in dieser kurzen Zeit schon wieder gänzlich vernachlässigt. Sie war bestimmt, dem innern offenen Lande der Capitánias von Minas Geraës und von Bahia für den Transport der Produkte eine Verbindung mit den Seehäfen zu verschaffen, damit man dort jene sowohl

absetzen, als auch andere von der Küste dagegen beziehen konnte. Einige Viehhändler kamen auch wirklich mit Ochsenheerden (Boiadas) bis nach Ithéos aus dem Sertam herab, fanden aber dort keinen Absatz und keine Schiffögelegenheit nach Bahia. Sie mußten ihre Ochsen um geringen Preis weggeben, die nachher zu andern Zwecken benutzt, und weil sie den Einwohnern von Ithéos hie und da Schaden an ihren Pflanzungen zufügten, sogar verfolgt wurden, wovon sich, als man sie schlachtete, die Spuren zeigten; denn sie waren mit Schroot geschossen worden. Durch den nachtheiligen Erfolg ihrer ersten Unternehmung, wurden die Viehhändler von weiteren ähnlichen Versuchen abgeschreckt. Seitdem betritt niemand mehr diese Straße, welche jetzt völlig verwildert, und mit Gesträuchen, Dornen und jungem Holze dermaßen bewachsen ist, daß ohne Arte und Waldmesser nicht einmal ein Reiter, geschweige denn Lastthiere derselben folgen können. Da ich indessen überzeugt war, daß ich auf dem höheren inneren Rücken der Capitania von Bahia ganz andere Naturerzeugnisse und eine von der Küste verschiedene Schöpfung finden würde, so beschloß ich dennoch diese beschwerliche Reise zu unternehmen.

III.

Reise von Villa dos Ilhéos nach S. Pedro d'Alcantara,

der letzten Ansiedlung am Flusse aufwärts, und Anstalten
zur Reise durch die Wälder nach dem Certam.

Waldbreise nach S. Pedro. Nacht am Ribeirão dos Quiricos mit der
demolirten Brücke. S. Pedro d'Alcantara. Fahrt auf dem Flusse nach
der Villa hinab. Natal-Woche und Feste daselbst. Rückreise nach
S. Pedro. Anstalten zur weitem Reise durch die Urwälder.

Ich war zu Villa dos Ilhéos von dem Vorstande des
Orts sehr wohl empfangen, und mit vieler Bereitwilligkeit un-
terstützt worden; eine Begünstigung, welche mir nicht überall
zu Theil geworden war. Der Juiz, Senhor Amaral, be-
eiferte sich, uns den in Ilhéos herrschenden Mangel an Le-
bensmitteln weniger fühlbar zu machen, indem er von seiner
entfernten, an der großen Lagoa gelegenen Fazenda Mehl und
andere Bedürfnisse für meine Leute herbeygeschaffen ließ. Herr
Fraser, welcher von Belmonte mit mir hierher gereist war,
hatte sogleich ein nach Bahia bestimmtes Schiff gefunden und
war mit demselben abgefegelt. Ich fand den Aufenthalt in der
Villa nicht zuträglich für meine brasilianischen Leute, welche ich
zu der Reise durch die Wälder angenommen hatte, denn sie
waren sämmtlich dem Branntwein ergeben, und veranlaßten

verschiedene unangenehme Auftritte; daher entschloß ich mich, meine Einrichtung für die Reise zu beschleunigen, und dieselbe sobald als möglich anzutreten. Ein in der Villa befindlicher Mineiro brachte meine, von der weiten Landreise von Rio de Janeiro bis hierher sehr in Unordnung gerathene Packsättel (Cangalhas) der Lastthiere wieder in einen leidlichen Zustand, eine Reparatur, die von der größten Wichtigkeit war, da den schwer beladenen Thieren eine Reise durch wilde und dicht verwachsene Wälder bevorstand, wo sie häufig mit ihren Kisten und Ladungen gegen die Waldstämme anstoßen, und jedesmal einen Druck oder eine Quetschung erhalten, wenn die Packsättel nicht recht weich und gut ausgefüttert sind, oder die Ladungen nicht im Gleichgewichte liegen. Die große Waldreise, welche ich beabsichtigte, erforderte aber noch einige andere nöthige Einrichtungen. Da ich auf einer Reise von etwa 40 Legoas in unwegsamen Gegenden keine menschliche Wohnung anzutreffen hoffen durfte, so war es nöthig unsern Bedarf an Mandioccamehl, Fleisch (Carne seca) und Branntwein mitzuführen; ich ließ daher eines meiner Lastthiere mit einem Fasse dieses hier so nöthigen Getränkes beladen, ein Paar andere trugen die Lebensmittel, welche sich in Säcken von behaarter Ochsenhaut (Boroacas) befanden, und außerdem trug ein jeder meiner eingebornen Leute ein Quart Mehl, als seine Provison für etwa sechs bis acht Tage, auf dem Rücken. Da man mich unterrichtet hatte, daß auf jener zugewachsenen Waldstraße ohne Äxte und Waldmesser nicht würde durchzukommen seyn, so ließ ich verschiedene dieser scharfen Instrumente von gutem Stahl verfertigen, womit ich drey Mann, Hilario, Manoel und Ignacio, welche für diese Reise in meinen Sold getreten waren, versah. Der erstere war ein Mamelucke, der zweyete ein Mulatte von vorzüglicher Stärke, Ausdauer und Brauchbarkeit im Walde, der dritte ein Indier.

Nachdem diese nöthigen Anstalten getroffen waren, ließ ich am 21ten December einige große Canoës mit dem Gepäcke

beladen, und nahm von der Villa Abschied. Die Minas-Straße führt sogleich von der Seeküste längs des Flusses hinauf, und fängt anderthalb Leguas weit von Iheos an, sich in die ununterbrochenen Wälder zu vertiefen. Ich landete Abends auf einer Fazenda, wo meine voran gesandten Kasthiere schon einige Tage auf einer guten Weide ausgeruhet hatten; hier befand sich gerade jetzt ein Mineiro, José Caetano genannt, welcher in den benachbarten Wäldern Holz fällen ließ, und ein Paar junge Wilde vom Stamme der Camacan oder Mangoyos bey sich hatte; von ihm wird später mehr geredet werden, da er auf einige Zeit in meinen Sold trat. Er gab mir die Nachricht, daß eine Brücke auf der Straße in ganz unbrauchbarem Zustande sey, worauf ich fünf bis sechs meiner Leute mit Urten voran sandte, um diese Stelle zu untersuchen, und im nöthigen Falle zu einem schnellen leichten Übergang eine Laufbrücke oder einen Steg zu zimmern; zugleich gab ich zweyen meiner Jäger den Auftrag, die Arbeiter zu begleiten, um etwas Wildpret zum Unterhalte der Mannschaft herbey zu schaffen. Ich selbst blieb mit dem Reste meiner Truppe auf der Fazenda eines gewissen Simam zurück, von wo aus wir die nahen Wälder durchstreiften. Unweit des Wohnhauses der Fazenda rauschte ein kleiner Corrego über Gestein, zwischen dichten Gesträuchen von Heliconia, Cocos und anderen schönen Gewächsen dem Flusse zu; hier war ein angenehm erfrischender Schatten, in welchem ich häufig einen kleinen niedlichen Vogel fand, der einen kurzen nicht unangenehmen Gesang zu allen Stunden des Tages hören ließ. Schon am Belmonte hatte ich diesen Sänger in dem einsamen dunkeln Schatten, zwischen den vom Wasser benetzten Felsstücken an kleinen Waldbächen gefunden (*); hier sah ich ihn häufig und entdeckte auch sein

(*) *Muscicapa rivularis*: 5 Zoll 3 Linien lang, 7 Zoll 3 Linien breit; Scheitel und Backen aschgrau, letztere etwas weißlich gemischt; eine weißgelbliche Linie über jedem Auge; Kehle gelblich weiß; Brust graugelblich, eben so der Afterschwanz und die unteren Schwanzdeckfedern; alle oberen Theile olivengrün stark ins zersplitterte grüne fallend. Sie hat die Lebensart und Manieren eines Sängers (*Sylvia*.)

Nest, welches in einer Höhlung des Ufers unter Gesträuchen junger Cocospalmen erbaut war. Andere Vögel belebten in Menge die Nachbarschaft der Fazenda, besonders häufig flogen die Arassaris (*Ramphastos Aracari*, LINN.) auf einen nahen Genipaba-Baum (*Genipa americana*, LINN.) der mit seinen schönen weißen Blüthen und zugleich mit Früchten überdeckt war. Andere hohe Bäume in der Nähe waren mit den Nestern des Japui (*Cassicus persicus*) so dicht behängt, daß sich an allen Spitzen der Zweige dergleichen befanden. Diese Vögel ließen ihre rauhe Lockstimme ununterbrochen erschallen, und zeigten, wie unsere Staare, ein besonderes Talent, alle ihnen nahe wohnenden Vögel nachzuahmen. Ihr schwarz und gelb gezeichnetes Gefieder ist schön, besonders wenn der Vogel seinen Schweif ausbreitet, und an dem beutelförmigen Neste flatternd umher klettert.

Meine Leute kehrten nach anderthalb Tagen zurück und brachten mir die Nachricht, daß an der Brücke nichts zu verbessern und der Übergang daher sehr schwierig sey. Dennoch brach ich am 24ten December mit meiner ganzen Tropa auf, um meinem Vorhaben gemäß den Übergang zu versuchen, und fand die Straße noch schlechter, als man sie mir geschildert hatte. Dornen zerrissen überall die Haut und die Kleidung der Reisenden, man mußte sich mit dem großen Waldmesser (*Facão*) stets den Weg bahnen, und oft fanden sich Dickichte von der sogenannten Banana do mato (*Heliconia*) mit hohen steifen Blättern, die den Durchgang bey der Nähe des Thaues äußerst beschwerlich und unangenehm machten. Die Straße durchschneidet Berg auf Berg ab, quer die prachtvollsten finstersten Urwälder von Riesensämmen, welche sich zu dem schönsten Bau- und Werkholz eignen. Wir überstiegen schon an diesem ersten Tage der ununterbrochenen Waldreise, mehrere bedeutende Berge, unter welchen ich den Miriqui (*Miriki*), nach den vielen hier vorgefundenen Affen (*Ateles*) so benannt, bemerke, und den Jacarandá, wo man besonders viel der schönen, eben so

genannten Art von Mimosa findet. An dieser letzten Höhe hat man die Straße in einem Schlangenweg hinauf geführt, und dennoch war sie für unsere beladene Maulthiere sehr angreifend, die indessen von selbst stehen bleiben, häufig ruhen, und alsdann unangetrieben wieder weiter ziehen. In den stillen schauerlich einsamen Thälern, welche zwischen Höhen liegen, wo besonders viele Cocospalmen die Erde des Dickichts sind, fanden wir noch weit größere Hindernisse, und oft einen sumpfigen weichen Boden (Atoleiro), in welchem unsere Thiere tief einsanken. Vorangesandte des Weges kundige Jäger eröffneten unseren Zug. Sie benachrichtigten die Tropa sogleich, sobald ein solches Hinderniß sich zeigte; alsdann ward gehalten, die Reiter stiegen vom Pferde, die Jäger setzten ihre Gewehre an die benachbarten Stämme, man entledigte sich des Gepäcks und jeder Mann legte Hand an. Man hieb dünne Stämme nieder, warf sie auf den Weg, deckte abgehauene Cocosblätter und andere Zweige darauf, und bahnte auf diese Art einen künstlichen Übergang.

So gelang es den Reisenden, mit angestrongter Arbeit in der Hitze des Tages vorzudringen, bis man häufig wieder auf quer über die etwa acht bis zehn Schritte breite Straße gestürzte colossale Baumstämme stieß, wodurch es alsdann unumgänglich nöthig wurde, durch die dichte Verflechtung des Waldes an der Seite einen Pfad oder Picade zu bahnen, und auf diese Art das Hinderniß zu umgehen. Diese Schwierigkeiten, welche in jenen endlosen Urwildnissen den Reisenden aufhalten, und sein Fortrücken unglaublich verzögern, sind besonders zu Anfang solcher Unternehmungen nichts weniger als abschreckend, wenn nur die Gesundheit nicht leidet und kein Mangel an Lebensmitteln eintritt. Der Mensch vergißt bey reger Thätigkeit die Beschwerden, welchen er unterworfen ist, und der Anblick jener einzig herrlichen erhabenen Waldnatur, gewährt seinem Geiste durch immer neue und wechselnde Scenen Beschäftigung; denn besonders der Europäer, der zum erstenmal in jene Wälder eintritt, bleibt in einer beständigen Zerstreuung. Leben und üppiger

Pflanzenwuchs ist überall verbreitet, nirgends ein kleines Plätzchen ohne Gewächse, an allen Stämmen blühen, ranken, wuchern und heften sich Passiflora-, Caladium-, Dracontium-, Piper-, Begonia-, Epidendrum-Arten, mannichfaltige Farrenträuter (Filices), Flechten und Moose verschiedener Art. Das Dickicht bilden die Geschlechter der Cocos, Melastoma, Bignonia, Rhexia, Mimosa, Ingá, Bombax, Ilex, Laurus, Myrthus, Eugenia, Jacarandá, Jatropha, Vismia, Lecythis, Ficus und tausende von anderen größtentheils noch unbekanntem Baumarten, deren abgefallene Blüthen man auf der Erde liegen sieht, und kaum errathen kann, von welchem der Riesenstämme sie kamen; andere mit Blumen völlig bedeckt, leuchten schon von ferne weiß, hochgelb, hochroth, rosenroth, violet, himmelblau u. s. w. und an Sumpfstellen drängen dicht geschlossen auf langen Schäften, die großen schönen elliptischen Blätter der Heliconien sich empor, die oft zehn bis zwölf Fuß hoch sind, und mit sonderbar gebildeten hochrothen oder feuerfarbenen Blüthen prangen. Auf den höchsten Stämmen, hoch oben in der Theilung der Äste, wachsen ungeheure Bromelia-Stauden, mit großen Blumenkolben oder Trauben, hochzinnoberröthlich, oder von anderen schönen Farben; von ihnen fallen große Bündel von Wurzeln, gleich Stricken herab, welche bis auf die Erde niederhängen, und unten den Reisenden ein neues Hinderniß bereiten. Solche Bromelia-Stauden füllen alle Bäume an, bis sie nach Jahren absterben, und vom Winde entwurzelt mit Getöse herabstürzen. Tausendfältige Schlingpflanzen, von den zartesten Formen bis zu der Dicke eines Mannschenkels, von hartem zähem Holze (Bauhinia, Banisteria, Paullinia und andere) verschlechten die Stämme, steigen bis zu der höchsten Höhe der Baumkronen, wo sie alsdann blühen und Frucht tragen, ohne daß je ein menschliches Auge sie sah. Manche derselben sind so wunderbar gebildet, wie zum Beispiel gewisse Bauhinia-Arten, daß man sie ohne Staunen nicht betrachten kann. Aus vielen derselben fault der Stamm, um den sie sich geschlungen, heraus, und

hier steht dann eine colossale gewundene Schlange, deren Entstehung sich auf diese Art leicht erklären läßt u. s. w. Wer vermöchte anschaulich das Bild jener Wälder, dem der sie nicht selbst gesehen hat, zu entwerfen! Wie weit bleibt hier die Schilderung hinter der Natur zurück!

Ich erreichte am ersten Tage gegen Abend eine Stelle, welche man Coral do Jacarandá nennt, weil hier, aus dem Sertam herabgekommene Ochsenheerden übernachtet hatten. Die Vaqueiros (Kuhhirten) pflegen alsdann einen Coral oder Zaun aufzurichten, indem sie Stangen abhauen, und diese an die Baumstämme in horizontaler Richtung dergestalt anbinden, daß das Rindvieh oder die Pferde während der Nacht nicht entlaufen können. Der hier erwähnte Coral lag durchaus im dichten und dergestalt hohen Walde, daß es schon frühe daselbst dämmerte. Zunächst bey der Umzäumung fanden wir noch ein Paar alte Ranchos (Hütten), die man in diesen Wäldern gewöhnlich sehr nachlässig zu erbauen pflegt; denn sie bestehen bloß in einer schräg geneigten Schirmwand von Stangen, welche man, um den Regen abzuhalten, mit Pattioba oder andern Blättern bedeckt. Die hier vorgefundenen Hütten waren so alt und verfallen, daß sie nicht den mindesten Schutz gewährten, dessen wir, bey der Nothwendigkeit hier zu übernachten, dennoch sehr bedurften; auch war kaum die dunkle Nacht zur Hälfte verstrichen, als ein Regenguß herabstürzte, der uns sämmtlich völlig durchnäßte. Der folgende Morgen brach heiter wieder an, allein dennoch gehörte eine geraume Zeit dazu, ehe wir, durch Kaffee und ein großes Feuer wieder erwärmt, die Reise fortsetzen konnten. Unsere Lastthiere hatten, wo möglich, eine noch schlechtere Nacht zu überstehen gehabt; denn nach ihrer ersten angreifenden Tagereise, fanden sie in dem hohen Urwalde kaum etwas Gras für ihren Hunger. Der Wald war von dem heftigen Regen noch so naß, daß die Fortsetzung der Reise in der dicht verwachsenen Straße eine harte, höchst unangenehme Aufgabe war; dennoch wur-

den die Maulthiere zusammen getrieben, beladen und in Bewegung gesetzt.

Wir fanden an diesem zweyten Tage unserer Waldreise schöne kühle, über Gestein herabrauschende Corregos, an denen einige neue Arten von Salbey (*Salvia*) mit herrlichen hochrothen Blumen angetroffen wurden. Eine merkwürdige Pflanze, die ich weder vorher noch nachher wieder gesehen habe, fesselte besonders unsere Aufmerksamkeit. Sie hat beynähe gegen einander über stehende, stark fleischige, eyförmig zugespitzte Blätter an holzigtem Stamme von etwa zwey Fuß Höhe. Zwischen ihnen entspringen die langen, dünnen, beynähe haarförmigen biegsamen Blumenstiele (*pedunculi*), welche gerade herabhängen und beynähe 8 bis 10 Zoll lang sind. Sie tragen an ihrem Ende einen fünfstheiligen dunkelviolettbräunlichen Kelch, dessen Blättchen schmal lanzettförmig zugespitzt sind, und in diesem die große prachtwoll scharlachrothe, weite, vorne an der Mündung ein wenig eingezogene, etwa zwey Zoll lange Blumentrone oder Röhre, die so wie der Kelch und *pedunculus* mit kleinen weißlichen Härchen dünne besetzt ist. Im Innern der Blume, vorne nahe an der Mündung, liegen die Antheren vereint auf ihren getrennten Trägern. Ich habe dieses schöne Gewächs aus der *Dydinamia angiospermia* nur an dieser einzigen Stelle gefunden, und leider keinen Saamen davon einsammeln können, da ich die Frucht nicht gesehen habe. Auf unserem heutigen Wege fanden wir weniger Berge, dagegen aber andere Hindernisse, die wir bisher noch nicht in ihrer ganzen Stärke kennen gelernt hatten. Ich ritt wie gewöhnlich meiner Tropa voran, und folgte den Männern, welche mit dem *Facão* und der Art das Gebüsch hinweg räumten, als ich plötzlich meine mir nachfolgenden Leute rufen, und die beladenen Thiere alle hinter mir herrennen hörte. Es blieb mir bey der Unbändigkeit der Maulthiere nichts übrig, als so schnell wie möglich Platz zu machen, um nicht von den Risten beschädigt zu werden; alle rannten davon, und nur durch ihr beständiges

heftiges Ausschlagen, errieth ich die Ursache ihrer Flucht. Sie hatten an den Blättern der Gewächse am Wege ein Nest grimziger Wespen (Marimbondos) berührt, deren Stachel einen sehr heftigen Schmerz verursacht, und waren von diesen Thieren in Menge angefallen worden. Sie scheuen diesen Schmerz so sehr, daß sie sogleich die Flucht ergreifen, und sich besinnungslos gerade in das verworrene Dickicht der stachelichsten Gebüsche werfen. Selbst meine Leute waren nicht leer ausgegangen, denn der eine von ihnen klagte über seinen Kopf, ein anderer über das Gesicht u. s. w., und nur nach geraumer Zeit war die Tropa wieder gesammelt und zur vorigen Ordnung zurückgekehrt. Diese Marimbondos hat man von verschiedenen Arten; sie sind kleine schlanken Wespen, wovon die schlimmste größere Art bräunlich-schwarz, eine andere bräunlich-gelb gefärbt ist. Sie befestigen ihr nach Art unserer europäischen Wespen gebautes Nest an einem Baume oder an einer Pflanze nicht hoch über der Erde; es besteht ebenfalls aus einer weißgrauen, dem Papier ähnlichen Masse und hat meistens eine elliptische an beyden Enden zugespitzte Form; an seinem obern Theile ist es befestigt, und am untern hat es einen kleinen runden Eingang, auch ist es zuweilen mehr rundlich gebildet. Gewöhnlich sind diese gefährlichen Wohnungen an der Unterseite eines jener großen Blätter der Heliconia befestigt, wo sie von den Reisenden zufällig leicht berührt werden, und alsdann sogleich einen Schwarm ihrer rachsüchtigen Bewohner ausschütten. Die Brasilianer weichen diesen Nestern gewöhnlich ehrfurchtsvoll aus, wenn sie dieselben nicht schnell zerstören können.

Am Mittage erreichte ich eine Stelle im dichten Walde, wo der Ribeirão dos Quiricos, ein tief eingeschnittener Waldbach, mit einer Brücke versehen gewesen war, die wir aber jetzt völlig verfault und in das Bette des Flusses hinabgestürzt fanden. Schon sahen wir im Geiste den Aufenthalt voraus, welchen uns dieser ungünstige Anblick drohete; ich entschloß mich daher lieber hier zu übernachten, um meinen Leuten zur

Hinüberschaffung der Troja Zeit zu geben. Unweit der Ruinen der Brücke fanden wir einen alten Rancho, dessen Dach von Cocosblättern zwar zum Theil schon verfault war, doch aber noch einen leidlichen Schutz gegen die Feuchtigkeit der Nacht gewährte. Einige Koste von kurzen Prügeln hatte man ebenfalls hier bey der Hütte vorgefunden und mein Vortrab von Jägern hatte wirklich schon für unsere Mahlzeit gesorgt. Sie führten uns zu ihrem Lagerplatz, wo wir ein wildes Schwein, drey große Miriqui-Affen und eine Jacutinga auf dem Koste liegen sahen; ein Anblick der die hungrigen Reisenden ungemein erfreute, die sich nun um das freundliche, hoch auflodernde Feuer herum lagerten, und bey der Erzählung der erlebten Abenteuer ausruheten. Hilario, einer der Jäger, hatte das Schwein geschossen, und bey einer gewissen Stelle im Walde mit Zweigen bedeckt liegen lassen, um es am folgenden Morgen abzuholen; als er aber wieder dort hin kam, fand er, daß eine große Unze (Yaguarète) den besten Theil desselben zu sich genommen hatte. Der Reisende in jenen weiten Wäldern muß oft froh seyn, wenn er nur seinen Unterhalt findet, daher waren wir erfreuet, daß die gütige Unze auch für uns noch etwas übrig gelassen hatte. Ich ließ nun meine Leute das Gepäck über den Bach schaffen, wobey die Eingebornen viel Gewandtheit und Geschicklichkeit zeigten. Auf einem einzigen Balken giengen sie von einem Ufer zum andern mit einer schweren Kiste auf dem Kopf, und setzten auf diese Art ohne den geringsten Zufall alles ans jenseitige Ufer; mehr Schwierigkeit verursachten uns die Maulthiere. Die Ufer des Baches waren hoch, steil und glatt, unten befand sich ein tiefer sumpfiger Grund, daher war es den ermüdeten Thieren äußerst schwer, das jenseitige Ufer zu ersteigen; sie sanken in dem Grunde des Baches tief ein, und nur, indem man ihnen Balken und Breter der eingefallenen Brücke unterschoh, gelang es, sie sämmtlich am jenseitigen Ufer zu vereinigen. Kaum war dieses Geschäft vollbracht, so trat die Nacht ein. Da wir uns jetzt in der

Regenperiode befanden, so war der Himmel mit Wolken dicht bedeckt; es herrschte daher in dem hohen Walde eine unglaubliche Finsterniß, die bey dem hellen Schein unserer Feuer noch auffallender erschien; eine unzählige Menge von Fröschen ließ ihre verschiedenartigen Stimmen von den Kronen der hohen Waldbäume, aus den dort oben wachsenden Bromelia-Stauden herab erschallen: einige waren rauh und kurz, andere klangen wie ein klopfendes Instrument, noch andere glichen einem kurzen hellen Pfiff, einem klappernden Laut u. s. w.; leuchtende Insekten flogen gleich Feuerfunken in allen Richtungen umher, besonders der *Elater noctilucus* mit seinen beyden Feuerfunken, welche ein grünliches Licht von sich strahlen; allein keines dieser Lichtchen ist viel bedeutender, als das unserer *Lampyris noctilucea*; denn von dem wahrscheinlich fabelhaften des Laterträgers (*Fulgara*) haben wir nie eine Spur gefunden, ob wir gleich dieses sonderbare Insekt häufig an Baumstämmen, besonders am Caschetholze fiengen, auch haben mir die Landesbewohner nie eine Bestätigung für das Leuchten dieses Thieres geben können. Herr von Humboldt sagt, daß er in jenen dunkeln Tropennächten des Orinoco selbst die Stimmen der Affen, der Faulthiere und der Tagvögel gehört habe (*), wovon mir indessen kein Beyspiel vorgekommen ist; denn im östlichen Brasilien vernimmt man alsdann nur Unzen, Eulen, Nachtschwalben, den Juó (*Tinamus noctivagus*), die Frösche, Kröten, einige Insekten und vielleicht Eidechsenarten.

Am dritten Tage meiner Waldreise fand ich eine Picade (Waldpfad), welche von den Bewohnern von S. Pedro gebraucht wird, und die mir das Durchreiten des Waldes sehr erleichterte. Sie führte indessen nur bis zu der Höhe einer Stelle im Flusse, welche man Banco do Cachorro (die Hundebank oder den Hundefelsen) nennt; von hier aus pflegen die Bewohner eine andere Picade längs des Flußufers einzu-

(*) Siehe von Humboldt *Voyages aux regions equinoctiales du Nouveau Continent*, Tom. II. Chap. 18. pag. 221.

schlagen; da diese aber für beladene Thiere ungangbar ist, so sah ich mich genöthigt der Straße zu folgen, die von hier aus ganz besonders unwegsam war. Man hat ihr etwas mehr Breite gegeben, als der zu Mucuri, allein umgesunkene, zer-splitterte Stämme, Dornen, Gesträuch und junge Bäume, alle vom häufigen Regen durchnäßt, versperrten uns unaufhörlich den Weg. An einer einsamen, von Dichtung umgebenen wildverwachsenen Stelle, fanden wir das völlig frische Lager einer großen Unze, welche kurz zuvor hier geruhet und das Laub und Gras nach ihrer eigenthümlichen Art, vorher hinweggescharrt hatte. In dem dichten Geslechte und dem dunkeln Schatten dieses Waldes blüheten schöne Gewächse, und die majestätischen Stämme breiteten ihre Riesenkrone aus; unter ihnen fand man auf dem Boden die abgefallenen großen Blumen einer prachtvoll scharlachrothen Passionsblume (*Passiflora*), welche die Erde an vielen Stellen völlig überdeckten und rötheten. Der Stamm dieses schönen Gewächses verflocht in dem höchsten Gipfel jener Waldcolosse die dicht belaubte Krone zu einem Knäuel. Schöne Arten der prachtvollen Familie der Bignonien schmückten den Weg unserer Waldreise; rosenroth, weiß, lila, violet, von allen Abstufungen lagen sie unter ihren Stämmen auf dem Boden, und wie völlig in die reinste hochgelbe Farbe getaucht prangten die Stämme des zähen festen Pao d'Arco, von welchen, wie früher gesagt worden, die nördlicher wohnenden Stämme der Urbewohner ihre Bogen verfertigen. Marcgrav hat unter dem Nahmen des Guirapariba oder Urupariba (p. 113) wahrscheinlich diese Art beschrieben und abgebildet. Noch hatte dieser Baum seine Blätter nicht entfaltet, sondern seine Zweige waren nur mit Blumen überschüttet. Häufig wuchs hier an den Stämmen das *Dracontium pertusum* mit seinen weißen Blumen, so wie mancherley Arten von *Caladium*, welche sämmtlich zur Verschönerung der Pflanzenwelt um uns her nicht wenig beytrugen, während eine leise Bewegung der Luft sogleich den herrlichen Geruch der Vanille uns herbeyführte.

Dieses angenehme Gewächs ist überall häufig, wird aber höchst selten aufgesucht und benutzt; mehrere Thierarten, besonders die Mäuse und Ratten verzehren die unreife noch grüne Schoote besonders gierig. Die zahlreichen Arten der Farrenkräuter überzogen besonders in der alten Straße den Boden, und da sie oft 8 bis 10 Fuß hoch waren, so mußten wir uns durch ihre dichten Bedel mühsam hindurcharbeiten. Viele sind klein und suchen den Schatten, andere hingegen sind so stark, daß sie einem Reiter zu Pferd Schatten geben könnten; ich muß deshalb hier bemerken, daß in dieser Gegend schon ein Paar starke dornige Arten dieser Familie gefunden werden, welche man allenfalls zu den baumartigen Farren rechnen könnte. Von Dornen zerkratzt und zerrissen, vom Regen durchweicht, und am ganzen Körper durch die von der Hitze bewirkte beständige Transpiration ermattet, fühlt man sich dennoch zur Bewunderung jener erhabenen Pflanzenwelt hingerissen! Während ein lästiger Regen auf uns herabfiel, überraschte uns der laute sonderbare Ruf eines Raubvogels, welcher uns bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen war. Seine Stimme war äußerst durchdringend und schallend, ein klägliches, lauter, allmählig herabsinkender Schrey, vor dem einige kurz ausgestoßene Töne vorher giengen, welche der Stimme einer Eier legenden Henne gleichen. Der Vogel selbst war ein schwarzer Wespen-Buffard mit weißem Unterleibe, welchen die Landesbewohner Gavião do Sertam nennen, und der von Buffon unter dem Namen des petit Aigle d'Amérique (*Falco nudicollis*, DAUDIN) beschrieben worden ist. Er saß auf den hohen Gipfeln der Waldbäume und rief beständig seine klagenden Töne herab. Ich ließ sogleich die Tropa halten; ein Paar Jäger schlichen hinzu, allein der Regen hatte ihre Gewehre unbrauchbar gemacht, und wir bekamen diesmal keinen der Vögel, welche übrigens erst abflogen, nachdem die Gewehre mehrmals versagt hatten. Wir waren nun nicht mehr weit von S. Pedro, der letzten Ansiedlung aufwärts am Flusse Iheos entfernt; denn am Nachmittage

traten wir aus dem dichten Walde in die Pflanzungen der Bewohner, in denen man zwischen alten abgebrannten Stämmen die Seglinge der Mandioca gepflanzt hatte (*) und erreichten bald die Wohnungen.

Der Ort, wo wir uns jetzt befanden, ist ein elendes Dörfchen von acht bis zehn aus Ketten erbauten Häusern mit einer Kirche, welche ebenfalls nur ein aus Ketten erbauter Schoppen ist; dennoch wird diese Ansiedlung mit dem Rahmen der Villa de S. Pedro d'Alcantara belegt; man pflegt sie aber auch schlechtweg Als Ferradas zu nennen, da nicht fern von hier im Flusse sich eine Felsenbank befindet, welche den Rahmen Banco das Ferradas trägt. Diese Villa oder dies Dörfchen, wie man sie richtiger nennen würde, hat man vor etwa zwey Jahren angelegt, als die Minas-Straße beendigt war. Man versammelte hier verschiedenartige Menschen, einige Spanier, mehrere Indische Familien und farbige Leute (Pardos), auch zog man aus den benachbarten Urwäldern eine Parthie Camacan-Indier herbey, von einem Stamm der Urewohner dieser Wälder, welchen die Portugiesen mit dem Rahmen der Mongoyos belegen. Diese Wilden streifen nicht weiter südlich, als bis zum Rio Pardo, und nördlich findet man sie bis über den Rio das Contas hinaus, allein dort sind sie völlig entwildert. Hier in dem großen Sertam der Capitania von Bahia ist der Platz, wo man sie noch in ihrem rohen Zustande beobachten kann; denn viele von ihnen haben noch keinen Europäer gesehen. Sie stehen indessen doch schon auf einem höheren Grade der Cultur, als ihre nächsten Nachbarn, die Patachos und Botocudos, denn sie sind nicht bloß Jäger, sondern pflanzen größtentheils auch schon gewisse Gewächse zu ihrer Nahrung, und binden sich auf diese Art mehr oder we-

(*) Ueber die Art der Indier, die Waldungen zu ihren Pflanzungen niederzuhauen und zu brennen, siehe auch die Nachrichten des Missionär Weigl von der Provinz Maynas und den Ufern des Amazonasstromes, in von Murr Reisen einiger Missionäre der Gesellschaft Jesu. Nürnberg 1785 Seite 142.

niger an die einmal angebaute Stelle, obgleich dies nicht für immer ist. Es wird sich späterhin Veranlassung finden, mehr von diesen Leuten zu sagen. In Belmonte hatte ich, wie früher gesagt, einen kleinen Rest schon völlig ausgearteter Indier dieses Stammes gefunden, der vor vielen Jahren von den Paulisten an jenen Ort versprengt, und nachher größtentheils ausgerottet wurde.

Auch die früher erwähnte Villa de Almada am Flusse Larpe lieferte ebenfalls einige Bewohner zu der neuen Villa de S. Pedro d'Alcantara nas margens do Rio da Cachoeira. Der Ouvidor der Comarca setzte, als die Kirche vollendet war, selbst den Geistlichen ein; auch erbaute man noch einige Lagereisen weiter, da wo die neue Straße im Sertam den Rio Salgado erreicht, ebenfalls eine kleine Kirche, ließ dort Messe lesen und Pflanzungen für die Reisenden anlegen, welches aber jetzt alles verwildert, in Verfall gerathen und völlig unbenutzt liegt. Umsonst waren alle diese Anstrengungen und Unkosten, da die Straße selbst nicht gebraucht werden, und in kurzer Zeit nicht mehr kenntlich seyn wird. Die Mineiros ziehen bis jetzt dieser beschwerlichen Waldreise, den Landweg durch die offenen Campos des innern Sertam der Capitania da Bahia vor, da sie zu Villa dos Iheos weder Abnehmer ihrer Produkte, noch Schiffe finden, um sich sogleich nach Bahia einschiffen zu können. Mit dem Verfall der neuen Straße, von welchem wir auf unserer Reise hinlänglich die Erfahrung gemacht, hielt der Verfall der Villa de S. Pedro gleichen Schritt; denn die mit Gewalt hier zusammengetriebenen Menschen, die nicht gehörig unterstützt wurden, entflohen zum Theil, und ein großer Theil der Camacan-Indier ward durch eine ansteckende Krankheit weggerafft, weshalb die übriggebliebenen schnell in ihre Wälder zurückeilten. Jetzt lebt hier der Geistliche (Padre Vigarario) mit etwa fünf bis sechs Familien, welche sich sämmtlich von hier hinweg sehnen, es müßte denn die Regierung bald bessere Maßregeln treffen. Man sprach

gegenwärtig von einer neuen Aufräumung der Straße, so wie von Wiederbevölkerung von S. Pedro.

Die Lage dieses Dorfes ist wild. Es ist rundum eingeschlossen vom Urwalde, der voll von wilden Thieren ist, und wo die Patachos in kleinen Haufen umherstreifen. Zwar haben dieselben hier noch keinen Schaden angerichtet, da man aber auch noch kein Einverständniß mit ihnen hat anknüpfen können, so traut man ihnen nicht, und nimmt sich um so mehr in Acht mit ihnen in irgend eine Berührung zu kommen, als die wenigen Menschen sich gegen einen Angriff derselben nicht würden vertheidigen können. Die Wohnungen der Bewohner sind unmittelbar von ihren Pflanzungen eingeschlossen, durch welche ein schmaler unebener Pfad in die Straße führt, auf welchem unsere Maulthiere mit ihrer Ladung nicht ohne die Hülfe der Art fortkommen konnten.

Wir hatten S. Pedro an einem großen Festtage erreicht, welches gegen meine Absicht war, da man in Brasilien nicht gern an solchen Tagen zu reisen pflegt, auch war nur der unvorhergesehene Aufenthalt an der eingestürzten Brücke die Ursache dieser Verzögerung. Einer meiner Leute, welcher in S. Pedro wohnhaft war, erhielt deshalb von seiner Frau starke Vorwürfe, und es kam zwischen ihnen sogar zu Thätlichkeiten. Die folgenden Tage waren ebenfalls Festtage, und der Geistliche des Orts hatte die Gefälligkeit, die Bestimmung der Stunde zum Gottesdienst jedesmal uns zu überlassen. Er war erfreut mit uns reden und sich unterhalten zu können, auch hatte er die Gefälligkeit mir ein großes Canoe zu leihen, als ich es für nöthig fand, wegen einiger zu treffenden Einrichtungen, mich noch einmal nach der Villa dos Ilhéos hinab zu begeben. Ich suchte einen gewissen, dieser Wälder vollkommen kundigen Jeger, welchen ich mitzunehmen wünschte; auch war es nöthig, noch mancherley Gegenstände anzuschaffen, welche ich vergebens in S. Pedro zu finden gehofft hatte. Der Fluß Ilhéos oder eigentlich der Arm desselben, welcher Rio da Cachoeira

genannt wird, fließt wie schon gesagt, nahe bey Ferradas vorbei, mit ihm läuft die Minas-Straße von der Seeküste herauf bis hierher parallel, und oft nur in geringer Entfernung von demselben, daher macht man auch oft die Reise nach Ilhéos hinab zu Wasser, wozu man einen Tag, und zurück etwa zwey Tage gebraucht. Der Fluß war jetzt in der trockensten Jahreszeit so klein, daß man an manchen Stellen das Canoe kaum fortbringen konnte; denn Felsenstücke und Steine füllen ihn oft beynahe gänzlich aus. Diese Felsstrümmen geben ihm zum Theil das Ansehen des oberen Theils des Rio Grande de Belmonte; nur erscheint der Ilhéos immer schmal im Vergleich mit jenem bedeutendern Flusse. Er hat einige starke Fälle und ist daher für die Canoes beschwerlich; verstehen die Canoeiros ihr Geschäft nicht vollkommen, so können diese kleinen Cascaden sogar gefährlich werden; die Cachoeira do Banco do Cachorro ist die erste, wenn man von S. Pedro herab kommt und eine der stärksten. Der Fluß in seinem Mittelstande ist hier ziemlich wild, und schießt 4 bis 5 Fuß hoch schnell hinab. Außer diesem Wassersturz giebt es noch einige andere, die, wenn sie auch nicht gefährlich sind, dennoch das Canoe oft mit Wasser anfüllen und die Reisenden und ihr Gepäck benezen. Selbst in seinem niedrigsten Stande behält aber der Fluß immer einige tiefe Stellen zwischen gewissen Felsen; hier sammeln sich gewöhnlich viele Fische, da das Wasser wenig Strom hat. Wir sahen auf einigen Felsstücken große Jacarés, deren dunkelgraue Farbe ihr Alter anzeigte; gewöhnlich tauchten sie bey unserer Annäherung sogleich in die Tiefe hinab, und wir schossen vergebens unsere Doppelflinten nach ihnen ab. Diese Art, der *Crocodylus sclerops*, wird bey weitem nicht so groß, als die mehr nördlich unter dem Äquator wohnenden Thiere dieser Familie, welche von Humboldt im Apure, Orinoco und andern Flüssen von 20 bis 24 Fuß Länge beobachtete. Dort kann der Reisende nicht ohne Gefahr sich baden, da noch überdies blutdürstige Fische, die Cariben oder Caribito

ihn anfallen; in den von mir besuchten Gegenden hat man alles dieses nicht zu fürchten. Die Ufer des Iheos waren durchgehends mit dem schönsten hohen Walde bedeckt, dessen mannichfaltige Gewächse in der Blüthe standen. Viele Arten von Mimosen waren wie mit Schnee überschüttet, und dufteten die herrlichsten Wohlgerüche aus. In diesem Dunkel des Waldes schallte die sonderbare Stimme des Sebastiam (*Muscicapa vociferans*), dessen lauter Schäferpfeif immer von einer großen Menge dieser Vögel zugleich ausgestoßen wird; auch hörten wir hier häufig den sanften angenehmen Ruf einer noch unbeschriebenen Taubenart (*), welche man im Sertam von Bahia, Pomba margosa nennt, da sie ein bitteres Fleisch hat. Ihre Stimme klingt, als wenn sie einige Worte sanft ausspräche, und die Portugiesen sagen, sie rufe: hum so fico! Wirklich ist ihre Stimme aus vier Tönen zusammengesetzt, die hoch und sanft, sehr angenehm modulirt, im dunkeln Schatten des hohen Waldes gehört werden, und welche man wohl auf diese Art deuten kann. Das Gefieder dieses angenehmen, wenig schüchternen Vogels ist einfach und beynahе aschgrau ohne bedeutende Abwechslung.

Meine Canoeiros arbeiteten das Canoe über die Felsen hinab, welche dasselbe nicht wenig beschädigten, so daß es an der untern Seite wie zerfetzt war. Strom aufwärts indessen, ist eine solche Reise für das Fahrzeug noch viel nachtheiliger; denn die Späne desselben bleiben überall an den scharfen Kanten der Steine hängen, daher hält auch auf diesem Flusse ein Canoe nicht lange aus; ich habe auf der Bignette dieses Abschnitts (in der 4to Ausgabe) ein solches abbilden lassen, welches über eine sanfte Cachoeira hinab gleitet; ein Paar Indier regieren

(*) Ich nenne sie wegen ihrer Stimme *Columba locutrix*; 12 Zoll 8 Linien lang; 18 Zoll 10 Linien breit; Füße dunkeltaubenroth; Augentlieder dunkelviolettroth; das ganze Gefieder scheint beim ersten Anblick dunkelaschgrau; Rinn etwas gelbröthlich; Kopf, Hals und Brust purpurgrau, Bauch ein wenig blässer; Seiten des Oberhalses etwas lebhafter violett; alle oberen Theile kupfergrünlich-grau, oder etwas matt olivengrünlich schimmernd.

dasselbe mit ihren Stangen (Varas,) und lassen ihm ruhig seinen Lauf, nachdem sie ihm die gehörige Richtung gegeben haben. Am Ufer erblickt man den Wald, wo lange Zöpfe von Bartmoos oder Barba do Pao (Tillandsia) und an einer alten Mimosa die beutelförmigen Nester des Guasch (Cassicus haemorrhous) in Menge herabhängen.

Etwa eine Legoa von der Seeküste entfernt, nimmt der Fluß stromabwärts ein anderes Ansehen an; die Steine hören auf, Fazendas wechseln am Ufer mit dem Walde ab, und schöne heilgrüne Hügel mit Weide oder Zuckerpflanzungen bedeckt, erheitern die Wohnungen, die von hohen stolzen Cocospalmen beschattet werden. Bey einigen derselben fand ich kleine mit Pfählen eingeschlossene Zwinger, in welchen man eine Menge Waldschildkröten (Jabuti, Testudo tabulata) fütterte, um sie zu essen.

Es war am Ende der Natal-Woche, als ich die Villa erreichte, wo eine große Anzahl von Menschen zu diesem hohen Feste sich versammelt hatte. Man bereitete sich jetzt gerade zum Tage des heiligen Sebastiam vor. Ein hoher Mastbaum ward aufgepflanzt, der mit gemahlten Flaggen geziert war, und am Tage zogen verkleidete Menschen unter Trommelschlag und mancherley Scherz treibend, die kleine Villa. Man schießt alsdann selbst am Tage häufig in den Straßen, und während der Nacht erklingt die Viola und das Händeklatschen zum Baducca-Lanze. Die Namenstage der Heiligen gehören zu denjenigen Festen, wo sich das Volk am meisten belustigt. Die reicheren Einwohner bestreiten die Unkosten dieser Feste, an denen man gewöhnlich die Geschichte des Heiligen mit Verkleidungen, Aufzügen, Gefechten und dergleichen vorzustellen pflegt. Die bey diesen albernen Nummeryen agirenden Personen werden einige Tage zuvor erwählt und alsdann eingekleidet. Am Tage des S. Sebastiam waren zwey Partheyen, welche einander bekriegten, Portugiesen und Mohren, welche ihre Capitaine, Lieutenante, Fähndriche, Sergeanten u. s. w. hatten. Eine

Festung von Zweigen ward in der Nähe der Kirche errichtet; die Mohren erobern das Heiligenbild und bringen es in ihre Festung, bis am letzten Abend die andere Parthey es wieder erbeutet, und mit großem Respective in die Kirche zurückbringt. Diese Vorstellung dauerte mehrere Tage, während welcher das Volk in beständiger Bewegung und häufig in der Messe war, dabey aber bloß seinen Vergnügungen nachgeht, erwünschtem Müßigange und allen Arten von Unordnungen sich hingiebt. Selbst die eingebornen Indier, die für den Geist der Religion keinen Sinn zeigen, nehmen zuweilen lebhaften Antheil an diesen Nummereyen und dem äußeren Gepränge; daher benutzen zum Theil die Missionäre manche Gebräuche der wilden Völker, um ihren Lehren Eingang bey denselben zu verschaffen, wovon wir mancherley Beyspiele in den verschiedenen Schriftstellern finden. Herr von Humboldt sah auf den Anden in der Provinz Pasto Indianer, welche sich maskirt und Schellen angehängt hatten, um wilde Tänze um den Altar herum zu tanzen, während der Franciskaner-Mönch die Hostie empor hob (*). Sehr anwendbar sind die Worte dieses ausgezeichneten der Reisenden auf die Indier des östlichen Brasiliens, wenn er sich an der erwähnten Stelle über die Vermischung der mericanischen mit der christlichen Religion in folgenden Worten ausdrückt: »Kein Dogma hat hier dem Dogma Platz gemacht; bloß ein Ceremoniel ist dem andern gewichen, und die Indianer kennen nichts von der Religion, als die äußeren Formen des Cultus. Freunde von allem, was zu einer gewissen Ordnung von vorgeschriebenen Ceremonien gehört, finden sie im christlichen Cultus ganz besondere Genüsse, und die Kirchenfeste, die damit verbundenen Feuerwerke, die Processionen mit Tanz und barocken Verkleidungen sind für das niedrige Volk reiche Quellen von Belustigungen.«

(*) Siehe von Humboldt Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien. Band I. S. 135.

Hier ist indessen noch der Unterschied, daß viele der Indier an der Ostküste von Brasilien selbst nicht die äußeren Gebräuche der katholischen Kirche zu beobachten pflegen, wovon indessen die Ursache sehr leicht einzusehen ist; denn die Mexicaner hatten vor der europäischen Besitznahme eine sehr ausgebildete Religion, die Brasilianer aber standen auf einer weit tiefern Stufe der Cultur.

Nachdem meine Geschäfte in der Villa beendigt waren, schiffte ich den Fluß wieder hinauf. Wir waren genöthiget an einem heißen Tage stark zu arbeiten, um die schweren Canoes über die Felsstücke und Cachoeiras zuweilen 3 bis 4 Fuß hoch hinauf zu ziehen. In der Abendkühlung war unsere Fahrt sehr angenehm, denn jetzt verbreiteten die Baumbüthen am Ufer angenehme Gerüche in besonderer Stärke. Ich brauchte zwey Tage um Villa de S. Pedro wieder zu erreichen, wo ich in der Nacht eintraf. Meine Leute hatten während meiner Abwesenheit manche naturhistorische Seltenheiten zusammengebracht, unter andern auch eine schöne bis jetzt noch unbeschriebene Schlange, welche ich südlich am Parariba und Espírito-Santo öfter gefunden hatte, die aber mehr nördlich nicht mehr vorzukommen scheint; sie zeichnet sich durch runde grünliche Perlflecken aus, welche regelmäßig über den ganzen Körper vertheilt stehen (*). Es war nun nöthig, schnell die Einrichtungen zur Reise nach dem Sertam zu treffen, um von der so überaus günstigen trockenen Witterung Vortheil zu ziehen. Der schon früher erwähnte Mineiro, José Caetano befand sich hier und erbot sich in meinen Sold zu treten, um die

(*) Ich nannte diese Art *Coluber Merremii*, als einen Beweis meiner Anerkennung der Verdienste dieses Namens. Die Natter, welche ich diesem ausgezeichneten Amphibiologen zuwiegnete, hat 148 Bauchschilde und 57 Paar Schwanzschuppen; ihr Körper ist dick, rundlich und mit glatten schwärzlichen Schuppen bedeckt, wovon an allen oberen Theilen eine jede mit einem runden zeisig- oder graugrünen Flecke bezeichnet ist; in den Seiten sind die Flecken gelb; der Bauch ist einformig hellgelb, mit einigen schwärzlichen Fleckchen am Rande; die Schilde unter dem Schwanz sind gelb und schwärzlich eingefast.

Tropa durch die Urwälder zu führen. Er verstand die Art, Thiere zu behandeln, zu beladen u. s. w., und kannte diese Straße, da er einmal auf derselben mit Ochsen erden aus dem Sertam herabgekommen war. Ein junger Camacan-Indianer begleitete ihn beständig, der auch jetzt für uns als Jäger diente, und gewöhnlich früh Morgens mit noch einem andern Gehülfen zum Jagen voran geschickt wurde.



IV.

Reise von S. Pedro d'Alcantara durch die Urwälder bis nach Barra da Vareda im Sertam.

Estreito d'Ugoa; Rio Salgado; Sequeiro Grande; Joaquim dos Santos; Ribeirão da Iffara; Serra da Guajaranna; Spuren der Camacan-Indier; João de Deus; Aufenthalt am Rio de Cachoeira; Aufsuchung der Camacans; Rio do Catolé; Aufenthalt daselbst; Beruga; Barra da Vareda.

Ich hatte am 6ten Januar früh meine Thiere beladen lassen und das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Um durch die Pflanzungen von S. Pedro nach der Waldstraße gelangen zu können, hatte ich die dahin führende Picade erweitern, das heißt, das alte verbrannte Holz aus dem Pfade wegschaffen lassen. So wurde die Straße bald erreicht, in welcher wir denn in hohem schattenreichem Walde bis zu einer Stelle fortzogen, welche Rancho do Beado genant wird. Auf einer von der Fäulniß unbrauchbar gemachten Brücke, brachen einige meiner Lastthiere durch, und wurden nur mit der thätigen Hülfe des Mineiro José Caetano vom völligen Hinabstürzen in das Bette des Baches gerettet. An einem Corrego ward uns eine Sumpfstelle (Atoleiro) sehr beschwerlich; wir beslegten in-

dessen auch dieses Hinderniß und lagerten gegen Abend an einem kleinen Bache Estreito d'Agua genannt, wo ebenfalls wieder eine verfallene Brücke eingefallen war. Unsere Feuer zündeten wir zwischen hohen Stämmen unweit der Brücke an, und sahen unsere Jäger den einen nach dem andern eintreffen. Einige brachten ein Paar Exemplare des früher erwähnten Gavião do Sertam (*Falco nudicollis*, DAUD.) mit, dessen sonderbare laute Stimme überall in diesen Wäldern gehört wird. Sein Gefieder ist schwarz, von schönem Stahlglanze, der Unterleib ist weiß, und die von Federn entblößte Kehle, so wie die Iris des Auges lebhaft zinnoberroth. Da die erlegten Vögel nicht essbar waren, so giengen einige Leute aus, um Fische zu fangen, welches ihnen auch vollkommen gelang. Als sie, auf einem Balken der eingefallenen Brücke sitzend, die Angel ins Wasser hinab warfen, bemerkten sie eine schwimmende Schlange, welche eben einen großen Frosch verzehrte; man erlegte sie durch einen Flintenschuß, und ich fand eine schöne Art des Genus *Coluber* (*), deren Haut mit blaßgelben und röthlichbraunen breiten Querbändern angenehm abwechselte, die aber denen mich begleitenden Brasilianern völlig unbekannt war.

Am 7ten frühe hieb man mit dem Facão eine Picade, um die Brücke umgehen und den Corrego passiren zu können. Der Trova vorhergehend fand ich in dem vom starken Thau noch beneigten Walde mehrere Inambús, von der Art der Macuca oder Macucava (*Tinamus brasiliensis*, LATH.) und des Chororão (*Tinamus variegatus*), die mit Geräusch vor mir aufflogen, in dem dichten Walde aber nicht geschossen werden konnten. Unter alten Urwäldstämmen entdeckten wir einen Erdhügel, welchen das große Gürtelthier (*Tatú assú* der Brasilianer, oder *Tatou géant*, AZARA) hervorgescharrt hatte, um seinen Bau oder Röhre in der Erde auszuhöhlen. Da diese sonderbaren Thiere, welche von bedeutender Größe und Stärke

(*) Diese Natter ist höchst wahrscheinlich *Merrem's Coluber versicolor*; siehe dessen Versuch eines Systems der Amphibien pag. 95.

sind, ihre tiefen weiten Höhlen gewöhnlich zwischen die stärksten Wurzeln alter Bäume hinein graben, so kann man ihnen nicht leicht beykommen und wir haben auf dieser ganzen Reise keines derselben zu sehen bekommen, ihre Höhlen aber sehr häufig gefunden.

Eine zweyte Brücke schien uns von neuem aufhalten zu wollen, allein diesmal gelang der Versuch; sie hielt unsere beladenen Thiere aus. Wir erreichten hierauf den Rio Salgado, wohin wir von unserm nächtlichen Ruheplatz nur einen Weg von einer halben Legoa zurückzulegen hatten. Dieser kleine Fluß, der hier 40 bis 50 Schritte breit ist, tritt unweit dieser Stelle in den Ithéos oder Rio da Cachoeira ein, und ist eben so wie dieser mit Steinstückchen angefüllt, auch befand er sich in gleich niederem Wasserstande. Wir durchritten ihn, und zündeten für heute sogleich am jenseitigen Ufer unsere Feuer an. Da wir nun einige Muße hatten, so ward gejagt. Man traf ziemlich viele Miriqui-Affen (*Ateles*), deren unsere Jäger mehrere schossen, so wie einige Macucas, einen Mutum (*Crax Alector*) und einige Capueiras (*Perdix guianensis*), deren Fleisch man auf den sogleich von Stangen errichteten Rosten bucanirte. Die umliegende Wildniß zeigte sich bey näherer Untersuchung als ein dichter ununterbrochener Wald; nur auf dem östlichen Ufer des Flusses fand man noch Merkmale der Pflanzung, welche Capitam Filisberto Gomes da Silva hier anlegen ließ, als man vor zwey Jahren diese Waldstraße bearbeitete. Hohes Gebüsch war indessen schon an diesem Orte erwachsen und man erkannte die Stelle der hier gelegenen Pflanzung nur an dem Mangel des Hochwaldes und an den Hütten von Letten, welche zu jener Zeit zur Kirche und zur Wohnung für die Arbeiter gedient hatten. Meine Lastthiere fanden in diesen verwilderten Pflanzungen selbst kein Gras mehr, da das Holz schon zu hoch und stark geworden war, ein Beweis, wie schnell in diesen heißen Regionen der Erde die Pflanzenschöpfung sich zu entwickeln pflegt. In der Nähe der Hütten fanden

wir noch eine Menge Pimentsträucher (Capsicum), welche man damals angepflanzt hatte; ihre zusammenziehenden Früchte waren uns sehr willkommen, da ein solches Gewürz in den feuchten Wäldern bey der häufigen Fischkost sehr heilsam für die Verdauung ist, und wohl als ein Mittel gegen das Fieber angesehen werden kann. Man pflegt auf den Reisen in den brasilianischen Wäldern dergleichen Fruchtkapseln getrocknet mit sich zu führen (*), um sie bey den Mahlzeiten zu gebrauchen.

Antas und Capybaras wandern jetzt in diesen verwilderten Pflanzungen umher und verzehren die Überreste der nützlichen Gewächse, da der Mensch in diesen Einöden noch zu ohnmächtig ist, um dieselben benutzen zu können.

Unsere Mahlzeit bestand heute in drey Arten von Fischen, dem Piau, der Piabanha und Traira, welche man hier häufig fieng; das schöne heitere Wetter begünstigte uns, so daß wir eine zwar feuchte aber angenehm warme Nacht hatten, und bey großen hellen Feuern uns sehr wohl befanden.

Am 8ten belud man die Troja Morgens sehr früh, denn ich hatte die Absicht heute ein starkes Tagewerk zu vollbringen. Die Straße steigt und fällt beständig, kleine Hügel und Thäler wechseln mit einander ab. In der Gegend, welche man Sequero Grande nennt, hat der Wald eine große Menge alter Bäume von vorzüglicher Dicke und Höhe; auch wächst hier häufig der sonderbare Barrigudo-Baum (Bombax) und der Mamão do Mato, welche am Belmonte schon erwähnt worden sind. Man findet in den Wäldern von Süd-Amerika hohe starke Waldbäume, welche da, wo sie aus dem Boden hervortreten, eine sonderbare Bildung zeigen. Vier bis fünf Fuß und oft noch höher von der Erde entspringen Leisten, welche immer weiter aus dem Stamme hervortreten, und endlich von den Seiten platt zusammengedrückte brettartige Hervorragungen bilden, welche schräg in die Erde hinablaufen, und dort die

(*) Barrère erzählt dasselbe von den Indianern in Guiana, pag. 121 der deutschen Uebersetzung.

großen, dicken Wurzeln dieser Bäume bilden. Der Missionär Quandt fand diese sonderbaren Bäume auch in Surinam. Er sagt (*), daß die dortigen Indianer mit ihren Arten gegen diese brettartigen Wurzeln schlagen, wenn sie Verlorne im Walde wieder auffuchen.

Die Vögel, welche in diesen tiefen Wildnissen die Waldungen beleben, sind besonders die verschiedenen Arten der Spechte (Picus), die Baumhacker (Dendrocolaptes), viele Arten von Fliegenfängern (Muscicapa), Ameisenvogel (Myothera), so wie einige Arten von kleinen Papageyen (Perikitos), deren Schaaren lautschreyend durch die hohen Gipfel der Bäume pfeilschnell dahin eilen, und die Ynambus (Tinamus). Nirgends als in dieser Gegend trifft man so häufig die Banden der Miriqui-Affen, welche von einer Baumkrone zur andern springend, oder vielmehr schreitend über die Straße hinzogen. Sie sind die Nähe der Menschen wenig gewohnt, und entfliehen daher bey ihrem Anblicke sogleich. Die raubgierigen Jäger ließen sich aber nicht irre machen, sie suchten sie im Auge zu behalten, und brannten ihre Feuerröhre nach ihnen ab. Oft blieb dieser große Affe verwundet auf dem Baume hängen, öfter legte er sich auch platt auf einen dicken Ast nieder, um sich zu verbergen. Sein Fleisch macht in diesen Waldungen beynahe einzig und allein die Nahrung der Reisenden aus. Einige meiner im Walde zerstreuten Jäger berichteten, daß sie eine uns noch nie vorgekommene Art kleiner schwarzer Affchen gesehen hätten, welche jedoch für heute ihren Höhlen noch unerreichbar gewesen waren. Ich hatte schon zu Ithéos Nachricht von dieser bisher unbeschriebenen Thierart erhalten, und war daher sehr begierig sie kennen zu lernen, welches einige Tage später wirklich geschah. Die Stimme des Juó, hier Sabélé genannt (Tinamus noctivagus), hatten wir heute seit geraumer Zeit zum erstenmal wieder vernommen;

(*) Quandt Nachrichten von Surinam pag. 60 mit einer Abbildung, auch Caspar Barläus bildet auf seiner 8ten Tafel im Vorgrunde einen hohen Baum dieser Art ab.

denn dieser Vogel findet sich von Rio de Janeiro herauf überall bis zum Flusse Belmonte, von dort aber bis zum Ilhéos scheint er nicht in der Nähe der Seeküste zu wohnen.

Wir befanden uns jetzt auf der Minas-Strasse, in derjenigen Höhe des Flusses Ilhéos, welche man Porto da Canoa nennt, weil man denselben bis hierher mit Canoes aufwärts beschifft hat. Der Wald in dem wir uns gegen Abend befanden, gehört zu der Art, welche man in dieser Gegend Catinga nennt. So wie man sich nämlich mehr von den niedern feuchten Ebenen der Seeküste entfernt, steigt der Boden allmählig sanft an, und nach Maßgabe des Steigens wird er trockner und der Wald niedriger. Dieselben Baumarten, welche in dem weiten Striche der hohen, feuchten, dunkeln Küstenwälder einen schlanken, schäftigen Wuchs erreichen, bleiben hier weit niedriger; auch sind diesen trockenen Waldungen eine Menge von eigenthümlichen Baumarten beygemischt. Der Boden ist hier mit einem verwachsenen Dickicht von Bromelia-Stauden überzogen, deren stachelichte Blätter dem brasilianischen Jäger mit seinen unbedeckten Füßen nicht wenig beschwerlich fallen; eben so häufig wächst hier ein niedliches Gras mit zart gefiederten Blättern unter dem Rahmen Capin de Sabelé (*), welches für die Maulthiere eine gute Nahrung abgiebt; in der Blüthe haben wir es leider nicht gefunden. Es überzieht die alte Straße und andere Blößen mit einem dichten grünen Teppich. Die Straße war hier in der Catinga sehr unwegsam und verwachsen; hohe Solana von mancherley interessanten Arten, vielerley Mimosen und die Cançanção (*Jatropha urens*), verletzten uns mit ihren Stacheln, und schienen uns selbst unsere Kleidungsstücke rauben zu wollen. Wir waren sämmtlich mehr oder weniger blutrünstig; dabey trafen wir auf viele Wohnun-

(*) Das hier genannte Gras bedeckt den Waldboden dicht geschlossen mit seinen etwa ein bis anderthalb Fuß hohen Halmen, deren niedliche Blätter zart gefiedert, und die Nebenblättchen schmal beynabe linienförmig sind; leider habe ich diese schöne Pflanze nicht in der Blüthe, oder mit der Frucht gesehen.

gen der Marimbondos, welche unsere Lage noch viel unangenehmer machten. Die größere schwarzbraune Art besonders fiel an einer gewissen Stelle dermaßen über uns her, daß alle Thiere tobten und die Menschen von sechs bis sieben dieser Unholde zugleich gestochen noch lange nachher laut klagten. Mit geschwellenem Gesicht und Händen und mit zerrissenen Knieen, durchstreiften wir diese verworrenen Gebüsche in einer erschlafenden Hitze. Gegen Abend kam für unsere Thiere noch eine neue Beschwerde hinzu, denn tiefe Schluchten wechselten jetzt mit ansehnlichen Höhen ab. Hier sah man schauerlich wilde Thäler, wo eine kühle ewige Dämmerung herrschte; hier verblühen an klaren über Felsen dahin rauschenden Wald-Corregos Prachtblumen fern und unbewundert vom menschlichen Auge; nur der einsame Trittschall des jagenden Patacho oder des Anta und der Unze, stört die stille Ruhe dieser abgeschiedenen Wildnisse. In vielen Thälern waren die Bäche jetzt von der Hitze ausgetrocknet, wir mußten daher ungeachtet der Ermüdung unserer Thiere, noch bedeutend weit fortziehen, um Trinkwasser bey unserem Lagerplatze zu haben, bis wir endlich einen kleinen klaren Bach fanden, der durch ein finsternes tiefes Waldthal dahin rauschte. Ihm, so wie dem Thale, hat man den Namen Joaquim dos Santos beygelegt, weil daselbst zur Zeit der Anlegung der Straße ein Mann dieses Namens eine Hütte erbaut hatte, um den Arbeitern Lebensmittel zu verkaufen. Wir schlugen unseren Lagerplatz nahe an dem kleinen Waldbache auf, wo man alsdann sogleich die drey großen, heute erlegten Miriqui-Affen zurichtete. Die hochrothe, der Bignonia verwandte Blume, welche am Belmonte erwähnt, und von Herrn Professor Schrader beschrieben werden wird (*), zierte hier unseren Lagerplatz, so wie eine andere mit herrlichen lebhaft

(*) Herr Professor Schrader hat dieses schöne Gewächs aus der Familie der Bignonien für ein neues Genus erkannt, zu dessen völliger Bestimmung aber die Frucht fehlte.

orangefarbenen Blumen; lange Cocoswedel dienten uns eine leichte Hütte gegen den Thau zu erbauen.

Um von dem angreifenden Marsche des vergangenen Tages uns zu erholen, beschränkten wir uns am 9ten auf eine kürzere Reise von 3 Legoaß, auf welcher wir in dem dichten Walde eine Menge interessanter Pflanzen und schöner Blüthen unseren Herbarien einverleibten. Die Wildniß war dicht mit dem kleinblättrigen Taquara-Rohr versflochten; einige kleine Corregos enthielten klares frisches Wasser, an ihren Ufern blühte die scharlachfarbige Bignonia. Kleine Hügel und Vertiefungen wechseln hier beständig ab; auf den Höhen ist der Wald Catinga, in den Thälern findet man noch Hochwald. Hier erfrischt eine liebliche Kühle um so mehr, da auf den Hügeln der Boden trocken und erhitzt ist. Unsere Jäger erlegten an einem kleinen Bache, in der Kühle eines mit Hochwald erfüllten Thales mehrere Affen, unter anderen den gelbbrüstigen, den wir schon am Belmonte kennen gelernt hatten, und es fand sich bey näherer Besichtigung, daß er durch den Pfeilschuß eines jagenden Wilden noch unlängst verletzt worden war. In dieser Gegend erreicht man den Corrego da Piabanha, welchen man für die Gränze angiebt, bis zu welcher etwa die Patachos von der Seeküste aus streifen; von hier nach dem inneren Sertam hin erstreckt sich das Gebiet der Mongoyos oder Camacan-Indianer. Wir fanden von nun an an der Nordseite der großen Waldstämme sehr häufig den größten mir in Brasilien vorgekommenen Schmetterling (*) (Phalaena Agrippina), der die Breite von $9\frac{1}{2}$ Pariser Zollen erreicht, und auf einem schmutzig weißgrauen Grunde mancherley schwärzliche Zeichnungen trägt. Dieser Schmetterling bringt hier in der Kühle den Tag hin und verläßt seinen Aufenthalt in der Abenddämmerung. Um ihn zu fangen, mußte man sich demselben mit größter Vorsicht nähern, und dennoch flog er uns oft davon; wir ersannen

(*) Siehe Cramer's Schmetterlinge Vol. I. Tab. 87. Fig. A. und MERRIAN Sur. Ins. Tab. 20.

daher ein sicheres Mittel, indem wir den jungen Botocuden Quäck nahe hinzutreten und denselben mit einem stumpfen Pfeil schießen ließen, wodurch er betäubt zur Erde fiel. Quäck hatte sich in dieser sonderbaren Art von Jagd eine große Fertigkeit erworben.

Wir erreichten nun eine Bergkette (Serra), in welcher viel Barrigudo-Holz und andere starke Stämme wachsen, fanden aber viele umgestürzte Bäume in der Straße, welche uns nöthigten einen Pfad durch das Dickicht zu bahnen, wodurch wir bedeutend aufgehalten wurden. Da wo Catinga war, beobachteten wir oft colossale Stämme von vier bis fünfeckigem Cactus, unter andern einen derselben, der 50 bis 60 Fuß hoch zwischen allen andern Waldbäumen hinaufgewachsen war, und über 2 Fuß im Durchmesser hielt. Auch andere Arten dieses sonderbaren Pflanzen-Geschlechts werden oft bedeutend hoch in diesen Tropenwäldern gefunden, zum Beyspiel der hier sehr gemeine Cactus brasiliensis, welchen Piso auf der 191ten Seite abgebildet hat. Unter den zoologischen Gegenständen dieser Region der Wälder fanden wir häufig in dem feuchten den Boden bedeckenden Laube die gehörnte Kröte oder Itannia (Euso cornutus) von welchen wir viele noch sehr kleine junge Individuen fingen, die sich durch die Lebhaftigkeit ihrer schön glänzend hellgrünen und bräunlichen Zeichnung vor den älteren sehr auszeichneten (*). An einem Baumstamme ward eine Eidechse (**)

(*) Herr Hofrath Lilius hat in dem Magazin der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin im 3ten Jahrgange 1808, Tafel III. die Abbildung dieser Kröte gegeben. Die Zeichnung ist ziemlich gut; allein die Colorirung sehr unrichtig, denn die lebhaft violette und Orangefarbe habe ich nie an diesen Thieren gefunden. Dennoch ist diese Abbildung von allen, welche ich kenne, bey weitem die beste; denn alle übrigen, die man bisher in den naturhistorischen Werken davon gegeben hat, sind wahre Caricaturen. Herr Lilius hat seine Abbildung nach einem weiblichen Thiere gemacht, denn das Männchen ist sehr verschieden gefärbt.

(**) Diese Art ist ein Anolis, welchen ich für neu halte und Anolis gracilis benannt habe. Er hat einige Aehnlichkeit mit DAUDINS Anolis à points blancs, von dem er indessen dennoch hinlänglich verschieden scheint. Sein Körper ist sehr schlank gebaut, mit langem schmalen beynabe rüffelartig verlängertem Kopfe, der

gefangen, die unter dem Halse einen großen orangefarbenen Kehlsack aufbläst wenn man sich ihr nähert. Auch zeigte sich öfters eine röthliche Kröte mit einem dreyfachen schwarzen Kreuze auf dem Rücken (*), die man, wie alle Arten dieses Geschlechtes, in dieser Gegend von Brasilien im Allgemeinen mit dem portugiesischen Nahmen Sapo belegt. Beschäftigt mit der Betrachtung mancher Naturseeltenheiten, erreichten wir im Walde eine Stelle, welche uns die erste Spur des Aufenthalts von Menschen in diesen einsamen Wildnissen zeigte. Umherstreifende Camacan-Indier hatten hier vor einigen Wochen gelagert, und sich mehrere Hütten erbaut. Sie waren von Stangen in vier-eckiger Gestalt zusammen gebunden, und mit Tafeln von Baumrinde nachlässig bedeckt; auf dem Boden rund umher lagen die

etwa ein Drittel der Länge des ganzen Leibes ausmacht, wenn man den Schwanz abrechnet, welcher mehr als zweymal so lang als der übrige Körper ist. Der Kopf hat beynähe die Gestalt von dem des Jacaré; unter der Kehle befindet sich ein sehr großer Kehlsack von schöner Drangensfarbe, auf welchem einige Reihen größerer, gelbgrüner Schüppchen stehen, da der ganze übrige Leib mit sehr feinen chagmarartigen Schuppen bekleidet ist. Ueber dem Rücken und die Schwanzwurzel hinab zieht ein schwacher feichter Hautkiel; die Ohröffnung ist unbedeckt, alle oberen Theile des Thieres sind dunkelröthlichbraun gefärbt, und mit Querreihen feiner weißer Punkte bezeichnet; an einigen Stellen des Körpers bemerkt man einen leichten grünen Anstrich. D a u d i n s Beschreibung seines Anolis à points blancs ist zu unvollkommen, um hinlänglich über die Identität beyder Thierarten entscheiden zu können. Einen andern, ebenfalls schlanken, und sehr langgeschwänzten Anolis fand ich zu Morro d'Arara in den Urwäldern des M u c u r i, und nannte ihn Anolis viridis. Sein Schwanz ist über zweymal so lang, als der durchaus mit gleichartigen kleinen Schüppchen bedeckte Körper. Die Farbe des Thiers, welche sich bey verschiedenen Affecten verändert, ist angenehm, gewöhnlich ein schönes helles Laubgrün, vom Kopfe bis zum Schwänze mit sieben dunkleren Querverbinden, die oft dunkelgrün, oft schwärzlich, oft bräunlich erscheinen; die Seiten mit weißen Verpunkten bezeichnet, welche im Affect blaugrünlich werden. Der Schwanz ist an der Wurzel hellgrün mit dunkleren Querverbinden und Fleckchen, nach der Spitze hin mehr bräunlich, mit schwärzlich braunen Querverbinden. Beyde hier erwähnte Arten leben in den Wäldern auf Bäumen und werden von den Brasilianern, zum Theil nicht ganz mit Unrecht Camaleão (Chamäleon) genannt, da wenigstens die zuletzt erwähnte ihre Farben verändert.

(*) Bufo crucifer; ohne Zweifel D A U D I N S Crapaud perlé (Bufo margaritifera, siehe hist. natur. des Rainettes, des Grenouilles et des Crapauds p. 89. T. XXXIII.

Federn der Mutums und Jacutingas, welche den Bewohnern zur Nahrung gedient hatten. In welche Region des Waldes sich aber jetzt jene wilden Jäger gewandt hatten, konnten wir nicht ergründen. Unser Führer, so wie sein dieser Wälder kundiger junger Camacan versicherten indessen, daß wir jetzt zu unserer Linken, also in südlicher Richtung, schon eine der größten, stark bewohnten Aldeas dieser Indianer vorbegegangen seyen.

Wir erreichten, gebrannt und gestochen von Nesseln und Marimbondos, gegen Abend den Ribeirão da Issara, der mit crystalhellem Wasser über Steine herabrauscht, indessen jetzt sehr unbedeutend war, und lagerten in diesem Thale unter alten Urstämmen in einer einsam romantischen Wildniß. Unser Gepäck ward aufgeschichtet und an den Schlinggewächsen aufgehängt, und wir würden auch ohne Obdach eine gute Nacht gehabt haben, wenn nicht nach Mitternacht ein heftiger Gewitterregen uns sämmtlich aus dem tiefen Schlafe aufgeschreckt hätte. Man bedeckt in solchen Fällen schnell das Gepäck mit Ochsenhäuten, und verläßt sich auf die Dichtigkeit eines guten Mantels, und der etwa mitgeführten Regenschirme. Ein Zelt oder eine Hütte mitzuführen ist deshalb beschwerlich, weil die Fortschaffung des dazu gehörigen Gepäcks sogleich mehrere Maulthiere nöthig macht, und diese würden in zu großer Anzahl in dem ununterbrochenen Urwalde kaum Nahrung finden. Der den Mühseligkeiten einer solchen Reise sich aussetzende Reisende muß einen gesunden, zu Anstrengung jeder Art geübten Körper haben, von lebendigem Eifer für den Zweck seiner Reise erfüllt seyn, und mit guter Laune und Heiterkeit Beschwerden ertragen, zu Entbehrungen sich bequemen, und jeder widrigen Lage eine freundliche Seite abgewinnen können. Auch wir blickten jetzt mit philosophischer Ruhe in die dunkeln Regenströme hinein, scherzend über die sonderbar gruppirte Gesellschaft der Abenteurer, welche, ein jeder auf seine Weise, nach Möglichkeit sich zu schützen suchten. Zwar trösteten wir einander mit der Hoffnung, daß auch diese Regen-Catastrophe vorüber

gehen werde, doch konnten wir es uns nicht verbergen, daß es sehr übel um uns stehen würde, wenn der Regen mehrere Tage anhalten sollte, denn alsdann erkrankten die Menschen, und besonders die Lastthiere sehr schnell, welche nichts weniger als anhaltende Feuchtigkeit ertragen können; ganze Gesellschaften von Reisenden haben auf diese Art ihr Leben in kurzer Zeit in jenen dichten feuchten Tropenwäldern eingebüßt.

Der Tag brach endlich an, und welches Glück! ein heiterer Sonnenstrahl zerstreute das dunkle Gewölke und belebte die ganze Truppe mit neuem Muthe; auch war uns dieser jetzt sehr nöthig, denn wir mußten mit unseren von Mangel an Nahrung etwas geschwächten Maulthieren, und mit dem durchnässten und daher sehr erschwerten Gepäcke beladen, die Reise über Berg und Thal fortsetzen. An diesem 10ten Januar befanden wir uns so weit vorgerückt, daß wir in einem Tage den Punkt hätten erreichen können, wo man den Rio da Cachoeira zum letztenmale passirt; um indessen unseren schwer beladenen Lastthieren nicht zu viel zuzumuthen, theilten wir dieses Tagewerk in zwey Märsche ab. Die Straße war an diesem ersten Tage ziemlich frey von Gebüschen; aber niedere stehende Pflanzen, die *Jatropha urens* und eine Art *Ilex* besonders, so wie *Mimosa*-Gesträuche und *Marimondos* belästigten uns sehr; die letzteren indessen doch weniger als wir es erwarten mußten, da wir nun anfiengen feindlich gegen sie zu verfahren und heute eine Menge ihrer Nester zerstörten. Wir durchzogen eine bergigte Gegend, die man *Serra da Cucuaranna* nennt, weil hier bey Anlegung der Straße eine rothe Unze (*Cucuaranna*, *Felis concolor*, LINN.) erlegt ward. Die Berge dieser Kette sind nicht besonders hoch, aber dürr und trocken, mit vielen Urgebürgstrümmern und Steinen, auf welchen *Catinga* eine dichte Wildniß bildet, deren Boden an etwas freien Stellen, besonders in der Straße mit einem dichten Teppich von dem schönen schon erwähnten Grase bedeckt ist, welches man *Capin de Sabeló* nennt. Fortschreitend in diesen Gewächsen beunruhigten wir

das einsame Nest einer Macuca (*Tinamus brasiliensis*, LATH.), die ihre großen schönen Eyer auf die Erde legt. Man findet diese Nester häufig in jenen Wäldern, und sie haben schon manchem Reisenden zur Nahrung gedient; ein auffallendes Beispiel findet man in der Erzählung des traurigen Schicksals der Madame Godin, die uns de la Condamine mitgetheilt hat (*); sie war so glücklich durch die Entdeckung dieser Eyer sich das Leben zu fristen, als alle ihre Begleiter an ihrer Seite den Beschwerden der Reise unterlagen. An einer der Höhen der Serra da Cucuaranna erkrankte das beste meiner Lastthiere und blieb zurück; es mußte daher eines unserer Reitmantthiere beladen werden. Ungeachtet man sogleich alle Hülfe anwandte, starb das Thier, und verursachte uns einen sehr fühlbaren Verlust. Vögel, die wir bisher vergebens gesucht hatten, die Geyerkönige (*Vultur Papa*, LINN.) zeigten sich jetzt augenblicklich in der hohen Luft; ihr feiner Geruch hatte ihnen sogleich den todten Körper verrathen, allein ihre Klugheit hielt sie in großer Entfernung, und vergebens verbarg ich einen Jäger im Hinterhalt, um sie zu überlisten. Um indessen eines solchen Vogels habhaft zu werden, blieb ich für diese Nacht in der Nähe an einem kühlen Wald-Corrego, den man nach einem, zur Zeit der Anlegung der Straße hier verstorbenen, und an die Seite desselben beerdigten Indier, João de Deus nennt. Man bezeichnete damals die Stelle seines Grabes mit einem jetzt noch vorhandenen Kreuze. Der gemeine Brasilianer übernachtet nicht gern an einem Orte, wo ein Todter begraben liegt, denn die Furcht vor Geistern ist unter diesen rohen Menschen noch sehr wirksam, wenigstens wird er in einem solchem Falle gewiß einige Rosenkränze herunter murmeln; sind aber mehrere Menschen beisammen, so hat er schon mehr Muth, denn er glaubt, der Geist werde dadurch entfernt. Die Stelle bey dem Kreuze, wo ich unser Nachtlager aufzuschlagen gedachte,

(*) DE LA CONDAMINE relation abrégé d'un voyage etc. pag. 355.

war jetzt gerade von einem Affen (*Cebus xanthosternos*) in Besitz genommen, der sich indessen sogleich auf seinen lustigen Wegen ins Weite zu begeben suchte. Ein anderer Bewohner dieser Stelle vertrug sich besser mit den fremden Gästen; es fand sich nämlich an dem Blatte eines jungen Baumes das niedliche Nest zweyer Colibris (*Trochilus ater*) von einer Art, deren ich im ersten Bande Seite 362 erwähnt habe. Das kleine Nest war auf der Oberfläche des Blattes befestigt und aus gelbröthlicher Pflanzenwolle erbaut; es befanden sich darin zwey sehr kleine nackte Junge, die wir sogleich in unseren Schutz nahmen.

Da uns die Regengüsse der vergangenen Nacht noch in lebhaftem Andenken waren, so hieb man einen Baum (*Bignonia*) nieder, und schälte dessen Rinde ab, um damit eine Hütte zu decken, die wir in der Eile von Stangen zusammen banden. Die Ranchos, welche die Reisenden in diesen Wildnissen sich erbauen, machen sie von starken Cocos- oder Pattioba-Blättern, wenn sie dieselben finden können. Man steckt einige Stangen in die Erde, befestigt einige Querstangen daran, und bedeckt diese mit den Blättern dergestalt, daß dadurch ein schräger schiefwinklich geneigter Schirm entsteht. Fehlen diese Blätter, so wie es in den meisten Gegenden dieser Straße, zum Beyspiel hier zu João de Deus der Fall ist, so löst man große Tafeln gewisser Baumrinden ab, und deckt die Hütte damit, wozu das im ersten Theile der Reise schon genannte Pao d'Arco am brauchbarsten ist.

Am 11ten Januar früh kamen die Jäger, welche bey dem todten Maulthiere übernachtet hatten, und berichteten, daß sie einen Geyerkönig (*Urubu Rei*) nicht geschossen, sondern gefehlt hatten, worauf wir den Lagerplatz verließen. Die Truppe erreichte bald den Ribeirão da Cajaseira und alsdann den das Minhocas. In dieser Gegend fanden wir zum erstenmal den schönen blaubärtigen Heher (*Corvus cyanopogon* ^(*)), wels

(*) L'ACAHÉ, D'AZARA Voyages etc. Vol. III. p. 152.

den man im Sertam von Bahia Geng-Geng nennt; es wurden mehrere dieser Vögel geschossen, da sie nicht scheu sind. Ihr Gefieder ist einfach schwarz und weiß gezeichnet, dabey durch einen schönen blauen Fleck an der Seite des Unterschnabels kenntlich; auch ist die Stirn durch einen kleinen Federbusch geziert. Aber auch der schwarze Sahui (Sahuim preto), dessen schon früher Erwähnung geschah, ward hier zum erstenmal geschossen. Ich war äußerst erfreut, diese niedliche neue Thierart kennen zu lernen, welche sich durch sehr abstechende Farben auszeichnet (*). Diese Sahuis leben in kleinen Gesellschaften von vieren bis zwölfen, und ziehen in den Kronen der Bäume umher. Sie sind in den großen Wäldern dieser Gegend sehr häufig, scheinen aber dennoch keinen großen Distrikt zu bewohnen, da ich sie an andern Orten nicht gefunden habe. Nähert man sich dem Baume, auf welchem sie sich befinden, so werden sie unruhig, verbergen sich hinter dicken Ästen, blicken neugierig mit den Köpfchen hervor und alsdann suchen sie schnell zu entfliehen. Man schießt sie leicht herab, allein zum Essen sind sie zu klein. Das Fell wird im Sertam wohl zuweilen zu Mützen verarbeitet, meistens aber bleibt es unbenutzt. Das Geschlecht der kleinen Sahuis (Jachus, Hapale und Midas) ist in den süd-amerikanischen Urwäldern unendlich zahlreich; schon jetzt kennt man viele Arten desselben, und es ist gewiß, daß man bey genauerer Durchforschung jener Wälder noch weit mehrere entdecken wird.

Unsere Jäger erlegten im Allgemeinen nur kleinere Thiere, und besonders Affen; der Wunsch, einmal einer Unze (Yaguareté) zu begegnen, ward uns nicht befriedigt, ob wir gleich oft die frische Spur dieser Raubthiere, und öfters Baumstämme

(**) Hapale chrisomelas; Körper 8 Zoll 8 Linien lang, Schwanz 11 Zoll 11 Linien; Gesicht mit lanaken rostrothen Haaren umgeben, welche aufgerichtet stehen wie bey dem Simia Rosalia, eben diese schöne gelbrothe Farbe haben die Vorderarme; auf dem Schwanz befindet sich von dessen Wurzel bis zur Mitte ein schöner hell-gelbröthlicher Längsstreif; der ganze übrige Körper ist kohlschwarz.

fanden, an welchen sie ihre gefährlichen Klauen gewetzt hatten, denn zu diesem Zweck kratzt die Unze in die Baumrinden. Eben so unglücklich waren wir in Ansehung der wilden Schweine, deren Fährte wir häufig fanden, ohne nur ein einziges erlegen zu können; unser Schießen und das in dem einsamen Walde weit wiederhallende Geräusch der Lastthiere, vereint mit dem Rufen der Tropeiros mochte wohl zum Theil die Ursache davon seyn. Unsere Hunde jagten zuweilen laut, wenn sie irgend ein Thier antrafen, auch trieben sie einigemal die große Eidechse Teiú (*) in einen hohlen Baum, wo man sie mit Hülfe der Ärte hätte hervorholen können, wenn wir die dazu nöthige Zeit gehabt hätten. Der Wald war heute stark vom Regen durchnäßt, und theilte auch uns, wider unsern Wunsch, von seiner Feuchtigkeit mit, mahnte uns aber zugleich an den nöthigen Schutz bey vorkommenden Regen zu denken. Um für die nächste Nacht einen Rancho errichten zu können, nahmen wir überall Pattioba-Blätter mit wo wir sie fanden, und erreichten mit dieser wohlthätigen Bürde noch vor Sonnen-Untergang das Ufer des Rio da Cachoeira.

Der Fluß Ithéos oder da Cachoeira wird hier zum letztenmal passirt. Er macht an dieser Stelle eine Wendung und durchschneidet die Straße, welcher er nachher bis zur See hinab beständig auf der südlichen Seite folgt. Diese zieht nun von hier aus immer in westlicher Richtung gerade fort, und

(*) Man findet in den naturhistorischen Werken über die Teiú-Eidechse mancherley Unrichtigkeiten; so glaubt man zum Beyspiel nach den in Weingeist ausgeblichenen Exemplaren, daß die Zeichnung dieser rundschwänzigen Eidechse schwarz mit bläulichen Flecken sey, da diese letztere doch gelblich sind (siehe CUVIER Regne Animal. T. II. pag. 27) u. s. w. Auch habe ich nie bemerkt, daß diese große Eidechse ins Wasser eintaucht, welches übrigens gegen meine Erfahrung auch von Humboldt sagt (siehe Relation du voyage au nouveau continent T. II. pag. 80.) — Seba scheint dieses Thier auf Tafel XCVI. des ersten Bandes, Figur 1, 2 und 3 abgebildet zu haben, doch sind diese Figuren nichts weniger als richtig, indem die Grundfarbe schwärzlich, und die Zeichnung hellgelb seyn muß. Die erste Figur der Tafel CXIX, ist zu verschieden colorirt, um sie auf dieses Thier beziehen zu können.

alle Flüsse, welche sie von nun an durchschneidet, fließen dem Rio Pardo zu. Der Rio da Cachoeira ist an dieser Stelle schon unbedeutend, und war jetzt so seicht, daß man ihn leicht durchwaten konnte; er ist mit Felsstücken und Steintrümmern angefüllt, und soll sich aufwärts nun bald theilen, wo man zu den ihn bildenden Corregos gelangt. Wir errichteten am westlichen Ufer sogleich einige Hütten von Stangen und bedeckten sie gegen den Regen und Thau mit den mitgebrachten Pattioba-Blättern. Unsere Leute fiengen in kurzer Zeit ein Gericht von Fischen, besonders von Piabanhas, die unser Abendessen ausmachten.

Meine Lastthiere waren von der angreifenden Waldreise bey spärlichem grünem Futter ziemlich abgemattet, und unser Vorrath Mais beynahe verzehrt. Es wurde daher für nöthig befunden ein Dorf der Camacan-Indianer im Walde aufzusuchen, welches unser junger Camacan kannte. José Caetano erbot sich mit demselben dahin zu gehen, um jenes nöthige Bedürfniß daselbst aufzusuchen, und im Falle der Möglichkeit selbst einige jener Wilden uns zur Unterstützung und zum Sagen zuzusenden. Die Aldea der Camacans war anderthalb Tagesreisen von hier entfernt, und wir mußten uns daher darauf gefaßt machen, vier bis fünf Tage in dieser einsamen Wildniß zuzubringen. Ich gab den beyden des Waldes kundigen Männern, meinen Mulatten, Manoël, mit, einen robusten unternehmenden Menschen; alle wohl bewaffnet, mit Pulver, Blei so wie den nöthigen Lebensmitteln versehen, brachen sie früh Morgens am 12ten Januar auf. Wir übrigen, die wir bey den Hütten zurückblieben, fühlten jetzt das dringende Bedürfniß des frischen Fleisches, um mit der Fieber erregenden Fischkost abwechseln zu können. Während einige Leute die Angel auswarfen, durchstreiften die andern die nahen Urwälder, wo sie eine Menge der schwarzen Sahuis, so wie den grauen Jacchus penicillatus, GEOFFR. schossen, leider genügten aber dieselben bey ihrer geringen Größe, welche die eines Eichhörnchens kaum

übertrifft, den hungrigen Jägermagen nur wenig. Diese Gegend schien jetzt an größeren jagdbaren Thieren arm zu seyn, denn in fünf Tagen erlegten alle ausgesandte Jäger nicht mehr als drey Guaribas, einen Gigo (Callithrix melanochir), eine Jacupemba, einige andere eßbare Vögel und eine bedeutende Anzahl der kleinen Sahui-Affchen. Da nach einigen Tagen auch die Fische nicht mehr an die Angel beißen wollten, so hatten wir nichts als Carne seca und Mandioca-Mehl zu essen. Den Lastthieren ergleng es nicht viel besser als den Menschen, denn in dem dichten Walde auf dunkel beschattetem Boden kommt wenig Grünes fort, und in der Straße fand man nur harte, größtentheils dornige Gesträuche. Kein Wunder war es daher, wenn diese flugen Thiere beständig nach besseren Weideplätzen zurückzukehren suchten, deren Andenken ihrem Gedächtnisse lange gegenwärtig bleibt. Dieses Zurücklaufen unserer Maulthiere war jetzt unsere Hauptbesorgniß und unsere ganze Aufmerksamkeit war nöthig, um dasselbe zu verhindern. Zu diesem Ende hatte man sie in die alte Waldstraße vorwärts getrieben, und dieselbe, da das Dickicht seitwärts undurchdringlich war, hinter ihnen mit langen Stangen und jungen Baumstämmen quer verschlossen. Dennoch brachen sie gewöhnlich durch, sobald die Nacht eintrat, und wir hörten sie neben uns durch den Fluß traben, ohne sie bey der großen Finsterniß sehen zu können; alsdann mußten sie mit vieler Mühe eingeholt werden. Wir fanden indessen bald, daß alle Anstrengungen der Leute nichts mehr fruchteten, denn kaum hatte man sie verlassen, als sie auch schon flüchtig durch die Dichtung zurückbrachen, und an den Fluß eilten. Jetzt vermutheten wir, daß noch eine andere Ursache als das Verlangen nach besserer Weide auf sie wirke; ich sandte am frühen Morgen einige Jäger auf der Straße vorwärts, und siehe da man fand sogleich die frische Spur von zwey gewaltigen Unzen (Yaguarété), welche bey Nacht ganz in unserer Nähe umher getraht waren, und ohne Zweifel bald ein Paar unserer Maulthiere gefangen haben

würden. Man beunruhigte nun öfters jene Gegend und zündete am Abend Feuer in der Straße an.

Die Zeit der Ruhe an diesem abgeschiedenen Orte ward von uns auf das thätigste benutzt, die uns umgebenden Wälder kennen zu lernen. Die Erndte an botanischen Seltenheiten fiel reich aus; unter andern fanden wir eine große Anzahl interessanter Farrenkräuter. Unter ihnen bemerke ich hier nur eine der schönsten Arten, das *Asplenium marginatum*, das etwa 10 bis 12 Fuß hoch wächst, und welches wir während der ganzen Dauer unserer Reise nur ein einzigesmal gefunden haben, und daher also mit Recht für eine Seltenheit dieser Gegend halten. Wir schossen hier mehrere uns neue Arten von Vögeln, unter andern einen rostbraunen Baumhacker (*Dendrocolaptes trochilirostris* des Berliner Museums) mit sehr langem sichelförmig gekrümmten Schnabel, und eine andere den Baumhackern verwandte Art, von röthlichbraunem Gefieder, die an den Bäumen umher hüpfet und steigt, und dabey eine laute sonderbare Stimme hören läßt (*) u. s. w.

Nachdem wir hier am Flusse vier Tage zugebracht hatten, vernahmen wir am 16ten Januar gegen Mittag einen Schuß, und waren sogleich neu belebt von der Hoffnung, in kurzer Zeit unsere ausgesandten Leute zurückkehren zu sehen. Bald hörten wir mehrere Schüsse, deren Wiederhall durch die tiefen Wä-

(*) Dieser Vogel gehört zu einer Familie, welche mit den Baumhackern (*Dendrocolaptes*) und den Sängern (*Sylvia*) verwandt ist. Herr Temminck hat sie in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie (Vol. I. p. XXXII.) mit dem Namen *Anabates* belegt. Die hier erwähnte Art nenne ich *Anabates leucophthalmus*; ich will sie in der Kürze beschreiben: Der männliche Vogel ist 8 Zoll $2\frac{1}{2}$ Linien lang, und 11 Zoll 3 Linien breit; alle seine oberen Theile sind dunkel: rostbraun oder röthlich braun, das Wrongium allmählig ins hell: rostrothe übergehend; eben so ist der ganze Schwanz gefärbt, dessen Schäfte schwarzbraun sind, Kinn, Kehle und Unterhals haben eine rein hell gelblichweiße Farbe, welche nett gegen die der oberen Theile absteht; nach der Brust hin wird die weißliche Farbe mehr gelblich schmutzig überlaufen; Bauch blaß-graugelblich, in den Seiten etwas olivenbräunlich überlaufen; Crissum sehr blaß: bräunlichgelb; innere Flügeldeckfedern hellrostgelb: röthlich; Stirn etwas mehr ins röthliche fallend; die Iris des Auges ist bläupel: oder silberfarben: weiß.

dungen tönte, und sahen Manoël mit zwey Camacan-Indiern an dem jenseitigen Ufer erscheinen; in der Hand trug er einen noch lebenden vorzüglich schönen weißen Falken, von einer mir noch unbekanntem Art. José Caetano und sein Camacan waren nicht mit zurückgekehrt, sondern hatten der Verabredung gemäß von der Aldea der Camacans aus den Rückweg nach S. Pedro d'Alcantara angetreten. Manoël berichtete nun, er habe ein sehr kleines, ärmliches Dörfchen jener Wilden, welche in einem noch sehr rohen Zustande sich befanden, getroffen. Nur fünf Männer fand er dort, von denen der eine an einer schweren Fußwunde krank lag. Jene Camacans lebten beynahe einzig und allein von der Jagd, und pflanzten nur einige wenige Gewächse zu ihrem eigenen spärlichen Bedarf; daher erhielten wir für unsere Maulthiere leider keinen Mays. In einigen dieser Rancharias (Dörfer) der Camacans hat man noch nie einen Weißen gesehen. Andere, mehr nach dem Sertam hin gelegene Aldeas, pflanzen so viel Baumwolle, Mandioca und Mays, daß man bey ihnen diese Produkte erhalten kann. Die Mongoyós, wie die Portugiesen sie nennen, oder die Camacans stehen größtentheils auf einer etwas höhern Stufe der Cultur als ihre Nachbarn, die Botocudos und Patachos; sie pflanzen meistens einige nützliche Gewächse, und haben seit einer langen Reihe von Jahren mit den europäischen Colonien in Frieden gelebt. Die jetzt hier eingetroffenen Männer dieses Stammes waren wohlgebildet, stark und musculös, und giengen völlig nackt, mit Ausnahme der Tacanhoba (Tacanioba) oder des Futterals von Issara-Blättern, welches die Männer nach Art der Botocudos tragen. Ohren und Lippen waren bey ihnen nicht verunstaltet. Ihre Haare lassen einige so lang wachsen, daß sie bis zu den Hüften herabhängen, und ihnen ein wildes Ansehen geben; andere hingegen schneiden sie im Genicke rund ab, welches man jedoch nur selten sieht. Ihre Bogen und Pfeile waren ganz besonders nett gearbeitet. Weiter unten wird mehr von diesem Volke geredet werden. Ich habe die Zusammenkunft mit diesen Wilden

auf der diesem Abschnitt (in der 4to Ausgabe) vorangehenden Bignette abbilden lassen; einer von ihnen hatte mit einem Pfeile einen weißen Falken von seinem Neste auf einem der höchsten Bäume herabgeschossen, in einer Entfernung, in welcher unsere besten europäischen Flinten nicht immer das Ziel treffen. Meine Freude, diesen schönen Vogel zu erhalten, war um so größer, als wir denselben zwar früher einigemal in der Luft schwebend erblickt, seiner aber nie habhaft werden konnten; er ist uns auch auf der ganzen Reise nachher nie wieder zu Gesicht gekommen (*). Unsere beyden Wilden gafften die Fremdlinge an ohne ein Wort zu reden, und setzten sich ans Feuer nieder. Nach einer kurzen Ruhe sandte ich sie auf die Jagd aus. Ihre Gewandtheit in dieser ihnen gleichsam angeborenen Beschäftigung ist außerordentlich. Sie kehrten am Abend mit zwey großen schönen Affen (*Cebus xanthosternos* (**)) und einer Jacupemba zurück, welchen der kräftige Pfeil sämmtlich die Mitte der Brust durchbohrt hatte. An demselben Tage erlebten wir gegen Abend noch eine der unterhaltendsten Jagdscenen, die man sich denken kann. Wir befanden uns sämmtlich in unsern Hütten auf verschiedene Weise beschäftigt, als nahe vor uns in dem seichten Flusse eine zahlreiche Bande von Fischottern erschien, welche unserer Gegenwart unbewußt bis zu dieser Stelle heraufgekommen war. Da diese sonst scheuen Thiere sich hier in dem seichten Wasser nicht verbergen konnten, so griff alles zu den Waffen. Leider aber waren die Gewehrschlösser nicht in dem besten Stande, und gaben zum Theil nicht Feuer; einige Schützen fehlten, und unsere Hunde wollten die heftig um sich beißenden Thiere nicht angreifen; auf diese Art entkamen die geängstigten Ottern bis auf eine einzige, welche einer meiner Leute, Ma-

(*) Dies ist ohne Zweifel MAUDUYT's petit Aigle de la Guiane (*Falco guianensis*, DAUDIN traité élém. et comp. d'ornith. T. II. pag. 78.)

(**) Dieser Affe, dessen ich im 1ten Bande dieses Reiseberichts erwähnte, ist nachher in dem Säugthierwerke des Herrn Geoffroy und Fr. Cuvier unter dem Namen des *Sai a grosse tête* abgebildet worden.

noël, mit einem gewaltigen Facão-Hiebe erlegte, als sie über ein Felsstück entfliehen wollte. Die brasilianischen Fischottern haben ein sehr schönes Fell, welches aber in diesem Lande bey weitem nicht so sehr geschätzt wird, als bey uns ein europäischer Otterbalg; sie sind häufig in Süd-Amerika, und werden sehr groß, daher mögen sie wohl zuweilen Anlaß zu dem Glauben an Meer- und Flußweibchen gegeben haben, deren Existenz selbst Quandt (Seite 106) und andere Schriftsteller annehmen; glaubt man doch in unserem gebildeten Europa hier und da noch an Seeweibchen und andere ähnliche Ungeheuer. Da ich nun, nachdem die Hoffnung, auf der Aldea der Camacans Mais zu erhalten, fehlgeschlagen war, keine Aussicht hatte meine Thiere hier mit besserer Nahrung stärken zu können, so gab ich am 17ten Morgens das Zeichen zum Aufbruche. Unsere beyden Wilden, die uns nicht mehr weiter begleiten wollten, kehrten nach ihren Hütten zurück, überließen uns aber gegen Messer und andere Kleinigkeiten ihre Bogen und Pfeile. Bey der starken Hitze dieses Tages fanden wir die mit Catinga bewachsenen Höhen äußerst trocken, und das Trinkwasser war sehr selten. Dagegen fanden wir viele Isara-Blätter, die wir mitnahmen, um uns davon für die Nacht einen Schirm zu errichten. Nachdem wir einen Weg von etwa $2\frac{1}{2}$ Legoas zurückgelegt hatten, lagerten wir gegen Abend an einem guten hellen Corrego, und zogen am 18ten wieder etwa drey Legoas weit fort. Um die Mitte dieses Tages erreichten wir ein Thal, Buqueirão genannt, angefüllt mit Hochwald, in welchem ein kleiner ziemlich ausgetrockneter Bach sich dahin schlängelte; seine Ufer, so wie der ganze Boden des Thales, waren von mancherley verschieden gebildeten Farrenkräutern mahlerisch bedeckt. Hier wuchsen viele Arten der Anemia, und besonders eine noch unbekannte Pteris, deren sterile Blätter (frondes steriles) pfeilsförmig, die fructificirenden aber von völlig verschiedener, tief eingeschnitt-

(*) Herr Professor Schrader zu Göttingen hat diese interessante Pflanze *Pteris paradoxa* benannt.

ner Bildung sind, so wie viele andere schöne Arten dieser interessanten Familie. Mein Hühnerhund suchte eifrig in diesem Gesträuche und brachte plötzlich eine große Macuca völlig unversehrt hervor, welche er wahrscheinlich auf dem Neste erhascht haben mußte. Zu dieser Jagdbeute gefellten unsere vorangezogenen Jäger noch eine zweyte Macuca, einen Gigo und einen Sabélé (*Tinamus noctivagus*). Der sanfte Berghang, welchen wir aus dem Buqueirão hinaus zu ersteigen hatten, wurde einigen unserer abgematteten Maulthiere so schwer, daß sie alle Schläge nicht mehr achteten, und weit hinter den übrigen zurückblieben; sie zerflossen dabey im Schweiß, denn die Hitze war sehr drückend, und die ganze Luft mit electrischer Materie überfüllt, welche sich durch eine Menge von Gewittern ins Gleichgewicht zu setzen suchte; auch donnerte es häufig, als wir zwischen zwey klaren Corregos, von denen diese Gegend den Nahmen der Duos Riachos erhalten hat, unser Lager aufschlugen. Bey dem drohenden Donner, welcher ununterbrochen über den dunkeln Urwäldern hinrollte, sahen wir mit Besorgniß der Nacht entgegen, die wir hier ohne Schutz unter freyem Himmel zubringen sollten. Wir suchten deshalb unsern Lagerplatz so gut es möglich war, mit Ochsenhäuten zu einer Art von Hütte einzurichten, die uns jedoch keinen besonderen Schutz gegen die Gufregen der Tropengewitter gewährt haben würde; es fiel jedoch zum Glück kein Regen, und die Gewitterwolken vertheilten sich. Das Holz, welches wir in der Nähe unseres Lagerplatzes abhieben, verbreitete einen äußerst aromatischen Zimmetgeruch, weshalb es von den Brasilianern Canella genannt wird. Blüthen und Früchte desselben habe ich nicht erhalten können, ohne Zweifel aber hat Arruda diesen Baum unter dem Nahmen *Linharia aromatica* beschrieben (*).

Von unserer diesmaligen Lagerstelle hatten wir bis zum Flusse Catolé vier Legoaß, welche wir am 19ten zurücklegten.

(*) Siehe KOSTERS travels etc. pag. 493.

Die Straße führt über mancherley Höhen durch den ununterbrochenen Urwald fort; wir überschritten mehrere Corregos und fanden mancherley Vögel und Pflanzen. Gegen Abend traten wir auf eine von dem hohen Wald befreyte, nur mit Gesträuchen bewachsene Stelle am Ufer des Baches Catolé, wo vor einigen Jahren der Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, von seinen Regern eine Pflanzung hatte anlegen lassen, die aber nun wieder verlassen und verödet ist. Eine alte geräumige Hütte mit mehreren Lehmwänden und einem Dache von Baumrinden, welche den Regern zur Wohnung gedient hatte, fanden wir in sehr schlechtem Zustande, und von Ameisen, Sandflöhen (*Pulex penetrans*) und Eidechsen (*Stellio torquatus*) bewohnt, welche 14 Zoll und darüber lang waren; sie gewährte uns indessen doch einen leidlichen Schutz gegen Sonne und Regen, weshalb wir uns denn, diese Unannehmlichkeiten nicht achtend, ohne Zeitverlust der Ruhe überließen, nachdem wir mit einer hinreichenden Anzahl im Flusse gefangener Piabaihas, Guaraibas und anderer Fische, unsere frugale Mahlzeit gehalten hatten. Man hat von Catolé etwa zwey Tagereisen bis zu den ersten menschlichen Wohnungen an einer Stelle, welche den Rahmen Beruga trägt. Dorthin beschloß ich sogleich einige Leute mit leeren Maulthieren zu senden, um Mays für unsere ermattete Tropa herbey schaffen zu lassen, weil wir nicht hoffen durften, unser Gepäck aus diesen unwirthbaren Wildnissen heraus zu bringen, bevor nicht unsere Thiere durch diese kräftigere Nahrung gestärkt waren. Während ich die Zurückkunft dieser Leute erwartete, ließ ich von den andern die Wälder in allen Richtungen durchstreifen.

Mancherley Vögel belebten die Gesträuche in unsrer Nähe, besonders die Schaaren der Anacans (*Psittacus severus*, LINN.) und der Tiribas (*Psittacus cruentatus*), auch manche kleinere interessante Vögel, unter andern der Fliegenfänger mit zwey verlängerten Schwanzfedern (*), der schwärzliche Kernbeißer

(*) Le Colon; AZARA voyages dans Amer. merid. etc. Vol. III. p. 369.

mit rothem Schnabel (*Loxia grossa*, LINN.), so wie mehrere den Baumhackern (*Dendrocolaptes*) und den Sängern (*Sylvia*) verwandte Vögelarten, welche Herr Temminck, wie weiter oben schon gesagt ist, unter dem Rahmen *Anabates* in ein neues Genus vereinigt hat. Diese Vögel zeichnen sich sämmtlich durch eine aus mehreren lauten Tönen zusammengesetzte Stimme aus; sie hüpfen und steigen seitwärts an den Zweigen umher, drehen sich nach allen Seiten, und sind in beständiger Bewegung. Unter ihnen erwähne ich einiger von mir hier vorgefundener neuen Arten des *Anabates erythrophthalmus* (*), des *leucophthalmus* (siehe die vorhergehenden Seiten), des *atricapillus* (**), mit schwarzbraunem Scheitel, des *macrourus* (***) u. s. w. Sie bauen beynahe sämmtlich von vielen ineinander gefügten trockenen Zweigen ein sonderbares hängendes Nest, deren wir mehrere in unserer Nähe an isolirten alten Bäumen bemerkten. Die niederen Gebüsche belebten die schwärzlichen Kernbeißer mit

(*) *Anabates erythrophthalmus*, ein schöner Vogel; Länge 7 Zoll 9 Linien, Breite 7 Zoll 8 Linien; die Iris des Auges lebhaft brennend mennigroth, Stirn, Kinn, Kehle und der größte Theil des Unterhalses so wie der ganze Schwanz sind rostroth; letzterer weniger lebhaft und schön gefärbt als Stirn und Kehle; der ganze übrige Körper ist oliven-graubraun, an Brust und Bauch etwas mehr ins rostgelbröthliche fallend; die kleinen kurzen Flügel haben einen starken Anstrich von Rostroth; die äußeren Zehen sind nur sehr wenig vereint.

(**) *Anabates atricapillus*, von Illiger *Sylvia rubricata* genannt. Scheitel, ein Streif durch die Augen, und ein anderer vom Unterkiefer unter dem Auge hin sind schwarzbraun; ein Streif zwischen Scheitel und Auge, ein anderer unter dem Auge, Kehle, Seiten- und Obertheil des Halses, Unterrücken, Schwanz und alle unteren Theile rostrothlich, Bauch olivenbräunlich überlaufen, Schwanz schön hell rothbraun, Rücken dunkler rothbraun, Flügel von eben der Farbe aber etwas dunkel und gelbbraunlich gerandet.

(***) *Anabates macrourus*, auf dem Museo zu Berlin *Sylvia striolata* genannt; 6 Zoll 10 Linien lang, 8 Zoll 11 Linien breit; der Schwanz ist über 3 Zoll 3 Linien lang, der Vogel trägt die schön hellgelblich-rostrothen Federn desselben etwas buschig aneinander gebreitet, und ist dadurch von ferne kenntlich; alle oberen Theile des Körpers sind rostbräunlich, sehr stark ins Rostrothe fallend: am Scheitel sind die zugespitzten Federn schwarzbräunlich eingefaßt, übrigens rostroth, und mit noch lebhafteren röthlichen Schäften; Oberhals etwas heller gefärbt, die Federschäfte sind hier hell rostgelb; der ganze Vorderkörper ist auf röthlich braunem Grunde mit hell rostgelblichen Strichen bezeichnet; Unterrücken und obere Schwanzdeckfedern bräunlich rostroth, ersterer verloschen heller gestrichelt.

rothem Schnabel (*Loxia grossa*, LINN.) und die Tangara mit gestreiftem Kopf (*Tanagra silens*, LINN.) und viele kleine Arten von Kernbeißern, Sängern und Fliegenfängern, so wie die Rohrdrössel mit nacktem Halsflecke (*Turdus brasiliensis*) die Rohrgehäge an den Ufern des Baches. Ein noch unbeschriebener Vogel (*) mit lautem dreystimmigen Rufe, den er beständig hören läßt, war hier ebenfalls nicht selten. Er ist verwandt mit derjenigen Familie der Säger (*Sylvia*), welche einen gekrümmten verlängerten Schnabel haben. Ich hatte ihn schon am Rio Doce, nachher aber in bedeutender Entfernung nicht mehr gefunden. An den Ufern der einsamen Waldbäche lebt in diesen Wäldern ebenfalls paarweise der grüne Sichelschnabel (*Tantalus cayennensis*, LINN.), der auf alten umgefallenen Stämmen im Wasser sitzt, und eine laute sonderbare Stimme hören läßt; die Brasilianer nennen ihn Caraüna, wie weiter oben schon gesagt worden ist. Er ward nahe bey unserer Wohnung geschossen, und mein Hühnerhund brachte ihn aus dem Bache ans Land. Dieser Hund fand besonders seine Beschäftigung an den kleinen Preiäs (*Cavia Aperea*, LINN.), welche in den Gebüsch bey unserem Hause sehr häufig waren; er suchte beständig nach diesen kleinen Thieren umher; auch erlegte man mehrere derselben, deren Fleisch zum Essen für uns Europäer zu weichlich war. An diesem einst angebauten Plage fand ich den Satz

(*) Dieser Vogel scheint in Herrn Linné's neues Genus *Opetiorynchos* zu gehören; und ich belege ihn mit dem Nahmen *turdinus*, da er etwa die Zeichnung unserer Drossel hat. Der männliche Vogel mißt 7 Zoll 11 Linien in der Länge, und etwas über 9 Zoll in der Breite; alle seine oberen Theile sind hell graubraun, und die Federn haben etwas blässere Ränder, besonders an Kopf und Oberhals; ein Streif über das Auge vom Schnabel nach dem Hinterkopf hin, Kehle, Unterhals und Brust sind weißlich; die Kehle ist ungefleckt; Unterhals, Brust und Bauch mit einzelnen etwas spizwinklichen graubraunen Drosselflecken besetzt, mittlere Schwanzfedern an den Seiten schwarzbräunlich gefleckt, und neben diesen dunklen noch mit blaß gelbröthlichen Fleckchen bezeichnet; große Flügeldeckfedern mit blaßröthlichem Rande und ähnlichen Quersflecken. Es giebt außer diesem noch mehrere andere ähnliche Vögel in Brasilien, welche eine den Sängern *Sylvia* sehr nahe verwandte Familie bilden, und sich sämmtlich durch eine sehr laute, aber unmelodische sonderbare Stimme auszeichnen.

wieder vollkommen bestätigt, daß die inneren großen Urwälder ärmer an verschiedenartigen Thieren sind, als bebante Gegenden; denn wo nur eine Kasse oder eine von Holz entblößte Stelle ist, da zeigt sich sogleich eine größere Verschiedenheit der Thierarten. Es ist gewiß, daß auch die innersten Gegenden der großen Wälder ihre eigenen Geschöpfe haben, allein bebante Gegenden besitzen an den Gränzen der sie umgebenden Waldungen stets die mannigfaltigste thierische Schöpfung.

Wir hatten jetzt, da gerade die Höhe des Sommers war, eine bedeutende Hitze. Am 22ten Januar stand das Thermometer von Reaumur im Schatten Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr auf $24\frac{1}{2}^{\circ}$, und in der Sonne stieg es in wenigen Minuten auf 31° , andere Tage waren noch heißer, doch selten fand ich 30° im Schatten. Am folgenden Tage stiegen mehrere Gewitter auf, es donnerte und regnete heftig, allein kein Bliß ward bemerkt. Diese häufigen Gewitterregen hatten nach und nach den Fluß mehr angeschwellt, so daß endlich die Fische für uns eine Seltenheit wurden, und die Kasse erschwerte ebenfalls die Jagd. So kam es, daß wir öfters Mangel litten, und genöthigt waren, mit ein wenig lederartigem altem Salzfleische unsern Hunger zu stillen. Unsere Lastthiere erregten in dieser Periode unser lebhaftes Mitleiden, denn sie fanden in dem hohen Walde kaum so viel Futter, um ihr Leben zu fristen, und standen gewöhnlich um unsere Hütten herum, als wollten sie Nahrung von uns fordern. Die Noth wurde immer drückender, aber das alte Sprüchwort »wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten« wurde auch jetzt bewährt gefunden. Guaribas (*Mycetes ursinus*) hatten sich unserm Aufenthalte genähert, und brüllten plötzlich aus vollen Kräften. Wir alle sprangen von unsern Sitzen auf, ergriffen die Gewehre und schon nach einer halben Stunde hatten wir einige große Affen erlegt, welche Fleisch für mehrere Mahlzeiten lieferten; zugleich hatte man auch am Flusse einen glücklichen Fischfang gethan. So vergieng unter naturhistorischer Beschäftigung schnell

die Zeit in dieser Einöde, bis wir endlich am sechsten Tage dieses Aufenthalts gegen Abend das Rufen und Schießen unserer von Beruga zurückkehrenden Leute frohlockend vernahmen. Sie brachten eine Menge Mais mit, wovon man den hungrigen Thieren sogleich ein Futter vorzuschütten eilte, und sich an dem Anblicke labte, den uns die Befriedigung ihres Heißhungers gewährte.

Über den Fluß Catolé, welcher dem Rio Pardo zufließt, lagen an der Stelle wo wir uns gelagert hatten, glücklicher Weise umgefallene Baumstämme, so daß sie fast eine Brücke von einem Ufer bis zu dem andern bildeten. Diese boten uns die einzige Möglichkeit dar, denselben zu überschreiten, da zwey Canoes, welche der Capitam Mor für die Reisenden hierhin gestiftet hatte, von den Fluthen fortgerissen zu seyn schienen. Wir entdeckten endlich nach langem Suchen das eine derselben unter den Stämmen im Sande halb vergraben, aber alle angewandte Mühe meiner Leute, dasselbe hervorzuziehen, wobey sie bis an die Brust im Wasser arbeiteten, war vergeblich. Man trug nun unser Gepäck, welches in vielen schweren Kisten bestand, auf dem Kopfe über die gefährliche schwankende, von den dünnen umgefallenen Stämmen gebildete Brücke, wobey wir, dieser Art von Übergängen ungewohnte Europäer unbeladen uns kaum des Schwindels enthalten konnten, um so mehr als die vom Wasser bespülten glatten runden Stämme unaufhörlich unter unsern Füßen schaukelten. Nach etwa $\frac{3}{4}$ Stunden erreichten wir einen starken hübschen Corrego, jenseits dessen die Straße sehr bewachsen und unwegsam ist. Zu einiger Entschädigung fanden wir aber mancherley naturhistorische Unterhaltung. Oft sahen wir in der Mitte der Straße von einem überhängenden Aste an dem Faden einer dünnen Schlingpflanze einen Bündel Moos oder fadenartige Gewächse zu einem etwas pyramidenförmigen Knäuel vereinigt herabhängen, dessen breitere Grundfläche den unteren Theil ausmachte. Diese Bündel hiengen sehr häufig ganz frey da, und schwankten nahe

über unseren Köpfen, so daß wir sie mit unseren Hüten zuweilen berührten. Schon war ich auf diese sonderbaren schwebenden Gegenstände aufmerksam geworden, als ich aus dem einen derselben einen kleinen Vogel fliegen sah, und nun erkannte, daß dies die lustigen Nestchen einer Art von Fliegenfänger (*Muscicapa*) waren (*). Dieser Vogel baut ein sehr merkwürdiges Nest von *Tillandsia* und anderen Fadengebenden Gewächsen mit Moos vermischt, und hängt dasselbe frey in der Mitte einer offenen Stelle an einem Aste mittelst einer zufällig daselbst herabhängenden Schlingpflanze auf; der kleine Eingang in diese schwebende Burg ist unten an der Basis der Pyramide, aber es befindet sich vor der Öffnung ein herabhängender Schirm, welcher dieselbe beschützt. Die jungen Vögel sitzen in diesen sonderbaren Wohnungen vortrefflich gegen die Hitze, Kälte und andere Feinde geschützt.

Als wir noch ungefähr eine halbe Legoa von dem Orte entfernt waren, wo wir unser Nachtquartier zu nehmen gedachten, trafen wir auf einen alten großen Rancho, eine Hütte mit Baumrinden gedeckt, welche noch seit jener Zeit hier existirt, wo die Straße angelegt wurde. Wir ließen uns aber durch diese Gelegenheit zu einem geschützten Nachtquartier nicht reizen, sondern zogen es vor, noch bis zu einem Corrego zu gehen, der den Rahmen *Buqueirão* hat, weil wir daselbst gutes Wasser zu finden hofften. Wir fanden indessen in demselben nur wenig und schlechtes Wasser. Kröten und Frösche ließen sich hier gegen Abend in Menge hören, und die Moskiten beunruhigten uns während der Nacht sehr.

Am 27ten fanden wir die Straße noch mehr, besonders mit den hohen steifen Blättern der *Heliconien* und mit Dornen

(*) Der kleine Vogel, welchen ich für den Erbauer dieses Nestes halte, ist ein Fliegenfänger, welchen ich *Muscicapa mastacalis* nannte; seine Farbe ist olivengrünlich, und das Uropygium blattimonengelb; die Scheitelfedern sind an der Wurzel gelb, an den Spitzen aber graugrünlich gefärbt, so daß man bey ruhiger Lage derselben erstere Farbe nicht bemerkt; Schwanz und Flügel sind schwärzlichbraun; die ganze Länge des Vogels beträgt etwa $4\frac{3}{4}$ Zoll.

verwachsen; auch der schmerzhafteste Stachel der Marimbondos vermehrte die Beschwerde des Tages. Aber die Hoffnung, heute die ersten menschlichen Wohnungen zu erreichen, half uns diese Beschwerden fröhlich überwinden, und rasch zogen wir Berg auf Berg ab fort, da unsere Maulthiere bey jeder Mahlzeit mit einem kräftigen Futter von Mays unterstützt wurden. Nach einem Wege von etwa 2 $\frac{1}{2}$ Leguas erreichte die Tropa einen Bach, an welchem die Bewohner von Beruga vor einiger Zeit eine Pflanzung angelegt, und dazu den Wald an einer gewissen Stelle niedergehauen hatten. Hier athmeten wir etwas freyer, denn obgleich rundum alles hoher finsterner Wald war, so erblickten wir dennoch einige Bergkuppen und glaubten nun schon aus dem finstern Gefängniß der ewigen Urwälder erlöst zu seyn. Allein es war noch ein beschwerliches Stück Weges in der bewachsenen Straße zurückzulegen. Viele Stellen waren mit Taquara (Rohr) überwachsen, welches das Gebüsch mit seinen Zweigen und klein gefiederten Blättern gleichsam zu einem Knäuel verflocht, auch war an vielen Stellen dieser Straße das 30 bis 40 Fuß hohe, schon öfters erwähnte Taquarussü zu bedeutenden Gehägen aufgeschossen, welche mit ihren Dornen für uns undurchdringlich gewesen seyn würden, wenn nicht das Facão einen Weg hindurch gebahnt hätte; seine starken Glieder versorgten uns indessen öfters mit kühlendem Getränke, denn die Natur giebt auf der einen Seite reichlich wieder was sie auf der andern nimmt. Kleine Gesellschaften des gelbgrünen Kernbeißers mit schwarzer Kehle (*Loxia canadensis*) belebten diese hohen Rohrdickichte. Die Straße zieht jetzt über Höhen hinweg, welche mit Catinga bewachsen sind, und einen steinigten Boden haben. Ob sie gleich nur sanft ansteigen, so erhebt sich doch die Gegend allmählig immer mehr. Beynahe alle Corregos, welche wir auf diesem Wege antrafen, waren ausgetrocknet und zeigten nacktes Steingerölle von Urgebürgen mit vielem Quarz gemischt. Unsere Hunde jagten öfters das Cutia (*Cavia Aguti*, LINN.) an diesen Höhen, wir waren jedoch nicht so glücklich

eines davon zu bekommen. Überhaupt bemerkten wir in dieser Gegend sehr wenige Thiere, nur das hängende Nest des kleinen Fliegenfängers war häufig. An einem Corrego fanden wir wieder eine alte Hütte mit Rinde gedeckt, in deren Nähe ein schönes niedriges Gewächs mit röhrenförmigen, hoch brennend orangefarbigem Blumen (*) unsere Aufmerksamkeit häufig beschäftigte. Diese Pflanze findet sich von hier nach den höhern Gegenden des Sertam hin häufig in der Straße. Noch eine halbe Legoa, und der Ruf des Hahns, dieses steten Begleiters der Menschen, selbst in diesen entlegenen Eindrücken, ward plötzlich vernommen. Wir traten an das Tageslicht, und vor uns lag eine große Pflanzung von hohem Mays und Mandioca. Der blaue Himmel war seit langer Zeit zum erstenmale wieder auf eine bedeutende Weite sichtbar, und über den Wäldern zeigte sich ein schönes blaues Gebürg mit mancherley Kuppen und Felsen, deren Anblick uns neu und erfreulich war. Wir befanden uns an dem kleinen Flusse Beruga, der hier in der Nähe in den Rio Pardo tritt. Hier haben die ersten Bewohner in diesem Sertam, drey Familien von farbigen Leuten sich angebauet, als man zur Zeit der Anlegung der Straße zur Bequemlichkeit der Reisenden hier eine Aldea gründen wollte. Diese Menschen besitzen schon bedeutende Pflanzungen und sind noch immer mit dem Niederhauen der Waldungen beschäftigt, um ihre Rogados zu erweitern. Einen Beweis der Fruchtbarkeit des Bodens giebt die Höhe und Stärke, welche hier der Mays erreicht; auch ist sein Ertrag äußerst ergiebig. Jetzt war diese Frucht noch nicht reif; auch die Bananen, deren man viele angepflanzt hatte, waren noch nicht zeitig, und wir konnten keine andere Lebensmittel als Farinha erhalten. Drey kleine Häuser von Letten mit Rinden gedeckt voll Carapatos (Acarus) machen bis jetzt die Aldea von Beruga aus; einige Mongoyós (Camacans), die hier im Taglohn arbeiten, wohnen mit ihren

(*) Ich habe die Frucht dieser schönen Pflanze nicht kennen gelernt, sie kann daher nicht genau bestimmt werden, scheint aber eine Ruellia zu seyn.

Weibern und Kindern in einer nicht weit entfernt liegenden kleinen Hütte. Sie giengen bis auf wenige halb nackt, und an mehreren Stellen des Leibes mit Urucu und Genipaba roth und schwarz bemahlt, um den Hals trugen sie die dicken runden Saamenkörner einer gewissen Grasart an Schürren gereiht. Die Regierung hat einen Mulatten zum Commandanten der Camacan-Indier ernannt, welcher sich hier aufhält; unter seinem Befehl stehen die verschiedenen Aldeas oder Rancharias derselben; er versammelt sie, wenn sie gegen feindselige Stämme von Wilden, zum Beyspiel die Botocudos, eine Unternehmung machen sollen, und wie man sagt, haben sie sich bey solchen Gelegenheiten recht gut gezeigt.

Die Zeit von 22 Tagen, welche wir seit der Abreise von S. Pedro bis zur Ankunft zu Beruga in den großen Urwäldern zugebracht hatten, ohne menschliche Wohnungen zu sehen, erzeugte in uns den lebhaften Wunsch einmal wieder geschützt vor Regen und Thau, unter Dach und Fach auszuruhen; daher achteten wir die Qual nicht, welche wir in diesen elenden Wohnungen von unzähligen Carapatos und Moskiten zu erwarten hatten, und machten am 28ten hier einen Ruhetag. Die Lebensmittel, die wir hier erhielten, bestanden in schwarzen Bohnen und Farinha; zwar keine besonders köstliche Gerichte, aber Leute, welche eine lange Zeit der Entbehrung durchlebt haben, sind an Genügsamkeit gewöhnt. Unsere Thiere konnten hier zwar ausruhen, fanden aber keine gute Weide, denn eine jede dem Walde abgewonnene Stelle war zur Pflanzung benutzt; daher kam es denn, daß unsere Tropa nächtlicher Weile öfters in die Mayß-Pflanzungen eindrang. Meine Leute jagten und fischten an dem zur Ruhe bestimmten Tage. Zu letzterem Zwecke giengen sie eine halbe Legoa weit nach dem Rio Pardo und brachten viele Fische zurück. Der Conquistador (jetzt Coronel) João Gonçalves Da Costa hat diesen Fluß von hier bis zu seiner Mündung nach Patipe hinab beschifft, wovon weiter unten geredet werden wird.

Die Wälder, welche die Pflanzungen zu Beruga ringsum nahe einschließen, gewähren wie die zu Catolé, besonders dem Ornithologen eine angenehme fruchtbare Unterhaltung, denn überall werden sonderbare Vogelstimmen gehört. Viele Arten der *Tanagra* und *Loxia* bemerkt man, zum Beyspiel *Tanagra silens*, *gujanensis*, *magna*, *brasilica*, *brasiliensis*, *cayennensis* und andere mehr, ferner *Loxia grossa*, *canadensis*, die verschiedenen Arten der *Pipras*; man hört die durchdringenden Stimmen zahlreicher Papageyen, welche sich in dem Mays versammeln, den sanft schnarrenden Pfiff des *Tucan* (*Ramphastos dicolorus*) und den zweysinnigen Ruf des *Arassari* (*Ramphastos Aracari*), so wie den oft wiederholten Pfiff der *Curucuás* (*Trogon*).

Der Aufenthalt zu Beruga gab zwar unserer Reise durch die Urwälder eine willkommene Unterbrechung, aber vollendet war sie noch nicht; denn wir hatten nun noch zwey Tagereisen bis Barra da Bareda, wo man die offenen oder wenigstens mit Wald und Blößen oder Triften abwechselnden Gegenden des Sertam der Capitania von Bahia betritt. Ich verließ Beruga am 29ten und folgte der Straße, welche unmittelbar jenseit der Pflanzungen sich wieder in den ununterbrochenen Urwald vertieft, der hier größtentheils mäßig hoch und *Catinga* ist. Zwar sind diese Wälder noch ziemlich verschlochten und geschlossen; dennoch ist die Straße weniger unwegsam, da sie von hier an schon mehr benutzt wird. Ein *Camacan* hatte hier mit dem Pfeil kürzlich eine Unze (*Yaguaréte*) erlegt, deren Skelet ich noch im Walde an der Seite des Weges fand. Der Schädel zeigte, daß sie sich gerade im Wechsel der Zähne befunden hatte; dieses Skelet würde daher ein interessantes Stück für ein osteologisches Cabinet gewesen seyn, wenn nicht einige Knochen desselben durch Raubthiere schon entwendet gewesen wären. Bey dem Bache, welcher den Rahmen *Tiboya* führt, befanden wir uns dem *Rio Pardo*, mit welchem nicht weit von hier der erstere sich vereint, so nahe, daß wir das Rau-

schen desselben hörten. Der Tiboya fließt auf einem Bette von glatten Granit tafeln, die wir so schlüpfrig und zum Theil schräg geneigt fanden, daß man die mit Hufeisen versehenen Maulthiere und Pferde, um sie vor dem Fallen zu sichern, mit größter Vorsicht hinüber führen mußte. Auf dem westlichen Ufer fanden wir ein mit Rinde gedecktes offenes Haus erbaut, und dabey einen Coral für die Viehheerden, die, wie man bey Anlegung des Weges hoffte, hier durchziehen würden. Wir traten nun in das Thal des Rio Pardo ein, und zogen an dessen nördlichem Ufer durch hohen Urwald hin; zu unserer rechten Seite erhob sich die Thalwand, deren Wald nach den Höhen hinauf niedriger wird, oder zu Catinga ausartet. Der Fluß rauschte jetzt trübe und grau, wildschäumend über Felsstrümmer dahin. Hier hatten wir zuweilen den freyen Anblick des blauen Himmels und der hohen einschließenden Waldgebürge. Diese Wildniß ist imposant und schauerlich. Die öde Stille wurde nur durch das Brausen des Flusses unterbrochen, bis sich die lauten sonderbaren Stimmen eines großen Schwarms des rothhalsigen Gavião (*Falco nudicollis*) hinein mischten, deren Schall in dem wilden Thale durch ein starkes Echo wiederholt wurde. Unsere Jäger konnten nicht hoffen, sie in der Höhe, in der sie sich sehen ließen, zu erreichen, dagegen zog ein anderes Schauspiel sie an. Eine große Bande von Miriki Affen (*Ateles hypoxanthus*) zog schnell von Ast zu Ast über uns hin; man erlegte drey dieser Thiere, nachdem man sie lange beobachtet hatte. Die Gränze, die man hier für den Aufenthalt dieser Affenart angiebt, befindet sich in der Nähe und ist der Corrego do Mundo Novo; denn diese Thiere scheinen mehr die ebenen hohen Wälder zu lieben, als trockene Höhen mit Niederwald. Quack hatte mehrere der großen weißlichen Nachtschmetterlinge (*Phalaena Agrippina*), die hier sehr häufig waren, erlegt. An einer Stelle, wo die Straße etwa hundert Schritte vom Flußufer sich entfernt, führten unsere der Gegend kundige Leute uns plötzlich durch das dichte Ge-

Sträuch auf einem kaum bemerkbaren Pfädchen, nach dem Flußufer hinab. Hier fanden wir ein Paar mit Rinde bedeckte Schoppen, welche, obgleich schon baufällig, uns doch hinlänglichen Schutz gegen Regen und Thau versprachen; man zündete daher sogleich Feuer an und richtete unsere erlegten Affen zur Abendmahlzeit zu. Unsere Maulthiere hatte man in die alte Straße getrieben, und ihnen wieder mit quervorgelegten Stangen den Rückweg versperrt. Dieser Lagerplatz hatte durch den wilden Charakter der furchtbaren Einöde viel Mahlerisches. In den trüben, schäumenden Fluthen des Flusses lagen kleine Inseln, Felsblöcke an welchen schöne Pflanzen wuchsen und unsere Begierde reizten. Unter ihnen zeichnete sich eine schöne hohe gelbblühende Pflanze aus, welche wir aus der Ferne für eine *Oenothera* hielten. An den Ufern hiengen die blühenden Ranken der schön gefärbten Trompetenblumen (*Bignonia*) herab.

Die Nacht in dem kühlen Thale war sehr feucht; daher brachen wir am 30ten früh auf, und erstiegen sogleich, nachdem wir unfern unseres nächtlichen Bivouacs den Corrego do Mundo Novo überschritten hatten, eine Gebürgskette, deren Berge bey einer bedeutenden Höhe eine abgerundete Gestalt haben, und mit Felsstücken und Granitblöcken überschüttet sind, in welchen besonders sehr große Stücke von weißem Quarze vorkommen; das Ganze ist mit dichtem Urwalde oder *Catinga* bewachsen. Dieses Gebürge trägt den Namen der *Serra do Mundo Novo*. Der erste Berg ist der höchste; er erhebt sich zwar nur mit sanften Abhängen, aber man bedarf einer ganzen Stunde, um ihn zu ersteigen. Von da aus wechseln Höhen und Thäler, bis man endlich in eine ansehnliche Tiefe hinabsteigt. Der Rio Paro rauscht zur Linken in gleicher Richtung mit der Straße durch ein tiefes Thal dahin. Die Waldungen, welche das Gebürge bedecken, waren angefüllt mit einer großen Menge verschiedener Arten von *Bignonia*, die uns durch die mannichfaltigste Farben-Abwechslung sehr angenehm unterhielten; sie zeigten alle Schattirungen von weiß,

gelb, orange, violet und rosenroth. Die Stimmen der Sabélès (*Tinamus noctivagus*) und der Arapongas (*Procnias nudicollis*) schallten im Grunde der tiefen Thäler, wie auf den hohen Bergspitzen, und belebten die einsame Wildniß. Sobald wir die angreifende Serra zurückgelegt hatten, fanden wir den Wald immer mehr in Catinga verwandelt, denn er war selbst in der Tiefe nur 40 bis 60 Fuß hoch mit vielen Bromelia- und Cactus-Stauden angefüllt, mit Moosköpfen (*Tillandsia*) behangen, und mit mancherley Holzarten gemischt, welche hier nur eine unbedeutende Höhe erreichen. Hier findet man das Pao de Leite (wahrscheinlich ein *Ficus*), welches wegen seines ägenden Milchsaftes gefürchtet ist; aber nirgends wollte sich die wohlthätige nährnde Milch des Palo de Vaca uns zeigen; welches Herr von Humboldt beschreibt (*); diese Milch würde in unserer Lage ein großes Labfal gewesen seyn. Wir fanden ferner den tonnenartigen Barrigudo-Baum (*Bombax*), der hier nur zu geringer Höhe aufwuchs, viele Arten von *Mimosa*, von *Bignonia* u. s. w. und dazwischen Felsstücke und Granitblöcke. Alles dieses zeigt an, daß man von der feuchten schattenreichen Region der großen Küstenwälder durch den Urwald allmählig zu höheren trockneren Gegenden hinangestiegen ist. Ich fand hier unter andern einen merkwürdigen isolirten Granitblock, welcher 20 bis 30 Fuß im Quadrate hielt. Er war oben mit Erde bedeckt, in welcher eine einzig schöne Vegetation von Bromelien und Cocospalmen dicht verflochten wucherte. Dieser kleine Garten im Walde gab ein höchst mahlerisches Bild, und erinnerte an jene blühenden Fels-Inseln, welche die erstarrten Gletscherthäler am Mont-Blanc zieren, und daselbst Gärten oder Courtils genannt werden. Die Hitze war in diesen niederen, wenig Schatten gebenden, und daher von den Strahlen der Sonne ausgetrockneten und verbrannten Waldungen sehr groß, und gab den Reisenden bald die Farbe der Botocudos.

(*) Siehe VON HUMBOLDT Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. pag. 107.

Wir ertrugen sie jedoch ohne Klage, da wir uns jetzt gleichsam in einer neuen Welt befanden; denn seitdem wir die Serra überstiegen hatten, hörten wir in den Waldungen von einem fremdartigen Charakter auch lauter uns neue Vogelstimmen; erblickten neue Schmetterlinge, und ergöhten uns an mancherley uns völlig fremden Gewächsen. Alles was uns umgab, kündigte eine von der bisher gesehenen ganz verschiedene Schöpfung an, und die Beobachtung dieser mancherley Gegenstände, welche nun bey jedem Schritte unsern Sammlungen neuen Zuwachs versprachen, erfüllte uns mit lebhafter Ungebuld, das Ziel unserer heutigen Tagereise zu erreichen.

Wir näherten uns nun dem zweyten von Menschen bewohnten Plage Barra da Bareda genannt, wo wir uns am Ende unserer mühseligen Waldreise sahen. Mit frohem Staunen schauten wir um uns her, als wir aus dem Walde herausstraten, und plötzlich eine offene mit Gras und Gesträuchen bewachsene Fläche an der Seite eines sanften Thales erblickten, das rundum in der Ferne von sanft erhobenen und abgerundeten Waldbergen eingeschlossen, und an einigen Stellen mit weitläufigen Pflanzungen angefüllt sich vor uns öffnete. Lebhaftere Freude äußerte sich jetzt allgemein in unserer Gesellschaft, bey dem Gedanken, alle Beschwerden jener angreifenden Waldreise so glücklich überstanden zu haben, und sie wurde um so inniger, da die Bewohner von Barra da Bareda uns versicherten, daß wir vom Glücke sehr begünstigt worden seyen, indem Menschen und Thiere schwerlich jene Gegend verlassen haben würden, wenn ein anhaltendes Regenwetter eingetreten wäre. Wir überschauten vergnügt die weiten Pflanzungen und die minder hohen Berge, und unser Auge maß getröstet den zurückgelegten Raum der Urwälder, da wir uns im sicheren Hafen befanden, wo Lebensmittel im Überflusse den Menschen wie den Thieren eine nöthige und reichliche Erholung versprachen. Unsere Tropha zog fröhlich über das mit hohem Grase bedeckte Campo dahin, wo in den Gebüsch und einzeln vertheilten

mannichfaltigen Gesträuchen von Mimosa, Cassia, Allamanda, Bignonia und andern Arten, verschiedene uns neue Vögel so gleich unsere Neugierde reizten. Niedliche Tauben mit verlängertem keilsförmigen Schwanz (*Columba squamosa* *) schritten häufig paarweise auf dem Boden umher, die Virabosta, ein schwarzer glänzender Pirol, fiel in Flügen auf einen Buchsbaum nieder; aus dem Grase flogen der glänzende *Fringilla nitens*, LINN., so wie der rothhaubige Finken (**), auf, und Rindvieh weidete häufig auf diesen wildbewachsenen Tristen. Wir zogen bey den ärmlichen Wohnungen, welche hier ein Paar farbige Pflanzler erbaut hatten, vorüber, und erreichten die bedeutende Fazenda des Herrn Capitam Ferreira Campos, welcher der Eigenthümer des größten Theiles dieser Ländereyen ist. Hier wurden wir mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen und erholten uns bald vollkommen von den Mühseligkeiten der zurückgelegten Waldreise.

(*) Siehe TEMMINCK hist. natur. des Pigeons Tab. 59, wo sie schön abgebildet ist.

(**) *Fringilla pileata*; Männchen 5 Zoll 6 Linien lang, 7 Zoll 7 Linien breit; ganzes Gefieder aschgrau, an den oberen Theilen ein wenig bräunlich beschmuzt; Brust, Bauch, After und Steiß weißlich, in den Seiten dunkler; Kinn und Kehle weißlich; Unterhals und Oberbrust blässhgrau; Flügel und Schwanz dunkelgrau-bräunlich; Scheitel mit schmalen, beynabe $\frac{1}{2}$ Zoll langen hochfeurig scharlachrothen Federn besetzt, welche ein wenig über den Hinterkopf hinausreichen und zu einer Haube aufgerichtet werden. Dieser rothe Scheitel ist auf jeder Seite von einem schwarzen Streif eingefasst, welcher sogar in der Ruhe die rothen Federn etwas verbirgt.

V.

Aufenthalt zu Barra da Vareda und Reise bis zu den Gränzen der Capitania von Minas Geraës.

Beschreibung dieser Gegend. Ungicos. Vareda. Wilde Viehzucht im Sertam. Die Baqueiros. Tamburil. Kessaque. Iha. Balo, Gränz-
douane von Minas. Ansicht der Campos Geraës; ihre Beschreibung
und Naturmerkwürdigkeiten. Jagd des Ema und des Ceriema.

Das sanft abgeflachte Thal von Barra da Vareda wird an der südöstlichen Seite von dem Rio Pardo, der hier den Bach Vareda aufnimmt, durchschnitten, und hat von diesem seinen Rahmen erhalten. Hier hat Herr Capitam Ferreira Campos, ein Europäer, dem Walde ausgedehnte Pflanzungen abgewonnen, in welchen er Mandioca, Mais, Baumwolle, Reis, Kaffee und alle übrigen Produkte des Landes bauet (*). Neben diesen Pflanzungen befinden sich indessen noch ansehnliche wüste Plätze, mit hohem dürrem Grase bewachsen und hie und da mit Gebüschen und Gesträuchen bedeckt, die den wilden rauhen Charakter tragen, der den Ländern der heißen Zone in beyden Hemisphären eigen ist; weshalb man hier leb-

(*) Zucker wird wenig angepflanzt, und wenn es geschieht, so benutzt man ihn meistens nur zu Brantwein.

haft an die noch öderen Wildnisse in Afrika und Indien erinnert wird, die an großen Waldungen nicht so reich sind als Süd-Amerika. Um diese rauhen Triften urbar zu machen, gebraucht der Besitzer fortwährend eine bedeutende Anzahl von Negern. Der Reichthum eines brasilianischen Pflanzers besteht in seinen Slaven, und die Summen, welche man aus dem Ertrage der Pflanzungen löset, werden sogleich zum Ankauf von Negern verwendet. Man behandelt sie meistens leidlich, und hier zu Barra da Bareda erhielten sie sehr gute Nahrung. In der Hitze des Mittags trug man ihnen große Gefäße mit der besten Milch in die Pflanzungen, wo sie arbeiteten, auch erhielten sie kühlende vortreffliche Wassermelonen (Melancias) in Menge. Leute, welche 120 und mehrere Slaven besitzen, pflegen hier zu Lande in einem schlechten Hause von Letten zu wohnen, und gleich armen Leuten von Mandioca-Mehl, schwarzen Bohnen und Salzfleisch zu leben. Auf Verbesserung ihrer Lebensart denken sie selten, und ein bedeutendes Vermögen macht ihr Leben nicht froher. Hier im Sertam indessen wird der Gewinn, welchen man aus den Pflanzungen zieht, durch den Erlös aus der Viehzucht meistens bey weitem übertroffen. So hielt auch mein gastfreundlicher Hauswirth auf den neu angebauten Campos seines Gutes bedeutende Heerden von schönem Rindvieh und viele Pferde; die ersteren werden von Negerknaben gehütet und kehren Abends nach der Fazenda zurück; wo man sie in einen großen Coral eintreibt, um die Kühe zu melken. Ich sah hier zum erstenmal die Viehzucht des Sertam, wovon ich indessen weiterhin weitläufiger reden werde; auch fand ich hier schon die zur Wartung des Viehes bestimmten Leute, die Vaqueiros oder Campistas, wie man sie in Minas nennt, vom Kopfe bis zum Fuß in Rehleder gekleidet. Dieser Anzug erscheint bey dem ersten Anblicke sonderbar, ist aber dennoch sehr zweckmäßig, weil diese Leute oft dem wild aufwachsenden Vieh durch dornige Gebüsche und Catingas nachjagen, und dasselbe einfangen oder zusammentreiben müssen. Ihr Anzug wird

aus sieben Rehfellen (*) gemacht, und besteht in dem Chapéo, einem kleinen runden Hute, welcher einen schmalen Rand und hinten einen herabhängenden Flügel hat, um den Nacken zu schützen; ferner in dem Gibão oder der Jacke, welche vorne offen ist und unter welcher vor der Brust der Guarda Peito getragen wird, ein breites Stück Leder, welches bis über den Unterleib herab hängt; alsdann in den Beinleidern oder Perneiras, woran unten sogleich die mit Spornen versehenen Stiefeln befestigt sind. Eine solche Bekleidung hält lange, ist kühl, leicht, und schützt gegen die Dornen und spitzigen Zweige. Der Vaqueiro, auf einem guten mit einem großen Bauschensattel besetzten Pferde reitend, führt eine lange am Ende mit einem stumpfen Dorn von Eisen versehene Stange in der Hand, mit der er die oft wilden Ochsen von sich abhält oder niederwirft, und gewöhnlich auch eine Schlinge (Laço), um damit die schüchternen Thiere einzufangen. Auf der hier beygefüzten Bignette Nr. 17, (in der 4to Ausgabe) habe ich ein Paar dieser Leute in ihrem originellen Costüme abbilden lassen, und zwar in dem Moment, wie sie im Begriff sind auf einen Ochsen einzusprennen, um ihn niederzuwerfen. Eine jede Vieh-Fazenda besitzt eine hinlängliche Anzahl solcher Leute, und man wählt dazu Neger, Mulatten, Weiße und selbst zuweilen Indier. Sie sind öfters zugleich gute Jäger, und geübt mit starken, besonders dazu abgerichteten Hunden, die Unzen oder die großen Katzen zu jagen, welche in der Nähe der Viehheerden ihren Stand zu wählen pflegen. Der Eigenthümer der Fazenda versendet seine Vaqueiros nach Bedürfniß in die verschiedenen Distrikte seines Viehstandes, und pflegt zu dem Ende mehrere Vieh-Fazendas anzulegen, wo immer einige dieser Leute wohnen, und von aller Welt abgeschieden, ein wahres Einsiedlerleben führen. Es befinden sich zu Barra da Vareda auch

(*) Das Leder des veado Mateiro (Guazupita, des Uçara) ist am stärksten, man gebraucht es gewöhnlich zu der Jacke; leichtere Anzüge hingegen giebt das Veado Catingeiro (Guazubira des Uçara).

immer einige Familien von Camacan-Indiern, welche gegen Bezahlung arbeiten, besonders nach Holz oder der Jagd wegen in die Wälder gesandt und auch zum Niederhauen der Waldungen benutzt werden. Aus den Pflanzungen des Grundherrn pflegen sie zu benutzen was ihnen beliebt, und Herr Capitam Ferreira war zu gutherzig, um es ihnen zu verbieten. Sie gehen mit einigen Kleidungsstücken, besonders mit Hemden bedeckt, und einige Weiber trugen Schürzen von baumwollenen Schnüren. Die meisten von ihnen waren getauft, und einige hatten auf die Stirne ein rothes Kreuz mit Uruçú gemahlt, die Weiber zwischen den Brüsten schwarze Linien in Halbkreisen, so wie andere ähnliche Striche am Körper und im Gesichte. Die rothe Farbe bereiten sie in länglichen Stücken, gleich den Tafeln der chinesischen Tische, indem sie die rothe Haut von den Kernen des Uruçú in diese Form zusammendrücken. Ich fand unter diesen Indiern einen alten Mann, der zwar etwas graue Haare, aber einen starken robusten Körper hatte, die Sprache der Portugiesen verstand und mit denselben lebte. Er hatte vor Zeiten einen seiner Landsleute erschossen, der bey Auffuchung der Camacans in den Wäldern den Portugiesen gedient hatte, als diese von dem unseligen Eifer, die Wilden mit Feuer und Schwert zur Annahme des Christenthums und zur Taufe zu zwingen, getrieben, bewaffnete Partheyen in das Innere der Wälder eindringen ließen. Ein solcher bewaffneter Haufe nahm damals, geführt von einem zu ihnen übergegangenem Wilden den Weg in diese Gegend. Die Camacans entflohen nach allen Richtungen, der erwähnte alte Mann aber, der sich unter ihnen befand, folgte den zurückkehrenden Portugiesen unbemerkt in einiger Entfernung mehrere Tagereisen weit nach, bis es ihm gelang seinem verrätherischen Landsmann einen Pfeil durch die Brust zu schießen. Der brasilianische Tell spießte alsdann den Todten mit mehreren Pfeilen an die Erde an, und ist jetzt noch stolz auf diese Heldenthat.

Herr Capitam Ferreira Campos hatte mich mit meiner

zahlreichen Tropa auf die gastfreundschaftlichste Weise aufgenommen, und auf das uneigennützigste mit Lebensmitteln, mit vortrefflicher Milch, einem für uns bis jetzt seltenen Labfale, und mit einer großen Quantität Mais für unsere Thiere versorgt. Es gewährte ihm ein besonderes Vergnügen mir seine schönen ausgedehnten Pflanzungen zu zeigen, in welchen ich indessen den Reis und Mais durch Mangel an Regen etwas zurückgeblieben fand. Ubrigens waren die hier aufgehäuften Vorräthe von Mais und Baumwolle sehr beträchtlich; es lagen unter andern 91 Arroben Baumwolle in großen viereckigen Säcken von roher Ochsenhaut eingenäht, schon zur Versendung nach Bahia bereit. Ochsenhäute, welche im Sertam so gemein sind, gehören hier zu den nöthigsten Bedürfnissen; man schneidet sie in Riemen, macht Stricke und Halftern daraus, und braucht sie auch um die Ladung der Lastthiere damit zu bedecken. Das Vieh giebt hier sehr große Häute, da es selbst groß und fleischig ist; man kauft eine vorzügliche Haut etwa für 3 bis 4 Gulden. Nur selten und bloß zur eigenen Consumption schlachtet man das Rindvieh, man sendet vielmehr zahlreiche Boiadas (Ochsenheerden) unter der Leitung einiger berittenen Vaqueiros zum Verkauf nach Bahia. Ein starker Ochse wird hier zu 7000 Reis (1 $\frac{1}{2}$ Carolin) verkauft, in Bahia aber besser bezahlt. Benachbarte Gutsbesitzer pflegen ihr Vieh gemeinschaftlich zu versenden.

Theils um mich über die Viehzucht dieser Gegenden näher zu unterrichten, theils um die naturhistorischen Merkwürdigkeiten in diesen höheren Gegenden, die mit der inneren Capitania von Minas Geraes vieles gemein haben, kennen zu lernen, verweilte ich hier einige Zeit. Unter den Säugthieren fand ich eine noch nicht beschriebene Art von *Cavia*, *Mocó* (*) genannt, ein kleines Thier von der Größe eines Kaninchens, welches in

(*) *Cavia rupestris*, eine Thierart, von der ich in der Isis, Jahrgang 1820 Heft I. eine kurze Nachricht gegeben habe.

den aufgehäuften Felstrümmern der Gebürge des Rio Pardo, in den oberen Gegenden des Belmonte, am Rio S. Francisco und ähnlichen Orten lebt. Ein Camacan, welcher von mir zum Tögen ausgesandt worden war, brachte vier dieser Thierchen ein, deren Fleisch gut zu essen ist. Koster sagt, das Moco lebe in dem Sertao von Açu, und nennt es eine Art Kaninchen. Unter den Vögeln befanden sich manche uns neue interessante Arten, welche nur den Rücken von Minas Geraes bewohnen, besonders viele Arten von Illigers Genus *Myothera*; so wie auch viele kleine körnerfressende Vögel; unter ihnen mancherley Arten der Kernbeißer und Finken, zum Beyspiel *Loxia torrida*, *lineola* oder *crispa*, die aber keine krause Federn des Unterleibes hat, *Pyrrhula misya*, VIEILL., *Fringilla nitens*, *Emberiza brasiliensis*, LINN., *Fringilla pileata*, der Chingolo und der himmelblaue Kernbeißer (Grosbec bleu de ciel) des Azara u. s. w. — Unsere botanischen Sammlungen wurden mit mancherley Grasarten, mit schönen Farrenkräutern (*Filix*) und mit einigen schön blühenden Gewächsen bereichert, unter welchen die *Allamanda cathartica* mit hochgelben großen Blumen sich auszeichnete, die an einigen Stellen sehr häufig als ein starker Strauch zwischen den Felsstücken wuchs. Auch fanden wir hier einen Prachtbaum aus dem Genus *Cassia*, welcher eine kugelförmige schattenreiche Krone bildet, und über und über mit hochorangefarbenen langen Blumengeln, der Blüthe der Kastanie (*Aesculus*) ähnlich, geschmückt war (*); diese Bäume tragen unendlich viel zur Verschönerung der übrigens graulich und düster gefärbten Gebüsche und Weideplätze bey.

Am 5ten Februar nahm ich Abschied von unserem gütigen Hauswirth und verließ Barra da Bareda. Unweit des Wohnhauses tritt man in einen Wald, welcher sich drey Leguas weit ausdehnt, und allmählig ansteigt. Die Berge dieser höhe-

(*) Diese prachtvolle *Cassia* bildet eine neue Species, wenn sie nicht etwa in der zu Montpellier erschienenen Monographie dieser Gewächse beschrieben ist.

ren Gegenden sind sanft abgerundet und verkündigen die Nähe der offenen Ebenen und hohen Rücken, welche einen großen Theil des inneren Brasiliens bilden. Es war uns sehr wohlthuend, die trockenere, gesündere Luft dieser hohen Gegenden zu athmen, nachdem wir so lange in den feuchten Küstenwäldern mühsam gegen das Fieber gekämpft hatten; hier im Sertam hat man diese ermattende Krankheit nicht leicht zu befürchten. Die Flüsse fließen hier schnell über Felsstücke dahin, ohne sich mit faulenden Gewässern von Sümpfen zu mischen, deren Dünste in den Küstenwäldern eine feuchte, weniger gesunde Luft verursachen. Selbst die Milch, dieses Hauptprodukt der Weidegegenden, erregt in den niedrigen feuchten Regionen nur zu leicht Übelbefinden und Fieber; hier aber schadet sie nicht und ernährt eine Menge von Menschen, deren kräftiger Bau und gutes Aussehen schon von einer gesünderen Luft und Lebensart zeugen.

Der Wald von Barra da Vareda gehört, wie alle Wälder in diesen höheren Gegenden, nicht mehr zu den hohen Urwäldern, sondern ist Catinga, jedoch von der höheren Art. Eine große Menge schöner Bäume und Pflanzen standen jetzt gerade in der Blüthe, unter anderen schöne Trompetenblumen von den angenehmsten Farben, ein Baum mit hochscharlachrothen Blumen aus der Familie der Malven, der ein neues Genus bilden wird, und eine schön hellzinnoberroth blühende ranzende Pflanze aus der *Diadelphina* u. s. w. Eine Menge *Colibris* von der Art des *Trochilus moschitus*, LINN., mit rothem Scheitel und goldfarbener Kehle, umschwirrten diese Blumen. Der Wald hat an manchen Stellen, mit hohem Sumpfrohr bewachsene Lagoas, an anderen, ausgedehnte nackte Plätze, die man abgebrannt hat, um dadurch Gras für das Vieh zu erzeugen; solche Stellen überziehen sich sogleich mit hohem Farnkraut (*Pteris caudata*), dessen horizontal gestellte Frondes einen eigenen Anblick gewähren. Mit dem Ende des Waldes erreicht man angenehme grüne Wiesen, welche ungeachtet der trockenen Jahreszeit, dennoch das frische Grün unserer europäi-

schen Wiesen bewahrt zu haben schienen; finsterner Wald rund umher hob angenehm die hellgrüne Fläche. In dem hohen Grase weidete ein bunter Haufe von Stuten mit ihren Füllen, welche bey dem ungewohnten Anblick unserer vorüberziehenden Tropa schnell entflohen.

Hier blüheten am Rande des Waldes Bäume von 20 bis 30 Fuß Höhe aus der Syngenesia; Streifen von Wald wechselfeln mit Wiesen ab und Lagoas ziehen sich in der Tiefe derselben hinauf. Unter manchen neuen Gegenständen, die hier unsere Aufmerksamkeit auf sich zogen, nenne ich die einzeln überall vertheilten hohen Cactus-Stämme mit ihren stacheligen Ranten, welche oft eine bedeutende Höhe erreichen; ihr unten verholzter Stamm trägt nur noch undeutlich das Gepräge der Ecken, womit ihn die Natur in früheren Jahren bezeichnet; dies zeigt sich sodann um so deutlicher an den gleich Girandolen ausgebreiteten Zweigen, die jetzt mit ihren rundlichen Früchten überhäuft waren. Dieser Cactus scheint hexagonus oder octogonus zu seyn, er treibt am oberen Ende seiner Zweige sehr große weiße Blumen, und die Früchte werden begierig verzehrt von einer noch unbeschriebenen Art von Papageyen, dem Perikit mit orangefarbenem Bauche, welchen ich *Psittacus cactorum* (*) genannt habe. Er frist das blutrothe Fleisch der Frucht, und erhält davon den Schnabel roth gefärbt. Mit jenen steifen Gestalten der Cactus contrastiren hier recht auffallend einzelne starke Bäume der gelbblühenden Cassia. In diesen für uns neuen Triften zeigten sich unsern Jägern bald mancherley interessante Jagdgegenstände. Zwischen dem grasen-

(*) *Psittacus cactorum*; 9 Zoll 8 Linien lang, 15 Zoll und einige Linien breit; Schwanz verlängert und keilförmig; alle oberen Theile des Vogels schön lebhaft papageygrün, auf Scheitel und Hinterhals etwas graubraun gemischt, der erstere bennabe ganz von dieser Farbe; Backen Rinn und Kehle hell oliven-grünbräunlich, nach der Brust hinab immer mehr ins Olivenfarbene übergehend; Brust, Seiten und Bauch bis zum After lebhaft orangefarben; Schwungfedern an der Spitze und Vorderfahne etwas himmelblau; Schwanz hellgrün, die mittlern Federn schmutzig, alle an der inneren Fahne gelblich.

den Rindvieh flog am Ufer einer Lagoa oder Wasserspüße der große Jabirú (*Mycteria americana*) auf; hier belegt man diesen großen schönen Vogel, welcher der seltenste der großen Sumpfvögel dieser Gegend ist, mit dem Nahmen Tuyuyú; an seinem blendend weißen Gefieder und dem lang ausgestreckten Halse unterschied man im Fluge das rothe Halsband recht deutlich. Bald erhoben sich in Menge die Waldpelikane (*Tantalus Loculator*, LINN.) und die Störche (*Ciconia americana*) beyde hier ebenfalls Jabirú genannt. Alle diese Vögel sind groß und haben weißes Gefieder, daher verwechseln sie die Brasilianer mit einander, und da sie gewöhnlich nicht geschossen werden, so wissen auch gekübte Jäger sie öfters nicht richtig zu unterscheiden. Die Bedeutungen der von Marcgrave angegebenen Thiernahmen passen meistens erst nördlich von Bahia in Pernambuco.

Eine sehr laute Vogelstimme erregt in diesen Waldtriften sogleich die Aufmerksamkeit des ins Freie tretenden Jägers; Flüge der Curikake (*Tantalus albicollis*) (*) steigen mit helltönender Stimme in weiß und schwarzbunten Geschwadern auf, und ziehen über die niederen Waldrücken hinweg nach Lagoas, Gewässern und Viehtriften hin, welche ihr beständiger Aufenthalt sind. Dieser Vogel trägt hier den Nahmen, welchen ihm Marcgrave in seiner Naturgeschichte von Brasilien beylegt; er ist im Fluge sehr kenntlich durch seinen weißen Hals, und seine schwarzbunten Flügel, wie durch seine laute verschieden modulirte, nicht übel klingende Stimme. Hier beobachtet man zuweilen auch die in prachtvoll rosenrothen Flügen in die Lüfte

(*) Den Vogel, welchen Marcgrave Curicaca nennt, hielt man gewöhnlich für Linné's *Tantalus Loculator*, bis Herr Prof. Lichtenstein in seiner Erläuterung des Marcgravischen Werks durch die wieder aufgefundenen Original-Abbildungen diesen Irrthum berichtigte. Aller angewandten Mühe ungeachtet habe ich diesen Vogel nie erhalten können; er zeigte sich uns täglich in kleinen Gesellschaften, wo er einen schwärzlichen oder schwarzbunten Körper und weißlichen Hals zu haben schien. Das hier Gesagte reicht aber hin zu bestätigen, daß die Curikake des Sertam von Bahia und die Curicaca des Marcgrave ein und derselbe Vogel sind.

sich aufschwingenden, und von einer Lagoa der andern zueilenden Löffelreihher (*Platalea Ajaja*, LINN.) Alle diese scheuen wilden Vogelarten erheben sich sogleich bey dem Anblicke der Menschen, fallen aber bald wieder zwischen dem grasenden Rindviehe und den Pferden ein, da der hier häufig umher reitende Vaqueiro sie wohl oft stört, aber nicht mit der Flinte beunruhigt. Pferde und Ochsen scheuen diese zahlreichen Bewohner der Sümpfe und Triften nicht, sie grasen in brüderlicher Eintracht mit ihnen, und fliehen nur den Menschen, der überall in der Natur als der ärgste Tyrann erscheint, um ihren Frieden und ihre Harmonie zu stören.

Abwechselnd durch Wiesen und Streifen von Gebüsch hinziehend, findet man nun die Gegend immer offener und ebener. Die weiten ebenen Triften des erhöhten Rückens, auf dem wir uns jetzt befanden, waren von der Mittagssonne erhitzt, deren Strahlen von vielen Steinen zurückgeworfen um so heftiger brannten. Gegen Abend erreichten wir ein altes verfallenes Haus, Anjicos genannt, welches im Gebüsche unweit einer Lagoa erbaut war. Hier hatte ehemals Capitam Ferreira, der Eigenthümer dieser Viehtriften gewohnt. Diese Gegend ist bekannt als muthmaßlich die letzte oder östliche nach der Küste hinab, in welcher die Klapperschlange, *Cobra Casca vella* der Portugiesen (*Crotalus horridus* LINN.) vorzukommen pflegt. Von dem Geschlecht der Klapperschlangen, welches Amerika, und ganz besonders der nördlichen Hälfte dieses Continents angehört, kannte man in Süd-Amerika nur einen Repräsentanten, bis Herr von Humboldt uns noch zwey neue Arten desselben (*) kennen lernte. Von hier nach Minas Geraes und in das innere Brasilien wird der Schauerklapperer immer häufiger; man findet ihn oft von beträchtlicher Größe, und am häufigsten in den Catingas oder niederen Gebüsch und in den

(*) *Crotalus Loessingii* und *Crotalus cumanensis*; siehe v. Humboldt Abhandlungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie T. II. pag. 1.

steinigen Gesträuchen der Triften. Hier verläßt dieses träge Thier Tage lang sein Lager nicht, und sucht gern den einmal gewählten Standort wieder auf. So hat man gesehen, daß bey einer gewissen Stelle einige Stücke Vieh von einer Heerde gebissen wurden, und an den Folgen des Bisses starben; man wurde aufmerksam und untersuchte den Weg, welchen die Heerde genommen hatte, fand gewöhnlich die Schlange in ruhig aufgerollter Stellung liegen, und tödtete sie mit leichter Mühe. Die Klapperschlange und der Curucucú dürften sich in Ansehung ihres Giftes wohl wenig nachgeben; beyde leben hier, so wie auch die Jiboya (*Boa constrictor*), allein die *Sucuriuba* kennt man hier nicht, diese kommt dagegen in Minas desto häufiger vor, wovon ich mich an sehr großen Häuten überzeugte, welche von dort her gebracht worden waren. (*).

Die Gebüsche von Anjicos ernähren eine Menge verschiedenartiger Vögel, besonders Perikitten und schwarze Pirole. Das verfallene Haus, worin wir unser Nachtquartier nahmen, war voll unansehnlicher Abendfalter (*Hesperia*), die in so großer Anzahl umherflogen, daß man sich vor ihrer Zudringlichkeit nicht retten konnte; große Fledermäuse waren ihre Verfolger, und schwirrten ebenfalls um die Köpfe der Menschen herum.

Von Anjicos erreichte ich nach einem Wege von vier Leguas eine Vieh-Fazenda des Capitam Ferreira, welche den Rahmen Bareda trägt. Man findet auf diesem Wege anfangs weite Triften oder Ebenen mit hohem jetzt dürrer Grase und kleinen Gesträuchen dazwischen. Hier suchte das Auge vergebens einen angenehmen erheiternden Ruhepunkt, denn nur grau und dunkelgrün gefärbte Gebüsche und überall einzeln

(*) Die Boa, deren Herr v. Eschwege im 2ten Hefte Seite 276 seines Journals von Brasilien unter dem Namen *Sucuriá* erwähnt, ist ohne Zweifel nicht *Boa constrictor*, sondern *Boa Anacondo*, DAUD. — Uebrigens bezeugt auch der Verfasser, daß man die Gefahr der Klapperschlange weit übertrieben habe, am a. D. Heft I. Seite 15.

vertheilte girandolartige hohe Cactus-Stämme zeigten sich demselben, und gaben der Landschaft einen steifen todten Charakter. So zogen wir dahin durch weite Wiesen, die fern den Horizont begränzen, wo Pferde und Rindvieh in glühender Mittags-sonne, gepeinigt von unzähligen Stechfliegen (*Mutucas*) weiden, und durch niedrige Wäldchen und Ebenen mit kurzem Grase und vielen Steinen. In diesen Trifften zeigte sich uns zuerst der Specht des Campo (*Picus campestris* (*)), der bloß den hohen inneren Rücken von Brasilien bewohnt, aber beynahe die ganze Breite von Süd-Amerika einnimmt, wie ihn denn Azara unter den Vögeln von Paraguay zuerst beschrieben hat. Er lebt besonders von Termiten und Ameisen, welche in diesen Ebenen unendlich häufig sind. Man findet hier in Wäldern und Trifften große kegelförmige Hügel von gelbem Letten, welche oft fünf bis sechs Fuß hoch, und von Termiten erbaut sind; in den offenen Gegenden oder dem Campo haben sie gewöhnlich eine mehr abgeflachte Gestalt (**). Ähnliche Nester von rundlicher Form und schwarzbrauner Farbe hängen an den dicken Ästen der Bäume, und ein jeder der Cactus-Stämme trägt eines oder mehrere derselben. Auf diesen pflegt der genannte Specht zu sitzen und zu hacken; er wird dieser Gegend sehr nützlich durch die Vertilgung dieser schädlichen Insekten, welche in Brasilien die Hauptfeinde des Landbaues sind. Während diese gefräßigen Thiere ihre Gänge unter und über der Erde anlegen, während sie dieselben von Erde selbst an den Wänden der menschlichen Wohnungen anbringen, werden sie an allen diesen Orten von zahlreichen Feinden verfolgt. So rächen die Ameisenbären (*Myrmecophaga*), die Spechte, die Arten der *Myotheren* und viele andere Thiere den Pflanze, dessen ganzer Gewinn öfters von diesen kleinen verheerenden Feinden verzehrt wird. Hier in den Trifften des Sertam und in den großen

(*) *Picus campestris*, le Charpentier des champs, AZARA Voyage etc. T. IV. p. 9.

(**) Hierüber siehe v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft II. S. 109.

Campos Geraës des inneren Brasiliens verursachen sie indessen nicht so großen Schaden, als in mehr bebauten Gegenden, indem der Hauptgewinn der Einwohner auf Viehzucht beruht. Mehr zu befürchten sind hier anhaltende Dürre und Regenmangel, welche jetzt schon während drey auf einander folgenden Jahren großen Schaden verursacht hatten.

Gegen Abend erreichte ich bey einem heftigen Gewitterregen die Fazenda zu Vareda, wo die Vaqueiros eben mit dem Melken der in den Coral eingetriebenen Kühe beschäftigt waren. Ein Theil der Kühe nämlich wird Abends von der Weide zurückgetrieben; dann läßt man die Kälber trinken, welche während des ganzen Tages angebunden in einem kleinen Zwinger gelegen haben. Dies ist eine Unvollkommenheit der Viehwirthschaft im Sertam von Bahia, welche in Minas nicht statt finden soll; da treibt man die Kühe allein aus und die Kälber von ihnen getrennt auf einen andern Weideplatz, am Abend aber versammelt man die ganze Heerde bey dem Coral. Die wilde Viehzucht im Sertam steht noch in andern Hinsichten hinter der in Minas zurück. Dort ist zum Beyspiel das Vieh zahm, und die Fazendas sind mit Gräben und Zäunen umgeben, man braucht daher nur der Kuh das Laço (Schlinge) um die Hörner zu werfen, um sie zu fangen; hier dagegen sprengt man sie zu Pferd durch Wiese und Wald, und muß sich oft durch eine Stange (Vara) vor ihr schützen. In Minas ist das Vieh größer und giebt mehr Milch, daher auch mehr Käse zum Verkauf; Kälber schlachtet man dort nie, daher setzt man, um den Käse zu scheiden, nicht Kälberlab sondern das Lab des Anta (Tapirus) des Tatü Canastra (Tatou géant, AZARA), der Rehe oder Schweine dazu. Damit die Race des Viehes nicht ausarte, nimmt man in Minas den Stier stets von einer andern Fazenda; dort läßt man die Kuh auch erst im vierten Jahre tragbar werden. Butter versteht man in Brasilien nicht zu bereiten; sie würde aber auch wegen der Hitze nicht haltbar seyn, und das Einsalzen würde sie bey den

hohen Preisen des Salzes viel zu kostbar machen. Diese bekannten Regeln der Viehzucht werden hier im Sertam noch nicht genug beachtet. Die Vaqueiros oder vielmehr Campistas in Minas haben ein weit leichteres Geschäft als die des Sertam, und tragen deshalb auch nicht die lederne Kleidung, welche hier unentbehrlich ist.

Die Lage von Bareda, in einer weiten, flachen Wiesen ebene, von sanften Höhen mit Catinga begränzt, wo an einigen Stellen die Lagoas der Jabirus, der Tuyuyus, der Curicacas und der rothen Köffelreiter sich ausdehnen, ist nicht unangenehm, aber gewöhnlich von Winden beunruhigt. In allen diesen Ebenen des Sertam, je mehr man sich den großen Campos Geraes von Minas, Goyaz und Pernambuco nähert, wird die Luft von Winden häufig gereinigt, daher herrscht schon so wie man Barra da Bareda im Rücken hat, kein Fieber mehr, und der an die Hitze gewöhnte Reisende findet Morgens und Abends die ihm bisher nothwendige leichte Kleidung zu kühl, und oft selbst am Tage nicht erwärmend genug. Auch wir empfanden zu Bareda sogleich eine Umwandlung von Catharr, der sich indessen bald wieder verlor, so wie wir allmählig an das kühlere Klima uns gewöhnten.

Am 8ten früh Morgens verließ ich Bareda, und setzte meine Reise durch sumpfige, mit Wasser und niedrigem Schilf angefüllte Wiesen, in welchen die Haubenente nistet (*), durch niedrige Waldungen und trockene dürre Weiden oder Triften fort. Mancherley naturhistorische Neuigkeiten zeigten sich uns; unter diesen nenne ich nur eine neue Art Nachtschwalbe (Caprimulgus (**)), hier Criangü genannt, welche am Tage umher

(*) Le Canard à Crête. AZARA Voyages etc. Vol. IV. pag. 331.

(**) Caprimulgus diurnus, ein dicker kurzer Vogel mit großem Kopfe; Weibchen 10 Zoll 2 Linien lang, 27 Zoll breit; Iris kaffeebraun; alle oberen Theile sehr fein niedlich graubraun, rostgelblich und schwarzbraun gemischt; auf dem Kopfe stehen große schwarzbraune Flecken mit breiten rostgelben Rändern, und feingesprengten Pünktchen gemischt; Scapularfedern ähnlich gezeichnet, hier haben die dunkeln Flecken eine Einfassung von feiner rostgelber Zeichnung; über

fliegt, und sich auf den Trifften zwischen den grasenden Kindern und Pferden aufhält. Da wir auf unserer heutigen Tagereise viel Wald und Catinga fanden, so zeigten sich auch viele interessante Gewächse; mancherley Singvögel belebten hier wieder die Gebüsche und unter ihnen zeigte sich uns eine bis jetzt noch nicht gefundene Art von Pirol, der Soffré (Oriolus Jamacaii, LINN.) mit hochorangefarbenen und schwarzbuntem Gefieder, ein Vogel, dessen Gesang durch Mannichfaltigkeit und Abwechslung angenehm unterhält; mehrere dieser prachtvollen Thiere gaben, da sie auf einem grün belaubten Baume saßen, einen herrlichen Anblick. Die Besitzerin einer Fazenda zu Tamburil, einem Dörfchen in einer bergigten Gegend, wo wir gegen Abend eintrafen, Senhora Simoa, nahm uns in ihrem Hause, welches in einem Waldthale am Riacho da Messaque eine angenehme Lage hat, gastfreundschaftlich auf. Wir wurden hier zwar mit vieler Neugier beschaut, da man noch nie Engländer gesehen zu haben versicherte; dennoch gieng uns nichts ab, und wir wurden für die Nacht mit einigen brasilianischen Reisenden in ein großes Zimmer einquartirt, wo wir unsere Schlafneze aufhiengen. Als die Nacht anbrach, versammelten sich alle Genossen des Hauses, um, wie dieses hier zu Lande Gebrauch ist, eine Litaney abzusingen; denn in einsam gelegenen Wohnungen oder Fazendas ist gewöhnlich in einem der Wohnzimmer ein Kasten oder ein Schrank aufgestellt, in welchem sich einige Bilder von Heiligen befinden; vor diesen knien die Bewohner nieder um ihre Andacht zu halten. Von Geistlichen, die mit einem Altar umherziehen, wie sie Koster im Sertam von Ceara (*) fand, habe ich hier nicht reden gehört.

dem Auge ein undeutlicher hellgelber Strich; Rinn blaßgelb, graubraun quergestreift; an der Kehle steht ein breiter weißer Querfleck; die fünf vordern Schwungfedern schwarzbraun, aber in ihrer Mitte steht eine weiße Querbinde; Schwanz fein schwarzbraun und hellgelb marmorirt mit neun bis zehn gefleckten schwarzbraunen Querbinden; Unterhals und Oberbrust fein marmorirt, alle übrigen unteren Theile weiß mit blaß graubraunen Querlinien; Mitte des Bauches weiß und ungefleckt.

(*) Siehe KOSTERS travels etc. p. 85.

Von Tamburil nach den Gränzen von Minas hin durchschneidet man eine rauhe, einförmig mit Catinga bewachsene, etwas bergigte und von Schluchten zerrissene Gegend; man folgt dem Riacho da Messaque, an welchem anfangs ein sehr angenehmer Weg; im Schatten überhängender, und von schönen Colibris umschwirrter Gebüsche mancherley Art, hinaufführt. Der kleine Bach macht einige Cascaden und verbreitete eine angenehme Kühlung, da die Hitze groß und der Weg zum Theil sehr beschwerlich für unsere Lastthiere war. Dabey vergütete die Mannichfaltigkeit der uns umgebenden Blumen reichlich die kleinen Beschwerden der Reise. Unter den schönen beobachteten Gewächsen nenne ich herrliche Cassia-Stämme, deren große orangefarbene Blumenbüschel den köstlichsten Geruch dufteten (*), schöne violet und roth gefärbte aber geruchlose Passionsblumen (Passiflora), und ein rankendes Gewächs mit hochdunkelrothen Blumen, welches über unseren Häuptern das Gebüsch zu einem Laubengange verflocht (**). Die Gesträuche stachelichter Mimosen von unendlich fein gefiedertem Laube waren uns Reisenden auf den zum Theil unwegsamten Pfaden sehr beschwerlich, indem sie den jetzt von der Sonne ausgetrockneten gelben oder rothen Letten, aus welchem hier die Oberfläche der Erde besteht, überziehen. Sobald man die Bergrücken erstiegen hat, welche einförmig einander überhöhen und durchaus gleichartig mit Catinga oder Carasco (***) bedeckt sind, folgt man schmalen kleinen Wiesen mit mancherley rohrartigen Gräsern angefüllt an dem Flüsschen Messaque,

(*) Diese Art scheint *Cassia mollis*, Bahl, zu seyn.

(**) Wahrscheinlich eine neue *Ipomea*.

(***) Carasco nennt man die niedrigste Art der Waldungen, oder die letzte Gradation derselben, welche an die großen ausgetrockneten ebenen Heiden oder Campos Geraes gränzt. Sie erreichen eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß, und scheinen aus ziemlich gleichartigen Holzarten zu bestehen; man kann sie mit den in manchen Gegenden von Deutschland vorkommenden Haselhecken oder Haselgebüschern vergleichen, mit welchen sie sehr viel Aehnlichkeit zeigen; da diese Gesträuche sämmtlich abgestorben waren, so konnten die Gewächse nicht bestimmt werden, welche sie bildeten.

und wird überall durch neue Vogelstimmen und Gewächse angenehm unterhalten. Hier fand ich nicht selten das merkwürdige Nest einer noch nicht beschriebenen Vogelart (*), das aus einer großen Menge dürren Holzes zusammengesetzt, schwebend aufgehängt und mit einer kleinen runden Öffnung als Eingang versehen ist; der Vogel pflegt alle Jahre ein neues Nest über das alte zu setzen; so daß ich dergleichen Wohnungen von drey bis vier Fuß Länge an einem dünnen Zweige aufgehängt gefunden habe. Bey der Untersuchung einer dieser lustigen Wohnungen fanden wir dieselbe an ihrem unteren Ende von einer unbekanntem Mäuseart (***) bewohnt, während der Vogel selbst den oberen Theil noch im Besitz hatte.

Da, wo der Rasenüberzug die Gebürgsarten dieser Höhen hervorblicken ließ, fand ich Staurolith in einfachen Crystallen, mit etwas Hornblende im Glimmerschiefer. Die Niederwaldungen oder Carascos, durch welche wir hinauf ritten, standen in dieser ganzen Gegend zu unserer nicht geringen Überraschung ohne Ausnahme völlig entlaubt da, wie unsere europäischen Waldungen im Winter. Bey unserer Ankunft zu Kessaque erhielt ich über diese Erscheinung keinen befriedigenden Aufschluß. Ein verständiger Pflanzler wollte sie daraus erklären, daß etwa vor zwey Jahren im Monat August ein sehr heftiger Frost das Holz getödtet habe, andere hingegen suchten die Ursache in einer

(**) *Anabates rufifrons*, auf dem Museo zu Berlin unter dem Nahmen des *Sylvia rufifrons* bekannt. Seine Länge beträgt 6 Zoll 9 Linien; alle oberen Theile haben ein leichtes blasses Graubraun, hier und da ein wenig gelblich überlaufen; Stirn und Scheitel mit schmalen zugespitzten Federn besetzt, welche aber keine eigentliche Haube bilden; Stirn dunkel-rothbraun; über das Auge hin zieht ein undeutlicher blaß weißgräulicher Strich; alle unteren Theile sind blaß graubräunlich weißlich gefärbt; Kehle und Mitte des Bauchs am weißesten; After und Seiten sind stark gelblich überlaufen; Flügel, so wie die oberen Theile im Allgemeinen etwas oliven-graubräunlich überlaufen.

(***) *Mus pyrrhorinos*, die *Catinga*-Maus mit sehr langem Schwanz; ihre Größe ist beynähe die der mittleren Haselmaus; Körper fahl graubräunlich gemischt, etwa von der Farbe des Hamsters; Gegend um die Nase, die dünnerhaarten ziemlich großen Ohren, und Schenkel in der Gegend des Schwanzes rothbraun.

besonders großen Trockenheit des Bodens. Messaque ist der Nahme eines kleinen Ortes, wo drey Familien farbiger Leute auf einer sanften freyen, ringsum von Carasco eingeschlossenen Höhe sich angebaut haben und von Viehzucht leben. Die abgestorbenen Gesträuche, welche ringsumher den Horizont begrenzen, geben dieser Gegend einen äußerst einförmigen traurigen Charakter, und nur ein Gebüsch der *Agave foetida*, so wie einige Orangebäume erheitern die unmittelbare Nachbarschaft der Lehmhütten. Es ließen sich in dieser traurigen Region selbst nur wenige Thiere erblicken, und nur die schwarze violet glänzende *Viraboste* mit rother Kehle (*Tanagra bonariensis*) belebte einigermaßen die abgestorbenen Niederwaldungen ringsumher. Man wies uns in einer dieser Hütten unsere Wohnung an, allein ein Schwarm gefährlicher *Marimbondos* suchte uns diesen Aufenthalt streitig zu machen. Sie waren eben beschäftigt in unserem Zimmer ihr Nest zu erbauen, und niemand war vor ihrem Stachel sicher; selbst unsere in der Nähe der Wohnung weidenden Lastthiere ergriffen die Flucht; nur dadurch, daß wir alle Thüren und Fenster verschlossen, gelang es uns, die ungesbetenen Gäste von uns abzuwehren. Gegen Abend zog ein heftiges Gewitter auf und sandte einen wahren Gußregen von dickem Hagel begleitet zur Erde nieder. Meine Leute, welche an der wärmeren Küste nie dergleichen erlebt hatten, hoben höchst überrascht diese durchsichtigen Glaskörner auf und gaben ihr Erstaunen darüber laut zu erkennen.

Ein schmales Wiesenthal zwischen niederen Höhen mit Carasco bedeckt, welches etwa vier Leguas weit nach der Fazenda von Ilha führt, hat einen rauhen eben nicht anziehenden Charakter; denn die niederen einschließenden Gebüsche sind einförmig und zum Theil verdorrt, hohes dürres oder sumpfiges Gras zeigt sich überall und man hat dabey nicht die mindeste Aussicht. Moos und Farrenkräuter wachsen an vielen Stellen. Einige der vorzüglicheren Singvögel von Brasilien, der *Canario* (*Emberiza brasiliensis*, LINN.) und der *Pintasilgo* (*Frim-*

gilla magellanica) unterhalten den Reisenden durch ihren ziemlich angenehmen Gesang; die Viraboste (*Tanagra bonariensis*) zeigt sich in kleinen Gesellschaften; unter ihnen kommen höchst selten die älteren Vögel mit rother Brust vor; eine andere *Tanagra*, welche ich nirgends beschrieben finde (*), sitzt stumm auf den höchsten Spizen der Gesträuche, man findet hier aber besonders mancherley Arten von Fliegenfängern, und die größeren mit ihnen verwandten Arten, welche Buffon Becardes und Tyrans, Azara aber *Suiriris* genannt hat. Die Becarden kommen hier seltener vor als in den niederen Provinzen (**). Die Gegend flacht sich bis Ilha immer mehr ab, und das Gesträuch vermindert sich in demselben Grade, bis man in eine neue Welt, in die weite Ansicht der Campos Geraes tritt. So weit das Auge reicht, dehnen sich daselbst offene waldlose Ebenen oder sanft abgerundete Höhen und Rücken aus, welche mit hohem trockenem Grase und einzeln zerstreuten Gesträuchen bedeckt sind. In diesen weiten Campos, welche sich bis zum Rio S. Francisco bis Pernambuco, Goyaz und weiter ausdehnen, laufen in verschiedenen Richtungen die Thaleinschnitte, in

(*) *Tanagra capistrata*: 6 Zoll 10 Linien lang, 9 Zoll 8 Linien breit. Gestalt ziemlich die eines Domsaffen (*Pyrrhula*); Zügel und Einfassung des Unterkiefers schwarz; Backen und vordere Hälfte des Scheitels hell graubräunlich fahl; Kehle, Unterhals, Brust und Oberbauch fahl gelbröthlich, alle oberen Theile aschgraublau.

(**) Die beyden gemeinsten Arten derselben hat man gewöhnlich verwechselt, und selbst Sonnini ist in diesen Irrthum verfallen. Die beyden Vögel, der *Lanius Pitangua* des Linné und der *Sulphuratus* sind einander im höchsten Grade ähnlich, wie dergleichen Wiederholungen der thierischen Formen überhaupt in Brasilien sehr häufig vorkommen. Beyde Vögel sind aber durch den Bau ihres Schnabels gar nicht zu verwechseln, indem derjenige, dessen Stimme *Ventivi!* oder *Lictivi!* beständig gehört wird, den dünneren schlankeren Schnabel, der andere hingegen, welcher deutlich *Gnei! Gnei!* ruft, einen bauchichten Schnabel trägt. Sonnini irrt, wenn er sagt: Azara's *Nei-Nei* rufe in Cayenne *Lictivi!* welches, wie gesagt, die Stimme des *Pitangua* ist, ein Irrthum, welchen auch Vieillot in seiner Naturgeschichte der nordamerikanischen Vögel begehrt. Er sagt T. I. p. 78. der *Lictivi* rufe auch zuweilen *Gnei! Gnei!* welches die Stimme der andern Art (*Lanius sulphuratus* LINN.) ist, wie denn Azara diese beyden in Brasilien höchst häufig vorkommenden Vögel nach ihrer Stimme und Gestalt vorzüglich richtig unterschieden hat.

welchen die Flüsse entspringen, die von diesem erhöhten Rücken herab dem Meere zufließen. Unter ihnen ist besonders der Rio S. Francisco zu bemerken. Er entspringt in der Serra da Canastra, welche man als die Gränze zwischen den Capitänien von Minas Geraës und von Goyaz ansehen kann. In den Thälern, welche diese weiten nackten Rücken und Flächen durchkreuzen, findet man die Ufer der Flüsse und Bäche von Waldungen eingefast, auch befinden sich noch besonders in den Vertiefungen verborgen hier oder da einzelne Gebüsche, besonders je mehr man sich den Gränzen von Minas Geraës nähert, und diese Art der Bewaldung ist zum Theil einer der eigenthümlichen Charakterzüge dieser offenen Gegenden. Oft glaubt man eine anhaltende Fläche vor sich zu haben und sieht plötzlich an einem schmalen, steil eingeschnittenen Thale, hört in der Tiefe einen Bach rauschen und sieht auf die Gipfel der Waldbäume nieder, welche, von mannichfaltigen Blumen verschieden gefärbt, seine Ufer einfassen. Es herrschen hier bey meist bedecktem Himmel in der kalten Zeit beständige Winde, und in den trockenen Monaten eine brennende drückende Hitze; dabey ist alles Gras vertrocknet, der Boden glühend heiß, und Mangel an trinkbarem Wasser. Aus dem Gesagten geht hervor, daß diese Campos Geraës des östlichen Brasiliens, obgleich auch waldblos und größtentheils eben, dennoch sehr verschieden von den Steppen sind, deren Vergleichung in der alten und neuen Welt wir auf eine so anziehende Art von Herrn von Humboldt geschildert lesen (*); denn die Llanos oder die nördliche Steppe am Orinoco und die Pampas von Buenos Ayres sind schon den Campos Geraës sehr unähnlich, um so mehr die Steppen der alten Welt. Sie sind nicht völlig eben, sondern mit sanften Höhen und abgeflachten Rücken abwechselnd, daher ist ihr Anblick einförmig und todt, besonders in der Zeit der Trockenheit. Dennoch sind sie nie so nackt wie die Llanos

(*) Ansichten der Natur, Band. I Seite 4. und Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. pag. 147, 148 und 149, so wie in der Note.

und Pampas, und noch weniger als die Steppen der alten Welt, denn überall überzieht ein Gras dieselben, welches oft hoch aufschießt, und niedere Gesträuche bedecken gewöhnlich die sanfteren Gründe, auch zuweilen ganze Flächen, daher vermisst man hier mehr die dort so heftige Wirkung der Sonnenstrahlen, und es fehlen folglich die trockenen heißen Sandwinde der Llanos, der afrikanischen und asiatischen Steppen, die eine große Beschwerde für die Reisenden in jenen Gegenden sind. Hat man von der Küste aus diese erste Gradation der Höhe des inneren Brasiliens erstiegen, welche in der von mir besuchten Gegend nicht bedeutend hoch ist, indem daselbst kein Schnee fällt und nur selten Fröste und Hagel sich zeigen, auch ein großer Theil der Bäume zu allen Zeiten des Jahres das Laub behält, welches weiter nach Westen an einigen höheren Punkten schon anders ist, und wandert auf diesen Campos Geraës nach den höheren Gegenden derselben fort, so erreicht man alsdann die Gebürgeketten, welche über dieselben sich hinziehen, die indessen mit den Cordilleren des spanischen Amerika nicht zu vergleichen sind, und weder Schneekuppen noch Vulkane haben. Herr von Eschwege hat uns von den höheren Serras in Minas Geraës Nachricht gegeben, und von Humboldt erklärt die Verbindung der Gebürgeketten des spanischen und des portugiesischen Amerikas (*). Bloss in Rücksicht ihrer belebten Schöpfung kommen die waldlosen Regionen von Süd-Amerika mit einander überein, und sie unterscheiden sich dadurch besonders von den Steppen der alten Welt, daß alle ihre verschiedenen Urvölker zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer, Jäger auf der untersten Stufe der Cultur, die der alten Welt hingegen Nomaden waren, ein Zustand, der in Amerika gar nicht existirt hat.

Von der Fazenda zu Ilha aus erreichte ich nach einem Wege von $1\frac{1}{2}$ Legoa bey dem Quartel Geral zu Balo die

(*) Voyage au Nouveau Continent etc. Tom. II. pag. 153.

Capitania von Minas Geraes. Der Weg dahin führt durch mit hohem verdorrtem Grase bewachsene Ebenen, in welchen man hier und da einzelne vom Winde niedergehaltene Bäume und zerstreut stehende Gebüsche erblickt. Hier zeigten sich mancherley neue Vögel, unter andern der Fliegenfänger mit langem Gabelschwanz (*Muscicapa Tyrannus*, LINN.), der wegen seiner langen unbehüllichen Rudersfedern nur einen sehr schlechten Flug hat, und andere Arten desselben Geschlechtes. Von Blitzen un-
leuchtet erreichte ich Balo, ein schlechtes Haus von Leuten, wo sich ein Posten von einem Furriel (Jurier) und zwey Soldaten befindet, welche von dem Fährdreich hierher gesendet werden, der seinen Posten zu Arrayal do Rio Pardo hat. Sie sind bestimmt, zu Verhinderung jedes Unterschleifes alle aus- und einziehenden Reisenden zu visitiren, und jetzt das spanische Geld (Cruzados) gegen portugiesisches einzuwechseln, wobey die Regierung gewinnt. Obgleich das Haus zu Balo uns nicht einmal gegen den eindringenden Regen schützte, so beschloß ich dennoch einige Zeit hier zuzubringen, um die Campos Geraes näher kennen zu lernen.

Es war gerade um das Ende der Regenzeit, als ich mich hier aufhielt; auch herrschte schon eine ziemliche Trockenheit mit vielem Winde, und abwechselnd traten heftige Gewitter und kleine Regenschauer ein. Die Witterung war für uns, die wir während des Aufenthalts an der Küste an ein ganz anderes Klima gewöhnt waren, sehr unangenehm kalt und rauh. Früh Morgens bey Nebel stand das Thermometer von Reaumur auf 14° , und bey trockenem Wetter und schwachen Sonnenblicken oder bedecktem Himmel und Wind am Mittage auf $19\frac{1}{2}^{\circ}$. Diese Temperatur, so wie die gänzliche Abwesenheit der Mücken erinnerte uns lebhaft an das Vaterland, und veranlaßte uns andere Kleidungsstücke anzulegen. Auch fanden wir es zu trügerlich, uns stark zu bewegen, daher wurden Excursionen in allen Richtungen dieser einsam rauhen Gegend unternommen. Wir fanden in diesen Campos Geraes, da wo sie an den Ser-

tam von Bahia gränzen, einzelne zerstreute, jedoch bedeutend von einander entfernt liegende Fazendas oder Wohnungen, wo man Mais und andere Gewächse pflanzt; Viehzucht bleibt aber immer der Haupterwerbszweig der Bewohner, obgleich die Anzahl des Rindviehes in diesen Gegenden gegen die ungeheuere Anzahl desselben in den Llanos gar nicht in Vergleichung zu bringen ist (*). Das Vieh giebt wegen der trockenen Weide wenig Milch, so daß man dies dem Deutschen erfreuliche Labfal kaum zu Kauf erhalten konnte. Pferde werden hier viele gezogen, auch sind alle hiesige Einwohner, wenn sie sich von Hause entfernen, immer zu Pferde, und selten sieht man einen Fußgänger. Die rehlederne Kleidung der Vaqueiros ist deswegen hier auch allgemein. Das weibliche Geschlecht trägt runde Filzhüte und ist eben so an das Reiten gewöhnt, wie das männliche. Um die Rehfelle recht geschmeidig zu machen, reibt man sie, nachdem sie gegerbt sind, mit Ochsenhirn ein; auf diese Art gerben auch die Wilden in Nord-Amerika ihre Thierfelle. Man behauptet indessen im Sertam, daß dergleichen Häute zwar sehr geschmeidig seyen, aber nicht länger als ein Jahr ausdauern; um ihnen eine größere Haltbarkeit zu geben, reibt man sie deshalb zuerst mit Talg und alsdann mit Hirn.

Der Handel von Minas nach Bahia wird hier auf verschiedenen Straßen betrieben. Große Tropas von 60 bis 80 und mehreren Maulthieren ziehen ab und zu, um die verschiedenen Waaren zu transportiren, wozu vorzüglich Salz gehört, an welchem in Minas Mangel ist. Sie laden zu Belo ab, um sich visitiren zu lassen, und folgen dann gewöhnlich der Straße am Rio Gavião hinab. Der Anblick einer solchen Tropa, wie ihn (in der 4ten Ausgabe) die Bignette des 7ten Abschnittes dieses 2ten Theiles der Reisebeschreibung giebt, ist interessant, da er diese Campos Geraes charakterisirt. Sieben Thiere bilden eine Lot, und werden von einem Manne getrie-

(*) ALEX. V. HUMBOLDT Voyage au Nouveau Continent etc. T. II. 17tes Capitel.

ben, beladen, und gefüttert. Der erste Esel des ganzen Zuges hat eine bunt verzierte mit vielen Glocken behangene Hälfter. Dem Zuge voran reitet der Herr der Tropa mit einigen Theilnehmern oder Gehülfen zur Seite, sämmtlich mit langen Degen bewaffnet, mit hohen braunledernen Stiefeln, und einem großen weißgrauen Filzhute bekleidet. Solche Züge unterbrechen zuweilen die todte Einförmigkeit dieser Campos.

Man trifft in diesen Gegenden wenig Menschen; desto reicher ist die thierische und vegetabilische Schöpfung, so daß man die rohen Bewohner darüber wohl vergessen kann. Wirklich ist die Natur dieser Campos Geraës von der der niederen Küstenregion so sehr verschieden, daß der Naturforscher hier lange Beschäftigung findet, wenn er die erforderliche Zeit darauf verwendet; manche dieser zerstreuten Naturmerkwürdigkeiten werden nur gelegentlich und daher nach und nach gefunden, und von den Bewohnern des Landes, den rohen, indolenten, und mit ihrer Viehzucht einzig beschäftigten Vaqueiros darf er keine Unterstützung erwarten; selbst zur Jagd kann man ihre Hilfe für Geld nur mit Mühe erlangen. Weit noch von jedem Anspruch auf den Namen gebildeter Menschen entfernt, sehen sie das Studium der Naturgeschichte und die damit verbundenen Arbeiten, als eine alberne kindische Beschäftigung an. Man erhielt hier nichts, was man nicht selbst auffand oder erjagte; deshalb waren meine Jäger unermüdet beschäftigt.

Die Zahl der Quadrupeden ist hier geringer als in den niederen Waldgegenden. Man findet indessen im Campo Geral eine Hirschart, die man Veado campeiro (*) nennt, wahrscheinlich der *Cervus mexicanus* der Naturforscher, welche die Größe unseres Rehbocks erreicht, ein dreyzackiges Gehörn trägt, geschwänzt und rothbraun gefärbt ist. Diese Thiere ziehen die offenen Campos dem Walde vor, und entfliehen mit gewaltigen

(*) Der Guazuti des Azara. Auch v. Humboldt Matabani in den Llanos von Calabozo gehört ohne Zweifel hierher; denn auch Azara merkt eine weiße Spielart unter diesen Hirschen an.

Springen, wenn sie den Feind bemerken. Sie sind nicht leicht zu schießen, insbesondere muß man den Wind wohl beobachten, wenn man sie in den Schuß bekommen will. Man benutzt Fleisch und Fell dieser Thiere. Folgt man dem Campo noch weiter hinein bis zu den Quellen des Rio S. Francisco, so findet man, besonders in der Serra da Canastra und in anderen großen Waldungen, die große Hirschart, welche ein Gehörn trägt, das fünf und mehrere Spitzen an jeder Stange bildet, und welche hier Veado Galhero oder Cucuapara genannt wird; sie ist wahrscheinlich identisch mit dem Guazupucu des Azara. In den Thalwäldern leben das Veado Mateiro und Catingeiro (*), welche beyde mit Hunden gejagt und wie die andern Arten benutzt werden. Von dem großen Hirsch, welchen ich jedoch nicht gesehen habe, erzählt man, daß er angeschossen, wohl auf den Jäger losgehe, was auch unsere europäischen Brunsthirsche öfters thun. Jedoch rühmt man hier dieser brasilianischen Thierart nicht den großen Verstand nach, welcher in einem neuerlich über Brasilien erschienenem Werke, unserem europäischen Hirsche zugeschrieben wird (**): daß er nämlich, wenn er verwundet worden, heilende Kräuter aufzufinden wisse, und sie in die Wunde stecke. Schwerlich dürften unsere deutschen Jäger Beyspiele eines solchen Verstandes oder verständigen Instinkts jemals bey den Thieren beobachtet haben. Nächst den Hirscharten bewohnt der Guára oder Lobo (***) diese offenen Gegenden. Er scheint in dem größten Theile von Südamerika in den von Waldungen entblößten Gegenden gemein zu seyn; daher hat ihn Cuvier mit Recht für den *Canis mexicanus* erkannt; passender jedoch dürfte es seyn, ihn nach seinem Aufenthalt im Campo zu benennen, wodurch er vollkommen charakterisirt wird. Man hat ihn auch *Ursus cancrivorus* benannt, er hat aber mit dem Bären nichts gemein; mit größerem Rechte dagegen kommt

(*) Guazupita und Guazubira des Azara.

(**) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 202 in der Note.

(***) Der Aguara - Guazu des Azara.

dieser Rahme dem süd-amerikanischen Lotor oder Procyon zu, welcher in der Nähe der Ostküste die Mangue-Gebüsche bewohnt, und daselbst unter dem Rahmen des Guassini (Guaxinim) bekannt ist. Der Guará oder rothe Wolf ist indessen hier zu Belo noch selten; etwas weiter nach Minas hinein aber häufig. Alle Bewohner haben mich einstimmig versichert, daß er sich nie an lebendigem Raube vergreife.

Die Wälder und Gebüsche, besonders die der Thaleinschnitte, bewohnt als eine Eigenheit dieser Gegend, der schwarze Guariba (Mycetes), wahrscheinlich der Caraya des Azara. Das männliche Thier hat ein schön kohlschwarz, langbehaartes Fell, das des weiblichen hingegen ist blaß graugelblich fahl, eine auffallende Verschiedenheit, die sonst unter den Affen selten gefunden wird. Dem Männchen stellt man seines schönen schwarzen Fells wegen, das zu Satteldecken verarbeitet wird, sehr eifrig nach, daher findet man jetzt die weiblichen Thiere häufiger als die männlichen. Von Mycetes Belzebul scheint sich die genannte Art besonders durch die verschiedene Färbung beyder Geschlechter zu unterscheiden; denn bey jenem ist auch das Weibchen schwarzbraun. Diese Affen, da sie nur die Catingas bewohnen, kann man indessen nicht eigentlich als Thiere des Campo betrachten. dagegen gehört hierher noch mit vollem Rechte der große Ameisenbär (*Myrmecophaga jubata*, LINN.), der Tamandua Bandeira oder Cavallo der Brasilianer, der außerordentlich häufig angetroffen wird. Die Menge der Termitengebäude, welche in sehr abgeflachter Gestalt überall auf dem Campo dergestalt verbreitet sind, daß man je 10 oder 20 Schritte von einander entfernt eines derselben findet, bieten ihm eine sehr reichhaltige Nahrung dar; er scharrt mit seinen großen Klauen Löcher in diese Gebäude, in welche nachher kleine Eulen ihre Nester anlegen.

Unter den naturhistorischen Bekanntschaften, welche ich hier zu machen Gelegenheit fand, war indessen die des amerikanischen Straußes oder Ema (*Rhea americana*) vom lebhaftesten

Interesse für mich. Dieser größte Vogel der neuen Welt zeigt sich in den Campos Geraës, da er selten gejagt wird, sehr zahlreich. Hier in der Gegend von Balo zog jetzt ein weiblicher Vogel mit 14 Jungen, die vor etwa sechs Monaten ausgebrütet worden, umher. Niemand hatte ihn beunruhigt, bis wir raubsüchtige Europäer anlangten, und sogleich Anschläge auf sein Leben machten. Da diese Vögel sehr scheu und vorsichtig sind, auch den Jäger in weiter Ferne wittern, so muß man mit vieler Vorsicht zu Werke gehen, um ihrer habhaft zu werden. Ein Pferd wird im Laufe von ihnen ermüdet, da sie nie geradeaus, sondern in vielen Wiedergängen entfliehen. Bey der ersten Erscheinung des Ema mit seinen vierzehn mehr als halberwachsenen Jungen, welche wir mehrere Tage vergeblich erwartet hatten, legten sich drey meiner Jäger sogleich ins Besteck, und ließen sich die stolzen Vögel zutreiben, die aber diesmal zu flug waren und sich nicht überlisten ließen. Zufällig erschien ein berittener und bewaffneter Vaqueiro, welcher ein guter Jäger war; dieser unternahm es sogleich mir einen solchen Vogel zu verschaffen. Er verfolgte die Schaar der Emas zuerst langsam, dann in vollem Galopp, und hielt sie öfters durch Borgreifen um, worauf es ihm glückte die Baude zu trennen, und, indem er schnell vom Pferde sprang, einen der Jungen zu erlegen. Ein gut angebrachter Schuß von groben Schrotten tödtet den größten Ema sogleich. Wir wiederholten diese Art von Jagd häufig, und es glückte einem meiner Jäger, dem man drey dieser Thiere zugetrieben hatte, einen alten Vogel zu erlegen. Dieser ausgewachsene Ema, es war ein Weibchen, maß in der Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Schwanzende 4 Fuß 5 Zoll des alten Pariser Maßes, und klasterte in der Breite 7 Fuß; sein Gewicht war 56 $\frac{1}{2}$ Pfund. In seinen muskulösen Magen fand ich kleine Cocosnüsse und andere sehr harte Früchte, auch vielerley Grünes, Überreste von Schlangen, Heuschrecken (Gryllus) und anderen Insekten. Das Fleisch des Ema hat einen etwas unangenehmen Geruch,

und wird daher nicht gegessen, soll aber die Hunde sehr fett machen. Aus der gegerbten und schwarz gefärbten Haut werden hier zu Lande Beinkleider verfertigt, an welchen die Narben der Federn sichtbar bleiben. Die Haut des langen Halses benutzt man zu Geldbeuteln, die großen weiß gefärbten Eyer, wenn sie in der Mitte durchschnitten werden, als Cuias oder Schüsseln, und die Federn zu Wedeln.

In Gesellschaft des amerikanischen Straußes oder Ema, lebt in allen diesen Campos ein anderer sehr schneller Laufvogel, der Cериema (*) (*Dicholophus cristatus*, ILLIGER), dessen laute hellklingende Stimme wir überall vernahmen; sie besteht in vielen, kurz hintereinander wiederholten, von der Höhe zur Tiefe herabfallenden Tönen. Oft sahen wir diese vorsichtigen Thiere paarweise gleich Putern umherlaufen, aber nie wollte es uns gelingen einen derselben zu erlegen. Ich hatte diese Jagd mit der Flinte lange Zeit vergebens versucht, bis eines Tages ein gefälliger Pflanzler aus der Nachbarschaft bey mir eintraf, welcher einen raschen Schimmelhengst ritt. Er erfuhr zufällig meinen Wunsch diesen Vogel näher kennen zu lernen, und versprach mir sogleich zu zeigen, wie man sich dieser Thiere bemastern müsse. Nun ritt er in dem trockenen Grase nach der Gegend hin, wo man die Stimme dieser Vögel vernahm, und setzte, als er dieselben ins Auge bekam, seinen Hengst in einen raschen Trab. Die Jagd gieng auf diese Art unermüdet über sanfte Höhen und weite Ebenen fort, und bestand hauptsächlich in der Kunst, den schnell laufenden Vogel immer von den Gebüsch abzuhalten. Mit ungeduldigem Blicke verfolgten wir von unserer Wohnung aus den unaufhörlich trabenden Vaqueiro, bis endlich der Vogel ermüdet war. Er fliegt alsdann etwa 300 Schritte weit über der Erde hinschwebend fort, seine

(*) *Palamedea cristata*, LINN. — *Cariama* MARCGRAVE pag. 81. — Azara scheint einen jungen Vogel beschrieben zu haben, welcher die Färbung be- weist, die er für die Iris und den Schnabel angiebt; indem die erstern bey alten Vögeln immer perlfarben weiß, der letztere aber zinnoberroth gefärbt ist.

schwachen Flügel versagen aber bald ihren Dienst, und nun ist der Jäger seiner Beute gewiß. Der Vogel fußt entweder auf einen niederen Baum, oder drückt sich platt an die Erde nieder; im ersteren Fall wird er herabgeschossen und im andern lebendig ergriffen. Das letztere glückte unserem Vaqueiro, er stieg vom Pferde, und überbrachte mir, zu unserer aller Freude den schönen *Ceriema* lebendig.

Dieser interessante Vogel, von dem man im 13ten Bande der *Annales du Museum d'histoire naturelle de Paris* die beste, dennoch aber nicht ganz getroffene Abbildung findet, scheint für Amerika das zu seyn, was der Sekretär (*Gypogeryanus africanus*) für Afrika ist; beyde haben in ihrer Körperbildung, wie in ihrer Lebensart viel Ähnlichkeit. Der *Ceriema* ist ausgezeichnet durch einen Büschel schmaler verlängerter Federn, welche über der Nase aufgerichtet stehen; sein Hals ist mit langen schönen Federn bedeckt, die er nach Art unserer Rohrdommeln (*Ardea stellaris*, LINN.) aufblähet, dabey hat sein Schnabel eine lebhaft zinnberrothe Farbe. Seine Flügel sind kurz und schwach, dagegen sind die langen Füße desto besser zum Laufen eingerichtet. Das Fleisch, dem Hühnerfleische an Geschmack ähnlich, wird sehr geschätzt, dennoch wird er deshalb nicht gejagt. Meine Jäger, welche diesen Vögeln besonders eifrig nachstellten, fanden am Ende des Februars auf einem niederen Baume im Campo ein Nest derselben. Es war aus Reisern erbaut, mit Letten bedeckt und enthielt zwey junge Vögel. Um die alten bey dieser Gelegenheit zu erhaschen, verbargen sie sich in der Nähe dieses Baumes, allein die schlauen Vögel ließen sich nicht hintergehen. Außer diesen haben die großen Campos des inneren Brasiliens noch manche interessante Arten von Vögeln, unter andern den großen Tucan (*Ramphastos Toco*, LINN.), eine große Menge von Fliegenvögeln (*Trochilus*), mancherley Tangaras (*Tanagra*) und verschiedene bisher den Naturforschern noch unbekannt Arten, zum Beispiel

den blauen weißschwänzigen Häher (*), den gehörnten Fliegenvogel (**), den Fliegenvogel mit dem violetten Halsbände (†), die gelbröthliche Drossel (††), welche ein sonderbares künstliches

(*) *Corvus cyanoleucus*; 13 Zoll 5 Linien lang, 22 Zoll 4 Linien breit; an der Stirn ein Busch von schmalen, $9\frac{1}{2}$ Linien langen, rückwärts gekrümmten Federn, welche sich von allen übrigen des Scheitels sehr auszeichnen; Kopf, Hals und Brust schwarz, am Oberhals und dessen Seiten schön blaß indigo-blau überlaufen; Seiten des Unterhalses, Rücken, Unterrücken, Flügel und Wurzelhälfte des Schwanzes vom schönsten ungemischten Indigoblau; Brust, alle unteren Theile und die Spizenhälfte der Schwanzfedern sind rein schneeweiß. — Er wird im Lande Piom-Piom genannt.

(**) *Trochilus cornutus*: eine Zierde dieses vorzüglich schönen beliebten Geschlechts; Männchen 4 Zoll 5 Linien lang, 4 Zoll 5 bis 6 Linien breit; Schnabel gerade, und $6\frac{1}{2}$ Linien lang; Schwanz lang und schmal feilförmig zugespitzt; die beyden mittleren Federn sind 3 Linien länger als die nebenstehenden, diese wieder um beynah 8 $\frac{1}{2}$ Linien als die nächstfolgenden; Scheitel und ganzes Gesicht mit prachtvoll dunkelblauen festen Schillerfedern bedeckt, sie sind über jedem Auge an 4 Linien lang, und bilden daher auf jeder Seite des Kopfs einen zugespitzten Federzopf, welcher prachtvoll violett, feuerroth und grün im Lichte schillert; der übrige Scheitel ist dunkelblau, nach dem Lichte lebhaft blaugrün, stahlblau, himmelblau und ultramarinblau schillernd. Kinn, Kehle, Seiten des Kopfs bis zum Ohr sind dunkelblauschwarz, aber mit gewöhnlichen nicht schillernden Federn bedeckt, welche aber in der Mitte der Kehle beynah 6 Linien lang sind, und hier einen spizigen Federzopf oder Bart bilden, welcher über die milchweißen Federn des Unterhalses herab liegt, und von ihnen auf das netteste gehoben wird. Der ganze Unterhals von der blauen Kehle an so wie alle unteren Theile und der Schwanz sind milchweiß; Seiten der Brust kupfergrün; Hinterkopf und alle oberen Theile goldglänzend kupfergrün, eben so die inneren und äußeren Deckfedern der Flügel, und die zwey langen mittleren Schwanzfedern; die beyden schönen Federbüschel oder Hörner des Vorderkopfs bestehen ein jedes aus 6 größeren hintereinander gestellten Federn; ihre Spitze ist goldarün, die Mitte goldfarben, und die Wurzel feurig kupferroth. — Ich beschrieb diesen neuen Fliegenvogel etwas weitläufiger, weil er ganz vorzüglich schön ist.

(†) *Trochilus petasophorus*: 4 Zoll 10 $\frac{1}{2}$ Linien lang, 6 Zoll 8 Linien breit; Schnabel nur sehr wenig gekrümmt; Schwanz abgerundet mit breiten starren Federn; ganzes Gefieder schön goldglänzend grün, die Schwanzfedern mit dunkelblauen etwas violetschillernden Spitzen; Kehle grün, nach dem Lichte in verschiedenen Schattirungen schillernd; Unterhals, Brust und Oberbauch grün, schön blau schillernd; Bauch etwas weißlich gemischt; vom Mundwinkel zieht ein schön dunkelblau schillender Streif bis zum Ohr und von hier bis in den Nacken; unter dem Ohre befindet sich ein schöner Busch breiter, abgerundeter fester Metallglanz-Federn, welche prachtvoll violett glänzen und schillern, er ist im Nacken unterbrochen. Afters, Steiß und untere Schwanzdeckfedern sind rein weiß.

(††) *Tardus figulus*. Mus. Berol.

Nest von Letten erbaut, und von den Bewohnern deshalb João de Barro genannt wird, der Fink mit zugespitztem schwarzem Federbusche (*) und die Gule des Campo (**), welche in die Termitengebäude auf der Erde ihr Nest anlegt. Der große Tucan, dessen colossaler rother Schnabel von den Mineiros zuweilen zu Pulverhörnern verarbeitet wird, fand sich besonders da ein, wo in der Nähe der Wohnungen Goyava-Bäume (*Psidium pyrifera*) angepflanzt waren, allein er war äußerst schwer zu schießen.

Ich fand zu Balo einen Unterofficier (Furiel,) welcher etwas gebildet war, und mir über sein Vaterland manche Nachricht gab; er war einer der beyden Soldaten, welche den Engländer Mawe auf seiner Reise nach Tejuco begleitet hatten. Einzig und allein auf seine Gesellschaft eingeschränkt, verlebte ich hier acht Tage bey sehr rauhem unangenehmen Wetter, alsdann aber erheiterte sich der Himmel, der Thermometer stieg bedeutend, und es trat starke Hitze ein. Am Mittage stieg der Thermometer in wenig Minuten in der Sonne auf $30\frac{1}{2}^{\circ}$ Reaumur, während er sich im Schatten eines offenen von der offenen Luft getroffenen Hauses auf 20° erhielt. Die Hitze war

(*) *Fringilla ornata*: 4 Zoll 7 Linien lang, 6 Zoll 11 $\frac{1}{2}$ Linien breit; Scheitel mit einem hohen Federbusche von schmalen, mit den Spitzen rückwärts gekrümmten, über 8 Linien hohen Federn; sie sind schwarz, so wie die Einfassung des Schnabels, Rinn, Kehle, Mitte des Unterhalses, der Brust und des Bauches. — Seiten des Kopf und der Kehle weiß; Seiten des Halses und aller unteren Theile so wie Bauch, After und Steiß fahl gelbröthlich; Hinterkopf und Nacken weißlich grau; alle oberen Theile aschgrau; große Flügeldeckfedern und obere Schwanzdeckfedern weiß, erstere hell aschgrau gemischt; Wurzel der vierten und fünften Schwungfeder weiß, daher ein weißes Fleckchen auf dem Flügel entsteht; Schwanz an der Wurzelhälfte weiß, die beyden mittleren Federn beynähe gänzlich graubraun, die übrigen mit schwarzer Spizenhälfte und einem kleinen schwarzen Strich an der äußeren Fahne aufwärts. Das Weibchen ist einfach unansehnlich graulich oder gelblich und bräunlich gezeichnet, trägt keinen Federbusch, hat aber auch den an der Wurzel weißen Schwanz.

(**) *Strix cucularia*. *Molina* Naturgeschichte von Chili pag. 233. — *Azara* Voyages etc. Vol. III. pag. 123. Diese Eulen sind sehr gemein im Campo Geral, und nisten in die von den Gürtel- und anderen Thieren in die Termitengebäude gegrabenen Höhlen.

hier um so drückender, als man wegen des gänzlichen Mangels an Wäldern und Bäumen den ganzen Tag hindurch den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist. Überall waren Gras und Gewächse in wenigen Tagen wie verbrannt, und die Maulthiere fanden wenig Nahrung. Die Emas, die sich bisher bey dem schlechten Wetter wenig gezeigt hatten, erschienen nun, Alt und Jung häufig, und so erhielt ich noch einen dritten dieser Vögel, der so schwer war, daß er von einem Manne nicht getragen werden konnte, und dessen Zubereitung für die Sammlung meine Leute einen ganzen Tag hindurch anhaltend beschäftigte.

Eine nicht unbedeutende Ausbeute gaben uns nebenher auch unsere botanischen Excursionen. Wir fanden mancherley uns neue Gewächse, unter andern sehr niedrige schöne Mimosen, welche mit weiß und rosenrothen, und eine andere mit scharlachrothen Büscheln von Staubfäden geziert waren, allein getäuscht sah ich meine Hoffnung, den einzigen unsern europäischen Fichten ähnlichen Baum von Brasilien, die Araucaria hier anzutreffen, welche übrigens in Minas und in anderen Theilen des hohen inneren Landes gefunden wird (*). Die niedrigen blühenden Gesträuche des Campo waren, wie gesagt, von einer großen Menge von Colibris und Fliegenvögeln umschwärmt. Von diesen niedlichen Thieren hat man geglaubt, daß sie bloß von dem Honig der Blumen lebten; allein schon Doctor Brandes, der Übersetzer von Molina's Naturgeschichte von Chili, fand in ihrem Magen Insektenreste, und die Sache verhält sich auch vollkommen so.

Nachdem ich mich eine Zeit lang an den Gränzen von Minas aufgehalten hatte, fühlte ich mich wegen einer durch das Klima erzeugten Unpäßlichkeit, welche durch Vernachlässigung ernsthafter hätte werden können, genöthigt, das weitere Vordringen in jene Provinz aufzugeben. Unbedeutende Unpäßlichkeiten, besonders Wunden, und selbst Hautkrankheiten neh-

(*) Siehe J. M A W E'S travels etc. pag 275 u. a. a. D.

men in diesem warmen Clima bey Vernachlässigung leicht einen übeln Charakter an. Viele Bewohner dieser Gegend, welche bey Anlegung der Waldstraße von Ilhéos gebraucht worden waren, haben von hartnäckigen, zum Theil langsam geheilten Wunden oder Hautkrankheiten noch die Spuren und Narben, ja nach zwey Jahren noch offene Wunden an ihrem Körper. Die schlechten gesalzenen Nahrungsmittel tragen nicht wenig zur Verderbniß der Säfte bey, die sich in bössartigen Geschwüren offenbart (*), und die Vermischung der verschiedenen Menschenracen in diesem Welttheile, wo die Volksmenge aus Blindlingen der weißen, rothen und schwarzen Race besteht, soll mancherley neue Krankheiten erzeugt haben, die man vorher nicht kannte (**).

Ich will bey Gelegenheit dieser Campos Geraës einige Worte über das Clima, und über die Schilderungen folgen lassen, welche wir von diesem Lande besitzen.

Ungeachtet des Gesagten, daß nämlich die heißen Länder durch mancherley Krankheiten, besonders dem Ausländer gefährlich sind, so vermißt man daselbst andere den gemäßigten und kalten Theilen unserer Erde eigenthümliche, und hierhin gehören besonders Brustbeschwerden, Sicht und dergleichen, woran man hier weit weniger leiden soll. Brasilien hat durch seine bedeutende Ausdehnung vom Äquator bis zum 35° südlicher Breite, eine sehr verschiedene Temperatur, und es ist vorzugsweise die Region, von welcher diese Reisebeschreibung handelt, sowohl vom Clima als durch den Boden vorzüglich begünstigt. Fruchtbar kann man dieses Land größtentheils nennen, denn Wärme und Feuchtigkeit sind in seinen meisten Provinzen in dem richtigsten Verhältnisse vereinigt. Nur die höheren Gegenden haben in der heißen Zeit zum Theil Wassermangel, doch ersetzt alsdann der Thau einigermaßen dieses nöthige Bedürfniß, ohne

(*) Siehe SOUTHEY history of Brazil Vol. I. p. 328. und Piso von den Krankheiten.

(**) Ibid. pag. 327.

daß jedoch in jenen Gegenden Zeiten der Austrocknung vermieden werden können, die einen großen Theil des Viehstandes hinwegraffen. In dieser trockenen heißen Hälfte des Jahres regnet es nicht, die Erde berstet von Hitze und Trockenheit, und man hat am Morgen und Abend selbst nur wenige Erholung, indem der Wechsel dieser bey uns so angenehmen Stunden der Kühlung zu schnell geschieht. Da Tag und Nacht einander ziemlich gleich sind, so hat man lange Nächte, die gewöhnlich schon bald nach 7 Uhr eintreten. In den niederen und ebenen Küstenländern von Brasilien ist alles ganz anders; dort lebt man in der heißen Zeit weit angenehmer, weil Küste, Gewässer und hohe Wälder überall Linderung geben, und in den kalten Monaten bleibt ebenfalls stets eine angenehmere Temperatur; es friert nie und ich habe den Thermometer nie unter 13° Reaumur gefunden, dabey beobachtete ich in der heißen Zeit im Schatten nie viel über 30° , woraus für das ganze Jahr eine sehr gleiche angenehme Temperatur hervorgeht, die in der kalten Zeit unserem schönsten Frühjahr etwa gleich kommt, wo auch Blumen und Früchte gefunden werden. Nicht in der kalten Zeit, sondern gerade dann, wenn die Periode der Hitze und Trockenheit ihren höchsten Grad erreicht hat, pflegen sich die heftigen Gewitter einzustellen, alsdann wird die lechzende Erde mit unendlich fruchtbaren Regen getränkt und neu belebt, sichtlich erhebt sich nach einigen Wochen dieser abwechselnden heftigen Regenschauer bey größerer Wärme die verdorrte Vegetation des Campo, oder der höheren offenen Gegenden, und selbst in den niederen bewaldeten Provinzen tritt ein neues kräftigeres Leben der vegetabilischen Schöpfung ein. Gewöhnlich sind Februar, März, April und May Regenmonate, und die auf sie folgenden Monate Juny, July, August, September, nennt man die kalte Jahreszeit, auf welche alsdann October, November, December, Januar, wo die größte Hitze ist u. s. w. folgen. Diese Jahreszeiten sind aber in den verschiedenen Gegenden von einander abweichend, je nachdem sie mehr nördlich

oder südlich liegen. In manchen Jahren regnet es kaum sechs Wochen etwas anhaltend, in anderen dauert diese Zeit länger, doch irrt man sehr, wenn man sich einbildet, es regne täglich und die ganze Zeit hindurch anhaltend. Man hat überhaupt von jenen entfernten Ländern bey uns eine zum Theil sehr unrichtige Idee, wozu besonders gewisse Reisende beygetragen haben, welche sich nicht bloß an dasjenige hielten, was sie selbst sahen, so wie Schriftsteller, welche Schilderungen von Ländern geben, die sie nie gesehen haben. Solche Beschreibungen, in dem Sorgestuhl entworfen, nachdem aus allen bekannten Schriften über den gewählten Gegenstand das Interessanteste ausgehoben, und ohne Sachkenntniß nach Gefallen geordnet ist, können vielleicht wegen ihrer Schreibart, und der angenehmen Darstellung anziehen, sie bleiben aber ohne Werth, da sie überall Blößen geben. Falsche übertriebene Schilderungen sind da nicht zu vermeiden, wo die eigene Ansicht, die Wahrheit fehlt, es werden Dinge auf das Ganze angewandt, die nur für seine einzelnen Theile gehören, und wie könnte man zum Beyspiel von einem so großen Lande, wie Brasilien, Übereinstimmung in allen Theilen erwarten, da doch jede Provinz ihre Eigenheiten hat. So findet man zum Beyspiel von Brasilien gesagt, daß baumartige Farrenkäuter überall vorkommen, man findet die Schönheit des Landes im Allgemeinen übertrieben, man liest von schnatternden und klappernden Affen, von schmetternden Singvögeln, von Pomeranzenbäumen in den Wäldern, von der Agave foetida (Baumaloe) auf Bäumen, von einer Menge alberner den Schlangen angedichteten Eigenschaften, erhält übertriebene Schilderungen der Wälder, denn selten wird man alle die anziehenden interessanten Gegenstände so vereint finden, wie manche Schriftsteller sich in ihren Lehnstühlen einbilden mögen, nachdem sie diese Beschreibungen von Reisenden entlehnt haben, die ebenfalls zu blumigt zu schildern pflegen u. s. w.

VI.

Reise von den Gränzen von Minas Geraes nach Arrayal da Conquista.

Vareda. Die Geschäfte der Baqueiros. Jagd der Unze. Arrayal da Conquista. Besuch bey den Camacans zu Tiboya. Einige Worte über diesen Stamm der Urbewohner.

Um von unserem bisherigen Aufenthalt nach der Hauptstadt Bahia zu gelangen, muß man den Sertam dieser Capitania quer durchschneiden; ich reiste daher auf demselben Wege, welchem ich gefolgt war, wieder längs dem Ribeirão da Resfaque hinab nach Vareda. Die Hitze war drückend, desto wohlthuender aber der Schatten, welchen alte Mimosen, mit vielästigem weißlich gefärbtem Stamme und zart gefiedertem lebhaft grünem Laube uns gaben. Schöne Cassia-Stämme mit rundlich geschlossener und mit hochgelben Blumen überladener Krone erfreuten uns durch ihren Wohlgeruch. Ich fand am Resfaque ein getödtetes Jacaré (*Crocodylus sclerops*), dessen Vorkommen an dieser Stelle beweist, daß dieses Reptil selbst zuweilen hoch hinauf in den kleinen Bächen steigt. Termiten-Gebäude waren in allen offenen und bewaldeten Gegenden unendlich häufig; sie entstehen nach und nach durch immer neu hinzugefügte Erdhäusen oder Nester, welche endlich sich zu ei-

nem Ganzen vereinigen, da Regen und Witterung sie abflachen und in die Form des Ganzen niederdrücken. Wie unendlich groß ihre Menge sey, davon kann man sich einigermaßen eine Vorstellung machen, wenn man die enorme Ausdehnung des inneren Brasiliens bedenkt, dabey die Zahl der kleinen Thierchen in Anschlag bringt, welche ein einziges solches Gebäude bewohnen, und nun hinzufügt, daß man nicht zwanzig Schritte weit gehen kann, ohne auf eine solche Wohnung zu stoßen. Azara erwähnt dieser Termiten unter dem Nahmen Cupiy (*).

Nachdem wir auf der Fazenda zu Bareda wieder angelangt waren, beschäftigten wir uns einige Zeit mit der Jagd der zahlreichen Sumpfvögel, welche man in den größten europäischen Museen selten so vereinigt findet als hier. Die Geschwader der rosenrothen Köffelreihher (*Platalea Ajaja*, LINN.), die Jabirus, die Tuyuyus, Curicacas, die Ceriemas, Caroes und andere mehr, leben hier alle gesellschaftlich vereint, ziehen von einer Lagoa zur andern, und jede Art zeigt in dieser natürlichen Menagerie, den originellen Charakter, welchen die Natur ihr einprägte. Unsere Jagdzüge fielen in Absicht auf die Ceriemas und Curicacas (*Tantalus albicollis*, LINN.) immer ungünstig aus, dagegen erhielt ich einige bis jetzt von den Naturforschern noch nicht gekannte Vogelarten. In den Catingas leben hier zwey Arten von Papageyen, der Papagayo verdadeiro (*Psittacus amazonicus*, LATH. und KUHLE.) welcher wegen seiner Gelehrigkeit im Sprechen, Pfeifen und Singen am beliebtesten ist und eine andere Art, welche ich *Psittacus vinaceus* (***) benannt habe; beyde ziehen gegen Abend unter lautem Geschrey in die höheren Stellen des Waldes auf ihren einmal erwählten Standort, um daselbst zu übernachten. Hier darf sie alsdann der Jäger nur erwarten oder auffuchen, um

1(*) AZARA Voyages etc. Vol. I. pag. 190.

(**) Herr Doctor Kuhl, dem ich die Beschreibung dieser bis jetzt verkannten Papageyenart mittheilte, hat sie in seinem *Conspectus Psittacorum* pag. 77 bekannt gemacht.

eines glücklichen Schusses gewiß zu seyn. In allen Trifften ist hier auch der Dornkibitz (*Vanellus cayennensis*) unendlich häufig, er ist wie die meisten Vogelarten sehr menschenscheu, zwischen dem weidenden Vieh aber sieht man ihn ruhig auf dem Boden umher spazieren, indessen Pirole und der weiße Caracara (*Falco crotophagus* oder *degener*.) ruhig auf dem Rücken der Kühe sitzen. Der Spiegel der Gewässer war von mancherley Enten und Laxherarten belebt, unter denen sich zwey Arten durch ihr angenehm abwechselndes Gefieder auszeichneten, der Aréré (*Anas viduata*, LINN.) (*) und eine andere schöne Entenart mit schwarzem Kopfe, welche Linné *Anas dominica* benamt hat.

Die belebte immer schöne, immer thätige und mannichfaltige Natur bildet hier einen auffallenden Contrast mit dem großen Haufen der Bewohner, welche roh und unwissend sind, wie das Vieh, welches sie beständig warten, und das der einzige Gegenstand ihrer Gedanken ist. Die Vaqueiros kann man in der That lederne Menschen nennen, denn vom Kopf bis zu den Füßen sind sie in diesen Stoff gehüllt. Ihr runder lederner Hut dient ihnen im Nothfalle zum Teller, Trinkgefäß u. s. w., und ihr lederner Anzug, den sie oft in langer Zeit nicht ablegen, schützt sie in den dornigen Wildnissen, in denen sie einen großen Theil ihres einförmigen Lebens zubringen müssen, um das Rindvieh auf die bereits oben beschriebene Weise zu hüten und einzufangen, welches letztere oft nicht ohne Lebensgefahr abgeht. Weniger beschwerlich ist das Einfangen der Pferde, man treibt ihre Trupps zusammen, und bringt sie in den bey der Fazenda angebrachten Coral, der von starken Pfählen umgeben ist. Hier untersucht man die etwa beschädigten Thiere, zähmt die Fohlen u. s. w. Der Coral hat zwey Abtheilungen, um die Pferde und das Hornvieh zu trennen. Will man von

(*) Von Buffon in den Planches Enlumines No. 808 sehr gut abgebildet. Sie lebt auch am Senegal in Afrika, woher man nach Frankreich den brasilianischen völlig ähnliche Exemplare gesandt hat.

den ersteren einfangen, so tritt ein Vaqueiro mit dem Laço (Kaußschlinge) in die Mitte des Plazes und läßt die Pferde im Kreise um sich herum laufen. Die Schlinge ist ein langer Strick, der an einem Ende einen eisernen Ring hat, durch welchen das andere Ende gezogen wird; man faßt dieselbe weit geöffnet in die rechte Hand, den übrigen Theil des Strickes aber regelmäßig in Windungen kurz zusammen in die linke, und indem man sie nun beständig über dem Kopfe schwingt, wird sie von dem Vaqueiro, der durch lange Übung dieses Geschäft mit einer seltenen Geschicklichkeit verrichtet, unter 50 bis 60 und mehrere dicht zusammen gedrängte Pferdeköpfe richtig auf den zum Fange bestimmten geworfen. Sobald das Pferd sich gehalten fühlt, zieht es rückwärts, um sich von dem Stricke zu befreien, worauf alsdann mehrere Leute über dasselbe herfallen, es greifen, knebeln und niederwerfen. Die gefangenen Pferde gebärden sich oft unbändig, steigen, schlagen über, zerrn, springen, schlagen aus u. s. w., allein die ihnen um den Hals gelegte und sich immer fester zuziehende Schlinge macht es ihnen unmöglich lange Widerstand zu leisten. Nicht selten beschädigen sie sich dabey selbst, und ich sah bey dieser Behandlung eine Stute auf der Stelle todt niedersinken. Ein solcher Verlust wird indessen bey der großen Menge von Pferden, die man unterhält, leicht verschmerzt. So wie das junge unbändige Pferd gefangen ist, wird es sogleich gesattelt und ihm ein Zaum angelegt, worauf ein Neger-Junge es besteigt, spornet und peitscht; es wird alsdann losgelassen und rennt nun im Kreise umher, oder steigt und schlägt aus, allein der Vaqueiro sitzt unbeweglich fest, und mattet das Thier völlig ab, bis es in Schweiß gebadet, zitternd sich dem Stärkeren ergiebt, worauf es dann bald völlig gezähmt wird. Die Vaqueiros suchen eine Ehre in dieser Bändigung wilder Pferde, und sie haben es darin zu einer seltenen Fertigkeit gebracht; doch nehmen sie auch öfters Schaden dabey. Kostet es indessen auch einem das Leben, der reiche Eigenthümer achtet es nicht hoch; es ist ja

nur ein Neger-Junge, der hier nicht höher geachtet ist als das Vieh. Die Bolas (*) des spanischen Amerika; die man in den Pampas von Buenos Ayres und allen jenen benachbarten Gegenden gebraucht, um das Vieh so wie wilde Thiere damit einzufangen, ja die man selbst gegen den Feind mit Vortheil angewandt hat, sind verwandt mit dem Lago, man kennt sie aber hier im Sertam nicht.

So beschwerlich und ermüdend die Arbeiten der Vaqueiros sind; so bringen sie dagegen die übrige Zeit gewöhnlich in der höchsten Unthätigkeit bey ihrem Viehe hin und schlafen oder ruhen ganze Tage. Essen und schlafen sind dann ihre einzigen Unterhaltungen. Ihre Nahrung ist kräftig, denn sie leben von Milch, die man bloß zur Consumtion oder zur Bereitung von Käsen, aber nicht zum Verkauf benutzt, von Mandioccamehl und getrocknetem Ochsenfleisch. Dieses letztere zu bereiten salzt man das Fleisch nicht ein, sondern schneidet es so auseinander, daß es in schmale Lagen oder Bänder zerfällt; diese werden auf Stricken von Ochsenhaut in der Sonnenhitze getrocknet, und erhalten auf diese Weise in einem bis zwey Tagen eine solche Festigkeit, daß sie hart und klingend wie Horn werden; nur ist bey dieser Procedur einige Aufsicht nöthig, damit die Sonne und die Luft recht in alle Höhlungen eindringe.

Der Ertrag der Viehwirthschaft im Sertam ist beträchtlich, da man hier eine vortreffliche Gelegenheit des Absatzes nach der Hauptstadt hat; in anderen Gegenden des inneren Brasiliens, in welchen man überall ausgebreitete Viehzucht besitzt, fehlt dieser Absatz, und das Vieh ist daher dort ungleich geringer im Preise. Am Rio S. Francisco kauft man einen großen schweren Ochsen für 2000 Reis (etwa $\frac{1}{2}$ Carolin), in Bahia hingegen galt er zu dieser Zeit etwa 9 bis 11000 Reis. Die Besitzer dieser Vieh-Fazendas senden gewöhnlich ein bis zwey Mal im Jahr Ochsenheerden (Boiadas) oder Pferde

(*) Siehe AZARA essais sur l'hist. natur. des quadr. du Paraguay Vol. I. pag. 52 und 125. so wie in verschiedenen anderen Schriftstellern.

(Cavalerias) nach der Hauptstadt, wo sie schnell verkauft sind. Den bedeutenden Ertrag dieses Handels kann man leicht berechnen; denn wenn man eine Boiada nur zu 150 bis 160 Stück annimmt, so giebt dies schon zu einem Mittelpreise von 10000 Reis der Dohse, einen Ertrag von 5000 Patacken (etwa 5000 Gulden). Die Pferde sind hier im Verhältniß theuer, denn man verkauft ein schlechtes, stark gebrauchtes Pferd selten unter 16 bis 18000 Reis. Der Vortheil der Viehzucht wird in diesen Gegenden dadurch besonders groß, daß man keine bedeutende Kosten dabey hat; die nöthigen Slaven sind die einzigen erforderlichen Auslagen, da das Futter für das Vieh in diesen Klimaten, wo es immer Sommer ist, zu keiner Zeit etwas kostet; es geht Jahr aus Jahr ein in der Weide, und nur anhaltende Dürre kann ihm nachtheilig werden. Unendlich viel bedeutender könnte indessen in diesen Gegenden der Gewinn aus der Viehzucht werden, wenn die Bewohner nicht immer bey den alten Gewohnheiten stehen blieben, und selbst über Verbesserung nachdächten, oder von den in andern Ländern längst aufgenommenen, einige Kenntniß zu erlangen suchten.

Einen interessanten Anblick gewähren diese weiten Trifften, angefüllt mit Rindvieh und Pferden, zwischen denen hier und da ruhig und ungestört mancherley große Vögel umherschreiten. Hier üben, im vollen Gefühle ihrer Kraft, die Stiere ihre Herrschaft über die Heerden. Ein jeder von ihnen hält seinen Distrikt, den er brummend mit niedergesenktem Kopfe vertheidigt, indem er mit dem Fuße in dem Boden wühlend den benachbarten Gegner zum Kampf herausfordert. Oft kommen diese stolzen Thiere alsdann zusammen, kämpfen Stunden lang, und der Besiegte räumt dem Sieger das Feld. Das hiesige Rindvieh ist mittelmäßig groß, fleischig und stark; die Stiere haben größere Hörner als bey uns, und am Ende des Schwanzes eine dickbehaarte Quaste; ihre Farbe ist schwarzbraun, oder graugelblich fahl, und nur seltener gefleckt. Man zieht auch Schweine im Sertam, welche viel Speck geben.

Ein Hauptgeschäft, welches dem Vaqueiro ebenfalls obliegt, ist der Schutz der Heerden gegen die Raubthiere. Man kennt in diesen Wildnissen drey Arten von großen Katzen, welche dem Rindvieh und den Pferden nachstellen; die gefleckte Unze, Yaguarété (*Onça pintada*), den schwarzen Tieger (*Tigre*) und die rothe Unze (*) (*Onça Cuzuaranna*.) Die erstere und letztere sind die gewöhnlichsten, und von der ersteren giebt es zwey Varietäten oder Racen, gerade wie bey dem Panther und dem Leoparden von Afrika. So wie man dort eine Art mit zahlreicheren und kleineren Flecken hat, so auch in Brasilien; von beyden habe ich die Felle erhalten, ohne aber das ganze Thier zu sehen. In vielen Gegenden von Brasilien belegt man die größere Unze, welche sich durch eine geringere Anzahl großer Ringflecken auszeichnet, mit dem Rahmen Cangussú, im Sertam von Bahia aber belegte man die kleiner gefleckte Art mit dieser Benennung. Wenn man, wie die französischen Naturforscher gethan haben (*Dictionnaire des sciences naturelles* T. VIII. p. 225.), annehmen will, daß der schwarze Tieger nur eine Varietät der gefleckten Unze ist, so müßte er nothwendig zu der klein gefleckten Race oder dem Cangussú des Sertam von Bahia gehören; denn die auf seiner kohlschwarzen Haut noch dunkler angedeuteten Flecke sind klein und zahlreich. Ich habe dunkelbraune große Katzenfelle gesehen, welche kleine schwarze runde und volle Flecke hatten, diese gab man ebenfalls für die Art des schwarzen Tiegere aus; daher muß ich glauben, daß diese große raubgierige Katze eine von der gefleckten Unze verschiedene Art ausmacht. Die rothe Unze (*Felis concolor*, LINN.) oder der Guazara des Azara ist am wenigsten gefährlich, ob sie gleich sehr groß wird; sie wagt sich nur an das junge Vieh, da hingegen die gefleckte und der schwarze Tieger den schwersten Ochsen fangen, und ihn weite Strecken mit dem Gebisse hinweg zu schleifen im Stande sind. Sie

(*) *Felis Onca*, LINN., *Felis brasiliensis* und *Felis concolor*, LINN.; die letztere scheint unbezweifelt Azara's Guazuara.

tödteten oft mehrere Stücke in einer Nacht, saugen ihnen das Blut aus und fressen erst später von dem Fleische. Gewöhnlich hält man auf den Fazendas gute Hunde zur Jagd dieser gefährlichen Raubthiere, mit welchen man der blutigen Spur folgt, wenn die Unze vom Raube gesättigt, sich in einem benachbarten dornigem, oder mit Bromelien angefülltem Dickicht zur Ruhe begeben hat. Sobald das Raubthier die Hunde gewahr wird, sucht es einen schräg geneigten Baum zu erklimmen und wird mit der gehörigen Vorsicht von dieser unsicheren Wohnung herabgeschossen; eine Ansicht dieser Art von Jagd giebt (in der 4to Ausgabe) die Bignette dieses VI. Abschnittes. Allein nicht immer geht die Jagd so leicht ab; denn recht starke Unzen räumen den Hunden nicht so leicht das Feld, sie tödteten im Gegentheile öfters einen oder ein Paar derselben, nehmen sie selbst mit und verzehren sie. Nicht gar weit von Balo befand sich im Sertam eine berühmte große Unze, welche den Hunden nie aus dem Wege gieng. Drey Vaqueiros waren eines Tages im Walde dem Vieh gefolgt, und ihre umher schweifenden Hunde hatten zufällig die frische Fährte des Raubthiers gefunden und dasselbe gestellt. Die drey Männer waren ohne Schießgewehr, bloß mit ihren lanzenartigen Varas bewaffnet und überlegten, ob es dennoch rathsam sey, die seltene Gelegenheit zu benutzen. Sie entschlossen sich dazu und giengen muthig auf das drohend zwischen den tapferen Hunden stehende Unthier los. Die Unze griff sogleich an und verwundete die drey Jäger nach einander, welche ihr aber mit ihren Stangen wiederholte Stöße und eine Menge Messerstiche beybrachten. Einer von ihnen, der weniger Muth hatte, suchte sich, nachdem er verwundet worden, zurückziehen. Schon befand sich der Tapferste unter den Klauen des Feindes niedergeworfen, als der Furchtsame sich wieder ermannte, beyde griffen mit neuem Eifer an, und tödteten das Thier mit vielen Stößen. Kaum konnten die schwer Verwundeten gegen Abend nach Hause zurückkehren. Sie zeigten den Ort an, wo sie so ehrenvoll gekämpft hatten, man gieng dahin

und fand die stolze Unze in ihrem Blute ausgestreckt von mehreren getödteten braven Hunden umringt. Dieser in jener Gegend des Sertam allgemein bekannte Vorfall, der mir von glaubwürdigen Männern mitgetheilt ward, beweist, daß man Unrecht hatte, wenn man die süd-amerikanische Unze feige nannte; auch hat man überall in Brasilien, besonders in früheren Zeiten, wo die Raubthiere in bewohnten Gegenden noch häufiger waren, einzelne Fälle gehabt, wo Menschen angefallen und getödtet wurden, ob dies dennoch gleich weit seltener vorkommt, als man dasselbe von Indien und Afrika erzählt. Verschiedene Schriftsteller haben Beyspiele ähnlicher Vorfälle aufgezeichnet, zum Beyspiel der Jesuit Eckart (siehe von Murrs Reisen einiger Missionäre u. s. w. Seite 542) und andere. Außer den genannten großen Arten findet man im Sertam von Bahia noch mehrere kleine, zum Theil ebenfalls schön gezeichnete wilde Katzen; unter ihnen nenne ich, als mir bekannt, den Mbaracaya (*Felis pardalis*), den Gato Murisco oder in manchen Gegenden Hyrára (*Felis Yaguarundi*), ferner eine rothe ungeflechte Art, wahrscheinlich den Eyra des Azara, und eine neue bis jetzt noch nicht bekannte, welche ich ihres sehr langen Schwanzes wegen, *Felis macroura* nannte. Von ihr habe ich eine vorläufige Notiz dem Herrn Doktor Schinz in Zürich mitgetheilt, der sie in seiner Übersetzung von Cuvier *Regne Animal* zu benutzen wünschte. Sie hat beynahe die Zeichnung des Mbaracaya oder Chibiguazu des Azara, ist aber kleiner, schlanker, und hat einen weit längeren Schwanz.

Die Jagd der verschiedenen eßbaren Thierarten würde den Vaqueiros eine angenehme Abwechslung in ihren Nahrungsmitteln verschaffen können, wenn Pulver und Bley in diesen Gegenden nicht so seltene theuere Artikel wären. Eben deswegen sind auch in vielen Gegenden die Jäger selten, und die Bewohner bleiben unabänderlich bey ihrer Nahrung von Mandioccamehl, schwarzen Bohnen und Ochsenfleisch.

Die einförmige Lebensart, welche den Vaqueiro an das

Vieh fesselt, mit dem er zusammen aufwächst, bildet rohe, unwissende, gegen alles Übrige gleichgültige Menschen, die weder über sich selbst nachdenken, noch irgend einige Kenntniß von der sie umgebenden Welt haben. Schulen und Lehranstalten für das Volk sind hier eine völlig unbekante Sache, und es ist eben so wenig für die geistige Bildung dieser Menschen, als für die Erhaltung ihres Lebens durch ärztliche Hülfe gesorgt. Daher bleibt für diese weiten, schwach bevölkerten Länder noch unendlich viel zu wünschen und zu thun, worauf eine thätige, für das Wohl ihrer Unterthanen besorgte Regierung gewiß mit der Zeit ihr Auge richten wird.

Das Wetter, welches zu Vareda bisher windig und kühl gewesen war, erlitt jetzt eine bedeutende Veränderung. Es trat eine beträchtliche aber doch noch durch Wind etwas gemilderte Hitze ein. Am 5ten März, einem der heißesten Tage, stand am Mittage der Thermometer von Reaumur auf $28\frac{1}{2}^{\circ}$, Abends in der Dämmerung desselben Tages auf 15° , und eine Stunde später, als der Thau fiel, auf 14° . Der letztere war während der schönen hellen Nächte außerordentlich stark, er allein ernährt die von der Hitze des Tages lechzende Vegetation.

Da ich meiner angestregten Bemühungen ungeachtet manche naturhistorische Gegenstände, die ich hier aufzufinden gehofft hatte, nicht zu sehen bekam, so beschloß ich Vareda zu verlassen, und nach Arroyal da Conquista zu reisen. Ich verließ daher die offenen Campos, durchzog mit meiner Tropa eine mit dichten Catingas, oder trockenen Niederwaldungen bedeckte Gegend, und übernachtete zu Os Porcos, wo ein Paar farbige Leute einsam mit ihren Familien wohnen. Sie nähren sich von ihren Pflanzungen und der Viehzucht, und wissen in ihrer Abgeschlossenheit nichts von der übrigen Welt, weshalb denn auch unsere Ankunft sie in nicht geringes Staunen versetzte. Sie versammelten sich, begafften uns, und baten sogar alle ihre Nachbarn zu ihnen zu kommen, um die in ihrem Hause angekommene große Seltenheit zu besehen. Sie betasteten unsere

Haare, befragten uns ob wir lesen, schreiben und beten könnten, ob wir Christen seyen, welche Sprache wir redeten, und gönnten uns nicht eher einige Ruhe, bis wir ihnen Proben von allen unseren Fertigkeiten gegeben hatten. Die Schnelligkeit indessen mit welcher wir schrieben, unsere Bücher mit Kupferstichen, die Farben und die Zeichnungen, so wie Doppelflinten, die wir ihnen zeigten, erregten bey ihnen eine große Verwunderung, und sie gestanden endlich ein, daß unsere Lage wirklich besser sey als die ihrige, da wir die Welt kennen zu lernen im Stande seyen, bemerkten aber nebenher doch einstimmig, es gäbe doch sonderbare Menschen in der Welt, welche es nicht scheueten sich den Gefahren und Beschwerden so weiter Reisen auszusetzen, um die kleinen Insekten und Pflänzchen in fernen Ländern aufzusuchen, die hier höchstens verwünscht oder von den Rügen aufgesucht würden.

Um einem schönen Paare des Tuyuyü (*Mycteria americana*) nachzustellen, blieb ich einen Tag zu Porcos; allein obgleich diese Vögel sich hier beständig an einer gewissen Lagoa aufhielten, so waren wir doch nicht so glücklich einen derselben zu erlegen, da sie äußerst scheu und vorsichtig sind. Ich war indessen Zeuge, daß diese Thiere auch auf Raub ausgehen, denn ich sah einen derselben einen Wasservogel im Fluge auf das heftigste verfolgen.

Von Porcos aus erreichte ich in einer sehr kleinen Tagesreise das Arrayaal da Conquista, den Hauptort dieses Distriktes. Auf diesem Wege fand ich interessante Gegenden, welche besonders mit schönen Waldungen bedeckt waren. Mancherley schöne blühende Bäume und Gesträuche zierten mit ihren mannichfaltigen Blumen den Weg, und einige Arten derselben dufteten einen angenehmen Jasmingeruch; Cupim-Gebäude sind überall in dem schattenreichen Walde zerstreut. Einige rundum vom Walde eingeschlossene Wiesen unterbrachen angenehm die Einförmigkeit der Gebüsche; ihr lebhaftes Grün mit mancherley schönen Grasarten und rohrartigen Gewächsen, die die Auf-

merksamkeit des Botanikers fesseln, erinnerte an die frischen Wiesen der gemäßigten Zone, und was noch mehr das Andenken an die stillen anziehenden Waldscenen meines Vaterlandes belebte, war ein Reh, welches wir in dem hohen Grase weidend erblickten. Gewöhnt, allen Thierarten sogleich den Krieg zu erklären, schlichen unsere Jäger von den Gebüschen gedeckt heran, um es zu schießen; es wurde angeschossen und entfloh, die Hunde verfolgten es vergebens, und es ist ohne Zweifel die Beute eines der Bewohner von Porcos geworden, welcher Zeuge dieser Jagdscene war. An einem alten Stamme fand ich die schöne grüne unschädliche Ratter, welche man hier Cobra verde nennt, die aber nicht mit jener schädlichen Art verwechselt werden darf, welcher man in anderen Gegenden denselben Namen giebt. Ich fand auf dem Arrayal zufällig den Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, den Commandanten dieses bedeutenden Distrikts, der mich in seinem jetzt unbesetzten Hause gastfreundschaftlich empfing und beherbergte.

Arrayal da Conquista ist der Hauptort dieses Distrikts, der ungefähr so viel bedeutet als eine Villa an der Küste. Er besteht aus etwa 30 bis 40 kleinen niedrigen Häusern, und einer jetzt noch im Bau begriffenen Kirche. Die Bewohner sind arm, daher haben die reichen Gutsbesitzer dieser Gegend, die Familie des Coronel João Goncalves da Costa, der Capitam Mor Miranda und noch einige andere den Bau derselben bis jetzt auf ihre Kosten betrieben. Außer dem nöthigen Lebensunterhalt, welchen die Bewohner aus den Pflanzungen ziehen, erhält diese Gegend etwas Nahrung durch den Absatz der Baumwolle und der Ort selbst durch den Ochsenhandel, welcher nach Bahia getrieben wird; auch werden die vom Rio S. Francisco kommenden Boiadas hier durchgetrieben, und man sieht zuweilen in einer Woche über 1000 Ochsen nach jener Hauptstadt ziehen. Dieses Vieh wird auf dem weiten Wege gewöhnlich mager; alsdann läßt man es hier eine Zeit lang in der Weide gehen, um es erst wieder sich erholen zu

lassen. Ein großer Theil der Bewohner sind Handwerker und müßige junge Leute, welche mancherley Unordnungen veranlassen, da hier keine Polizey ist. Trägheit und leidenschaftlicher Hang zu geistigen Getränken sind Hauptzüge dieser Leute, daher sind Streitigkeiten und Ausschweifungen sehr häufig; auch fliehen die besseren und angeseheneren Bewohner der Gegend diesen übelberufenen Ort, und leben auf ihren Fazendas im Lande zerstreut. Sehr oft wurden wir Fremden hier von Betrunknen belästigt, und es kostete uns oft sehr viele Mühe diese unangenehmen zudringlichen Menschen wieder los zu werden. Da einer gefährlichen Landesitte gemäß, jedermann sein Stilet oder Dolch im Gürtel trägt, so fallen unter diesem rohen unmoralischen durch keine Aufsicht gezügelten Volke, nicht selten Mordthaten und Gewaltthätigkeiten vor, wie denn auch vor wenigen Wochen einer der Bewohner einen anderen durch einen Flintenschuß verwundet hatte. Es ist aus diesen Gründen dem Reisenden anzurathen, daß er zu Arroyal da Conquista die möglichste Vorsicht gebrauche, um sich und seine Leute vor Unannehmlichkeiten zu bewahren. Naturforscher finden hier unter den Bewohnern immer einige Jäger, welche zur Anschaffung naturhistorischer Gegenstände gebraucht werden können. Man verschaffte mir hier unter andern den brasilianischen Fuchs, der eine Nacht vorher die Hühner der Bewohner heimgesucht hatte. Dieses Thier ist Azara's Aguarachay, eine fahl graugelbliche und weißgrauliche Art, die ohne Zweifel über ganz Süd-Amerika verbreitet ist; denn es ist sehr wahrscheinlich, daß die grauen surinamischen, vielleicht selbst die virginischen Füchse von dieser Art sind. In den meisten Gegenden der Küste nennt man dieses Thier Cachorro do Mato, zu Conquista aber verwechselte man es mit einer anderen Art und nannte es Raposa. Vergleicht man seine Bildung und Farbenvertheilung aufmerksam mit der des pensylvanischen Fuchses (*Canis griseoargenteus*, *Renard tricolor*), so findet man im Allgemeinen viel Ähnlichkeit, und es ist eine Frage, ob der Aguarachay nicht

als eine durch das Clima erzeugte Abart des andern betrachtet werden muß. Die Lage von Conquista ist übrigens nicht unangenehm, besonders wenn man aus der Vertiefung eines sanften Thales gegen den hohen, sanft abgerundeten Waldrücken hinblickt, an dessen dunkelbewaldetem Abhange der Ort in einem weiten länglichen Quadrate erbaut ist, dessen obere Seite die in der Mitte desselben stehende Kirche auszeichnet. Rundum ist alles dichter dunkeler Wald, daher zeigt sich das Quadrat als ein hellgrüner Wiesen-Platz, mit seinen darauf erbauten Häusern sehr angenehm. Vor Zeiten war diese ganze Gegend Wald und Wildniß. Ein Conquistador, ein unternehmender Capitam aus Portugal, kam als ein Abenteurer mit einem bewaffneten Trupp zuerst hierher, und bekriegte die damals diesen Landstrich bewohnenden Urbewohner, die Camacans, die sich bis in die Gegend der jetzigen Villa da Cachoeira de Paraguaçu oder bis zu dem Wohnsitze des Stammes der Cariri- oder Kiriri-Nation ausgedehnt haben sollen. Er eroberte den Platz und gründete das Arrayal, dem man den Rahmen Conquista beylegte. Nachdem er sich endlich mit den Wilden in ein Einverständnis eingelassen und den Anfang gemacht hatte sich anzubauen, bemerkte er, daß seine Soldaten sich von Tag zu Tag verminderten; er erfuhr endlich, daß die Wilden sie einzeln unter mancherley Vorwand in ihre Wälder lockten und sie daselbst tödteten. Ein Soldat, den ein Indier auf solche Weise so weit in den Wald geführt hatte, daß er sich nun seiner bemächtigen zu können glaubte, war stark genug den Camacan mit seinem Messer zu tödten, und öffnete bey seiner Zurückkunft in das Arrayal dem Commandanten über das treulose Betragen der Indianer die Augen. Dieser lud nun, nachdem er vorher seine Leute die Waffen hatte bereit halten lassen, alle Wilden zu einem Feste ein, und als die sorglose Menge nichts ahnend sich der Freude überließ, schloß man sie plötzlich von allen Seiten ein, und tödtete sie größtentheils. Seitdem zogen sich die Wilden mehr in die Waldungen zurück, und das Arrayal er-

hielt Ruhe und Sicherheit. Die zunehmende Bevölkerung schränkt nun diese Wilden immer mehr ein, sie leben aber jetzt noch einzeln in kleinen Rancharias oder Aldeas (Dörfern) vereint, zum Theil kaum gekannt in den großen Wäldern, welche sich vom Rio Pardo, am Rio dos Ithéos bis zum Rio das Contas ausdehnen. Sie reichen hier nicht ganz bis zur Seeküste hinab, denn dort streifen beynabe bis zu dem letztgenannten Flusse einzelne Gesellschaften der Patachos. Die den portugiesischen Ansiedlungen näher gelegenen Aldeas der Camacandier pflanzen Mais, Baumwolle und Bananen, sind aber dem ungeachtet noch völlig roh; sie gehen zum Theil noch nackt und ihre Hauptbeschäftigung bleibt immer die Jagd. Die Regierung hat Directoren, welche Portugiesen sind, in diese Dörfchen eingesetzt, um jene Wilden zu civilisiren; allein dieses Mittel fruchtet nur wenig und sehr langsam, da die Directoren selbst rohe Menschen, oft Soldaten oder Seeleute und eben nicht geeignet sind, sich Vertrauen zu erwerben. Man tyrannisirt die armen Indier, gebraucht sie wie Sklaven, verschiebt sie, kommandirt sie zum Begebau, zum Holzhauen, zu weiten Bothengängen, bietet sie gegen feindliche Tapuyas auf, und bezahlt sie gar nicht, oder nur schlecht, weshalb sie denn auch, bey der ihnen noch immer einwohnenden Liebe zur Freiheit, sehr gegen ihre Unterdrücker eingenommen sind.

Ich hatte auf der Reise durch die Urwälder noch völlig rohe Camacans gesehen, jetzt war ich daher begierig ein Dorf dieser Leute zu besuchen, welches eine Tagereise vom Arraval entfernt war, in den hohen Urwäldern an der schon früher erwähnten Serra do Mundo Novo liegt, und den Nahmen Siboya trägt. Der dahin führende Pfad ist wild und uneben und mäßige Abhühen wechseln ununterbrochen mit kleinen Thälern ab. Bey dem Eintritt in diesen Weg ist die Gegend noch etwas bewohnt, das Land ist vom Holze befreyt und zu Pflanzungen benutzt; allein bald vertieft man sich in Waldungen, welche eine einsame erhabene Urwildniß bilden. Sie haben be-

sonders an ihrer vorderen Gränze geschlossene Dickungen von dem hohen Taquarussú-Rohre, in welchen wir den schwarz und weißen Würger (*Lanius picatus*, LINN.) zum erstenmale fanden. Weiterhin sind die hohen Waldbäume mit den sonderbarsten Schlinggewächsen verflochten; an den faulenden Urstämmen wuchern Farrenkräuter, Piper, Begonia, Epidendrum, Cactus und andere Pflanzengeschlechter und die hier herrschende einsame Stille wird von dem lauten Rufe der scharlachrothen Araras und des Curucua (Trogon) oder anderer Vögel unterbrochen. Hier wo der Freund und Forscher der Natur bey jedem Schritte von neuen interessanten Gegenständen unterhalten wird, müßte man lange verweilen, und sich in diese Wildniß vertiefen können, um den neuen jetzt zuerst erblickten Thieren nachzueilen. Mancherley schöne Vögel unterhielten uns, unter andern war hier der bunte Manakin mit zwey verlängerten Schwanzfedern (*Pipra caudata*, LATH.) sehr häufig, und wir schossen eine schöne neue Tangara (*) mit hochgelb gefärbtem Scheitel. Durch mancherley Abwechslungen der Gegend, welche dem Reiter ein kaum gangbares Pfädchen zeigt, erreichten wir das Wiesenthal Siboya, und von hier aus rundum von hohen geschlossenen Urwaldungen umgeben, die kleinen stillen Hütten jener Indier, die jetzt schon anfangen sich in den Willen ihrer Unterdrücker zu beugen und ihre Sitten und Gebräuche anzunehmen. Diese Wohnungen waren von einem dichten Gebüsch von Bananen-Bäumen eingeschlossen, hinter welchen sich unmittelbar

(*) *Tanager auricapilla*: 6 Zoll 2 1/2 Linien lang, 8 Zoll 11 Linien breit; Scheitel hochcitrongelb; Stirnrand, Seiten des Scheitels und Augengegend schwarz; Gegend des Ohres, unterer Theil der Backen und ganzer Oberkörper olivengrau, am Rücken etwas dunkeler; Flügel und Schwanz schwarz; über die ersteren läuft in der Mitte quer hin eine breite weiße Binde; alle Vorderfedern, so wie die beyden hintersten Schwungfedern sind gänzlich schwarz; alle unteren Theile vom Schnabel an sind sanft-röthlichgelb und diese Farbe ist gegen die schwarzen Federn des Mundwinkels nett abgesetzt. Dem Weibchen fehlt der gelbe Scheitel. Diese Tangara scheint AZARA's *Lindo brun à huppe jaune* Vol. III. pag. 244 zu seyn, doch ist in diesem Falle die Angabe der Farben von dem spanischen Schriftsteller sehr oberflächlich und selbst unrichtig behandelt worden.

gleich den Pfeilern eines Säulenganges die hohen Urstämme dicht aneinander gedrängt und mit tausendfältigen Gewächsen verflochten gleich einer Wand erhoben; aus ihrem Dunkel schallte häufig die angenehme Stimme der Taube hervor, welche die Portugiesen *Pomba margosa* (*Columba locutrix*) nennen. Die Bauart jener Hütten ist einfach von Holz und Fellen und sie sind mit Baumrinden gedeckt. Die Bewohner, welche zum Theil schon etwas bekleidet, zum Theil aber noch völlig nackt einher giengen, pflanzen Mais, Bananen, Mandioca, etwas Baumwolle, und Bataten in Menge; zufrieden mit den Produkten, wie sie die Mutter Natur ihnen reicht, waren sie indessen bis jetzt noch zu träge sich *Farinha* zu bereiten.

Herr Capitam Mor Miranda, der in der Nähe in den großen bergigen Wildnissen eine Menge Rindvieh wild erzieht, hatte jetzt zufällig hier Geschäfte und fand sich mit uns zugleich ein, welches mir den interessanten Anblick eines Tanzes dieser Indianer verschaffte. Als ein sehr wohlthätender Mann ist er überall geliebt, und Reisende dürfen es nicht versäumen, seine Bekanntschaft zu machen, da er überdies die erste Person in diesem Districte ist. Ich brachte die Nacht in seiner Gesellschaft zu Siboya hin, und kehrte alsdann am folgenden Tage mit ihm nach dem Arraval zurück.

Ich lasse nun einige Worte über den Stamm der Urbewohner folgen, deren einsame Wohnsitze ich hier besucht hatte.

Die Camacan-Indianer sind in ihrem Körperbaue wenig von ihren Brüdern an der Ostküste unterschieden; sie sind wohl gewachsen, mäßig groß, stark, breitschulterig, mit markirt indianischem Gesichte, und schon von ferne daran kenntlich, daß sie, selbst die Männer, ihr langes starkes Haar den Rücken hinabhängen lassen (*). Ihre Haut hat eine schöne braune oft

(*) Viele amerikanische Stämme, besonders die Urvölker von Guiana, halten lange Haare für ein Zeichen der Freiheit, daher schneiden sie dieselben ihren Sklaven ab, so wie dies auch bey Trauerfällen gebräuchlich ist. Siehe Barrere pag. 128.

ziemlich dunkle, oft mehr gelbliche oder röthliche Farbe. Sie gehen größtentheils nackt und nur theilweise etwas bekleidet; im ersteren Falle tragen die Männer an einem gewissen Theile des Körpers die Tacanhoba, welche bey den Botocudos auf der 14ten Platte Figur 4 (in der 4to Ausgabe) abgebildet worden ist, und die von den Camacans mit der Benennung Hyranayka belegt wird. Das Haar der Augenbraunen und des Körpers rupfen sie aus, oder schneiden es ab und durchbohren zuweilen das Ohr mit einer Öffnung von der Größe einer Erbse. Ihre Hautfarbe pflegen sie zuweilen durch aufgetragene Pflanzensäfte zu verändern, besonders durch Urucú und Genipaba, auch noch durch eine andere rothbraune Farbe, welche sie Catuá nennen und aus der Rinde eines mir unbekanntes Baumes ziehen. Am Rio Grande de Belmonte habe ich des Überrestes eines indischen Stammes erwähnt, welcher sich selbst gegenwärtig noch Camacan nennt, aber von den Portugiesen den Rahmen Meniän, nach deutscher Aussprache etwa Meniäng, erhalten hat. Wie ich aus den erhaltenen Nachrichten schliesse, so sind diese Meniäns wirklich ein versprengter, völlig ausgestarter Zweig der Camacans, die aber heut zu Tage nicht mehr rein sind, da die meisten von ihnen schon krauses Negerhaar und eine schwärzliche Farbe haben, auch, ein Paar alte Leute ausgenommen, nichts mehr von ihrer Sprache wissen. Die Sprachproben, welche ich später von ihnen geben werde, sind aus der angegebenen Ursache auch nicht mehr als ächt anzunehmen, und die Abweichungen, welche man von der Sprache der wahren Camacans finden wird, dürfen den Sprachforscher in diesem Punkte nicht irre führen, da es eine anerkannte Erfahrung ist, daß unter den amerikanischen Urvölkern Trennungen einzelner Stämme, Familien und Horden oft Einfluß auf die Sprache gehabt haben, so daß man mancherley Mundarten und Abweichungen bey verschiedenen Zweigen einer und derselben übrigens völlig übereinstimmenden Nation findet. Man wird auch unter diesen Worten der Meniäns verschiedene Ausdrücke

finden, welche sie von anderen sie umgebenden Nationen angenommen haben.

Die Camacans waren ehemals ein unruhiges, freiheitsliebendes, kriegerisches Volk, welches den portugiesischen Eroberern jeden Schritt streitig machte, und nur nach bedeutenden Niederlagen genöthigt ward, sich tiefer in die Waldungen zurück zu ziehen, bis die Zeit auch bey ihnen nach und nach ihren Einfluß äußerte. Dennoch blieben ihnen die ursprünglich angeborenen Charakterzüge treu; denn Freiheit und Vaterlandsliebe äußern sich noch jetzt lebhaft bey ihnen; ja es hält schwer sie von ihrem Geburtsorte hinweg zu bringen, und nur ungern kommen sie zu den Europäern in die behauten Gegenden, auch lehren sie, wie alle jene Wilden, lieber in ihre finsternen Wälder wieder zurück. Durch häufige Beyspiele von den tyrannischen Maßregeln der Weißen vorsichtig gemacht, versteckten sie selbst ihre Knaben und jungen Leute im Walde, als wir ihre Wohnungen besuchten. Sie haben sich nach und nach an feste Wohnsitze gewöhnt, an Hütten von Holz, selbst mit Letten erbaut, und mit Tafeln von Baumrinden gedeckt. Zum Schlafen bedienen sie sich nicht der Neze, wie die Stämme der Lingoa geral, welche die Küste bewohnen, sondern sie bereiten in ihren Hütten Schlafstellen (Camas) von Stangen auf vier Pfählen, welches sie mit Bast (Estopa) bedecken. Die Kinder pflegen mit den Hunden auf der Erde zu liegen. In manchen Zügen scheinen diese Leute mit den alten Coaytacases etwas übereinzustimmen. Sie bereiten Kochgeschirre von grauem Thone, so wie überhaupt unter ihnen weit mehr Kunstfertigkeiten gefunden werden, als unter den Stämmen der Ostküste. Das Bedürfniß animalischer Nahrung wissen sie, da sie keine Hausthiere besitzen (*), durch ihre Geschicklichkeit im Jagen zu befriedigen, aber sie kennen auch sehr gut die

(*) Die Camacans besitzen keine andere Hausthiere als Hunde, welche sie von den Europäern erhalten haben; ein Beweis, daß in Amerika ursprünglich keine Hirten- oder Nomadenvölker existirten. Hierüber siehe von Humboldt in der Beschreibung seiner Reise Vol. II. pag. 160.

Vortheile, welche ihnen aus der Cultur gewisser nützlicher Gewächse hervorgehen. Sie pflanzen um ihre Hütten herum eine Menge Bananenstämme, Mays, Mandioca, deren Wurzeln sie gebraten essen, und Bataten. Die Baumwolle cultiviren sie ebenfalls in kleinen Quantitäten und verarbeiten sie geschickt zu Schnüren, besonders die Weiber wissen den Faden äußerst nett zu drehen, und künstliche vierfache Schnüre daraus zu verfertigen. Sie verarbeiten dieselben zu mancherley Endzwecken, besonders aber zu ihren Kleidungs- oder Puzgegenständen und zu ihren Waffen. Unter den ersteren ist ein Hauptgegenstand das Guyhi, oder die Weiberschürze, Tafel 21. Figur 4 (der 4to Ausgabe.) Sie besteht in einem künstlich mit feinen Schnüren übersponnenen Stricke, mit ein Paar großen Quasten an den Enden, von welchem eine Menge andere runde Schnüren herabhängen, um eine Schürze zu bilden; der Strick wird von den Weibern um die Hüften gebunden und es sind diese Schürzen das einzige Kleidungsstück derselben, da wo sie noch in einem etwas rohen Zustande leben; früher kannten sie auch dies noch nicht, sondern giengen völlig nackt, oder späterhin mit einem um die Hüften gebundenem Stück Baumbast. Über die Geschicklichkeit mit welcher diese rohen Menschen die Schnüre jener Schürzen zu bearbeiten verstehen, kann man sich nicht genug wundern; zu größerer Verzierung pflegen sie dieselben wohl mit der Catua-Farbe rothbraun und weiß zu färben. Ein zweytes Stück aus der Hand dieser Waldnymphen, sind die von Baumwollenschnüren geknüpften Säcke, welche sie jedesmal umhängen, sobald sie die Hütte verlassen. Diese sind von geknüpfter oder geschlungener Arbeit, und werden weiß oder gelblich und rothbraun abwechselnd mit Catua gefärbt, dabey haben sie einen ebenfalls geknüpften Riemen, mit welchem sie über die Schulter getragen werden. Die Männer führen beständig solche Beutel, wenn sie auf die Jagd ziehen, ich habe dieselben (in der 4to Ausgabe) Figur 5 auf der 21ten Platte abbilden lassen.

Die Waffen der Camacans zeigen, daß auch selbst die

Männer dieses Volkes mehr angeborne Kunstfähigkeit besitzen, als die der andern Stämme der Tapuyas. Ihr Bogen (Cuang) ist stark, schön glatt polirt von dunkel schwarzbraunem Braüna-Holz, und viel besser gearbeitet als bey den übrigen Stämmen; längs seiner ganzen Vorderseite hinab führen sie eine Hohlkehle, die indessen etwas weniger tief eingeschnitten ist als bey den Machacaris; diese Bogen übersteigen die Höhe eines Mannes und sind sehr elastisch und stark. Die Pfeile (Hoay) sind besonders nett gearbeitet. Sie unterscheiden sich in ihren drey Arten nicht von denen der übrigen Stämme, allein sie haben, wie bey den Machacaris, unter der Spitze einen langen Aufsatz von Braüna-Holz, und unten steht der Rohrschaft weit über die Befiederung hinaus, unter welcher sie noch zwey kleine Büschelchen von bunten Federn anzubringen pflegen. Die Befiederung des Pfeiles ist von schönen rothen und blauen Arara-Federn gewählt, äußerst genau gebunden und gesetzt, und die Bunde sind gewöhnlich abwechselnd mit weiß und rothbraun gefärbter Baumwolle sehr zierlich gewickelt. Bogen und Pfeil sind (in der 4to Ausgabe) auf der 21ten Tafel, Figur 1 und 2 vorgestellt. Sie bereiten auch zur Zierde gewisse Pfeile, welche mit vieler Kunst durchaus von festem schönem Holze so dünn und schlank gearbeitet werden, wie man es von solchen rohen Händen und bey so schlechten Instrumenten nicht erwarten sollte. Diese Pfeile sind von dunkelbraunem Braüna-Holz oder von schön rothem Brasilienholz gemacht, äußerst glatt und glänzend polirt und die Bewickelung daran ist mit gefärbter Baumwolle, weiß und rothbraun auf eine zierliche Art gemacht, wie (in der 4to Ausgabe) Figur 3 auf der 21ten Tafel zeigt. Auf ähnliche Weise verfertigen sie lange glatte Stäbe, welche man vor Zeiten zuweilen in den Händen ihrer Anführer sah. Bey feyerlichen Gelegenheiten, besonders bey ihren Tänzen, sieht man auch jetzt wohl noch auf ihren Häuptern eine Mütze von Papageyfedern, welche sie Scharó nennen, und die besonders nett gearbeitet ist. Auf einem Reze von Baumwollensäden

knüpfen sie eine jede Feder einzeln an, so daß auf dem oberen Theile der Mütze kein großer kronenartiger Busch von den Schwanzfedern des Jurú (*Psittacus pulverulentus*) oder anderer Arten von Papageyen steht, aus dessen Mitte sie gewöhnlich ein Paar große Arara-Schwanzfedern hervortreten lassen. Der ganze Busch ist grün und roth und nimmt sich recht hübsch aus. Die 1te Figur auf der 22ten Platte (in der 4to Ausgabe) giebt eine genaue Abbildung dieses Putzes, auch auf der Vorstellung des Tanzes der Camacans Tafel 20 sind sie vorhanden. Die Federmützen, welche die Stämme der Urvölker am Amazonasflusse trugen, als die Portugiesen und Spanier sie zuerst besuchten, waren gerade auf die hier bey den Camacans beschriebene Art gemacht, wovon man sich noch gegenwärtig in dem Museum zu Lisboa, an der dort aufbewahrten schönen Sammlung von Federzierrathen überzeugen kann, auch trugen nach Barrere die Völker in Guiana ähnliche Mützen.

Bey ihrer Geschicklichkeit zu allen Handarbeiten sind diese Leute jetzt, nachdem ein Theil von ihnen einen geringen Grad von Cultur angenommen hat, den Portugiesen sehr nützlich. Besonders zur Urbarmachung der Ländereyen sind sie sehr brauchbar, denn das Niederhauen der Waldungen geht ihnen sehr schnell von statten, da sie mit der Art besonders geschickt arbeiten. Sie sind geübte Jäger und vortreffliche Bogenschützen, wie ich davon öfters Zeuge gewesen bin, und viele von ihnen verstehen mit der Flinte recht gut umzugehen. Man gebraucht sie jetzt gegen die Einfälle der Botocudos am Rio Pardo, wozu sie von dem über sie gesetzten Capitam Paulo Pinto aufgeboten werden. Sie fürchten die Botocudos, welche ganz kürzlich vor meiner Anwesenheit unter ihnen, einige ihrer Leute am Rio Pardo erschossen haben, daher sahen sie besonders aufmerksam und mit Ingrimm den jungen Botocuden Quãc an, welcher sich in meiner Gesellschaft befand. Sie sollen übrigens brav seyn, und öfters Gefangene von jenen Barbaren gemacht haben. Friedlich sie besuchende Fremde empfangen sie

sehr gut, und als im Jahre 1806 der Capitam Mor João da Sylva Santos eine ihrer Aldeas im Sertam besuchte, ward er feyerlich empfangen. Der Anführer war roth bemahlt, den Kopf, die Füße und Vorderarme ausgenommen; auf dem Kopfe trug er eine jener schönen Federmützen, über die Schulter eine dicke rothgefärbte baumwollene Schnur mit zwey Quasten von Thierzähnen und Anta-Hufen; seine Haare hiengen lang den Rücken hinab, in der Hand führte er einen langen Staab (Vara) von rothem, ohne Zweifel Brasilienholz, schön und glatt gearbeitet. Ueber und unter jedem Auge hatte er einen rothen Halbmond gemahlt. Caüi fehlte bey dieser Gelegenheit nicht und sie tanzten die ganze Nacht hindurch. Den Europäern pflegen sie außer ihren Waffen und Kunstarbeiten Lichter von Wachs zu verkaufen, welche hier in den Waldungen, wenn man sie brennt, einen angenehmen Geruch von sich geben; diese Lichterchen bereiten sie sehr gut in langen Schnüren, wickeln sie künstlich in längliche Bündel zusammen und kleben außen um dieselben herum große Blätter; außer dem Wachs verkaufen sie aber auch Honig, welchen sie in Menge aus den hohen Waldbäumen ausnehmen. Der Honig ist eines ihrer beliebtesten Nahrungsmittel; sie sind übrigens nicht eckel in ihrer Kost, denn ich fand Füße des Anta in ihren Hütten, welche völlig in Fäulniß übergegangen waren und dennoch als ein Leckerbissen von ihnen verzehrt wurden. Das Fleisch des Tatu verdadeiro (Tatu noir, AZARA) sollen sie dagegen nicht essen, da es doch für die Europäer ein beliebtes Gericht ist.

Die Männer behandeln ihre Weiber, wie bey den meisten rohen Völkern, etwas streng, dennoch nicht übel. Ein Theil dieses Volks, der mit den Portugiesen in näherer Berührung lebt, spricht schon einigermaßen portugiesisch. Ihre eigene Sprache klingt barbarisch, wegen ihrer vielen Kehls- und Nasentöne, dabey brechen sie die Endungen der Worte kurz ab, reden auch leise und mit halbgeöffnetem Munde. Haben sie eine gute Jagdbeute gemacht, oder sonstige Gelegenheit zur Freude, so findet man

sie sehr aufgelegt, ein Fest mit Tanz und Gesang zu feyern; alsdann kommen ihrer viele zusammen, und beginnen diese Lustbarkeit auf folgende Art. Sie schneiden den dicken Stamm eines Barrigudo-Baums (Bombax), welcher ein weiches, saftiges Mark enthält, quer durch und höhlen ihn aus, lassen aber unten einen Boden stehen; auf diese Art entsteht ein Faß, welches zwey bis zwey und ein halb Fuß hoch ist, und welches sie auf einer ebenen Stelle, zwischen oder neben ihren Hütten aufstellen. Während dieses von den Männern ins Werk gerichtet wird, sind die Weiber beschäftigt Cavi von Mays oder Mandioca zu machen. Zwölf oder sechszehn Stunden vorher kauen sie die Mayskörner (denn sie lieben diese Frucht am meisten zu diesem Endzwecke, bedienen sich aber auch der Bataten dazu und sprezen dieselben in ein Gefäß, in welchem sie mit warmem Wasser gähren; alsdann schütten sie das Gemisch in das Faß von Baumrinde, wo es zu gähren fortfähret; jetzt macht man Feuer unter dasselbe, nachdem es durch Eingraben seines unteren Theiles in die Erde festgestellt worden ist. Die ganze Tanzgesellschaft hat sich indessen gehörig aufgeputzt, die Männer sind mit schwarzen Längsstreifen, die Weiber mit halbhogenförmigen concentrischen Kreisen über jeder Brust, und mit Streifen im Gesichte u. s. w. bemahlt. Einige setzen ihre Federmützen auf und stecken bunte Federn in die Ohren; einer von ihnen führt in der Hand ein Instrument von einer Menge von Anta-Hufen, welche in zwey Bündeln an Schnüren befestigt sind; sie nennen dasselbe Herenediocá, es dient den Takt anzugeben und giebt ein lautes Klappern, wenn es geschüttelt wird; die 3te Figur auf der 22ten Platte (in der 4to Ausgabe) zeigt eine Abbildung davon. Zuweilen gebrauchen sie auch ein kleineres Instrument, welches sie Kechiech (deutsch auszusprechen) nennen, Figur 2 auf der 22ten Platte, welches aus einer Calabasse an einem Stiele von Holz besteht, in welche man einige kleine Steine gethan hat, und das, wenn es geschüttelt wird, ebenfalls ein Geklapper hören läßt. Dieses Instrument ist wahrscheinlich mit

den Maracas, den Hausgötzen der Tupinambas, oder anderer brasilianischer Urvölker verwandt, welche diese auch bey ihren Tänzen gebrauchten; selbst im nördlichen Amerika, zum Beyspiel in Florida haben die Spanier in früheren Zeiten dergleichen gefunden (*). Der Tanz beginnt nun; vier Männer gehen etwas nach vorne über geneigt, mit abgemessenen Schritten hinter einander im Kreise herum, alle singen mit geringer Modulation Hoy! Hoy! He! He! He! und einer von ihnen raffelt dazu mit dem Instrumente abwechselnd, bald stärker, bald schwächer, nachdem er es für passend hält. Die Weiber mischen sich nun ein; je zwey und zwey einander anfassend, legen sie die linke Hand an den Backen, und gehen abwechselnd Männer und Weiber bey dem Schalle jener schönen Musik stets im Kreise um ihr beliebtes Faß herum. In der heißesten Jahreszeit tanzen sie in der Mittagsstunde auf diese Art im Kreise herum, daß ihnen der Schweiß in Strömen vom Leibe fließt. Sie gehen dann abwechselnd zu dem Fasse, schöpfen mit einer Cuia und trinken Caüi. Die Weiber begleiten den Gesang mit lauten halbhohen Tönen, die sie ohne alle Modulation geradehin ausstoßen, und gehen dabey mit gebeugtem Kopfe und Oberleibe. Auf diese Art werden sie nicht müde die ganze Nacht hindurch zu tanzen, bis das Faß ausgeleert ist. Eine anschauliche Vorstellung einer solchen Lustbarkeit giebt (in der 4to Ausgabe) die 20te Platte. Es scheint, daß diese Tänze einige Ähnlichkeit mit denen der Coroados in Minas Geraës haben (**). Zuweilen sollen sich die Tänzer auch in zwey Reihen stellen, und gegen einander tanzen, so daß immer eine Linie die andere zurücktreibt. Bey diesen festlichen Gelegenheiten soll, nachdem man die Nacht hindurch getanzt hat, auch oft noch ein anderes Spiel statt finden. Um ihre Kraft zu zeigen laufen die jungen Männer

(*) Hierüber siehe Barrere pag. 156 und SOUTHEY'S history of Brazil. I. pag. 635. Die Fußschellen, deren sich viele Völker von Brasilien und Guiana bey ihren Tänzen bedienen, habe ich bey den Camacans nicht gefunden.

(**) S. v. Eschwege Journal von Brasilien, Heft I. S. 142.

nach dem Walde, hauen dort ein schweres cylinderförmiges Stück eines Barrigudo-Astes ab, welches so lange sich der Saft noch darin befindet, sehr ins Gewicht fällt, und stoßen an jedem Abschnitte einen Stock hinein, um es besser anfassen zu können. Dieses Stück Holz ergreift nun der erste beste von ihnen, legt es auf seine Schulter und läuft damit nach Hause zu; alle übrigen folgen ihm schnell nach, und suchen ihm die Last abzunehmen. Auf diese Art wetteifern sie bis zu der Stelle, wo die Schönen versammelt sind, und ihnen ihren Beyfall bezeigen. Oft ist das Holz so schwer, daß einer oder der andere der rüstigen Ritter Schaden nimmt. So wie sie ankommen, pflegen sie sich, völlig in Schweiß gebadet, sogleich in den Fluß zu stürzen, um sich abzukühlen, wodurch schon mancher seinen Tod gefunden haben soll.

Wenn ein Camacan krank wird, läßt man ihn ruhig liegen; kann er noch gehen, so verschafft er sich selbst seine Nahrungsmittel, im anderen Falle soll er völlig hülflos bleiben. Diese Gleichgültigkeit gegen Kranke und Hülflose bezeugen viele Schriftsteller, unter anderen Gumilla von den Völkern am Orinoco, wo diese Unempfindlichkeit eben so auffallend ist, als der Gleichmuth mit dem sie Schmerzen ertragen und selbst den Tod erwarten (*). Arzneyen haben sie wenige; ein Mittel indessen, welches sie für wirksam halten, besteht darin, den Kranken, nach Art der Bogaier oder Semmeli der Arowacken und anderer Völker in Guiana (**), mit Tabackbrauch zu beblasen. Der Patient verhält sich leidend bey der Operation, und der Arzt murmelt dabey einige Worte, die man leider nicht versteht. Stirbt ein Kranker, so vereinigen sie sich um ihn her, beugen die Köpfe über den Todten hin, und heulen Tage lang heftig, Männer und Weiber. Dieses Weinen ist erkünstelt und dauert oft sehr lange, sie ruhen sich abwechselnd etwas aus und wenn man die Trauer für beendigt hält, so hebt sie plötzlich mit

(*) Siehe GUMILLA histoire de l'Orenoque T. I. pag. 328.

(**) Duandts Nachrichten von Surinam Seite 61.

erneuerter Kraft wieder an. Der Todte soll oft lange über der Erde bleiben. Die Seelen der Verstorbenen sollen sie als ihre Götter ansehen, dieselben anbeten und ihnen die Gewitter zuschreiben. Sie glauben auch, daß ihre Verstorbenen, wenn sie im Leben nicht gut behandelt worden sind, als Unzen wiederkehren, um ihnen zu schaden; daher sollen sie ihnen ins Grab eine Cuiã, Panella (Kochtopf) etwas Caüi, so wie Bogen und Pfeile mitgeben. Diese Gegenstände legen sie unter den Todten, dann füllen sie die Grube mit Erde, und zünden ein Feuer darauf an.

Um diese wenigen Nachrichten über den merkwürdigen Stamm der Camacans noch etwas zu vervollständigen, will ich hier noch hinzufügen, was die Corografia über diesen Gegenstand sagt, da dieses Buch bis jetzt in Deutschland nur wenigen Lesern bekannt seyn dürfte. »Die Mungoyóz (auszusprechen Mungoyös; den Namen Camacan, den sich dieses Volk selbst beylegt, scheint die Corografia gar nicht zu kennen), mit welchem im Jahre 1806 ein Friede zu Stande gebracht wurde, fand man in sechs bis sieben wenig volkreiche Dörfer in der Nachbarschaft und nördlich vom Flusse Patype (Rio Pardo) vereinigt. Eine jede Familie lebt in ihrer Hütte getrennt, und Alle pflanzen verschiedene Arten von Bataten, Kürbissen, Iniamen, Wassermelonen und vortreffliche Mandioca (hier ist die Rede von der Mandioca-doce oder Aipi), auch sammeln sie große Quantitäten von Honig. Nirgends sind sie so wenig ökonomisch als bey der Benutzung der Bienen. Sie nehmen selbst bey denjenigen, welche man in ihren Wohnungen findet, Wachs und Thiere mit einander heraus, und reinigen das Ganze durch eine Art von Schwinge; Wachs und Bienen werden in einer gewissen Portion Wasser zerlassen, wodurch ein berauschesendes Getränk entsteht, welches sie fröhlich stimmt und zuweilen selbst wüthend macht. Sie bereiten noch ein anderes geistiges Getränk durch einen Aufguß auf gestampfte Bataten und Mandiocawurzel, der bald in Gährung übergeht.«

»Die Väter geben ihren neugebornen Kindern einen Namen, ohne alle weitere Ceremonien. Sie beweinen die Todten, und beerdigen sie nackt in sitzender Stellung (*). Sie singen und tanzen nach dem Schalle eines Instruments, welches eben so einfach als wenig sonor ist und aus einem mit einer dünnen Schnur bespannten Bogen besteht(**). Die Weiber tragen zierlich gearbeitete baumwollene Franzen, welche ihnen vorne beynahe bis zu den Knien herabreichen. Die Männer verbergen den Geschlechtstheil in einem Geflechte von Palmblättern(***), übrigens bedecken sie ihren wohlproportionirten Körper nicht. Sie bringen den größten Theil ihrer Zeit in den Wäldern auf der Jagd, oder beschäftigt mit Auffuchung der verschiedenen Arten der Früchte hin. Die Verfertigung irdener Gefäße ist die einzige Kunst, welche sie üben; sie benutzen die Rehelle, um Blasebälge daraus zu machen, und fangen am Halse an, wenn sie die Haut des Thieres abziehen wollen. Der Hund ist nach ihrer Ansicht das nützlichste der Hausthiere, und auch das einzige, das sie für die Jagd erziehen. Den Europäer beneiden sie am meisten wegen seiner eisernen Instrumente. Ihre Heilmittel bestehen in Pflastern von gekaueten Kräutern, in Bädern und gekochten Getränken, welche sie sämmtlich durch Erfahrung und durch Überlieferung ihrer Voreltern kennen gelernt haben. Bogen und Pfeile sind ihre einzigen, sowohl für den Krieg als die Jagd hinreichenden Waffen. Diejenigen Mongoyóz, welche die christliche Religion angenommen haben, ziehen die Flinte jenen Waffen vor.«

(*) Diesen Gebrauch des Begrabens in sitzender Stellung sollen sie jetzt nicht mehr haben.

(**) Das Instrument, dessen die Corografia hier erwähnt, habe ich unter den Camacans nicht gefunden; sie haben dasselbe aber vielleicht in einigen den Portugiesen nahe gelegenen Dörfern oder Aldeas von den Negerclaven angenommen, welche ein solches besitzen und häufig zu spielen pflegen.

(***) Dieses Futteral von Issara-Blättern ist (in der 4to Ausgabe) Tafel 14. Fig. 4 abgebildet, da es mit dem der Botocudén vollkommen übereinkommt

VII.

Reise von Conquista nach der Hauptstadt Bahia und Aufenthalt daselbst.

Mahlerisches Thal von Uruba. Cachoeira. Coronel João Gonçalves da Costa. Rio das Contas. Fluß Ziquirigá, Laje; Unangenehmer Vorfall daselbst. Gefangenschaft zu Nazareth das Farinhas. Fluß Sagoaripa. Insel Itaparica. Cidade de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos.

Um von Arrayal da Conquista durch den inneren Sertam der Capitania von Bahia nach der Hauptstadt zu gelangen, hat man mehrere Wege. Die Hauptstraße von Minas Novas und Minas Geraes dahin, führt über die Villa de Cayeté und Villa do Rio das Contas nach Villa da Cachoeira de Paraguaçu. Eine andere hingegen läuft, dem Arrayal, wo ich mich befand, näher, am Flusse Gavião hinab; man erreicht sie von hier in zwey Tagereisen; sie ist aber ein Umweg. Die Straße nach der Hauptstadt, welche die Boiadas aus der Gegend von Conquista zu nehmen pflegen, ist die nächste; auch ich wählte diese, da sie von wenigen Reisenden betreten wird, um so mehr, da am Gavião kürzlich Räuber einige Tropas überfallen haben sollten. Die genannte Straße für die Boiades, welche in der trockenen Jahreszeit ziemlich gut ist, hat bis über die Fazenda von Lamburil hinauf, der

Coronel João Gonçalves da Costa auf seine Kosten anlegen lassen, wofür er, wie für mehrere ähnliche gemeinnützige Unternehmungen, zu denen er einen großen Theil seines Vermögens verwandte, bisher noch nicht von der Regierung entschädigt worden ist. Wenn man das Arrayal verläßt, so tritt man in eine einförmig wilde, hohe Waldgegend, wo Hügel an Hügel und Kopf an Kopf gereihet, Gebürge und Höhen, eine hinter der andern dem Auge sich darstellen; alle sind einförmig wild mit niederem Walde bedeckt, so wie auch selbst das Arrayal rundum von Waldungen eingeschlossen wird. Diese weiten schwach bewohnten Wildnisse waren vor etwa 60 bis 70 Jahren von den Urbewohnern, den Camacans, bevölkert, die jetzt sämmtlich schon in die großen Hochwälder der Seeküste näher hinabgedrängt sind, wo ihnen noch lange ein freies unangefochtenes Jagdrevier bleiben wird.

Ich fand jetzt in den menschenleeren Wäldern in der Nähe von Conquista nur Beschäftigung durch die mannichfaltigen Gewächse, deren Blumen zum Theil die lieblichsten Wohlgerüche entgegen hauchten, ehe man sie selbst noch entdecken konnte. Einzelne Wohnungen oder Fazendas, deren man gewöhnlich nach einem Wege von drey, vier, fünf bis sechs Leguas eine erreicht, unterbrechen nur selten die Einförmigkeit dieser Reise. Ich übernachtete am Abend des ersten Tages auf der Fazenda von Priguica, wo sich ein nettes, mit Backsteinen geplattetes Haus befand, das sich vor den anderen dieser Gegend vortheilhaft auszeichnete, ob es gleich nicht groß war. In der Abenddämmerung ertönte in den benachbarten Waldjümpfen das sonderbare Concert des schmiedenden Laubfrosches (Ferreiro), welches dem Lärm eines vereinten Haufens von Blechschlägern gleicht; es war uns aber nicht möglich eines jener sonderbaren Thiere zu fangen.

Einer meiner Leute, welcher später der Tropa nachgefolgt war, hatte mit seinem Stocke auf einem niederen Baumzweige die große Nachtschwalbe erlegt, deren früher unter dem Nah-

men des *Caprimulgus aethereus* erwähnt worden ist. Diese Vögel sind in den Wäldern häufig, und nähren sich besonders von Schmetterlingen, deren größere Arten, dem prachtvoll blauen *Papilio Nestor* und *Menelaus*, so wie dem weißen *Laërtes*, FABR. sie nachstellen. Da dieser sonderbare Dämmerungsvogel, dessen ungeheuer weiter Rachen zum Fange dieser Insekten vollkommen geeignet ist, die großen Flügel derselben nicht mit verschluckt, so sieht man dieselben überall auf der Erde umhergestreut liegen. Ich fand in den Wäldern dieser Gegend auch noch eine andere wahrscheinlich bis jetzt unbekannte schöne Art der Nachtschwalben (*), welche sich durch eine lebhaft orangefarbene Iris auszeichnet. Die obengenannten beyden Arten schöner Schmetterlinge bemerkten wir besonders häufig am zweyten Tage unserer Reise, als wir *Priguica* verließen. Hier war der Wald höher, schattenreicher und mehr geschlossen als am ersten Tage; die großen Schmetterlinge flatterten in bedeutender Anzahl hoch oben an den Gipfeln der Bäume, wo sie

(*) *Caprimulgus leucopterus*: so nenne ich diese schöne Art, welche ich in keinem naturhistorischen Werke beschrieben finde. Weibchen 11 Zoll 6 Linien lang, 22 Zoll 6 Linien breit; Iris des Auges hoch orangefarben; Schnabel sehr breit und gebildet wie an *Caprimulgus grandis*; Ferse sehr kurz und nackt, kaum 4 Linien hoch; Flügel schmal und lang; Schwanz aus 10 ziemlich gleichen Federn bestehend, nur die äußerste von ihnen ist ein wenig kürzer; Gefieder bey dem ersten Anblicke ziemlich dunkel schwarzbräunlich, nur bilden die größeren hinteren Flügeldeckfedern einen langen weißlichen Fleck auf diesen Theilen; Bauch heller als der übrige Körper, ins Weißliche ziehend; Kopf schwarzbraun, über jedem Auge ein gelblich weißes Fleckchen und ein ähnlicher Streif bis nach dem Schnabel; Hinterkopf mit feinen blaß gelbröthlichen Querlinien auf schwarzbraunem Grunde; Nacken und Oberhals etwas mehr mit weißlicher Zeichnung versehen; Rücken schwarzbraun mit feiner weißlicher oder gelbröthlicher Querzeichnung, Unterrücken mehr schwarzbraun; Schultern schwarzbraun, die mittlere Ordnung der Deckfedern so wie die hinteren der größten Ordnung sind weiß, und an ihrer Spitze und äußeren Fahne schwarzbraun marmorirt; Schwanz schwarzbraun, sehr dunkel, mit etwa sieben blässer darauf abgezeichneten verloschen marmorirten Querbänden; innerer Flügel schwarzbraun; Rinn weißlich, die Federn aber an der Spitze etwas gelblich und schwärzlich gefärbt; Kehle graubraun und gelblich gemischt, Unterhals und Oberbrust eben so, nur mehr gelbröthlich gefleckt, und mit großen schwarzbraunen Flecken bezeichnet; Bauch, After und Steiß grauweißlich, fein marmorirt, dabey an Brust und Bauch mit feinen Schastfrichen. Das Männchen ist heller oder mehr weißlich gefärbt als das Weibchen.

von einer unendlichen Menge duftender, weißlicher und gelblicher Baumblüthen angelockt wurden, daher war es nicht möglich einen einzigen derselben mit dem Netze zu erreichen. In den Strahlen der blendenden Mittagssonne blitzen die Flügel dieser prächtigen Insekten ungemein schön, besonders wenn man von einer Höhe auf sie herabsteht; die himmelblauen Flügel des *Papilio Menelaus* schillern dann das herrlichste Violet, die des Nestor blau, in verschiedenen Schattirungen, und der große bläulich weiße *Laertes* des *Fabricius* ist ebenfalls in diesen Wäldern sehr häufig, dabey leichter zu fangen als der *Menelaus*. Diese beyden prächtigen blauen Schmetterlinge findet man schon südlich in der Gegend von Rio de Janeiro häufig; überhaupt bilden diese schönen Insekten die größte Zierde der Wälder; hierhin gehört auch besonders der schwarz und goldgrün gestreifte *Papilio Leilus*, welchen wir zu Villa Nova de Almeida und am Mucuri besonders häufig fanden. Er ist daselbst in offenen Gegenden selbst an der See ziemlich zahlreich. Ich habe im ersten Theile dieser Reisebeschreibung gesagt, daß in einer gewissen Gegend die Nymphales am zahlreichsten wären; ich bemerke daher, daß die Schmalflügler (*Heliconii*), in der von mir bereisten Gegend, im Allgemeinen die zahlreichste Familie der Schmetterlinge ausmachen. Sie flattern überall in den Wäldern umher, besonders der Feuerfleck, *Heliconius Phyllis*, ferner *Sara*, *Egena* mit ihren mancherley Verwandten und Varietäten, so wie mehrere andere. Auf offenen Wiesen und Trifften ist wohl einer der gemeinsten der *Papilio Plexippus* *FABR.*; der selbst in Nord-Amerika gefunden wird; in den großen Urwäldern überall der klappernde Schmetterling, der ein solches Geräusch, wahrscheinlich mit seinem Saugrüssel hervorbringt, und schon von Langsdorf zu Sta. Catharina erwähnt ward, so wie *Climena* (*CRAMER* Tab. XXIV. F.), welcher die Zahl 88 auf der unteren Seite seiner Flügel trägt. Andere schönere Arten sind seltener, zum Beyspiel *Dimas*, *Zacynthus*, *Polydamas*, *Mutius*, *Dolicaon* u. s. w.

Da die Hitze an diesem Tage groß war, so suchten die erschöpften Lastthiere emsig das Wasser, welches uns beynahе einen Verlust zugezogen hätte; denn das eine derselben warf sich plötzlich in einem Waldsumpfe nieder, so daß das Morwasser in die Kisten eindrang, und die darin befindlichen Gegenstände beynahе unbrauchbar machte. Dergleichen Zufällen ist der Reisende in diesen Einöden häufig unterworfen, und verliert zuweilen durch unbändige Maulthiere, durch Nachlässigkeit der Tropeiros, oder durch Regenwetter die Frucht angestrenzter Bemühungen und langer beschwerlicher Reisen.

Nachdem ich den Urwald verlassen hatte, trat ich in eine Gegend von hohen sanft abgerundeten Hügeln ein, welche mit niederen Gesträuchen oder mit weiten Gehägen einer Somambaya (Farrenkraut, *Pteris caudata*) bewachsen war. Dieser Farren hat die Eigenschaft, daß er gesellschaftlich weite Strecken Landes, gewöhnlich wüste Heiden im Walde überzieht, eine sonst seltene Erscheinung in dieser Gegend von Brasilien und wahrscheinlich in allen heißen Ländern, da in diesem Klima die Gewächse selten gleichartig vereint vorzukommen pflegen, wie in den gemäßigten und kalten Gegenden unserer Erde (*). Die jungen Triebe des hier erwähnten Farren sollen das Rindvieh tödten, wenn es davon genießt. Eine ähnliche Wirkung in Absicht auf die Pferde schreibt man einer hier wachsenden Art von Bromelia zu. Da seit langer Zeit kein Regen gefallen war, so erschienen diese Einöden jetzt völlig verdorrt; solche Trockenheit tödtet in manchen Gegenden des Sertam von Bahia eine Menge Rindvieh und verursacht bedeutenden Schaden; daher sieht man sich oft genöthigt, das Vieh alsdann aufzusuchen und es nach feuchteren Gegenden zu treiben. Oft steckt man auf diesen trockenen Höhen das Farrenkraut in Brand, um durch

(*) Hierüber siehe v. HUMBOLDT De distributione geographica plantarum pag. 50. Zu diesen Gewächsen gehören im östlichen Brasilien *Conocarpus*, *Avicennia*, mehrere Arten von *Rhexia*, einige hohe Rohrarten (*Bambusa*?). Das Uhá und Taquarussá, die Küstenzwergpalme, mehrere *Filices*, besonders die *Pteris caudata*, mehrere Grasarten, *Cecropia*, *Bignonia* u. s. w.

diese Düngung dem Boden etwas Gras für das Vieh zu entlocken.

Doch hat selbst in diese öden dürrn Heiden die Natur Gewächse gepflanzt, welche der Trockenheit vortrefflich zu widerstehen scheinen; zu diesen gehört besonders eine schöne Bignonia mit großen hoch-citrongelben Blumen, welche 8 bis 10 Fuß hoch wird, und eine Cassia mit aufrechten, hoch-orangefarbenen Blumenähren; beyde geben einen vorzüglich schönen Anblick. Dieser letztere Baum ist schon früher erwähnt worden; er macht mit seinem hellgrünen Laube eine große, völlig kugelförmig geschlossene Krone, aus welcher jetzt noch die grünen, sehr langen gegliederten Schoten herabhängen. In den Gebüschern steigt hier eine Art von Palme empor, die höchstens 20 bis 30 Fuß hoch wird und zu der Cocosform gehört, der einzigen auf dieser Reise von mir gefundenen Palmenbildung; ihre Blätter (frondes) stehen am Stamme etwa vier- bis fünfzeilig, und die Fruchttraube trägt Früchte von der Größe einer kleinen Aprikose, die mit orangefarbigem süßlichem Fleische überzogen sind. Die Araras lieben diese Frucht besonders und brechen die darin befindliche Nuß mit ihrem Schnabel sehr leicht; auch für Menschen ist der innere Kern eßbar, und das Vieh frist das umgebende Fleisch sehr gern. Man belegt diese Palme in der Gegend von Nazareth mit dem Nahmen der Cocos de Licuri, sie darf aber nicht mit der im ersten Theile dieser Reise erwähnten Aricuri verwechselt werden, mit welcher sie, besonders in Hinsicht der Früchte, Ähnlichkeit hat.

In den trockenen erhitzten Höhen, welche wir durchzogen, fielen Menschen und Thiere gleich gierig über einige klare Bäche her, welche wir in den Thälern fanden; ihr Wasser war gut und kühl, ob man gleich sonst im Allgemeinen in diesem Sertam äußerst schlechtes Trinkwasser findet. Dieses Mangels an gutem Wasser zum Löschen des Durstes ungeachtet sind, wie der Reisende leicht bemerkt, in diesen höheren trockenen Gegenden die Fieber ungleich seltener, als in den großen Küstenwäldern.

Diejenigen, welche in den von mir bereisten Gegenden herrschen, zeichnen sich jedoch vor denen anderer Provinzen sehr durch einen weit milderen Charakter aus; so hat man zum Beyspiel am Rio S. Francisco in der Zeit wenn der Fluß von seinem hohen Stande herabfällt, Epidemien, welche viele Menschen wegraffen, und besonders fremden, des Klimas ungewohnten Reisenden sehr leicht gefährlich werden.

Gegen Abend erreichte ich eine alte verlassene Fazenda, Taquara genannt, wo nur ein Paar elende Lehmhütten in einem sehr baufälligen Zustande sich befanden; sie waren durchaus umgeben von einigen Gebüsch, von weiten dürrn Gehägen von Farrenkraut (*Pteris caudata*) und an einigen Stellen von dichten Gesträuchen einer 3 bis 4 Fuß hohen Pflanze, einer neuen Art von Tagetes, die einen starken sehr angenehmen Geruch verbreitet. Hier fanden wir einen Vieh-Coral, den die vorüberziehenden Boiadas gebrauchen, um während der Nacht ihre Ochsen hineinzutreiben. Wir versuchten in den Hütten zu übernachten, allein eine unzählige Menge von Flöhen und Erdflöhen bedeckte sogleich alle unsere Kleidungsstücke und wir hielten es daher für rathsamer im freien Felde ein Bidouac zu beziehen. Man zündete die Feuer an um zu kochen, und durchstriebe die nahen Gebüsch nach dürrm Brennholze, wobey einer meiner Leute ganz in unserer Nähe, neben dem einen der Gebäude eine Klapperschlange (*Cobra Cascavela*) entdeckte. Das Thier lag, als wir sämmtlich hinzu kamen, in größter Ruhe da, und schien sich wegen der ungewohnten Beschauer nicht im mindesten zu beunruhigen, so daß es uns nicht schwer ward, es mit einem kleinen Stöckchen, vermöge einiger Schläge auf den Kopf zu betäuben und zu tödten. Der übrige Rest des Abends wurde nun der Betrachtung unserer Beute gewidmet, welche nachher in einem zu dieser Absicht mitgeführten Fäßchen mit Branntwein conservirt wurde. Aus diesem Vorfalle ist es einleuchtend, wie unrichtig und übertrieben die Schilderungen dieses Thieres in vielen naturhistorischen Werken sind; denn

diese Schlange kann, wie auch Bartram erzählt, nur dann gefährlich werden, wenn man sich ihr unbemerkt zu sehr genähert und sie dadurch zur Vertheidigung gereizt hat. Man wird unter den verschiedenen Geschlechtern dieser Reptilien nicht leicht eine von trägerem Naturell finden, als die Klapperschlange (*Crotalus horridus*, LINN.), welche Daudin sehr gut beschrieben hat; sie erreicht eine Länge von fünf bis neun Fuß und für diese Ausdehnung eine beträchtliche Dicke; ihre Farbe ist sehr einfach, graubraun, allein mit helleren und dunkleren rautenförmigen Zeichnungen angenehm abwechselnd.

Raum hatte die Morgendämmerung der feuchten Nacht ein Ende gemacht, so war unsere Tropa schon beladen und in Bewegung. Wir durchzogen eine weite, mit niederen Gebüsch und mit Weide abwechselnde Wildniß. Schön hochgelb blühende Cassia-Stämme, Bignonien, Mimosen und Licuri-Palmen bilden hier den Kern der Gebüsch, daher hat die Landschaft bey einem rauhen wilden Charakter, dennoch mahlerische Ansichten. Tiefe Thäler durchschneiden würd diese steil sich erhebenden Höhen, in den Tiefen ist finsterner Wald, überall rothgelber Lettenboden, und allenthalben erscheinen die gelben kegelförmig aufgethürmten Gebäude der Termiten. Zur Belebung der Landschaft dient hier und da Rindvieh, welches schein die ungewohnte Erscheinung der Wanderer anstaunt. Hier lebt der Perikit mit orangefarbenem Bauche (*Psittacus cactorum*) und die kleine lang geschwänzte Taube (*Columba squamosa*) sehr häufig. In den trockenen Catinga-Wäldern und Gebüsch dieser Gegend kann man sich nicht genug vor den kleinen an den Seiten des Weges befindlichen Zweigen schützen; denn sie sind wörtlich genommen, mit unzähligen kleinen Carapathos (*Acarus*) infestirt, wovon sie völlig röthlich gefärbt erscheinen. Berührt man ein solches Nistchen, so empfindet man bald ein unbeschreibliches Jucken über den ganzen Körper; denn diese jungen Thiere von der Größe einer Nadelspitze verbreiten sich überall und sind so peinigend, daß man weder bey Tag noch bey Nacht Ruhe findet, bis man

sich ihrer entledigt hat. Beynahe unsere ganze Gesellschaft litt an diesem qualenden Uebel, und es giebt dagegen kein anderes sicheres Mittel, als den ganzen Körper mit eingeweichtem Rauchtabak anzustreichen, wovon sie sogleich sterben. Diese beschwerlichen Insekten sind, in den inneren trockenen Gegenden von Süd-Amerika, eine der größten Unannehmlichkeiten für den Reisenden und sie ersetzen die Mosquitos der feuchten wasserreichen Urwälder vollkommen. Es giebt deren, welche eine bedeutende Größe erreichen, und oft schlimme Wunden verursachen, wenn sie nicht mit gehöriger Vorsicht ausgezogen werden; die kleineren jungen Thiere sollen bey unreinlichen Menschen sogar oft Hautkrankheiten erzeugen. In Paraguay nennt man dieses Insekt Vinchuca (*) und im Französischen Guiana Tique (**). An den Zweigen der Bäume sahen wir große Haufen junger schwarzer Heuschrecken (Gryllus), ein Geschlecht, welches in Brasilien eine große Menge von Arten zählt, wovon einige sehr groß, andere aber schön gezeichnet sind. Die großen Züge dieser Thiere indessen, welche Azara (***) beschreibt, habe ich nicht gesehen, es scheint, daß sie mehr in den ebenen offenen Gegenden vorkommen.

Ich erreichte das kleine Arrayal von Os Possões, wo der Geistliche ein großer Liebhaber von starken Getränken zu seyn schien, da er in hohem Grade betrunken war. Der Ort hat etwa 12 Häuser und eine kleine Kapelle von Letten erbaut. Nicht fern von hier beginnt das Gebiet des Capitam Mor Antonio Dies de Miranda, welcher gewöhnlich die Fazenda von Uruba bewohnt, wohin er mich eingeladen hatte. Sein Vater, der Coronel João Gonçalves da Costa, so wie mehrere seiner Söhne besitzen gemeinschaftlich ein bedeutendes Stück Land, wo sie eine sehr einträgliche wilde Viehzucht unter-

(*) AZARA Voyages etc. Vol. I. pag. 208.

(**) Siehe Barrère Beschreibung von Cayenne, die deutsche Uebersetzung pag. 49.

(***) AZARA Voyages etc. Vol. I. pag. 214.

halten. Der Weg nach Uruba führte mich meist durch vertrocknete Gebüsch im Sandboden, wo ich sehr häufig drey neue noch nicht gesehene Cactus-Arten fand. Die eine derselben zeichnet sich durch sehr starkwollige junge Triebe aus, und eine andere durch hochrothe, kopfförmig vereinte Blüthen an den Enden der Zweige, gleich unsern Disteln, welche beynah die Farbe der Blumen des Cactus flagelliformis haben. Diese Gegend zeigte wenig Abwechslung, der Boden bestand überall aus gelbrothem Thone, und nur die Cocos de Licuri erheiterte, wiewohl spärlich, diese trockene wilde Landschaft. Die prachtvollen hochrothen Araras sind hier äußerst häufig, sie setzten sich oft sehr in unserer Nähe auf die unteren Äste der höheren Bäume im Schatten nieder. Die Hitze war sehr drückend, da kein Lüftchen sie milderte und der trockene Lettenboden, so wie der weiße Sand die glühenden Strahlen der Mittagssonne zurückwarfen. Wir durchritten mehrere Corregos mit trübem salzigem Wasser (Agoa salobra); allein zwey andere, welche trefflich kühl und klar waren, stärkten und erquickten uns, besonders der crysthelle Bach Uruba, der sich im dunkeln Schatten der Gebüsch zwischen schönen mit Kräutern grün bewachsenen Ufern dahin windet.

Gegen Abend erreichte ich ansehnliche Höhen, wo wir in der Nähe eines Vieh-Corals, etwa eine halbe Stunde von der Fazenda zu Uruba lagerten. Die Nacht war still und angenehm; ein heller Mondschein zeigte die benachbarten Höhen in mannichfaltiger Beleuchtung; wir vernahmen die ganze Nacht hindurch eine Menge von Thierstimmen, da die lästigen Carpathos uns den erquickenden Schlaf entzogen. Als der Morgen anbrach und die umliegende Gegend erleuchtet war, fand ich mich höchst angenehm durch eine äußerst reizende Aussicht in ein tiefes Thal überrascht, in welchem die Fazenda von Uruba erbaut ist. Hohe Berge mit finsternen Urwäldern bedeckt, bilden daselbst einen tiefen Kessel, in dessen grünem, von dem Bache Uruba lieblich durchschlängeltem Grunde die rothen Ziegeldächer

der Wohnungen sehr mahlerisch hervortreten. Ich begab mich nun dorthin und fand im Hause des Herrn Capitam Mor eine sehr biedere Aufnahme, obgleich der Hausherr nicht gegenwärtig war. Seine Familie, die, wie er selbst, in der ganzen umliegenden Gegend einer vorzüglichen Achtung genießt, überhäufte mich mit Beweisen von Gastfreundschaft. Man trieb die Höflichkeit so weit, daß man mir auf die Höhe des Berges, wo sich unser Bivouac befand, eine Menge von Lebensmitteln für meine ganze Tropa zusandte; mehrere Slaven und Slavinnen waren damit beladen. Gerne würde ich bey diesen guten Menschen länger verweilt haben; weil aber der Hausherr abwesend war, und mir deshalb ein längerer Aufenthalt keine bedeutende Vortheile gebracht haben würde, so entschloß ich mich an diesem Tage noch meine Reise weiter fortzusetzen, und kehrte gegen Mittag, nachdem ich einige schöne redende Papageyen zum Geschenke erhalten hatte, zu meiner Tropa zurück. Wir brachen auf und erreichten noch heute die Fazenda zu Ladeira, die in einem äußerst tiefen Thale in einer höchst gebürgigten Gegend liegt, und ebenfalls Eigenthum der Familie des Capitam Mor ist. Das Hinabsteigen durch den einförmigen, die ganze Gegend bedeckenden Wald war für unsere Maulthiere höchst beschwerlich und die Unannehmlichkeit dieser Reise wurde durch ein heftiges Regenwetter bedeutend vermehrt, das uns den ganzen Nachmittag verfolgte. Als wir im Grunde des tiefen Thales angekommen waren, zeigten sich uns manche neue wilde Scenen; hohe alte Bäume behangen und verwirrt von langen Zöpfen des Bartmooses (Tillandsia) von den Portugiesen Barba do Pao genannt, bildeten höchst sonderbare Gestalten; hier waren die großen rothen Araras sehr häufig und wegen des Regens so wenig scheu, daß sie auf den Bäumen sitzen blieben, unter welchen unsere lärmende Tropa hinabzog. Zu Ladeira fanden wir einige schlechte Hütten ziemlich geräumig von Letten und Holz erbaut, und von Negerclaven bewohnt, welche über das

Rindvieh in den benachbarten Wildnissen die Aufsicht führen; auch befinden sich ansehnliche Pflanzungen von Baumwolle hier.

Sechs Leguas von hier entfernt wohnt der Vater des Capitam Mor, der Coronel João Gonçalves da Costa auf seiner Fazenda von Cachoeira. Die Bekanntschaft dieses Mannes, der zuerst diesen Sertam mit brauchbaren Wegen versah, und die Urbewohner in allen Richtungen bekriegte, wünschte ich vorzüglich zu machen, da ich durch ihn ohne Zweifel die sichersten Nachrichten von dieser Gegend erhalten konnte. Ich folgte dem Wege durch eine unwirthbare menschenleere Wildnis, in welcher aneinander gedrängt, ein Berg hinter dem andern sich erhob; alle lagen einförmig mit dicht verflochtenem Niederwalde rauh und wild bedeckt, und mit hervortretenden Felsenmassen gemischt vor uns. Manche dieser Berge sind nackte und mannichfaltig geformte Steinmassen, oben meistens sanft abgerundet; an den vom Walde entblößten Stellen zeigte sich das Erdreich als ein gelbrother Thon. Gebüsche fein gefiederter stacheliger Mimosen, hier und da mit schön blühenden Pflanzen gemischt, unter welchen ich nur eines Prachtgewächses, einer neuen Art von Ipomaea mit hoch brennend-feuerfarbigen großen Blumen erwähnen will, bildeten zu beyden Seiten eine Einfassung des Weges. Die Felsmassen von den sonderbarsten Gestalten, oft gleich Thürmen oder Kanzeln einzeln über das Gebüsch hervortretend, sind überall in diesen Bergen von der kleinen Cavia bewohnt, welche unter dem Nahmen des Moco schon früher erwähnt worden ist, und auf welche wegen ihres für schmackhaft gehaltenen Fleisches, häufig Jagd gemacht wird. Ehemals durchstreiften feindselige Camacans diese weiten Wildnisse, und nur mit Lebensgefahr konnte der Reisende sich in dieselben wagen, bis man sie in die der Küste näher gelegenen Waldungen verbannte, und dort im Jahre 1806 den völligen Frieden mit ihnen zu Stande brachte. In diesen trockenen Felsenwäldern herrschte eine unglaubliche Hitze, kein Lüftchen wehete, und die Sonnenstrahlen wurden von allen Seiten zurück-

geworfen; selbst der Boden war heiß, Menschen und Thiere waren erschöpft, nur die stolzen Araras in unserer Nähe schienen sich hier jetzt recht zu gefallen; sie flogen schreiend umher, während selbst die meisten anderen Vögel auf einem schattigen Zweige ihre Mittagsruhe hielten. Wir entsagten derselben und setzten während der größten Hitze des Mittags die Reise bis gegen Abend fort, wo wir die Fazenda in einer Ausbreitung des wilden Gebürgthales erreichten, und von dem anstrengenden Tagewerke ausruheten.

Zu Fazenda da Cachoeira haben die Neger um die Wohnung des Coronel João Gonçalves da Costa, durch ihre Hütten ein Dörfchen gebildet; die Lage desselben ist nicht reizend, sondern giebt einen traurigen todten Anblick, der mich an die Schilderungen afrikanischer Landschaften lebhaft erinnerte. Der Besitzer, dessen Haus kürzlich abgebrannt war, wohnt gewöhnlich auf einer benachbarten Pflanzung; er befand sich jetzt zufällig hier. Ich fand in ihm einen alten 86jährigen Greis, welcher noch rüstig und thätig war, und an Lebhaftigkeit des Geistes viele junge Leute übertraf; man erkannte noch, daß er in seiner Jugend einen hohen Grad an Körperkraft, Muth und Unternehmungsgeist besessen haben mußte. Er empfing mich sehr zuvorkommend und freute sich einen Europäer zu sehen. Seine Unterhaltung muß einem jeden Reisenden belehrend und erfreuend seyn. In einem Alter von 16 Jahren trieb ihn seine Neigung fremde Länder zu besuchen, sein Vaterland Portugal zu verlassen und in diesen wilden Gebürgen des Sertam der Capitania von Bahia hatte sich ihm dann ein weites Feld vieljähriger Arbeit eröffnet. Mit vieler Entschlossenheit und Ausdauer bekriegte er die Patachos (von ihm Cutachos genannt), die Camacans und die Botocudos. Er durchstriefte mit bedeutenden Unkosten und unter den anhaltendsten Anstrengungen jene Urwälder, beschiffte zuerst mehrere Flüsse, den Rio Pardo, Rio das Contas, Rio dos Ilhéos, so wie einen Theil des Rio Grande de Belmonte, und fand ihre

Mündungen in die See, auch zum Theil ihren Zusammenhang unter einander. Am Rio Pardo schlug er sich zu wiederholten Malen mit den Botocudos. Dst fand er bey diesen Unternehmungen Gelegenheit seine große Entschlossenheit und Geistesgegenwart zu zeigen: so kam er zum Beyspiel eines Tages mit wenig Bewaffneten zufällig einer großen Rancharia der Patachos so nahe, daß es ihm unmöglich war auszuweichen; er verbarg sich daher möglichst schnell mit zwey Begleitern hinter und auf einem schräg liegenden Baumstamme, und ließ einige andere von seiner Begleitung die Wilden umgehen. Da er nicht hoffen durfte lange in dieser gefährlichen Lage unbenutzt zu bleiben, so faßte er einen raschen Entschluß, stürzte sich mit seinen beyden Begleitern mitten unter die sorglosen Wilden und brannte seine beyden Pistolen unter sie ab, worauf sie, von einem panischen Schrecken ergriffen, sämmtlich die Flucht nahmen und ihm noch einige Gefangene zurück ließen. Später hat er viele Camacaens entwildert und getauft, und sie alsdann mit Vortheil auf seinen Zügen gegen andere Wilde gebraucht. Mit den Weißen vereint, so versicherte er mir, zeigen diese Leute immer viel Muth in Gefechten. Als er zuerst in dieser wilden Gegend sich anbaute, waren die Wälder voll von Raubthieren; er erlegte in dem ersten Monate allein 24 Unzen (Yauarété), und alsdann monatlich eine gewisse Zahl, die aber immer mehr abnahm, so daß er es endlich wagen durfte eine wilde Rindviehzucht hier anzulegen, welches wegen dieser gefährlichen großen Katzen im Anfange ganz unausführbar gewesen seyn würde. Später legte er alsdann mehrere Wege und Straßen an, worunter die, welche über Tamburil hinauf nach den Gränzen von Minas Geraes führt, die bedeutendste ist; sie kostete ihm viele Zeit und erforderte bedeutende Auslagen, welche ihm bis jetzt die Regierung nicht ersetzt hat. Statt dessen erhob man ihn zur Belohnung vom Range des Capitain Mor zum Grade eines Obristen (Coronel). Er brachte den größeren Theil seiner Muse auf seinen Ländereyen und Fazendas

das hin, wo er große Pflanzungen von Baumwolle und Mais anlegte, auch höchst freygebig und zuvorkommend den Reisenden mit diesem letzteren Produkte aushilft. Der Fremdling, welcher diesen einsamen menschenleeren Sertam durchzieht, wird nie der gastfreundlichen Aufnahme vergessen, welche er bey der Familie des Coronel Da Costa, besonders bey seinem Sohne, dem Capitam Mor Miranda erfuhr; ihr Andenken lebt selbst in fernen Ländern fort, und stiftet ihnen ein unvergängliches Denkmal.

Von Cachoeira bleibt das Gebürge stets wild und einförmig mit Waldungen bis zu dem Thale des Rio das Contas bedeckt, welchen man von hier aus in einer Tagereise erreicht. Ich fand bey einer bedeutenden Hitze großen Wassermangel auf diesem Wege. Die Corregos sind von salzigem Geschmacke, wahrscheinlich weil diese Wasser salzige schwefelhaltige Erdschichten auflösen, denn sie sind selbst trübe und weißlich gefärbt. Termitenhügel und Araras sind die zoologischen Merkwürdigkeiten dieses Weges; beyde zeigen sich in großer Anzahl. Aus dem Pflanzenreiche zeigte sich den Reisenden mancher interessante Gegenstand; unter andern schönen Gewächsen ein 4 bis 5 Fuß hoher Strauch mit großen gelben, innen violet punktirten Röhrenblumen und schönen großen Blättern. Von drückender Hitze und abwechselnd von Gewittern belästigt, setzten wir die Reise durch ununterbrochene niedere Waldungen fort; die Corregos waren größtentheils vertrocknet, und wir sehnten uns umsonst nach einem Labsale für den lechzenden Durst, bis gegen Abend das Gebürge sich etwas öffnete und uns herrliche Abstufungen von mannichfaltiger Abwechslung und Beleuchtung zeigte, aus welcher man sogleich auf die Nähe eines bedeutenden Flusses schließen konnte. Wirklich stiegen wir auch bald anhaltend hinab, bis wir das Ufer des Flusses erreichten.

Der Rio das Contas, ursprünglich Jusstappe, entspringt in der Comarca da Jacobina, und nimmt mehrere

Flüsse auf. Er war hier an der Stelle, wo ich sein Ufer erreichte, kaum 60 Schritte breit, soll aber bald zunehmen, und seiner Mündung näher, beträchtlicher seyn (*). Wir durchritten ihn ohne Mühe, und fanden an seinem nördlichen Ufer ein Paar Hütten, in denen der Grundeigenthümer dieser Gegend, Coronel de Sa, ein Paar Familien seiner Regersclaven angesiedelt hat und eine Venda hält, in welcher die Reisenden Mayß, Branntwein und Rapadura haben können. Der Coronel bewohnt eine bedeutende Fazenda fünf Legoaß weiter am Flusse hinabwärts. Die Ufer des Rio das Contas waren an der Stelle, wo ich sie sah, sehr mahlerisch; grüne mannichfaltig gebildete Waldberge erheben sich überall, am Fuße derselben sieht man hohe Gebüsche schöner schattenreicher Waldbäume, und hier und da grüne Weideplätze. Das Ufer selbst beschatten alte Mimosen mit ihrem zart gefiedertem Laube, aus deren Schatten der rauhe laute Ruf der Araras hervorschallt. Diese Gegend, welche noch sehr wenig bewohnt ist, wird im Allgemeinen als Fieber erzeugend angesehen; der alte Coronel Da Costa versicherte mich jedoch, daß die Ursache dieser Epidemien nicht in dem Clima selbst, sondern in der Fäulniß einer großen Menge von Baumwollenkernen zu suchen sey, welche man alljährlich in den Fluß zu werfen pflegte; seitdem man

(*) Die Corografia brasílica giebt T. II. pag. 101 von diesem Flusse folgende Nachricht: „Er hat seinen Ursprung und ersten Zufluß in der Comarca da Jacobina; von der nördlichen Seite nimmt er auf den Rio Preto, das Pedraß, den Managerú, den Ribeirão d'Arêa, den Vireß, den Algoa-Branca, Oricó-guassú, welche große Wälder durchstießen, in denen man zahlreiche Colonien anlegen könnte. Von der südlichen Seite nimmt er den Fluß Crugungy auf, der ihm an Stärke wenig nachgiebt, und dessen Hauptarm der Rio Salina ist. Die Patachós-Indianer beherrschen seine Nachbarschaft. Unter der genannten Vereinigung ist die Ansiedlung von Dos Sunis, wo der Fluß getheilt mit Schnelligkeit und zwischen Felsstücken beynähe verborgen dahin eilt. Die Mündung des Rio das Contas (oder wie man auch wohl sagt de Contas) liegt etwa 10 Legoaß südlich von der Ponta Mutá, und eben so weit nördlich von Iheos. Sumacas (zweymastige Schiffe, kleine Briggs) beschnen ihn 4 Legoaß weit aufwärts bis zu der ersten Cachoeira, wo sich eine volkreiche Aldea mit einer Einsiedelen befindet.“

dieses, abgestellt habe, hätten sich auch die Fieber verloren. Wir fischten öfters in den Flüssen dieser Gegend, dem Ilhéos, Tahype und anderen, kleine zarte Wasserpflanzen, wovon die eine, eine Azolla, auf der Oberfläche des Wassers, die andere, Potamogeton tenuifolius, HOMB. und BOMPL., etwas tiefer sich zeigte, und mit einer neuen Art von Caulinia vermischt war.

Die Wälder an den Ufern des Rio das Contas enthalten manche naturhistorische Merkwürdigkeiten. Ich bemerkte bey Annäherung des Abends eine große Menge von Kröten (*Bufo Agua*, LINN.) zum Theil von colossaler Größe, deren blaß graugelbliche Haut auf dem Rücken mit irregulären schwarzbraunen Flecken bezeichnet war (*), und in den Sümpfen erschallte die klingende Stimme des Ferreiro. Die Jäger der Gegend versicherten mich allgemein, daß man hier eine Art von Jacú (*Penelope*) finde, welche in anderen mehr südlich und der Küste näher gelegenen Gegenden nicht vorkomme; ich bekam diesen Vogel zwar nicht zu Gesicht, muß indessen nach der Beschreibung vermuthen, das er Linné's *Penelope cristata* ist. Als wir uns in der Abenddämmerung nach unseren grasenden Maulthieren umsahen, fanden wir diese von einer Menge großer Fledermäuse bedroht, welche mit lautem Geräusche ihrer Flügel dieselben umflatterten; es war indessen jetzt nichts gegen diese bösen Feinde zu unternehmen, da es schon zu dunkel war um sie zu schießen. Am folgenden Morgen bemerkten wir leider, daß unsere Besorgniß nicht ungegründet gewesen war, denn wir fanden unsere Thiere sämmtlich am Wiederrisse sehr stark blutend, und es war nicht schwer zu erkennen, daß mehrere solcher Aderlässe sie für den Gebrauch dieses Tages völlig untüchtig gemacht haben würden. Die Blattnasen (*Phyllostomus*) beißen eine bedeutende Öffnung in die Haut, und saugen das Blut aus der geöffneten Ader, welches, nachdem sie sich gesät-

(*) Daudin giebt in seiner *Histoire naturelle des rainettes, des grenouilles et des crapauds* Pl. XXXVII. eine ziemlich gute Abbildung von diesem Thiere.

tigt haben, noch lange zu fließen fortfährt. Koster erzählt, daß man in manchen Gegenden ein Eulensfell an die Thiere hänge, um sie gegen diese schlimmen Feinde zu schützen (*). Zu welcher Art die hier in Menge sich aufhaltenden großen Blattnasen gehören, kann ich nicht bestimmen; doch vermuthe ich, nach der Angabe der Einwohner, daß es Guandirás oder Jandirás (***) waren. Ich fand bey meiner Abreise von der genannten Stelle die Gebüsche und Wälder mit einer großen Menge schöner wilder Tauben angefüllt, welche ich anfänglich für junge Vögel der *Columba speciosa* hielt, von denen es mir aber höchst wahrscheinlich wurde, daß sie zu einer besondern Art gehören (**), die mir noch nicht vorgekommen war und deren Fleisch wir sehr schmackhaft fanden.

Ich folgte etwa eine Legoa weit dem Thale des Flusses, und wandte mich dann nördlich über das Gebürge. Hier leben äußerst wenige Menschen, und überall überzieht dichter Urwald das Land, in welchem an vielen Stellen das Dickicht von Bromelia-Stauden und hohem Rohre (*Taquarussú*) undurchdringlich gemacht wird; hier findet sich häufig der schöne gehaubte

(*) Siehe KOSTERS travels etc. p. 292.

(**) Das Guandirá, der von mir bereisten Gegenden, scheint eine von dem eigentlichen Wampir (*Phyllostomus Spectrum*) verschiedene Art zu seyn, welche ich *Phyllostomus maximus* nenne. Es übertrifft nicht nur den Wampir des *U; a r a* (*Chauve-souris troisième ou chauve-souris brune*) an Größe, sondern ist auch geschwänzt, ein Charakter, welcher dem letzteren gänzlich fehlen soll. Die Länge des Guandirá fand ich 5 Zoll 1 Linie, wovon der weiche nur in der Flughaut angedeutete Schwanz $7\frac{1}{2}$ Linien wegnimmt; Breite des ganzen Thieres 22 Zoll 10 Linien; Höhe seines äußeren Ohres über dem Kopfe 8 Linien; Höhe des Nasenblattes zwischen 4 und 5 Linien; Länge des Daumens $5\frac{1}{2}$ Linien; Länge der Fersensfüße oder des Sporns $11\frac{1}{3}$ Linien. Die Farbe des Thiers auf seinen oberen Theilen ist dunkel graubraun, zuweilen etwas mehr röthlich, an den unteren Theilen bläßer.

(***) *Columba leucoptera*, scheint größer als die *Trocaës* (*Columba speciosa*); Gestalt schlank; Schnabel schwärzlich, die Füße taubenroth; ganzes Gefieder aschgrau, die Federn am Halse mit einer feinen schwärzlichen Vogenlinie bezeichnet; *Uropygium* lebhaft aschblau; die Federn des vorderen Flügelrandes sind weiß, auch die, welche die Schwunafedern decken, daher der Flügel in dieser Gegend eine breite weiße Einfassung erhält.

Heher mit blauem Barte, der Acahé des Azara, (*Corvus cyanopogon*), welcher von den Bewohnern Geng-Geng benannt ist.

Einer meiner Leute, welcher mit bloßen Füßen neben den Maulthieren gieng, bemerkte noch zeitig genug eine nahe am Wege im trockenen Laube zusammengerollte ruhende Riper, um ihr einen tödtlichen Schlag bezubringen. In Färbung und Gestalt schien sie bey dem ersten flüchtigen Blicke Ähnlichkeit mit der Jararacca zu haben; allein nach einer genaueren Betrachtung derselben, lernte ich eine von der letzteren ganz verschiedene Species kennen (*).

Unter mehreren von mir beobachteten Fällen erwähne ich den, wo ein Chinese ohnweit Caravellas bey einer Fazenda, in welcher ich mich gerade befand, von einer Schlange gebissen wurde. Da es schon spät und keine andere Hülfe zu finden war, so band ich den Fuß über der Wunde, auf der zwey sehr kleine Tropfen Blut standen, scarificirte sie und sog, da niemand aus Furcht sich dazu verstehen wollte, das Blut lange Zeit aus. Nun brannte ich die Wunde mit Schießpulver und machte Aufschläge von Kochsalz, welches ich auch nebst Branntwein innerlich gab.

Der Kranke hatte, so wie alle von Schlangen Gebissene, starke Schmerzen in dem Fuße, und war sehr für sein Leben

(*) Diese Giftschlange gehört zu dem von Merrem aufgestellten Genus *Cophias* (siehe dessen Versuch eines Systems der Amphibien pag. 154.) und ist eine noch unbeschriebene Art, welche ich wegen ihres schönen Sammtglanzes *Cophias holosericeus* nannte. Sie ähnelt in ihrer Gestalt und Farbe sehr der Jararacca (*Cophias atrox*) wird in Brasilien auch gewöhnlich mit der letzteren verwechselt; sie unterscheidet sich aber bey genauer Betrachtung sehr. Ihr Kopf ist platt und an den beyden Kiefergelenken sehr stark heraus tretend, daher beynabe pfeilförmig; ein jeder dieser austretenden Flügel des Kopfes ist auf dunkeltem Grunde mit einem hellen Längsstreif bezeichnet, der seine Entstehung über dem Auge hat. Die Farbe der oberen Theile ist dunkel-kaffeebraun mit vorzüglich schönem Sammtschimmer, dabey mit helleren Flecken bezeichnet, welche länglich rautenförmig gestaltet, und deren auf dem Rücken befindliche sich gegenüber liegende Spitzen ausgerandet sind. Länge des Thiers 22 Zoll 6 Linien, wovon der Schwanz 3 Zoll 5 1/2 Linien wegnimmt; Schwanzschuppen 46 Paar.

besorgt, vorzüglich da mehrere alte Leute mit der Behandlung nicht zufrieden waren, und ihm Thee von Kräutern kochten, welche ich nicht zu sehen bekam. Gegen Morgen verschwanden die Schmerzen und alle Besorgnisse; leider konnte die Art der Schlange nicht näher bestimmt werden, da er sie nicht getödtet hatte. Herr Sellow theilte mir einen anderen gefährlicheren Fall mit. Der junge Puri des Herrn Freyreiß, den er zu S. Fidelis gekauft hatte, wurde im October 1816, von einer Viper auf der Jagd in den Fuß gebissen. Das Bein war etwas geschwollen, als er nach einer guten halbe Stunde nach Hause kam. Man band den Fuß, scarificirte die Wunde und saugte sie öfters aus; innerlich bekam er statt eines anderen schweißtreibenden Mittels Branntwein. Nach mehrmaligem Ausbrennen mit Schießpulver legte man den Kranken in ein Schlafnetz und streute Cantharidenpulver in die Wunde. Der Fuß schwoll sehr an. Ein eben anwesender Mineiro brachte zwey Wurzeln, die er sehr rühmte; die eine war schwammig und geschmacklos, deshalb wurde sie verworfen; von der anderen, welche sehr bitter war und von der Aristolochia ringens zu seyn schien, wurde ein starker Thee gemacht. Ob ein erfolgtes Erbrechen von dem Thee, dem Branntwein, oder von dem Bisse herrührte, ist schwer zu entscheiden. Nach einer ruhigen Nacht waren Fuß und Schenkel bis zum doppelten Umfange angeschwollen; der Kranke war so gereizt, daß er bey dem geringsten Geräusche schrie und weinte. Da nach der Äußerung des Mineiro ein solcher Kranke kein weibliches Geschöpf ansehen durfte, so rief der junge Indier einem jungen Mädchen, sobald es sprach, sogleich zu: Maria cala a boca! Maria schweige still!

Da er Blut aus dem Munde auswarf, so gab man ihm kein Mittel mehr; auf den Fuß wurden ihm die Blätter (wahrscheinlich der *Plumeria obovata*) gelegt, welche der Kranke sehr lobte, da sie ihn vorzüglich kühlten; in die Wunde streuete man das Pulver der Wurzel dieser Pflanze. Er genas nun bald.

Auf einer kleinen Reise in der Nähe von Rio de Janeiro

fand Herr Sellow einen von einer Schlange gebissenen Neger vollkommen erschöpft auf der Erde liegen. Sein Gesicht war aufgetrieben, er athmete heftig, und sollte aus Mund, Nase und Ohren geblutet haben. Man gab dem Kranken das Fett der großen Eidechse Teiú (*Lacerta Teguixin*, LINN.) ein, welches als gewöhnliches Arzneymittel in den Häusern der Brasilianer zu finden ist; vorher hatte man schon innerlich und äußerlich einen Thee von einer Art Verbena, welche Herr Sellow *virgata* benennen wird, gegeben, welcher den Schweiß befördern soll. Obschon Herr Sellow das Ende der Kur nicht abwarten konnte, so wird das Gesagte doch eine Idee von der Kurart solcher Kranken unter den brasilianischen Landbewohnern geben; überhaupt ist es dort wie bey uns: jeder kennt ein anderes Mittelchen, welches Vorzüge vor dem des anderen hat, welches gewiß hilft und auch wohl geheim gehalten wird. Mehr empfohlen wird das Abbeten einer gewissen Anzahl »Vater Unser, Ave Maria« u. s. w.

An Hunden fand ich eine, wahrscheinlich nach der Art der Schlange, sehr verschiedene Wirkung des Bisses. Einer meiner Jagdhunde wurde in den sandigen Gebüsch an der Küste von einer Biper in den Hals gebissen; sogleich schwoll dieser so wie der Kopf so unförmlich an, daß man die Augen kaum finden konnte. Nach drey Tagen, während welcher Zeit ihm flüssiges Futter eingeschüttet werden mußte, verlor sich mit der Geschwulst die Krankheit; die Haut am Halse blieb aber immer schlaff und herabhängend. Der Hund hingegen, von dem ich im ersten Theile bey Gelegenheit meines Aufenthaltes zu Villa Rica erzählte, wurde Abends fünf Uhr ins Schulterblatt gebissen, und nachdem derselbe die ganze Nacht hindurch auf das heftigste geheult hatte und zum Theil sehr aufgeschwollen war, frepirte er des anderen Morgens um 10 Uhr.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehre ich wieder zu der Erzählung der Reise zurück.

An einer kleinen vom Walde ringsum eingeschlossenen Wiese,

welche den Rahmen Cabeça do Boi (Ochsenkopf) trägt, brachte ich eine Nacht ohne Hütten hin; hier wuchs in unserer Nähe eine Aristolochia mit höchst sonderbar gebauter colossaler Blume von gelblicher Farbe, mit vielen violettbräunlichen Adern durchzogen. Herr von Humboldt erwähnt einer ähnlichen großen Blume dieses Genus, deren Blüthen die Knaben gleich einer Mütze über den Kopf zogen. Um an der genannten Stelle etwas Trinkwasser zu erhalten, war ich genöthigt mehrere Leute zur Auffuchung desselben auszusenden. Sie fanden nach langem vergeblichem Suchen eine ziemlich klare Pfütze auf einem Felsen im dunkeln Walde; auch gossen sie das Wasser in Schaalen zusammen, welches zwischen den steifen Blättern der Bromelien sich gesammelt hatte. Auf diese Art wurde es uns möglich Menschen, Hunde und Papageyen zu tränken; unsere armen Lastthiere aber, welche nicht zu der Felsenpfütze hinaussteigen konnten, mußten dursten bis zum folgenden Tage. Um ihre Qual möglichst bald zu lindern, brach ich am folgenden Morgen sehr früh auf, und durchzog wieder weite Waldungen, deren Bäume hier immer mehr an Höhe zunahmen, da man sich wieder der Seeküste nähert. Unter vielen uns neuen Gewächsen bemerkten wir drey verschiedene Arten von Ilex, mit schönen glänzenden, zum Theil großen Blättern. Die Rindviehheerden, welche man zum Verkaufe nach Bahia treibt, treten diese Waldstraße bey nasser Witterung dermaßen aus, daß die Thiere Gefahr laufen, die Beine zu brechen; überdies verursachen ihnen die steilen Höhen zum Theil sehr beschwerliche Hindernisse, vorzüglich wenn der steile fette Thonboden feucht und daher schlüpfrig geworden ist. Eine dieser Höhen besonders war äußerst angreifend; denn man braucht eine ganze Stunde, um ihren Gipfel zu erreichen. Ich fand hier starke Stämme des bauchigen Bombax oder Barrigudo-Baums, deren große weißliche Blüthen mit fünf schmalen länglichen Blättern in Menge auf der Erde umher gestreut lagen; es giebt mehrere Arten dieser bauchigen Bombax-Bäume, die sich durch die Ge-

stalt ihrer Blätter sogleich unterscheiden lassen; mehrere haben gelappte, die hier genannten aber ungetheilte Blätter. An den Baumstämmen bemerkte ich häufig eine schöne grün gefärbte und mannichfaltig abwechselnde Eidechse, die nicht scheu war, welche aber ihren Kehlsack sogleich aufblies, wenn man sich ihr näherte; die Portugiesen haben ihr nach dieser Eigenschaft den Namen Paga Vento bengelegt (*).

Die nächsten Tagereisen führten mich durch hüglisches Land, zum Theil mit weniger hohen Wäldern bedeckt, in welchen wir nur trübes und schlechtes Trinkwasser fanden. Hier wuchs in den Wäldern häufig der Imbuzeiro, ein Baum, welcher die Imbú, eine gelbe runde Frucht von der Größe einer Pflaume trägt, die einen äußerst angenehmen aromatischen Geschmack hat (**). Man findet in dieser Gegend nur höchst selten einmal eine Fazenda, wo man übernachten könnte; in den schon einmal urbar gemachten, und jetzt zum Theil verwilderten Pflanzungen fand ich häufig den prachtvollen Buschbaum Bougainvillea brasiliensis, der von seinen großen Bracteen über und über

(*) *Agama catenata*, eine schöne noch unbeschriebene Art: Körper 3 Zoll $5\frac{1}{2}$ Linien lang, Schwanz 6 Zoll 11 Linien, man findet aber größere Individuen; Farbe hell grasgrün, Nasenspitze und die helleren Querstriche des Kopfes gelbgrün, schwärzlich nett eingefast, der übrige Oberkopf graubraun mit dunkleren Strichen; über den Rücken hinab läuft nebst einem kleinen ausgezackten Hautkamme eine Kette von dunkel graubraunen, am Rande schwärzlichen Fleckchen, welche auf jeder Seite von einer netten lebhaft grünen Linie eingefast sind; die Rückenflecken sind in ihrer Mitte etwas grünlich, oft mehr aneinander hängend, öfters mehr rautenförmig; zu äußerst der feinen grünen Linie befindet sich eine kleine schwarze Absehung, und daneben zu jeder Seite des Rückens ein blaß bläulichgrüner breiter gerader Längsstreif, der an der Wurzel des Schwanzes noch etwas fortsetzt und alsdann verstet; seine untere Gränze nach den grünen Seiten des Thieres hin ist durch einen Streif von dichtgestellten schwarzen Punkten gebildet, auch befinden sich an dem ganzen übrigen schön grünem Körper des Thieres überall einzelne schwärzliche Fleckchen. Die unteren Theile bezeichnet eine nette weiße Farbe, sie sind unter dem Auge und an den Seiten des Halses durch einen schwarzbraunen Streif von der übrigen Körperfarbe geschieden, und mit einzelnen schwarzbraunen Pünktchen und kleinen Fleckchen bezeichnet.

(**) *Spondia tuberosa*. ARRUDA, siehe KOSTERS travels etc. pag. 496. im Anhange.

roth gefärbt ist, und neben welchem die Cassia-Stämme mit ihren hochorangefarbenen Blumen auf das herrlichste sich auszeichnen. Wir fanden hier, wie auf vielen Fazendas des Sertam, einen besonderen an der Seite offenen, von oben aber gegen die Witterung mit einem Dache versehenen Schoppen, unter welchem die Reisenden abzutreten und zu übernachten pflegen. Das Haus des Besitzers der Fazenda von S. Agnès befand sich in der Nähe unseres Schoppens, und war ringsum von seinen Pflanzungen und den Waldungen umgeben. Man zeigte mir hier ein colossales Fell eines kürzlich in den benachbarten Waldungen erlegten schwarzen Ligers (Felis brasiliensis), welches ohne den Schwanz über 6 Fuß lang war, wollte mir dasselbe aber nicht überlassen, da die Portugiesen solche Felle gewöhnlich zu Pferdedecken zu benutzen pflegen. Mehrere Tropas aus Minas oder dem Sertam, die sich mit uns zugleich hier eingefunden hatten, führten eine Menge junge Papageyen mit sich, welche sie sprechen lehren und alsdann in Bahia verkaufen.

Da der Abend äußerst angenehm und mondhell war, so sandte ich meine Leute aus, um Frösche von der Art des Ferreiro zu fangen, welche in den benachbarten Sümpfen außerordentlich häufig waren. Sie bewaffneten sich mit einem brennenden Stücke Holz, und kehrten mit mehreren jener Sumpfbewohner zurück, welche zu einer neuen noch unbeschriebenen Art von Laubfröschen gehören (*). Der Ferreiro hat ein unansehnliches Äußere, allein seine Stimme ist um so viel auffallender. Wir

(*) Ich nenne ihn *Hyla Faber* 3 Zoll 9 Linien lang, mit großen langen Füßen, dicken Zehen, runden starken Heftplatten und halben Schwimmhäuten an den Vorderfüßen; ganzer Körper hell sahlgelblich, etwas blaß lethenfarben, mit einem dunkeln schwärzlichen Striche, welcher von der Nasenspitze bis zwischen die Hinterschenkel läuft; Schenkel und Schienbeine mit verloschenen graulichen Querbinden; auf dem Vorderkörper bemerkt man feine schwärzliche Züge, welche zum Theil erhaben sind; Haut glatt, nur an dem weißlichen Bauche ist sie chagrinartig gekörnt; einige Individuen waren olivenbräunlich gefärbt, schienen aber übrigens hierher zu gehören.

fanden hier auch noch einen andern kleinen Laubfrosch (*), welcher schön gezeichnet ist.

Unsere Reise wurde nun angenehmer, nachdem wir S. Agnès verlassen hatten. Das Land nimmt jetzt einen mehr romantischen Charakter an, der Wald ist höher und schattenreicher, und daher geschlossener und kühler, auch fanden wir häufig ein recht gutes trinkbares Wasser. Die Straße zieht nun immer mehr zu Thale, und immer bemerkbarer wird die Annäherung an die Küste. Wir erreichten das Thal des Flusses Tiquiricá, der, obwohl noch unbedeutend, dennoch schon wild schäumend über mahlerische Felsen durch dunkle Wälder hinab rauscht. Einzelne Fazendas mit ihren rothen Dächern zeigen sich hier von Zeit zu Zeit auf kleinen grünen Wiesenplätzchen an den Berghängen und erinnern an die Scenen unserer europäischen Alpenketten; dergleichen stille ländliche Wohnungen nehmen an Zahl zu, je mehr man dem Laufe des Flusses hinaufwärts folgt.

Auf der Fazenda zu Urcia fand ich am Abend mehrere Familien, besonders die jungen Leute der Nachbarschaft vereint, welche sich, da es gerade Sonntag war, durch Gesang mit Begleitung einer Viola und allerley Scherz zu belustigen suchten. Bey unserer Ankunft liefen Alle herbey um uns zu sehen, und überhäufeten uns mit mancherley Fragen. Da in den meisten Gegenden des Sertam keine Kirchen existiren, so pflegen sich die einander benachbarten Bewohner an den Sonntagen zum gemeinschaftlichen Gottesdienste zu vereinigen, und dann die übrige Zeit des Tages zu geselliger Unterhaltung anzuwenden. Wir folgten immer weiter hinab dem Laufe des

(*) *Hyla aurata* eine noch unbeschriebene Art: 1 Zoll 1 Linie lang: dunkel bräunlich olivengrün, zuweilen olivenbraun; quer über die Stirne läuft von einem Auge zu dem andern eine schöne gelbe oder goldfarbene Linie; im Nacken entspringt eine ähnliche in ihrer Mitte etwas unterbrochene Mittellinie, welche bis an das Ende des Körpers fortläuft: zu jeder Seite derselben befindet sich eine ähnliche, der Rücken ist daher mit drey gelben Längsstreifen bezeichnet, auch bemerkt man auf den Oberarmen und Schenkeln einige gelbe oder goldfarbene Flecken.

Baches, der mit jedem Schritte stärker und wilder wird; sein brausend schäumendes Wasser blinkt zwischen den alten Urstämmen hindurch und nimmt zuweilen kleine Seitenbäche auf, deren Bette aus nacktem Urgebürge besteht; bey dem Durchreiten solcher Flüßchen läuft man Gefahr mit dem Pferde niederzustützen. Der fette gelbrothe Letten, welcher auf dem größten Theile dieses Weges den Boden ausmacht, wird von dem heftigen Regen dermaßen verschlemmt, daß die Wege vollkommen grundlos sind; die durchziehenden Boiadas vermehren dieses Übel noch, indem sie tiefe Löcher eintreten, dabey erschweren abwechselnde Hügel und Höhen den beladenen Lastthieren die Reise, welche daher nur langsam fortgesetzt werden kann. Ich fand nun immer mehrere einzelne Wohnungen, die zum Theil herrliche Scenen für den Landschaftsmahler darboten, besonders da jetzt die große Feuchtigkeit vereint mit der Wärme die Vegetation zu einem seltenen Grade der Vollkommenheit entwickelt hatten. An einigen Stellen bemerkte ich viele zusammengehäufte starke, etwas abgeplattete Balken, welche die Indier hier zusammenbringen, um sie nach der Secküste hinab zu flößen. An der Mündung des Flusses befindet sich die Povoação von Iquiricá, größtentheils von Indiern bewohnt, welche mit dem Vinhatico und andern Ruß- und Bauhölzern, die sie in den Wäldern schlagen und herabschwemmen, Handel treiben. Bey hohem Wasser flößen sie das Holz in drey Tagen hinab; bey niedrigem Wasserstande hingegen brauchen sie dazu sechs Tage. Sie erhalten von jedem Balken 6000 bis 8000 Reis Hauer- und Flößerlohn, etwa 19 bis 25 Gulden unseres Geldes. Bey dieser Arbeit sieht man sie ganz oder halb nackt auf dem Holze stehen, und dasselbe mit einer langen Stange dirigiren, während es über die Felsenstufen des Flusses hinab gleitet; ein Geschäft, welches oft gefährlich für sie seyn würde, wenn sie nicht so äußerst sicher und geübt im Schwimmen wären. Zu Bom Jesus, einer rings umher von hohem finsternem Urwalde umgebenen Fazenda, wo ich am Abend eines Sonntags eintraf

und übernachtete, fand ich eine große Menge dieser Indier vereint; sie verkürzten sich die Zeit nach portugiesischer Art mit dem Spiel der Viola und versammelten sich, als sie unsere Ankunft gewahr wurden, sämmtlich unter dem Schoppen, in welchem wir unser Gepäck aufgeschichtet und Feuer angezündet hatten. Die Nacht hindurch fielen heftige Regengüsse, welche zu unserem lebhaftesten Kummer den schlammigen Boden immer mehr auflösten und uns der Hoffnung beraubten, die Merkwürdigkeiten dieser Wälder kennen zu lernen, nach welchen mancherley interessante Vogelstimmen, besonders die des Jurú (*Psittacus pulverulentus*, LINN.), uns lüstern gemacht hatten. Auf eine günstige Änderung des Wetters hoffend, erwarteten wir ungeduldig den kommenden Tag, dessen Anbruch indessen unseren Wünschen keineswegs entsprach. Da ich mich jedoch nicht entschließen konnte, in dem engen Thale von Bom Jesus zu verweilen, so gab ich des Regens ungeachtet das Zeichen zum Aufbruche. Aber nun trat ein neues Hinderniß ein. Der kleine Bach Bom Jesus, welcher hier in den Tiquirigá fällt, war in der vergangenen Nacht so angeschwollen, daß er unsere Wohnungen zu überschwemmen drohete. Ihn zu durchreiten war nicht mehr möglich; wir mußten daher in dem heftigsten Platzregen mit einem großen Zeitverluste unsere Lastthiere wieder abladen, und die ganze Tropa auf einer Jangade von vier Baumstämmen übersetzen. Bey diesem höchst unangenehmen Geschäfte wurde unser ganzes Gepäck durchnäßt, und wir selbst waren gezwungen den ganzen Tag hindurch in völlig durchnäßten Kleidungsstücken zu bleiben. Die tropischen Gewitter in der Regenperiode schwellen häufig auf diese Art die Flüsse in kurzer Zeit so stark an, daß man oft plötzlich während der Nacht von denselben vertrieben wird; sie fallen aber eben so schnell wieder zu ihrem früheren Stande herab. Obgleich unsere Reise in einem heftigen Gußregen für zärtliche Menschen unerträglich gewesen seyn würde, und auch uns abgehärtete Reisende nicht wenig verstimmtete, so fanden wir dennoch selbst reichen Stoff der Un-

terhaltung. Der Urwald, welchen wir unausgesetzt durchritten, war von dem herabstürzenden Regen dergestalt verfinstert, daß man in demselben die Annäherung der Nacht zu sehen glaubte. Die Urwälder der Tropen im blendenden Sonnenscheine mit hellen Lichtern von dunkelen Schatten gehoben, sind prachtvoll, allein auch im trüben Regen dämmernd sind sie interessant anzusehen. Tausend Wesen erwachen alsdann, die man vorher nicht beobachtete; in den Pfützen und angeschwellten Waldsümpfen, in den Stauden der Bromelien, auf Bäumen und auf der Erde schreyen mannichfaltige Arten von Fröschen; in hohlen an dem Boden modernden und von einer Welt von Pflanzen und Insekten bewohnten Urstämmen brummt mit tiefer Bassstimme eine große Waldfröte, deren Laut den unfundigen Fremdling in Staunen versetzt (*), und alle Reptilien überhaupt empfanden jetzt bey der Vereinigung der größten Wärme und Feuchtigkeit die höchst mögliche Thätigkeit ihrer kaltblütigen Natur; Papageyen, besonders Jurus (*Psittacus pulverulentus*) flogen schreyend hin und her, um ihre vom Regen benezten Flügel in Thätigkeit zu erhalten; von der Hitze der vergangenen Tage ermattet treten jetzt die Blätter der Gewächse und die brennend gefärbten Blumen einer Menge von Fleischpflanzen in das üppigste, neu angefachte Leben: *Dracontium*, *Caladium*, *Pothos*, *Bromelia*, *Cactus*, *Epidendrum*, *Heliconia*, *Piper* und eine Menge andere fleischige Familien der Pflanzen, besonders an bemooßten Baumstämmen mit Farrenkräutern gesellschaftlich vegetirend, erheben neu belebt ihre Häupter, und mehrere unter ihnen erfüllen die Wildniß mit ihren Wohlgerüchen. Erfrißt und in ein kräftiges Leben zurückgerufen prangen alsdann nach vorüber gegangnem Regen im jungen Sonnenglanze alle diese Zierden des Pflanzenreichs, wozu man vorzüglich auch die Palmengewächse, besonders die *Cocos*-Arten zählen muß, da sie vor allen die Zierde dieser Urwälder sind.

(*) Ich habe diese große Kröte mit der tiefen Bassstimme nicht zu Gesicht bekommen, sie ist vielleicht *Bufo Agua*, LINN.

Am Abend dieses schrecklichen Regentages schifften wir bey Corta-Mão, einer kleinen Povoação von einigen wenigen Wohnungen, über den sehr angeschwellenen und reißenden Bach Tiquirica. Wir brachten hierauf eine unangenehme Nacht in einer von allen Seiten offenen Mandioca-Fabrik zu, und legten von hier aus am folgenden Morgen einen Weg von einer Legoa zurück, um die Povoação oder das kleine Arrayal von Lage zu erreichen, wo ein unvorhergesehener höchst unangenehmer Auftritt unserer wartete. Sorgenlos setzten wir unsern, von beyden Seiten eingeschlossenen Weg nach Lage (einer starken in einem Thale gelegenen Povoação) fort, als ich plötzlich die Straße durch einen bedeutenden Auflauf von Menschen gesperrt fand. Etwa 70 theils mit Gewehren aller Art, theils mit Prügeln bewaffnete Männer stürzten plötzlich von allen Seiten gegen uns, der eine zerrte hier, der andere dort, so daß es höchst schwierig war diese grobe banditenartige Menge von Negern, Mulatten und Weißen von Thätlichkeiten abzuhalten. Mehrere Männer fielen mir in den Zügel und schrieken: ich sey gefangen und würde meinem wohlverdienten Schicksale nicht entgehen. Man belegte mich mit dem Ehrentitel Inglez (Engländer) und einige schienen vor uns dermaßen in Angst zu seyn, daß sie den Hahnen ihres Gewehres immer gespannt und zum Schusse bereit trugen. Man legte sogleich Hand an unsere Jagdgewehre, Waldmesser und Pistolen, ja sogar meinen jungen Botocuden Quack riß man Bogen und Pfeile aus der Hand. Einige meiner Leute, welche sich weigerten ihre Gewehre abzugeben, wurden beynahe mißhandelt, und nun erst nachdem man uns entwaffnet sah, wuchs der Muth dieses Gesindels zu einem hohen Grade von heroischer Kühnheit. Siebenzig Bewaffnete gegen sechs Unbewaffnete! das war auch wahrlich keine geringe Heldenthath! Um uns aus diesem unbegreiflichen Tumulte einen Ausweg und eine Erklärung über die Ursache dieser Behandlung zu verschaffen, rief ich in den tollen Haufen hinein: ob diese Bande denn keinen Anführer habe und

wo er sey? worauf man mir höchst laconisch antwortete: der Commandant, Herr Capitam Bartholomáo werde sogleich kommen und mir schon mein Recht geben. In der That sah ich auch nun einen unansehnlichen, schmutzigen, abgerissenen und von Schweiß triefenden Mann mit seiner Muskete in der Hand ankommen, dessen Dienstfeier ihm nicht erlaubt hatte, uns an der Spitze seiner Gesellschaft zu erwarten, sondern der uns schon entgegen geeilt war, seine Beute aber verfehlt hatte. Die Erscheinung des Oberhauptes machte endlich zu unserem Glücke dem Streite über unseren Besitz, welcher in dem wilden Haufen ausgebrochen war, ein Ende, und der laute Wortwechsel und das Geschrey dieser ungestümmen Menge verwandelte sich plötzlich in eine unseren Ohren sehr willkommene Stille.

Furcht vor seinem strengen Borgesetzten, dem Capitam Mor zu Nazareth, trieb den Herrn Commandanten, uns genau visitiren und uns alle Arten von Waffen, selbst Feder- und Taschenmesser abnehmen zu lassen. Ich wurde hierauf mit meinen Leuten in ein offenes Haus an der Seite der Straße gebracht, wo man eine Bande von bewaffnetem Pöbel im Zimmer selbst, und eine andere vor der Thüre aufstellte; Fenster und Thüren blieben den ganzen Tag und selbst während der sehr kühlen Nacht geöffnet, auch ließ man ohne Unterschied betrunkene Matrosen, Negersclaven, Mulatten, Weiße und alle Arten des bunten müßigen Straßenvolks zu uns hinein, welche sich für den ganzen Tag daselbst häuslich niederließen, sich zu uns auf die Bänke drängten, und mit politischen Bemerkungen, welche sie laut über uns anstellten, nicht einen Augenblick der Ruhe uns vergönnten. Ich erfuhr jetzt, daß man mich für einen Engländer oder Amerikaner halte, und daß mein Arrest eine nöthige Vorsichtsmaßregel wegen der zu Pernambuco ausgebrochenen Revolution sey. Meine portugiesischen Leute waren durch dieses Verfahren zum Theil sehr niedergeschlagen; denn sie wurden an mir irre, und glaubten ich sey ein wirklicher Betrüger. Meine Portoria, welche mir gewiß in einem jeden

anderen Falle von Nutzen gewesen seyn würde, war hier unnütz; denn obgleich mehr als zwanzig Personen die Köpfe zusammen steckten um sie zu lesen, so verstand doch niemand ihren Inhalt, und der Commandant der Bande am wenigsten; dies beweist unter andern der Titel eines Engländers, welchen man mir in dem Rapporte beylegte, obgleich in der Portaria ausdrücklich gesagt war, daß wir Deutsche seyen. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß in Lage niemand ahndete, es könne außer Portugal und England wohl noch ein anderes Land in der Welt geben. Es wurde nun ein Verzeichniß von meinem ganzen Gepäcke aufgestellt, und ich lieferte die Schlüssel von den sämtlichen Kisten ab. Einige raubsüchtige Gesellen unter meinen Wächtern von Raubgierde getrieben, bestanden darauf, man müsse alle Effecten eröffnen und vistiren, welches zu gestatten Capitam Bartholomáo jedoch zu billig dachte. Mittags erhielten die Gefangenen ein wenig Salzfish, und hatten dann Gelegenheit, ihre Geduld in der Anhörung einer Menge beleidigender Reden zu üben, bis die Nacht diesem unerträglich lästigen Tage ein Ende machte. Aber selbst diese brachte uns wenig Ruhe, da uns das gaffende Volk nicht verließ.

Ich hatte die Absicht gehabt in der Gegend von Lage auszuruhen, um die hiesigen Wälder zu durchstreifen; auch bedurften meine angegriffenen Lastthiere gar sehr der Ruhe, allein kaum war der Tag angebrochen, so rief man uns auf, um uns zur Abreise nach der Küste anzuschicken. Man gab uns ein ungenießbares Frühstück von Salzfish und trieb alsdann meine Lastthiere herbey, welche zum Umfallen ermattet waren, da sie, wie ich nun erfuhr, gänzlich vergessen und während der ganzen Nacht ohne Futter angebunden gestanden hatten. Die Reise gieng vor sich. Etwa dreißig bewaffnete Reiter und Fußgänger mit geladenen Gewehren und Pistolen wurden uns zur Bedeckung mitgegeben und beobachteten strenge den Geringsten meiner Leute. Den Zug eröffnete ein neu gewählter Commandant; meine Lastthiere beschloßen denselben. So zogen wir

durch angenehm abwechselnde Waldgegenden und bey einer jeden Fazenda, die in unserem Wege lag, kamen die Bewohner herbeugeströmt, zeigten mit Fingern auf die Verbrecher und riefen beständig den Namen Inglezes oder Pernambucanos. Am Abend hielten wir in einer einsamen Fazenda an, wo man uns strenge beobachtete, wo übrigens kaum Lebensmittel zu finden waren, und wo besonders meine ohnehin sehr erschöpften Lastthiere den größten Mangel litten. Eines meiner Pferde ermattete und mußte zurückgelassen werden.

Am zweyten Morgen unserer abenteuerlichen Reise brachen wir ebenfalls frühe auf und trafen nach einem Marsche von einigen Legoa unerwartet auf ein in Parade aufgestelltes Commando von dreißig Milizsoldaten unter den Befehlen des Capitam Da Costa Faria. Selt nahm die Sache in den Augen des Volkes eine ernstere Miene an. Während des Marsches wurden meine Leute auf alle Art von den Soldaten insultirt; man zeigte ihnen das geladene Gewehr: »dies ist für dich Engländer! Spitzhube!« man schlug ihre Pferde u. s. w. Am Abend erreichten wir auf grundlosen Wege die Povoação von Aldéa unweit der Seeküste, welche das Ansehen einer Villa hat. Sie sendet kleine Schiffe mit den Produkten der Gegend nach Bahia. Noch eine Legoa weiter und wir trafen am Ziel unserer Wanderung zu Nazareth ein. Unter einem unglaublichen Zulauf und Gedränge des Volks setzte man uns über den hier durchfließenden Lagoaripe, und versah das Gepäck mit Wachen, um die bunte Menge einigermaßen in den Schranken der Ordnung zu erhalten. Ich selbst ward von dem Capitam vor meinen stolzen Richter, den Herrn Capitam Mor geführt. Es war schon dunkel, als ich in seinem Hause ankam, und der erhabene Hausherr war noch nicht sogleich sichtbar. Man erleuchtete die Zimmer, und rief mich dann wie zu der Audienz eines perssichen Satrapen vor. Ein armer Sünder am Hochgericht kann nicht mit mehr Neugier betrachtet werden, als ich hier vor dem Richterstuhl des Capitam Mor, der mich kaum eines Anblickes wür-

digte. Kalt hörte er meine gerechten Klagen über die ungerichte und unwürdige Behandlung an, welche ich erfahren hatte; dann fertigte er andere mit mir in eine Cathégorie gesetzte Verbrecher ab, eine Geduldübung, wobey ich meinen Ärger und Ingrimm nicht zurück zu halten vermochte. Endlich nach langem Warten erklärte er mir mit kalter hoher Miene, meine Portaria, obgleich günstig, sey nicht hinlänglich, und er werde seinen Bericht sogleich an den Gouverneur von Bahia abgehen lassen, einstweilen müsse ich hier gefangen bleiben. Meine fünf Leute wurden aufgerufen, und von dem stolzen Handhaber der Justiz gnädig nach Namen und Geburtsort befragt, darauf aber mit mir in den oberen Stock eines großen leeren Hauses eingesperrt und hinter uns die Thüre verschlossen. Zum Glück war es Nacht als man uns in dieses Gefängniß führte, denn der versammelte Pöbel würde uns vielleicht mit Steinen begrüßt haben.

Herr Capitam Da Costa Faria suchte unsere unangenehme Lage zu erleichtern, so viel es ihm seine Instruktion erlaubte, wofür ich ihm meinen Dank noch aus der Ferne gern öffentlich zu erkennen gebe. Sobald man uns in unserem neuen Gefängnisse mit Wasser und Holz versehen hatte, ward die Thüre verschlossen. Soldaten bewachten das Haus, und nur einer meiner Leute wurde unter Bedeckung ausgesandt, um die nöthigen Lebensmittel für die Arrestanten einzukaufen. Ich brachte auf diese Art bewacht, drey Tage in meinem Gefängnisse hin, bis von dem Gouverneur in Bahia die Entscheidung eintraf, die meine Erlösung bewirkte.

Durch dieses unangenehme Ereigniß verlor ich meine Zeit und büßte selbst eine Menge interessanter Gegenstände ein, welche verdarben, weil man bey der Übereilung unseres Marsches nicht die gehörige Zeit gab, naß gewordene Sachen wieder zu trocknen. Gern hätte ich die Gegend von Nazareth, welche mir durch den erzählten Vorfall höchst zuwider war, sogleich verlassen, wenn nicht der Mangel an Schiffögelegenheit

nach Bahia noch ganzer acht Tage mich hier aufgehalten, und gewissermaßen gezwungen hätte, sie näher kennen zu lernen.

Nazareth mit dem Beynahmen das Farinhas, ist eine Povoação, die vollkommen den Rahmen einer Villa verdient. Sie hat ziemlich regelmäßige Straßen, einige sich auszeichnende Gebäude, und zählt mit den einzelnen Wohnungen in der Nähe, welche zu diesem Kirchspiel gehören, sechs bis sieben tausend Seelen. Es befinden sich hier ein Paar Kirchen, und die nicht unansehnliche Hauptkirche ist nett gebaut. Der Ort selbst liegt zu beyden Seiten des Flusses Jagoaripe; grüne Hügel, zum Theil mit Pflanzungen bedeckt, geben den Ufern eine lachende Ansicht, und überall sieht man die edle Cocospalme und die Dendé-Palme ihre stolzen Gipfel erheben. Nazareth erhält seine Nahrung durch den Handel mit der Hauptstadt Bahia, wohin an jedem Sonntage und Montage eine gewisse Anzahl Barcos oder Lanchas, beladen mit den Produkten der Pflanzungen absegelt. Sie schiffen mit der Ebbe den Jagoaripe hinab, übersegeln die Bahia de Todos os Santos und erreichen in 24 Stunden die Hauptstadt. Die Produkte der Pflanzungen, welche man verschifft, bestehen vorzüglich in Farinha, deren man hier jedoch bey weitem nicht so viel zieht als zu Caravellas und anderen mehr südlich gelegenen Orten, in Bananen, Cocosnüssen, Mangos und anderen Früchten, Speck, Branntwein, Zucker u. s. w. Diese Produkte sind hier natürlich in weit höheren Preisen als an jenen südlichern mehr von der Hauptstadt entfernten Orten, denn dort bezahlt man die Alqueire Farinha mit $1\frac{1}{2}$ bis 2 Patacken oder Gulden, und hier in der Nähe von Bahia mit 6 bis 8 Patacken. Man versendet auch besonders mancherley Früchte nach der Hauptstadt, versteht sie aber hier nicht so gut zu bauen als dort. Der Cocos- und der Mangobaum (*Mangifera indica*, LINN.) erwachsen am Jagoaripe üppig und zu bedeutender Höhe, geben aber nur kleinere schlechtere Früchte, statt daß man in Bahia dem Baume die Rinde nahe über der Erde abbrennen, und

dadurch weit größere Früchte von aromatischem Geschmacke erhalten soll. Die Frucht des Dendeseiro, eines schönen hohen afrikanischen Palmbaums, den man hier anpflanzt, Cocos Dendé genannt, benutzt man häufig, um daraus ein Öl zu ziehen, welches eine orangegelbe Farbe hat und auch an Speisen gebraucht wird. Selbst europäische Früchte gerathen zum Theil recht gut, besonders die Weintrauben und Feigen; die letzteren finden aber unter den besiederten Luftbewohnern so viele Liebhaber, daß man genöthigt ist die Früchte einzeln in Papier zu wickeln. Äpfel, Birnen, Kirschen und Pflaumen gerathen zuweilen, allein ein gewisses Insekt soll gewöhnlich die Bäume früh zerstören.

Ich trennte mich mit leichtem Herzen von Nazareth, wo ich die Osterwoche als Gefangener zugebracht hatte, und sah hoffnungsvoll Bahia entgegen, wo ich mich nach Europa einzuschiffen gedachte. Wir begannen die Fahrt den Jagoaripe hinab am Abend eines schönen heiteren Tages, als die Sonne sich schon dem Horizonte genähert hatte. Die Barken, welche hier wöchentlich nach Bahia segeln, sind kleine bedeckte Schiffe mit einer Cajüte, die zwanzig Menschen fassen kann, und mit drey kleinen Masten, wovon die beyden hinteren schräg zurück geneigt stehen. Der Schiffer (Mestre) hat seine eigene Sclaven, welche als Matrosen dienen, von denen man aber, da sie gezwungen und mit Widerwillen arbeiten, im Falle der Gefahr wenig Hülfe zu erwarten hat. Die Ufer des Flusses sind mahlerisch; grüne Gebüsche wechseln mit Hügeln ab, und überall zeigen sich die freundlichen mit Cocoswäldchen geschmückten Fazendas, deren Bewohner größtentheils Töpferereyen besitzen. Hier werden verschiedene Töpferwaaren, so wie auch Dachziegel in Menge gemacht und in großen Schiffsladungen nach der Hauptstadt gesandt. Der Thon, welchen diese Töpfer gebrauchen, ist grau, die Gefäße brennen sich röthlich und werden auch noch ohnehin roth angestrichen. Zum Brennen bedient man sich am liebsten des Holzes der Mangibäume (Conocarpus oder Avi-

cennia), wodurch die Gefäße schon eine etwas rothe Farbe erhalten sollen. Die Fischer widersetzten sich anfangs, als man jenes Holz zu dem genannten Behufe abschneiden wollte, aus dem Grunde, weil es die Fische und Krabben anziehe und ihnen den Fang erleichtere; auch sollen sie dagegen in Rio de Janeiro Klage geführt haben, aber abgewiesen worden seyn.

Wir ankerten um Mitternacht bey der Villa de Jagoaripe, und erblickten dieselbe bey Anbruch des Tages in einer sehr angenehmen Lage am südlichen Ufer des Flusses auf einer Landspitze, welche der Jagoaripe mit dem einfallenden Caÿpa bildet; außer diesem nimmt der erstere noch die Flüsse Cupiôba, Tejúca, Maracujipinho, da Aldea und Mucujo auf.

Jagoaripe ist der Hauptort des Distrikts, wo eigentlich der jetzt zu Nazareth lebende Capitam Mor wohnen soll. Diese Villa ist ziemlich beträchtlich, allein jetzt schlecht bewohnt und still, auch treibt sie weit weniger Handel als Nazareth, führt aber doch Töpferwaaren nach der Hauptstadt aus. Es befindet sich hier eine ansehnliche Kirche und unmittelbar am Ufer des Flusses die größte Casa da Camara, welche ich auf der ganzen Reise angetroffen habe.

Mit Anbruch des Tages fuhren wir wieder ab und erreichten nach einem Wege von einer Legoa die Mündung des Flusses im Angesicht der großen Insel Itaparica (gewöhnlich bloß Taparica genannt), welche in dem Meerbusen oder der Bahia de Todos os Santos gelegen und an ihrer westlichen Küste nur durch einen schmalen Canal vom festen Lande getrennt ist. Die auf dem Jagoaripe hierher kommenden Schiffe benutzen diesen geschützten Weg um nach der Cidade (Bahia) zu segeln; sie laufen zwischen dem festen Lande und der Insel hindurch, wobey jedoch, wie bey dieser ganzen Wasserreise, Ebbe und Fluth wohl beachtet werden müssen. Unsere Schifffahrt längs der Insel Taparica hin war sehr unterhaltend und von einem frischen Winde begünstigt. Fern und nahe wechselten grüne Küsten mit mahlerischen Höhen mit Cocos-

wäldern und freundlichen Fazendas ab, überall öffneten sich schöne weite Ausichten auf das Wasser und die dasselbe bedeckenden Barken und fischenden Canoen mit ihren glänzend weißen Segeln. Wir kauften von den zahlreichen vorbeiehenden Fischerböten eine Menge guter Fische, welche zu unserer Mittagesszeit zugerichtet wurden. Bald nachher liefen wir wegen der starken Ebbe auf eine Sandbank fest auf, und nur nach langer Anstrengung und mit Hülfe der wieder anschwellenden Fluth gelang es uns wieder flott zu werden. Ein starker Windstoß legte aber nun unser Schiff plötzlich sehr auf die Seite und zerriß unser bestes Segel; wir erreichten indessen glücklich gegen Mittag die nördliche Spitze der Insel, auf welcher die Villa de Itaparica erbaut ist, und ließen hier den Anker fallen um die nächste Ebbe abzuwarten.

Die Insel Itaparica hat von Norden nach Süden eine Ausdehnung von 7 Leguas und ist ein fruchtbares, ziemlich bewohntes Eiland. Die ganze Bevölkerung ist in drey Kirchspiele getheilt, es befindet sich aber nur die einzige Povoação oder Villa hieselbst, das übrige Land ist im Inneren von einzelnen Pflanzern und an der ganzen Küste größtentheils von Fischern bewohnt. Die Villa hat einige gute Gebäude, Magazine für den Wallfischfang und einige Kirchen. Die Märkte sind mit Fischen und Früchten aller Art angefüllt; man zieht viele Drangen, Bananen, Mangos, Cocosnüsse, Sacas, Weintrauben, deren Stämme hier zweymal Frucht tragen u. s. w. und verschifft alle diese Früchte nach Bahia. Der Wallfischfang ist in manchen Jahren in den Gewässern von Brasilien sehr einträglich; zu Itaparica sind beynähe alle Umzäunungen der Gärten und Hofräume von Wallfischknochen gemacht. Man führt etwas Zuckerbranntwein aus und bereitet Stricke von Piaçaba, welche sehr dauerhaft seyn sollen. Ähnliche Schiffstaue verfertigt man auf Amboina und anderen ostindischen Inseln aus den langen Fäden der Palmen, welche an den Wurzeln

der Blattstiele wachsen (*). — Von der nördlichen Spitze der Insel Taparica, an welcher die Villa erbaut ist, hat man eine schöne Aussicht ringsum auf die Küsten des von mannichfaltig geformten Gebürge eingeschlossenen und mit kleinen weißen Segeln bedeckten Reconcavo. Dieses Binnenmeer, das durch die frühere Geschichte Brasiliens merkwürdig geworden ist, hält in der Ausdehnung von Norden nach Süden $6\frac{1}{2}$ und in der Richtung von Osten nach Westen mehr als 8 Leguas; es ist von allen Seiten durch Berge beschützt, und nicht gar weit von seiner Mündung liegt am nördlichen Ufer die Hauptstadt S. Salvador, die man gewöhnlich bloß mit dem Nahmen Cidade oder Bahia belegt. In der entferntesten Gegend dieses Meerbusens mündet der Paraguaçu, gewöhnlich Peruacu genannt, an welchem etwa 8 Leguas aufwärts die Villa da Cachoeira de Paraguaçu, im Range nach der Hauptstadt der bedeutendste und blühendste Ort dieser Gegend, erbaut ist. Sie ist groß, sehr volkreich und treibt einen starken Handel nach der Hauptstadt, indem daselbst alle Tropas aus dem Inneren ankommen, ihre Thiere dort zurücklassen, und die Waaren zu Schiffe nach Bahia bringen. Wöchentlich gehen von da mehrere Barcos nach der Hauptstadt. In jener Gegend wohnten vor Zeiten die Kiriri oder Cariri, ein Stamm der Urbewohner oder Tapuyas. Vater Luis Vincencio Mamiani hat die Grammatik ihrer Sprache bekannt gemacht, die in Lisboa gedruckt worden ist (**). Diese Leute sind jetzt völlig civilisirt; die Überreste von ihnen, die man Cariri da Pedra Branca nennt, dienen sämmtlich dem Staate als Soldaten. Wenn ihr Commandant den Befehl erhält eine Unternehmung zu machen, so ziehen Weiber und Kinder mit. Am Abend la-

(*X) Siehe LABILLARDIÈRE voyage à la recherche de LA PÉROUSE Vol. I. pag. 302.

(**) Unter dem Titel: Arte de Grammatica da Lingua Brasilica da Naçam Kiriri, composta pelo P. LUIS VINCENCIO MAMIANI, da Companhia de Jesu, Missionario nas Aldeas da dita Nação. Lisboa. 1699.

gert man sich, und der Commandant hat seine Hütte vor den übrigen; zum Ave Maria kommen sie zusammen und dabey werden ihnen die nöthigen Befehle ertheilt; doch soll dieses Militär von Indiern, die noch steif an ihren Eigenheiten hängen, sehr stark essen und wenig thun, dem Staate daher mehr Kosten als Nutzen bringen.

Über die alte Geschichte des Reconcaes oder der Bahia de Todos os Santos finden wir in den älteren Schriftstellern viele Nachrichten; sie ist besonders durch die Kriege mit verschiedenen wilden Völkern merkwürdig geworden. Die Jesuiten rotteten hier nach einer langen Reihe von Jahren mit den größten Gefahren und Aufopferungen den grausamen Gebrauch der Anthropophagie unter jenen wilden Horden aus. In früheren Zeiten machten mancherley Nationen einander diese Gegend streitig. Ursprünglich sollen Tapuyas die Ufer des Reconcaes bewohnt haben, diese wurden vom Rio S. Francisco her von den Tupinaes und den Tupinambas vertrieben, welche die Portugiesen bey ihrer Ankunft in der neuen Welt im Besitze dieser schönen Ufer vorfanden; Cristovam Jaques entdeckte die Bahia de Todos os Santos im Jahre 1516. Nachher baueten die Portugiesen sich an, führten Krieg mit den Urbewohnern, und es glückte den Jesuiten diese rohe Barbaren zu gewinnen, sie von dem Genuße des Menschenfleisches abzubringen und sie endlich völlig zu civilisiren.

Nachdem unser Schiff zu Itaparica bis gegen Abend verweilt hatte, wo die Ebbe eintrat, lichteten wir den Anker und überschifften quer den schönen Meerbusen, der an dieser Stelle bis zur Stadt Bahia 5 Leguas breit ist. Ein starker Wind hatte sich erhoben und schwellte gewaltig die Wogen, so daß wir in unserem kleinen Schiffe eine sehr unruhige unangenehme Fahrt hatten, bis man nach Mitternacht zu Bahia den Anker fallen ließ.

Die Cidade de S. Salvador da Bahia de Todos os Santos ist die alte Hauptstadt von Brasilien, in welcher

zwey Jahrhunderte hindurch die General-Gouverneure residirten. Sie ist an dem Abhange einer steilen Höhe am Meerbusen dergestalt erbaut, daß ihr bedeutendster Theil oben auf dem Rücken der Höhe, und der andere, der größtentheils Wohnungen der Kaufleute enthält, sich unten am Meere befindet. Die Stadt dehnt sich eine Legoa weit von Norden nach Süden aus, ist aber ziemlich unregelmäßig gebaut, obgleich eine bedeutende Anzahl großer, ansehnlicher Gebäude vorhanden ist. Der Ausblick von Bahia vom Meerbusen aus ist schön; es steigt an dem Berge in die Höhe, und zwischen seinen Gebäuden treten grüne Gebüsche, größtentheils Drangenbäume hervor. Die obere Stadt ist der merkwürdigere Theil; hier sind zwar ungepflasterte Straßen, auch große Felder und Gärten, welche zum Theil die Gebäude trennen, allein die schöne Vegetation und eine vortreffliche Aussicht ersetzen diese Mängel. Mehrere kleinere Thäler sind hier mit Gärten und Pflanzungen angefüllt, in welchen meine Leute bey ihren Excursionen mehrere interessante Thiere erlegten, zum Beyspiel den kleinen Sahui mit weißem Haarbüschel am Ohre (*Simia Jacchus*, LINN. oder *Jacchus vulgaris*, GEOFFR.), der mir weiter südlich nirgendß vorgekommen ist; auch erhielten sie in den Gebäuden der Stadt Bahia eine schöne Eule (*), welche sehr mit unserer Schleyer-

(*) Dieser Vogel ist die von Marcgrav unter dem Nahmen Tuidara pag. 205 beschriebene Eule, welche man wohl nur als eine durch das Klima erzeugte geringe Abänderung unserer Schleyer-Kirch- oder Verseule (*strix flammea*, LINN.) anzusehen hat. Die brasilianische Varietät kommt mit der europäischen in den meisten Kennzeichen überein, nur scheinen ihre Füße, Zehen und Nägel stärker und länger, und das ganze Gefieder ist heller gefärbt. Alle unteren Theile sind nicht wie an unserer Art blasgelblich, sondern weiß, hier und da ein wenig gelblich angeflogen, man bemerkt aber dagegen ebenfalls die einzelnen dunklen Punkte. Das Gesicht zeigt nur wenig der braunen Farbe, welche die Augen umgiebt, und die Schwungfedern sind außer ihren dunkleren Querbänden gänzlich dunkel marmorirt, dahingegen unsere europäische Eule diese Theile beynah ungefleckt rothgelb, und nur mit dunkleren Querbänden bezeichnet hat. Schon Pennant sagt in seiner arctischen Zoologie (Zimmermanns Uebersetzung B. II. pag. 224), daß seine weiße Eule an den unteren Theilen gänzlich weiß gefärbt sey, welches mit meinen Beobachtungen an diesem brasilianischen Vogel völlig übereinstimmt.

eule (*Strix flammea*, LINN.) übereinkommt. Noch vor kurzem erst hat der Gouverneur, Conde Dos Arcos, einen breiten gangbaren Weg von der unteren Stadt nach dem Pallaste hin auf einrichten lassen. Da es hier keine Wagen giebt, so bedient man sich, um bey der Hitze dieses Climas dergleichen steile Wege und Straßen mit Bequemlichkeit auf- und absteigen zu können, in der ganzen Stadt einer Art von Tragsessel (*Cadeiras*), bequeme Stühle mit einem Baldachin und rundum mit Vorhängen umgeben, welche von zwey Negern getragen werden. Ohne diese würde man weder in der glühenden Sonnenhitze, noch bey nasserer Witterung, wo die ungepflasterten Straßen sehr unreinlich sind, gut fortkommen können. In der oberen Stadt sind eine Menge von Klöstern und zum Theil prächtige Kirchen. Außer diesen zeichnen sich auch die Citadelle und der ziemlich ansehnliche Pallast der Gouverneure mit dem Paradeplatze aus. In diesem oberen Theile werden die Zusammenkünfte der verschiedenen königlichen Tribunale und Collegien gehalten, auch ist daselbst ein Gymnasium, wo man die lateinische und griechische Sprache, Philosophie, Rhetorik, Mathematik u. s. w. lehrt, so wie auch die öffentliche Bibliothek von 7000 Bänden, um welche der Gouverneur, Conde Dos Arcos, sich große Verdienste erworben hat; man findet darin schon neuere Werke aus allen Zweigen der Wissenschaften. Diese Bibliothek ist in dem alten Jesuiten-Collegium aufgestellt; ein bedeutender Verlust ist es aber, daß man die Schriften jenes Ordens nicht gehörig geachtet, und sie größtentheils verschleudert hat. Die Verdienste des so allgemein geachteten Gouverneurs, Grafen Dos Arcos (*), sind zu anerkannt, um sie mit Stillschweigen übergehen zu können. Dieser Minister hat die Zeit seiner Statthalterschaft thätig zum Vortheil der Provinz benutzt; bekannt mit

(*) Bald nach meiner Anwesenheit in Bahia ernannte der König den Grafen Arcos zum Marine-Minister, sein gegenwärtiger Titel ist daher: *Illustrissimo Excellentissimo Senhor Conde Dos Arcos Do Conselho de Sua Magestade, Ministro e Secretario d'Estado da Marinha e Dominios Ultramarinos etc.*

den Sprachen und Einrichtungen fremder Länder, und durch seine Reisen mit den verschiedenen Provinzen von Brasilien selbst, fand dieser aufgeklärte und für alles Gute unermüdet thätige Minister mannichfaltige Veranlassung, Verbesserungen anzuordnen und auszuführen. Er ist ein Verehrer und Beschützer der Wissenschaften und Künste und gewährte ihnen mit beharrlicher Sorgfalt Unterstützung und Aufmunterung. Die fremden Reisenden werden von ihm mit Auszeichnung behandelt und dürfen mit Zuversicht auf seine Unterstützung rechnen. Er hat eine Buchdruckerey und eine Glasfabrik errichtet, die Stadt durch öffentliche Spaziergänge und auf andere Weise verschönert, und zum Besten der öffentlichen Bibliothek eine Lotterie angeordnet, aus deren Ertrag die Büchersammlung vermehrt wird. In dem Passéo Publico ließ er die ächte China von Peru anpflanzen. Mehrere europäische und andere Gewächse ziehen hier die Aufmerksamkeit des Botanikers auf sich, unter andern die Trauerweide (*Salix habilonica*), welche hier sehr schön und kräftig aufwächst. Die China von Sta Fé de Bogota scheint dagegen hier nicht recht gut fortzukommen, da der Standort wahrscheinlich der Natur dieses Baums nicht angemessen ist. Eben daselbst steht man einen Obelisken, der zum Andenken der Anwesenheit des jetzigen Königs errichtet worden.

Von der Höhe des oberen Theiles der Stadt ist die Aussicht unübertrefflich schön; der stolze Meerbusen zeigt sich als glatter ruhiger Spiegel, am Ufer liegen die Schiffe vor Anker, andere sieht man bedeckt mit ihren geschwellten Segeln sich nähern, oder dem Ocean zuweilen, indem sie begrüßend ihre Kanonen abfeuern; in der Ferne zeigt sich die Insel Itaparica, und rundum schließt ein Amphitheater mahlerischer Gebürge die anziehende Scene ein. Außer den öffentlichen Spaziergängen hat man in der oberen Stadt für die Unterhaltung der Bewohner durch Anlegung eines Comödienhauses gesorgt, das aber in einem veralteten Geschmacke erbaut, kleiner als das zu Rio

de Janeiro, und durch kleine spitzige Obelisken auf dem Dache verunstaltet ist.

Bahia hat an 36 Kirchen und viele Klöster, daher kann man auf die Menge der hier lebenden Geistlichen und Mönche schließen. Die Nonnen einiger Klöster beschäftigen sich mit der Verfertigung schöner Blumen aus den Federn der verschiedenen lebhaft gefärbten Vogelarten des Landes, welche sie an die durchreisenden Fremden abzusetzen pflegen. Der untere Theil der Stadt, welche nur einige wenige lange Straßen längs des schmalen Strandes bildet, enthält die Kaufläden, die Waaren- oder Borrathshäuser der Kaufleute, eine neue Börse, welche man der Sorge des Grafen Dos Arcos verdankt, das Arsenal und die Schiffswerfte, wo man jetzt gerade eine Fregatte vollendete. Die Schiffe, welche man in Bahia erbaut, stehen in einem vorzüglichem Rufe, da die Wälder von Brasilien mit mannichfaltigen Arten der vortrefflichsten Bauhölzer angefüllt sind. Ein thätiger Handel belebt diese Stadt; die Produkte des Sertam werden von hier in alle Weltgegenden versandt, weshalb man hier Schiffe von allen Nationen findet, und mit Portugal und Rio de Janeiro wird durch Pakete eine beständige Verbindung unterhalten, da diese schnell segelnden Fahrzeuge die Reise in möglichst kurzer Zeit zurück legen. Die benachbarten Küstenbewohner von Brasilien bringen ihre sämtlichen Produkte nach der Hauptstadt und setzen dieselben dort gegen andere Bedürfnisse und die Waaren fremder Länder um. Durch diesen lebhaften Umtrieb hat sich Bahia schnell zu einer bedeutenden Stadt erhoben, welche an Größe Rio de Janeiro weit übertreffen soll. Man kann auf das schnelle Heranwachsen dieser Stadt schließen, wenn man bedenkt, daß sie im Jahre 1581 nicht mehr als 3000 Einwohner, der ganze Recôncav aber nur etwas über 2000 Bewohner zählte, worunter jedoch weder Neger noch Indier einbegriffen sind (*); jetzt soll Bahia über 100000 Menschen enthalten.

(*) SOUTHEY'S history of Brazil I. pag. 317.

Das innere Ansehen dieser großen Stadt hat im Allgemeinen wenig Erfreuliches, denn es herrscht hier weder Nettigkeit, noch Ordnung und Geschmack. Die Bauart ist massiv, ja die Jesuiten ließen zu ihrem Kloster und ihrer Kirche sogar die behauenen Steine aus Europa kommen. Die Häuser sind in einem sehr verschiedenen Style erbaut, ein Theil derselben ist hoch, ziemlich nach europäischer Art gebaut und durchgehends mit Balkons versehen; ein anderer aber besteht aus niederen unansehnlichen Wohnungen, doch findet man fast in allen Glasfenster. In der trockenen Jahreszeit herrscht in den Straßen, besonders in der unteren Stadt, eine drückende Hitze, welche durch mancherley daselbst sich verbreitende Gerüche noch beschwerlicher gemacht wird. Eine regsame, sich immer bewegende Volksmenge von größtentheils farbigen Leuten vermehrt diese Unbequemlichkeit; Negerclaven tragen zu zehen, zwölf und mehreren vereint, schreyend oder singend, um sich im gleichen Takte des Schrittes zu erhalten, große Lasten, indem alle Waaren auf diese Art vom Hafen in die Stadt geschafft werden; andere tragen mancherley Kaufartikel umher, und rufen dieselben aus, und zu den Seiten der Straßen erblickt man die Feuer der Negerinnen, welche hier beständig kochen und braten und nicht besonders anziehende Gerichte an ihre Landsleute verkaufen.

Die Sitten und Gebräuche der Bewohner sollen im Allgemeinen die der Portugiesen in Europa seyn und unter den höheren Ständen soll ein bedeutender Luxus herrschen. Zu jeder Zeit findet man hier Fremde der seehandelnden Nationen, vorzüglich viele Engländer und jetzt auch Franzosen; Deutsche und Holländer sieht man dagegen nur seltener.

Am Tage bemerkt man keine Frauenzimmer in den Straßen; erst in der Abenddämmerung geht die schöne Welt aus den Wohnungen hervor um der Kühlung zu genießen, und alsdann erschallt Gesang und die Viola. Zu den gewöhnlichen Unterhaltungen des Pöbels in den Straßen von Bahia gehören Processionen und religiöse Aufzüge, welche bey der unglaublichen

Menge der Festtage sehr häufig vorkommen. Man bestreut die gereinigten Straßen mit weißem Sand und Blumen, erleuchtet die Fenster, und mit einer großen Menge von Wachskerzen ziehen bey dem Geläute der Glocken und dem Geprassel der abgebrannten Feuerwerke die aufgeputzten Züge nach der Kirche. Leichenbegängnisse werden ebenfalls bey Nacht mit einer Menge von Lichtern gehalten, und man ist hier von dem übeln Gebrauche noch nicht abgekommen, die Todten in die Kirche zu begraben. Nachdem der Verstorbene eingesegnet und mit Weihwasser besprengt worden, senkt man ihn ein, worauf die Geistlichen sich entfernen und die Vollendung der Beerdigung Neger-
 slaven überlassen. Hier hörte ich nach zwey Jahren wieder Orgeln in den Kirchen und das Geläute der Glocken.

Lindley und Andrew Grant beschreiben Rio de Janeiro und Bahia im Allgemeinen ziemlich richtig, besonders wird man sich nach ihnen eine Idee von den dort gebräuchlichen Kirchencereemonien machen können; allein da jene Hauptstädte mit jedem Jahre sich mehr heben, und in der Cultur vorwärts schreiten, so vermißt man jetzt schon eine Menge von Mißbräuchen und veralteten zu dem Geiste der Zeit unpassenden Einrichtungen und Gebräuchen, welche jene Reisenden anmerken. So zum Beyspiel unterscheidet sich der Bürger in den Städten in seiner Tracht nicht mehr von dem der europäisch-portugiesischen Städte, und Luxus und Eleganz herrschen hier in hohem Grade.

Grant schreibt übrigens in seiner Description of Brazil eine Menge von Nahmen falsch, so wie auch alle seine naturhistorischen Bemerkungen unrichtig und komisch sind.

Zur Vertheidigung der Stadt Bahia dient ein ziemlich zahlreiches Militär; es befinden sich hier drey bis vier reguläre Regimenter, und eben so viele von der Landmiliz, unter welchen sich ein Negerregiment und ein anderes ganz aus Mulatten zusammengesetztes auszeichnen. Der Gouverneur hat sich schon mehreremale genöthigt gesehen, diese Truppen bey Aufständen

der Negerclaven zu gebrauchen, da von der bedeutenden Volkszahl dieser großen Stadt, bey weitem der größere Theil aus Negerclaven besteht. Bey den Unruhen in Pernambuco, welche gerade jetzt zur Zeit meiner Anwesenheit in Bahia vorfielen, hatte man alle disponibelen Truppen dorthin gesandt. Mit Truppen und Kriegsbedürfnissen beladene Kriegsschiffe liefen von Rio de Janeiro hier ein, die von der Rhede von Bahia gesellten sich zu ihnen, und man blockirte den Hafen von Olinda oder Pernambuco. Auch hier fand man Gelegenheit die zweckmäßigen schnell ergriffenen Maßregeln des Gouverneurs Conde Dos Arcos zu loben. Durch sein thätiges Wirken wurde jene schöne Provinz dem Könige erhalten, und der Geist des Aufruhrs erstickt, welchen einige anerkannt schlechte Menschen aus Eigennutz aufzuregen strebten, indem sie mehrere Geistliche in ihr Interesse zu ziehen wußten, welche, die Herrschaft der Religion über die rohen Gemüther der Brasilianer benutzend, allerdings der öffentlichen Ruhe am gefährlichsten werden konnten. Die Rädelsführer Martim's Ribeira und Mendoza wurden in Bahia öffentlich erschossen, und selbst Priester sah man auf diese Art sterben. Der Geist der Bewohner von Bahia hat sich übrigens bey dieser Gelegenheit als ihrem Könige treu und anhänglich bewährt, denn überall mißbilligte man jenen Aufstand, und würde im Falle größerer Gefahr durch die That jene Treue beurfundet haben.

Gegen einen Angriff sichern die Stadt Bahia mehrere Forts; den Eingang in die Bahia de Todos os Santos beschützt am nördlichen Ufer das Fort S. Antonio da Barra; auf der Höhe des Stadtberges befindet sich die Citadelle und gerade vor der Stadt hat man im Hafen ein rundes Fort erbaut, welches mehrere Batterien von saweren Kanonen enthält; diese werden bey besonderen Gelegenheiten, vorzüglich an hohen Festtagen abgeseuert und salutiren die ankommenden Schiffe.

Mein Aufenthalt in der alten Hauptstadt Brasiliens war nur von kurzer Dauer, und ich fand selbst nicht die nöthige

Zeit um die verschiedenen gelehrten Anstalten dieser Stadt zu besuchen, deren zwar bis jetzt noch immer nur wenige sind. Es giebt indessen außer der öffentlichen Bibliothek, für welche der Graf Dos Arcos so thätig sorgte, und welche mit der Zeit beträchtlich und sehr nützlich für die Verbreitung der Aufklärung in dieser Gegend werden wird, noch andere Anstalten dieser Art, welche schätzbare neue und alte Werke enthalten. Mehrere Klöster, zum Beyspiel das der Franciskaner, besitzen schätzbare alte Schriften und Manuscripte über Brasilien. Auch befinden sich hier mehrere Gelehrte, Herr Antonio Gomes, Correspondent des Grafen von Hoffmannsegg in Berlin, die Herrn Paiva, Bivar und andere, welche sich um das Feld der Wissenschaften und besonders das Studium der Natur verdient machen. Der Güte des ersteren, der eine schöne Bibliothek besitzt, verdanke ich einige interessante Schriften über Brasilien, und der gütigen Mittheilung des letzteren einige Beobachtungen über das Klima der Stadt und Gegend von S. Salvador.

Ich fand in Bahia bey mehreren gebildeten Einwohnern eine sehr zuvorkommende Aufnahme. Der Gouverneur Conde Dos Arcos verwischte bey mir, durch sein einnehmendes Betragen, so wie durch den Antheil, welchen er mir an dem zu Nazareth erfahrenen unangenehmen Vorfalle bezeugte, alle schmerzliche Erinnerungen an jene so traurig verlorenen Tage, wozu der in Pernambuco ausgebrochene Aufstand die Veranlassung gegeben hatte, und ich muß ebenfalls mit Auszeichnung und Dankbarkeit des englischen Consuls Colonel Cunningham und seiner Familie erwähnen, welche sich beeiferten mich mit Beweisen ihrer Güte zu überhäufen. Gern würde ich diese Vortheile länger benutzt haben, wenn meine Sehnsucht nach dem Vaterlande, und eine sich anbietende günstige Gelegenheit zur Rückkehr in dasselbe nicht meine Abreise beschleunigt hätten.

VIII.

Rückreise nach Europa.

Reise nach Lisboa. Ueberfahrt nach Salmouth. Landreise durch England.
Fahrt nach Ostende.

Der Ostindienfahrer *Princesa Carlota* war von *Calcutta* auf der Reise nach Europa in *Bahia* eingelaufen, um daselbst frischen Proviant einzunehmen, und die Regierung hatte ihn in Beschlag genommen, um Kriegsbedürfnisse nach *Pernambuco* zu bringen, wodurch er genöthigt wurde auf längere Zeit nach *Bahia* zurückzukehren. Ich benutzte die Gelegenheit dieses guten sicheren jetzt nach *Lisboa* segelnden Schiffes, um die Rückreise nach Europa zu machen.

Nachdem ich von meinen Bekannten Abschied genommen, begab ich mich am 10ten May Abends an Bord, und der Schiffscapitain *Bethencourt* lichtete noch vor Nacht die Anker. Ein frischer günstiger Wind wehete aus der *Bahia de Todos os Santos* hinaus, man zog alle Segel auf, und schnell schwand die Stadt aus unserer Nähe. Bey eingetretener Abenddämmerung erblickten wir die das *Reconcav* einschließenden Gebürge nur noch in trüber Ferne, und ihr Anblick entschwand uns bald völlig in dem Dunkel der Nacht. Da aber der Wind bald nachließ und nur schwach zu wehen fortfuhr, so hatten wir am 11ten und 12ten May die Küste noch immer

vor Augen; der Thermometer stand jetzt am Mittage in der Sonne auf $24 \frac{1}{2}^{\circ}$ Reaumur, im Schatten auf 23° , und Abends 9 Uhr 21° . In der Nacht vom 12ten verstärkte sich der Wind wieder, so daß wir am 13ten Morgens die Küste nicht mehr erblickten. Das Wetter blieb zu unserer Freude fortwährend schön und es war weder zu heiß noch zu kühl; der Thermometer erhielt sich in der Sonne am Mittage immer auf 26 bis 28° . Man hatte auf dem Schiffe die nöthigen Einrichtungen zu einer langen Seereise getroffen, die Ankertaue (Amaras) in den unteren Schiffsbraum gebracht u. s. w. Schon hatte sich der Passatwind eingestellt, welcher beynahe ununterbrochen während unserer ganzen Reise aus Ost-Süd-Ost mit abwechselnder Stärke blies, und das Meer hatte eine herrliche dunkelblaue Farbe angenommen.

Wir befanden uns am 15ten etwa in der Höhe des Rio S. Francisco, und erblickten hier einzelne kleine schwarze Sturmvögel und öfters einen weißen Vogel mit schwarzen Schwungfedern, der dem Bassanischen Tölpel (Bals Goose) sehr zu ähneln schien. Gewöhnlich fanden wir in dieser Region des Oceans am Nachmittage etwas Windstille, gegen die Nacht aber trat der frische Wind wieder ein. Am 17ten May bekamen wir starken Wind, und das Cabo S. Agostinho war umsegelt; auch hatte man heute zur großen Freude der Schiffsgesellschaft Pernambuco zurückgelegt, weil man gefürchtet hatte von den daselbst kreuzenden portugiesischen Kriegsschiffen angehalten, und vielleicht zum zweytenmal gebraucht zu werden. Der Wind ward nun etwas mehr ungünstig und zwang uns die Richtung der Insel Fernando de Noronha zu nehmen, wo wir, als gewöhnliche Folge der Nähe des Landes starke Windstöße und Regenschauer bekamen; auch bemerkten wir in dieser Gegend schon sehr viele Seevögel und besonders große Geschwader fliegender Fische.

Am 20ten May hatten wir die Insel Fernanda zurückgelegt, das Wetter war wieder gut und heiter; auch erleuchtete

ein freundliches Mondlicht das schöne Schiff mit seinen zahlreichen geschwellten Segeln.

Ruhig in der Abendkühlung auf dem Verdecke sitzend, erfreuten wir uns oft der herrlichen Beleuchtung in den hohen Masten und weißen Segeln des Schiffs, und waren verloren in den Betrachtungen über diese kühne große Erfindung des menschlichen Geistes, womit er die Welttheile beherrscht und durchmisst. Das stolze Schiff fliegt gleich einem Vogel still und ohne Geräusch vor dem Winde dahin, es hebt sich der Vordertheil des schwer beladenen Gebäudes und fort gleitet es um bald wieder tief in die Fluthen einzutauchen; brausend und in weißen Schaum verwandelt theilen sich vor seinem gewaltigen Körper die rollenden Wogen. So hatte die Carlota schon vier Monate von Calcutta nach Bahia gefegelt, den Stürmen und dem Wetter getrozt und keinen Schaden genommen, während Kriegsschiffe am Vorgebürge der guten Hoffnung in ihrer Nähe verunglückten.

Wir waren erfreut die Insel Fernando in unserem Rücken zu wissen, da die Nähe des Landes gewöhnlich auf die Witterung nicht den günstigsten Einfluß zu äußern pflegt. Übrigens bedauerte ich recht sehr diese Insel nicht gesehen zu haben: sie soll etwa 3 Leguas in der Länge halten und wird von Pernambuco aus mit einem Militärposten versehen. Von Portugal aus hat man zu Zeiten Verbrecher zur Strafe dahin geschickt. Die Bewohner dieser Insel sollen viel Mandioca pflanzen und Fische in Menge fangen.

Ein bedeutender Grad von Wärme, da der Thermometer Abends 9 Uhr auf 21 bis 22° stand, so wie Regenschauer und abwechselnde Windstille zeigten, daß wir uns dem Aequator nahe befanden, welchen wir in der Nacht vom 22sten auf den 23sten May durchschnitten. So befanden wir uns denn nun wieder in unserer nördlichen Hemisphäre, und dieser Gedanke erfüllte die ganze so lange von dem Vaterlande getrennt gewesene Schiffsgesellschaft mit einer laut sich aussprechenden Freude. Dennoch

behielten wir noch acht Tage abwechselnde Windstille und Regenschauer bey großer Hitze. Zuweilen stürzte selbst der Regen mit solcher Heftigkeit auf das Schiff herab, daß er an vielen Stellen desselben eindrang. Als wir in der Höhe der Cap Verdischen Inseln waren, nahm die Hitze sehr merklich ab; denn wir hatten am Mittage in der Sonne nicht mehr als 23 bis 24°, dabey wehete meistens starker Wind, der uns zu viel östlich trieb, und das Schiff so sehr auf die Seite legte, daß die See gewöhnlich das Berdeck stark beneigte.

Das unfreundliche stürmische Wetter, welches in der Nähe der Cap Verdischen Inseln beständig anhielt, war Abends zuweilen von heiteren Intervallen der Ruhe und des schönsten Mondscheines unterbrochen; dann hatten wir Gelegenheit auf dem Berdecke gerade im Rücken unseres Schiffes das schöne Sternbild des südlichen Kreuzes zu beobachten, welches in vorzüglicher Klarheit funkelte.

Am 4ten Juny bey dicken Wolken und trübem windigem Wetter erschien uns ein dreymastiges Schiff, welches seinen Lauf gerade auf uns zu nahm; schon waren wir besorgt einem Corsaren begegnet zu seyn, als es die holländische Flagge aufzog. Am 9ten Juny durchschnitten wir den nördlichen Wendekreis, nachdem wir kurz zuvor schwimmenden Fucus und Tropicvögel (*Phaëton aethereus*, LINN.) beobachtet hatten; die letzteren werden von den Portugiesen Rabo de Junco genannt. Der Tang oder Fucus häufte sich nun immer mehr, daher nennen auch die Portugiesen diese Region des Oceans Mar de Sargasso. Bey einer Mittagswärme von 22° und stets bedecktem Himmel fischten wir eine Menge dieser Seegewächse, in welchen wir eine kleine Krabbe und mehrere Arten kleiner Fische, besonders Syngnathen fanden. Die Tropicvögel hatten uns vom 8ten bis zum 12ten Juny, also etwa bis zur Höhe der Insel Palma begleitet; sie blieben aber stets in einer bedeutenden Höhe, und man konnte keinen von ihnen erlegen. Am 14ten Juny bey einem herrlichen heiteren Wetter hatten wir eine angenehme

Unterhaltung durch den Fischfang; ein Schwarm von Doraden (*Coryphaena*) war seit dem vergangenen Tage dem Schiffe gefolgt und hatte es von allen Seiten umgaukelt; jetzt gelang es dem Bootsmann (*Contramestre*) einen dieser Fische zu angeln. Der Anblick dieses Thieres, welches auß Berdeck gezogen wurde, gewährte uns ein ungemeines Vergnügen. Das reinste Himmelblau schmückt in mannichfaltiger Abwechslung mit einem Goldglanz schillernd, den Körper dieses schönen Fisches, und ultramarinblaue Punkte zeigen sich auf der goldenen Grundfarbe; selbst die Iris des Auges ist von einem herrlichen Goldblau. Diese wird gelb wenn der Fisch todt ist; überhaupt verlor er durch das Entweichen des Lebens unendlich viel von seiner Schönheit. Wegen seines schmackhaften Fleisches waren wir sehr erfreut, als man bald nachher noch einen anderen dieser schönen Fische harpunirte. *Alvacore* und noch eine andere Art von Fischen, welche die Portugiesen *Judeos* (Juden) nennen, umschwärmten ebenfalls unser Schiff, wurden aber nicht gefangen.

Wir hatten schon am 15ten das *Mar de Sargasso* verlassen und beobachteten keinen schwimmenden Seetang mehr; dagegen hatten wir oft Windstille und am Abend gewöhnlich 18° Wärme. Am 18ten Juny befanden wir uns etwa in der Höhe von Gibraltar und es zeigten sich auf dem spiegelglatten ruhigen Meere häufig Mollusken: besonders die *Physalis*, *Medusa pelagica* und eine *Beröe*, so wie *Braunfische* und die *Pracellaria pelagica*.

Am 19ten wurde der Wind frischer und erlaubte uns die Richtung der Azorischen Inseln und der portugiesischen Küste zu nehmen; immer heftiger wurde er am 20ten und warf uns die schäumenden Wogen bis auß Berdeck; am Nachmittage zwang uns ein Regenschauer mit verstärktem Winde die meisten Segel einzunehmen. Am 21ten war der Himmel wild mit Sturmgewölken bedeckt, der Wind heulte und Regenströme stürzten herab; das Wasser floß auf dem Berdecke und wild aufsprüzend schlugen die Wogen mit solcher Heftigkeit gegen das

Schiff, daß seine Wände unaufhörlich erbebten. Wir bemerkten ein Schiff, das gleich uns mit wenigen Segeln dem Ungestüm des Windes und der Wogen Trotz zu bieten suchte. Gegen Mittag entstand plötzlich eine schreckliche Verwirrung; der Wind, der mit großer Hefigkeit aus Norden gewehet hatte, sprang plötzlich nach Nord-Westen um, und drohete unsere Masten zu zerbrechen; alles eilte aufs Berdeck und Jedermann legte Hand an um die Segel herabzureißen, welches bey dem unendlich heftigen mit Sturm verbundenen Regen nicht gleich zu bewerkstelligen war; selbst der Schiffskapellan, ein Maratte aus Goa, der Schiffsarzt und die Passagiere bewiesen sich sehr thätig, und so gelang es uns mit großer Anstrengung dieser Gefahr zu entgehen.

Das Schiff mußte nun in der falschen Richtung von Süd-Westen fortlaufen. Später legte sich die Hefigkeit dieses Wetterquals ein wenig; wir behielten aber eine heftige schwere See und einen starken frischen Wind, bey welchem der Thermometer um 12 ½ Uhr Mittags auf 17°, und Abends auf 15° stand. Der folgende Tag war besser und die Temperatur wärmer; an dem darauf folgenden indessen zeigte sich schon wieder ein trüber Regenhimmel mit starkem Winde; das Schiff lief den ganzen Tag hindurch über 7 Knoten, die unteren Segel waren geriffelt, und es lag sehr auf der Seite, wozu seine starken aber sehr schweren, aus brasilianischen Holzarten gefertigten Masten viel beytrugen. Diese unangenehme, veränderliche Witterung hatten wir der Nähe der Azorischen Inseln zuzuschreiben; wir sahen mehrere Schiffe, welche ebenfalls mit dem Wetter kämpften, und bemerkten, daß der Regen eine wärmere Temperatur hatte als der Wind, indem in dem letzteren der Thermometer auf 15°, und im Schutze vor demselben auf 16° stand, auch sich bis in die Nacht hinein auf diesem Stande erhielt. Am Mittage befanden wir uns an dem Eingange des Canals, der die Azorischen Inseln Fayal und Flores trennt; schon glaubten wir uns unserer Rechnung zu Folge, nördlicher als die

erstere dieser beyden Inseln, als wir gegen Abend in einer Öffnung, welche die dicken nebelartig auf dem Meere ruhenden Wolken gaben, auf etwa fünf Leguas von uns entfernt ein hohes Vorgebürge der Insel Fayal erblickten. Vor dieser steil ansteigenden Felsküste bemerkte man eine kleine Felsinsel und erkannte durch sie das Vorgebürge Ponta das Capellinhas.

Capitain Bethencourt nahm nun seinen Lauf etwas mehr nördlich, und entfernte sich so von der Insel, welche sein Vaterland war, und welche er schon seit Jahren nicht besucht hatte; auch mir würde es interessant gewesen seyn die Insel Fayal kennen zu lernen. Wir liefen nun mit starkem Winde fort, und erblickten um Mitternacht plötzlich einen Schooner nahe bey uns, welchen man für einen amerikanischen Corsaren erkannte; Schrecken befiel die Mannschaft, rasch wurde das Schiff gewendet, und da die Wachen auf dem Schooner zu schlafen schienen, so entgingen wir auch dieser Gefahr mit vielem Glücke, denn bey Anbruch des Tages befand sich jenes Schiff nicht mehr in unserem Gesichtskreise.

Der 24ste Juny war ein trüber, stürmischer Tag, wo die äußerst wilde See die heftigsten Schläge gegen den Bord des Schiffes gab, welches fortwährend 8 Knoten lief und uns nördlich von der Insel Graciosa vorbey trug. Wir sahen mehrere Schiffe, wichen ihnen aber immer sorgfältig aus; denn gewöhnlich kreuzen eine Menge von Corsaren in diesen Gewässern, welche sehr lüstern nach den reichen Ladungen der portugiesischen Indiensfahrer sind, die sämtlich diese Straße passiren müssen; auch kreuzen sich bey den Azorischen Inseln, oder Westernslands der Engländer, die Wege einer großen Menge von Schiffen. Die See hatte eine bleygraue Farbe und war mit weißem Schaum bedeckt; sie gab dem Schiffe die heftigsten Schläge, während ein günstiger Sturm de popa (d. h. gerade von hinten) dasselbe forttrieb und anhaltender Regen herabstürzte. Gegen Mittag zerbrach der Wind das Escutel am zweyten Seegel des großen Mastes, welches aber sogleich er-

fest wurde; am Mittage trieb er ein im Meere schwimmendes großes Segel an seiner Stange (Yard) bey uns vorbey, welches auf den Verlust irgend eines Schiffes schließen ließ. Am 25ten Juny hatten wir die Azorischen Inseln zurückgelegt und ein sehr starker Wind blies uns nach der portugiesischen Küste hin, der aber oft umsprang und den Seeleuten viel zu thun gab; er zerriß ein Escutel-Lau und brachte die See in heftige Bewegung. Unsere Wache auf dem großen Mast zeigte mehrere Schiffe an, welchen wir auswichen, da wir keine Kanonen an Bord führten. Der Raum, welchen wir bis zu den europäischen Küsten noch zu durchlaufen hatten, war nicht sehr bedeutend mehr, allein wegen der Corsaren gefährlicher für uns als die ganze übrige Reise. Man beobachtete ein jedes Schiff, deren wir jetzt täglich mehrere sahen, und nahm sogleich einen anderen Lauf. Dies war uns auch immer geglückt bis zum 28ten, wo man am Morgen ein Schiff am Horizonte bemerkte, welches unsere Richtung zu halten schien. Der Pilote der Carlota, welcher sich schon in der Gefangenschaft der Corsaren befunden hatte, so wie der Capitain und alle Seeleute beobachteten dieses Schiff mit einer besondern Aufmerksamkeit, indem sie einige ungünstige Zeichen daran zu erkennen vorgaben. Man sah nun, daß es seinen Lauf gerade auf uns zu richtete und alle Segel beysezte um uns zu erreichen. Gegen 12 Uhr erkannte man zu allgemeiner Bestürzung, daß dieses Schiff ein amerikanischer Schoner (Escuna der Portugiesen), also höchst wahrscheinlich ein Corsar sey; auch gab es in diesem Augenblick einen Kanonenschuß zum Zeichen, daß wir es erwarten sollten und zog die portugiesische Flagge auf. Jetzt entstand eine allgemeine Bestürzung! ein jeder rannte in den Raum hinab, um seine Habseligkeiten zu verbergen so gut es möglich war. Man meißelte Öffnungen in die innere Bekleidung des Schiffes und verbarg die wichtigsten Effecten: Papiere, Geld, Zeuge und dergleichen mehr, wiewohl man kaum erwarten durfte, daß vor den geübten Blicken gieriger, der Plünderung gewohnter Pira-

ten, irgend etwas von Werth verborgen bleiben könne. Daß Mittagessen wurde aufgetragen, allein Niemand hielt lange dabey aus, denn der Ruf: der Schooner ist schon nahe heran! versammelte schnell die ganze Mannschaft auf dem Verdecke. Erwartungsvoll und stille ohne einen Laut standen Alle und blickten mit gespannter Aufmerksamkeit nach dem schönen Kriegsschiffe hin, welches mit allen Segeln, nett und schlank wie ein Vogel auf uns zustrich, und die Mündungen der Kanonen entblößt hatte; auf dem Verdecke standen eine Menge Menschen Kopf an Kopf gedrängt, unter welchen man als Bestätigung unseres Verdachtes verschiedene Neger und andere farbige Leute erkannte. In dem Augenblick, als wir unser Urtheil erwarteten, ergriff der Offizier auf dem Schooner das Sprachrohr und befragte uns, woher wir kämen und wer wir seyen. Die Antwort erfolgte in dieser furchtbaren Spannung sogleich, aber in diesem Augenblick, welche überraschende Freude! erkannten einige unserer Matrosen von der Höhe des Mastkorbes, daß unser vermeinter Corsar ein portugiesisches Kriegsschiff sey. Allgemeiner Jubel verbreitete sich jetzt auf unserem Schiffe, und wir Alle wünschten einander Glück! Der commandirende Offizier des Kriegsschooners *Constantia* (so hieß das Schiff) gab uns den Befehl ihn zu erwarten, indem er uns zurief: daß er ein Boot an unseren Bord senden werde. Der Schooner gieng nun um uns herum, legte bey, und setzte ein Boot in See, worin sogleich ein Lieutenant an uns abgesandt wurde, welcher unsere Besorgnisse wegen Unsicherheit dieser Meere bestätigte. Die *Escuna Constantia* war wirklich ein sehr schöner amerikanischer Schooner, welchen die portugiesische Regierung gekauft und ausgerüstet hatte; sie führte 18 Kanonen und hatte vor 16 Tagen *Lisboa* verlassen, um in diesen Gewässern gegen die zahlreichen Corsaren zu kreuzen. Erst vor wenigen Monaten hatte eine portugiesische Fregatte einen solchen genommen; ein anderer hatte den großen portugiesischen Ostindienfahrer *Asia Grande* in dieser Region angegriffen

und verfolgt, aber nicht genommen, da der letztere 20 Kanonen an Bord führte und sich tapfer vertheidigte.

Erfreut jene beunruhigende Täuschung auf eine so glückliche Art aufgeklärt zu sehen, zog die Carlota in größter Eile ihre Segel wieder auf; die Constantia that dasselbe, und nachdem sie ihr Boot wieder hinauf gewunden hatte, segelte sie sotto vento (unter dem Winde) pfeilschnell und höchst majestätisch bey uns vorbey, indem sie uns eine glückliche Reise wünschte. Wir entfernten uns hierauf schnell von einander, indem der eine seiner Bestimmung nach Osten, der andere aber nach Süden folgte. Ein Regen- und Sturmschauer, von den Portugiesen Agoaçeiro genannt, war uns günstig und trieb das Schiff dermaßen schnell, daß wir in wenigen Stunden die Constantia ganz aus dem Gesichte verschwinden sahen. Am folgenden Tage beobachteten wir mehrere Schiffe, welchen wir abermals vorsichtig auswichen, als wir am 30ten Juny schon die Anzeigen der nahen Küsten von Europa in mancherley Stücken von Seetang (*Fucus*) erkannten, worunter besonders eine Art in Gestalt eines Bandes sich auszeichnet, welches die portugiesischen Seefahrer *Curiolas* nennen.

Um 2 Uhr Nachmittags erschallte von der Spitze des großen Mastes der fröhliche Ruf: Land! Land! und wir erkannten bald in trüber Ferne das Cabo da Roca in Portugal, dessen vordere Spitze gleich einer sanft abgerundeten Insel sich unseren erfreuten Blicken zeigte. Bald erhob sich die Küste deutlicher vor unseren Blicken, obgleich Wolken die schöne Ansicht in etwas trübten; Schiffe verschiedener Nationen zeigten sich nun in der Ferne. Mehrere Fischerböte näherten sich, und man gab ihnen durch Flaggen zu verstehen, daß wir einen Piloten wünschten, worauf man auch gegen Abend eine Muleta, ein sonderbar gebautes Fischerboot, mit der Pilotenflagge heran segeln sah. Es brachte uns eine große Menge guter Fische und einen Piloten aus Cascaës, der bey uns an Bord stieg. Da der Tag schon zu weit vorgerückt war, so konnte man heute nicht mehr

in den Tajo einlaufen; wir kreuzten bis zum folgenden Morgen, und als der 1te July sein erfreuliches Licht über die frühwachsamer Schiffsgesellschaft ergoß, befanden wir uns sämmtlich schon auf dem Verdeck vereint, um die europäischen Gestade zu begrüßen; leider war aber das Wetter nicht günstig, um das Land recht unterscheiden zu können. Wir segelten nun der Mündung des Flusses zu. Sie wird am nördlichen Ufer von dem Cabo da Roca und am südlichen von dem Cabo d'Espichel begrenzt, welches letztere weit in die See vortritt, und flacher ist als das nördliche. Das Meer hatte die hellgrüne schöne Farbe wie an den Küsten von Brasilien. Um 9 Uhr lief die Carlota in die Barra ein, wo rechts und links die See sich heftig an den Felsketten bricht. Mancherley Fischerböte von origineller sonderbarer Gestalt, Muletas, Barreiros und spanische Schiffe durchkreuzten einander und liefen zugleich mit uns ein. Der Nebel hatte sich um diese Zeit verloren, und zeigte uns die etwas flachen, sanfthüglichen Ufer des hier noch sehr breiten Flusses, bedeckt mit Dörfern, Villas und Kirchen. Man konnte die weißlichen Häuser unterscheiden, so wie die schon von ihren Früchten entblößten Felder, da der Waizen in Portugal sehr frühe reift. Zur Rechten blieb uns im Flusse ein rundes Fort, Torre de Buzio genannt, und am nördlichen Ufer die Festung S. Julião. Der Fluß verengt sich nun etwas mehr, und man bemerkt zu beyden Seiten Dörfer und Wohnungen. Wir segelten bey ein Paar französischen Fregatten vorbey, welche vor Anker lagen, und wurden alsdann von einer portugiesischen Bombarde examinirt. Gegen Mittag ankerte die Carlota am nördlichen Ufer zu Belem, dem Anfange der Stadt Lisboa. Von hier an zieht sich eine weite Häusermasse bis zur eigentlichen Cidade hinauf. Am Nachmittage erhielten wir die Visita da Saude, welche den Gesundheitszustand unserer Mannschaft untersuchte; wir durften indessen das Schiff nicht verlassen, da unsere Pässe noch nicht untersucht waren. Zwey bey der Stadt geankerte Linienfahrtschiffe,

welche bestimmt waren, in wenigen Tagen nach Livorno abzusегeln, um die Erzherzogin Leopoldine von Österreich nach Rio de Janeiro zu bringen, sandten einen Offizier mit einem Commando Soldaten, um unsere Matrosen in Beschlag zu nehmen, da sie Mangel an Leuten hatten. Wir segelten etwas aufwärts, mußten aber aus Mangel an Wind den Anker wieder fallen lassen. Schon am Abend und während der Nacht war unser Schiff zur Bewachung der Matrosen mit einer Menge von Soldaten besetzt, welche scharf feuerten sobald ein Boot sich näherte.

Am 2ten July Morgens segelten wir nach der Cidade hinauf; der Anblick dieser großen Stadt war vorzüglich schön. Sie breitet sich weit längs des Ufers hinauf an einem sanften Rücken aus und ihre weißliche Häusermasse mit blaßröthlichen Ziegeldächern ist sehr bedeutend. Man erblickt viele sich auszeichnende große Gebäude und ansehnliche Paläste, unter andern den von Ajuda, welcher noch nicht vollendet ist, viele große Kirchen u. s. w. Zwischen den Gebäuden treten schöne dunkelgrüne Gebüsche von Lorbeer-, Drangen- und Citronenbäumen mit Cypressen, Pinien u. s. w. hervor, gegen welche das Silbergrün der Ölbaume schön absticht; unter diesen Baumparthien bemerkt man besonders den Garten der Königin. Im Allgemeinen ist jedoch der Anblick dieser Gegend todt und ernst, etwas nackt, ohne frisches lebhaftes Grün, und man bemerkt nur die Farbe des verbrannten Bodens, der weißlichen Häuser und der schwärzlich grünen Baumgruppen.

Wir ankerten gegen Mittag im Angesicht der Statue König Dom João I., welche man gewöhnlich mit dem Rahmen der Memoria belegt, und des Quay Sodré, zwischen vielen großen Dreymastern, welche zum Theil so eben von ihren Weltreisen angekommen waren.

Der Fluß gewährt hier eine besonders schöne Ansicht: nach dem Lande hinein gleicht er einem Meere, da seine äußerst niedrigen Ufer so weit zurücktreten, daß man sie völlig aus dem

Auge verliert; Schiffe aller Art, mit den Produkten der benachbarten Gegenden und Ortschaften beladen, durchkreuzen einander, und reges Leben ist auf dieser anziehenden Wasserscene verbreitet. Der Thermometer stand an diesem heiteren schönen Tage am Mittage auf dem Schiffe im Schatten auf 19° , jedoch war die Hitze in den Straßen bedeutend stärker.

Lisboa, diese große ansehnliche Stadt, giebt, vom Tajo aus gesehen, eine weit bessere Ansicht als wenn man ihr Inneres betreten hat. Genau betrachtet ist sie hügelig, uneben und zerstreut erbaut, schmutzig und schlecht gehalten, sie dehnt sich aber auf eine bedeutende Entfernung längs des nördlichen Ufers des schönen Tajo aus. Nur am Ufer des Flusses ist eine regelmäßig zusammenhängend gebaute Stadt, deren lange Straßen zum Theil breit und ansehnlich sind. In den oberen entfernteren Theilen von Lisboa hingegen findet man Gärten und selbst Kornfelder, welche durch einzelne, zerstreut ausgedehnte Straßen eingeschlossen und verbunden sind. Der größere Theil der Straßen dieser Hauptstadt ist enge, schmutzig und daher besonders in der großen Hitze dem Geruchsinne empfindlich. Die Gebäude sind von Stein, größtentheils hoch und von mehreren Stockwerken, alle mit Balkons versehen, von welchen man zum Theil die schöne große Aussicht auf den Fluß und die umliegende Gegend genießt. An ansehnlichen Kirchen und Klöstern ist ein großer Überfluß, so wie man denn auch alle mögliche Uniformen von Mönchen, und alle Arten geistlicher Orden in den Straßen erblickt. Öffentliche, zum Theil ansehnliche Gebäude hat diese Hauptstadt ebenfalls mehrere; zu diesen gehört besonders das Arsenal mit den Werften, das indische Haus mit dem Zollhaus (Alfandega) und die Börse, sämtlich in einem großen Gebäude vereint, neben welchem unmittelbar ein schöner großer Platz, die Praza do Commercio angelegt ist, auf dem man die colossale bronzene Statue Equestre des Königs Dom João I. aufgestellt hat. Lisboa hat ein Opern- und zwey Comödienhäuser. Die Quays am Flusse, besonders der Quay

Sodré, vor welchem die großen Indiensfahrer vor Anker liegen, werden stark besucht, und dienen besonders in der Kühle des Abends den Bewohnern zum Spaziergange. Ehemals soll das Gemüth der Spaziergänger und des handeltreibenden Theils der Einwohner in diesen dem Ufer nahe gelegenen Theilen der Stadt weit beträchtlicher gewesen seyn als jetzt, da der Handel unendlich viel verloren hat. Die Portugiesen geben der englischen Regierung die Schuld dieser Abnahme ihres Wohlstandes, weshalb auch die Engländer im Allgemeinen hier wenig beliebt sind. Der Handel nach Indien ist stärker als der nach Brasilien, welcher durch die Engländer ganz besonders verloren haben soll. Portugal ist in vielen Stücken noch gar sehr gegen andere Nationen zurück; selbst in der großen Hauptstadt Lisboa vermißt man eine Menge von nützlichen Einrichtungen, die man in den meisten kleineren Städten des civilisirten Europa findet. Alles ist theuer; die Wagen (Seichas) und Gasthöfe äußerst schlecht, und nur sehr wenige, welche von Ausländern angelegt sind, haben einige Vorzüge. Man hat bey Nacht keine Erleuchtung; weder Landstraßen noch Posten sind zweckmäßig eingerichtet; der Correo (Briefpost) nach Madrid geht zu Pferd; keine Wächter schützen die Sicherheit der Straßen bey Nacht. Dagegen findet man jetzt überall Militairwachen, besonders seitdem ohnlängst ein Aufstand in der Stadt vorgefallen war. Manche Züge dieser südlichen Stadt sind originel. Das Wasser, welches der große sehenswerthe Aquaduct, der ein schönes massives Werk ist, 4 Leguas weit aus den Regengebürgen von Cintra herüberführt, wird von einer Menge von Menschen mit kleinen Fäßchen in allen Theilen der Cidade zu Kauf umhergetragen. Diese Wasserträger, welche zu der rohesten Klasse des Volks gehören, sieht man an allen Brunnen in zahlreichen Banden gelagert. An einem jeden Morgen bey Anbruch des Tages treibt man Kühe und Ziegen mit einer Glocke am Halse, durch die Straßen, und melkt sie vor einem jeden Hause. Überall wallfahrten in den Straßen eine Menge

von Gärtnern, Bauern und Windmüllern mit großen Zügen von Maulthieren und Eseln, welche ihre Produkte, alle Arten von Gemüsen, Obst, Mehl u. s. w. verkaufen. Man bringt besonders eine große Menge Obst zur Stadt.

Lisboa hat mehrere ansehnliche Gärten, in welchen schöne schattenreiche Bäume anziehende Parthien bilden. Aber auch in der Gartenkunst sind die Portugiesen noch hinter allen Nationen zurück; denn überall findet man noch nach dem alten steifen französischen Geschmack geschnittene Bäume, zu den kläglichsten erbärmlichsten Figuren verunstaltet. Zu Belem, dem unteren Theile der Stadt, befindet sich der Garten der Königin, nahe bey der jetzt völlig ausgestorbenen Menagerie. Er besteht in einem Bosquet von hohen schattenreichen Bäumen verschiedener Art, besonders von Silberpappeln, Lorbeeren, Eschen und mehreren anderen südlichen Bäumen, überall mit geraden unter der Scheere gehaltenen Hecken durchschnitten, zwischen welchen sich die Wege befinden; eine Menge von Singvögeln beleben diese Schatten. Auf eben diese Art ist der öffentliche Garten (Passéo publico) angelegt, welcher sich in der Mitte der Stadt befindet. Hier hat man unter alten schattenreichen Bäumen einander durchkreuzende gerade Gänge angebracht; sie sind mit kleinen Brusthecken eingefast, und zu den Seiten mit Mauern und vielen kleinen Thoren versehen. Dieser Spaziergang ist klein, er erfreut aber durch seinen Schatten, da er in der Mitte der von der Sonne erhitzten Straßen angelegt ist. Unter den hier wachsenden Bäumen bemerkt man mit Vergnügen hohe schöne Cercis-Stämme. Unweit dieses Passéo befindet sich der königliche Palast, ein nur mäßig ansehnliches Gebäude. Ein anderer Palast, Palacio da Ajuda genannt, wird zu Belem erbaut, doch fehlt jetzt noch viel an seiner Vollendung. Mit mehrerem Interesse betrachten die Fremden das Naturalien-Cabinet in der Nähe von Ajuda, wo sich auch der botanische Garten befindet. Das erstere soll ehemals sehr beträchtlich gewesen seyn und es enthält auch noch viele interessante Stücke

aus den verschiedenen portugiesischen Besitzungen in den entfernteren Welttheilen. Napoleon hat sich durch die Plünderung dieser Anstalt bey der portugiesischen Nation ein unvergängliches Denkmal gesetzt, denn er war der erste Eroberer, welcher selbst die wissenschaftlichen Einrichtungen der verschiedenen mißhandelten Völker nicht verschonte, und alles für gute Beute erklärte, was seinen Händen erreichbar war. In diesem Cabinette befand sich eine sehr bedeutende Collection von brasilianischen Thieren, welche man jetzt indessen nicht mehr hier, sondern in Paris suchen muß. Alle andere Nationen erhielten wenigstens einen großen Theil der ihnen geraubten Seltenheiten bey dem Frieden von 1815 wieder, die Portugiesen allein giengen leer aus, und betrauern jetzt noch ihren Verlust, der indessen zu ersetzen seyn würde, wenn ein Befehl des Königs Sammler in Brasilien beauftragte, die verschiedenen Provinzen jenes Landes zu durchreisen, und die naturhistorischen Merkwürdigkeiten derselben für dieses Cabinet zu bearbeiten. Dennoch besitzt diese Collection auch jetzt noch vieles Sehenswerthe, unter andern eine nirgends zu findende Sammlung von Waffen, Geräthschaften und Federzierrathen der verschiedenen brasilianischen Völkerschaften, besonders der Stämme am Maranhão, deren Farben prachtvoll sind, da sie aus den Federn der Araras, Ararunas, Tucanas, Guarubas und anderer schöner Vögel zusammengesetzt sind. Auch gehören zwey Manatis von 6 bis 7 Fuß Länge zu den Seltenheiten welche man hier bemerkt.

Der botanische Garten ist kaum der Erwähnung werth; er enthält zwischen niederen unter der Scheere gehaltenen Hecken, Räume, wo einige gemeine Pflanzen halb wild vegetiren. Ein Paar kleine Treibhäuser sind beynaher leer; in ihrer Nähe befinden sich einige merkwürdige Gruppen von verschiedenen Arten sehr starker Cactus-Stämme und ein Drachenblutbaum (*Dracaena Draco*), der eben reife Früchte im freyen Lande trug. Da das Studium der Naturgeschichte in Portugal nicht viele Verehrer zu finden scheint, und selbst die eigenen Produkte die-

ses Landes größtentheils von fremden Naturforschern untersucht wurden, so darf man sich um so viel weniger wundern, wenn diese Nation die naturhistorische Untersuchung ihrer entfernten Colonien vernachlässigte.

Der Anblick der vielen Mängel und Unvollkommenheiten, welche den Bewohnern dieses Landes noch zu verbessern bleiben, wird jedoch durch die Schönheit der Natur, besonders im Frühjahr, in einem gewissen Grade ersetzt; allein jetzt hatte durch die Sommerhitze das Land schon seinen Reiz verloren, und ich sehnte mich um so mehr, in dem gemäßigten Klima nördlicher gelegener Länder eine Erholung von den Anstrengungen meiner Reise zu suchen.

Die englischen Packetboote, deren aus Falmouth in den ersten Tagen eines jeden Monats eine bedeutende Anzahl auslaufen, gehören zu den angenehmsten Einrichtungen für Reisende. Auch in Lisboa findet man in einer jeden Woche Gelegenheit mit einem solchen nach England abzugehen, und ich benutzte dieselbe, indem ich mich auf dem Packet Duke of Kent, Capitain Lawrence einschiffte.

Wir verließen am 12ten July am Mittage mit einem frischen Winde die Stadt, liefen schnell den Tajo hinab in die offene See und verloren noch an demselben Tage Portugal aus dem Gesichte. An den nächstfolgenden Tagen blies ein frischer Wind, und die See war etwas unruhig, daher wurden einige der Passagiere von der Seekrankheit befallen. Ob wir gleich bis zur Höhe von Cap Finisterre in Spanien oft widrigen Wind und einigemal Windstille hatten, so legten wir dennoch die Reise nach Falmouth in zehn Tagen sehr glücklich zurück. Die englischen Packete sind den Reisenden sehr zu empfehlen, da ihre Einrichtung sehr nett und reinlich, die Lebensart und der Tisch gut, und die Seeleute ebenfalls von der besten Art sind. In Kriegszeiten führt ein solches Fahrzeug, wozu man immer die leichtesten, sichersten, möglichst gut segelnden zwey-

massigen Schiffe wählt, 8 Kanonen und 31 Seeleute; in Friedenszeiten nur 21 Mann.

Am 21sten July erblickten wir gegen Mittag die Küsten der Scilly-Inlands und steuerten gerade auf den Canal zu. Gegen Abend erhob sich Cape Lizzard aus dem Ocean empor; unsere Freude war groß, nach zwey Jahren und 29 Tagen diesen Punkt glücklich wieder berührt zu haben. Eben trat die Dunkelheit ein, als wir die Mündung des Canals erreicht hatten und wir bemerkten mit Vergnügen, wie plötzlich überall an der Küste von England Leuchthäuser an vielen Orten zu glänzen anfiengen. Am folgenden Morgen, als wir das Verdeck betraten, erblickten wir uns in dem freundlichen Hafen von Falmouth ruhig und sicher vor Anker.


Falmouth ist ein hübsches Städtchen an der Mündung des Flusses Fal, der Hafen ist rundum eingeschlossen, schön und sicher. Überall erblickt man die freundlich grünen Ufer bebaut und mit den schönsten Wiesen bedeckt, und bey der Stadt erheben sich hohe schattenreiche alte Bäume. Nachdem wir unser Schiff verlassen hatten und unsere Pässe berichtigt waren, hielten wir uns noch einen Tag in Falmouth auf, wo wir die Umgegend etwas kennen lernten, und mit vorzüglicher Herzlichkeit und Güte in dem Hause unseres biederen Capitain Lawrence aufgenommen waren. Ich fand die Gegend von Falmouth sehr angenehm, besonders wenn man das auf einem Hügel in der Nähe der Stadt erbaute Fort Pendennis ersteigt, von welchem man einer sehr schönen Aussicht in die See und in das überall grüne freundliche England genießt.

Die Reise von Falmouth nach London, welche ich am 24sten July antrat, war sehr angenehm und unterhaltend. Die Chaussees sind in diesem reichen schönen Lande untadelhaft, und die Posteinrichtung von einer Vollkommenheit, wie man sie in keinem anderen Staate antrifft. Die Pferde sind die schönsten und besten, alle von edler Race, und die Schnelligkeit der Bedienung auf den verschiedenen Stationen läßt nichts zu wünschen

übrig: Die Ansicht der Provinz Cornwallis, in welcher Falmouth gelegen ist, hat im Allgemeinen weniger Anziehendes als die übrigen Provinzen, welche man auf dieser Reise durchschneidet; sie hat viele Heiden, auf welchen Rinder und Schaafe weiden; viele sumpfige Wiesen mit Rohr und Binsen, aber auch viele schöne lachende Gegenden und ist besonders bekannt wegen ihrer mannichfaltigen Bergwerke, von welchen verschiedene Reisebeschreibungen Nachricht gegeben haben. Der rauhere, geringere Fruchtbarkeit verkündende Charakter, welchen man in einigen Gegenden von Cornwallis findet, verschwindet schon in Devonshire, und von nun an erfreut sich der Reisende der schönsten fruchtbarsten Gegenden, in welchen Wiesen und Gebüsche von dem üppigsten Grün mit weidenden Pferden, Rindern und Schaafen über ein Land von sanft abgerundeten Hügeln verbreitet sind. Alles ist benützt, bebaut und belebt, nirgends Blößen oder unfruchtbare Stellen, nette wohlgebaute Örter oder Pachthöfe überall, und Städte die durch freundliche Häuser überall einen gewissen Wohlstand verrathen, welchen man in anderen Ländern vermißt. In vielen Gegenden gleicht das Land einem natürlichen Park; andere Gegenden sind durch Kunst dazu umgeschaffen, und man erblickt auf weit ausgedehnten von Wasser durchschnittenen Wiesen hohe alte schattenreiche Eichenwälder und das ansehnliche, geschmackvoll erbaute Landhaus des Besitzers. Von Falmouth hat man 84 englische Meilen bis zu dem am Flusse Ex gelegenen Exeter, einer der schönsten Städte von England, welche regelmäßig gebaut ist, und etwa 18000 Einwohner zählt. Die ganze Umgebung glich in dieser schönen Jahreszeit einem Garten, wo der Reisende die mannichfaltigste Unterhaltung hat. Ich reiste über Salisbury durch Wiltshire, Hampshire und andere Provinzen stets durch die angenehmsten, lachendsten Gegenden nach London, wohin man von Exeter einen Weg von 176 englischen Meilen zurücklegt, und traf am 26sten July in dieser Weltstadt ein, von wo ich, nach einem kurzen Aufenthalt nach

Dower abreiste, um mich daselbst nach dem festen Lande einzuschiffen.

Die Fahrt nach Ostende gieng sehr glücklich von statten; das Paket verließ am Nachmittage Dower und erreichte schon vor Mitternacht die Küste von Flandern; wir liefen mit dem ersten Anbruch des Tages in den Hafen ein, und ich begab mich alsdann über Gent, Brüssel, Lüttich nach Aachen, wo ich wieder deutsch reden hörte, und nun bald den vaterländischen Rhein begrüßte.



U n h a n g.

I.

Ueber die Art in Brasilien naturhistorische Reisen zu unternehmen.

Es wird Naturforschern nicht unwillkommen seyn, die Erfahrungen eines Reisenden über die Art, wie man am zweckmäßigsten in jenen Climates naturhistorische Sammlungen einzurichten habe; kennen zu lernen und um richtig beurtheilen zu können, welche Hindernisse sich dem Sammler in den Weg zu stellen pflegen. Obgleich alle in der heißen Zone gelegene Länder in der Hauptsache in dieser Rücksicht überein kommen, so hat dennoch ein jedes Land seine Eigenheiten und ich rede daher vorzugsweise über Brasilien; man wird indessen die meisten der hier erwähnten Einrichtungen, einige Modificationen abgerechnet, in allen Tropenclimates benutzen können.

Brasilien, ein weites, größtentheils gebürgiges oder hügeliges, noch wenig kultivirtes Land, bietet dem Naturforscher große Schwierigkeiten dar, indem für das Fortkommen der Reisenden auf keine Art gesorgt ist. In Europa ist das Reisen eine Sache des Vergnügens und der Erholung, denn hier hat man alles berücksichtigt, was dem Reisenden angenehm und nützlich seyn kann, und leicht findet man Befriedigung für alle Bedürfnisse, die in einer solchen Lage entstehen können.

Brasilien ist dagegen bis jetzt auf der unteren Stufe der Cultur stehen geblieben. Hier befinden sich nur wenige Hauptwege und keine Landstraßen, ja es fehlt in den meisten Gegenden an Obdach, an Brücken, selbst nicht selten an Lebensmitteln und dem nöthigen Vorrath für die dringendsten Bedürfnisse. Der Fremde hat sich oft mit allem zu versorgen

und vieles zu bedenken, was er ohne Erfahrung unmöglich wissen kann. Die so leichte und zweckmäßige Fortschaffungsart der Waaren durch Frachtfuhren kennt man in Brasilien nicht, dagegen müssen Maulthiere, welche oft durch die ihnen eigene Halsstarrigkeit die Beschwerde vermehren, eine geringe Last mit bedeutenden Kosten fortschaffen. Es ist wahr, daß in gewissen sehr gebürgigen Gegenden der Gebrauch der Lastthiere große Vortheile gewährt, allein diese Art des Transportes bleibt dennoch im Allgemeinen unendlich weit hinter unserem Fuhrwesen zurück; sie ist aber bis jetzt die allein anwendbare, da in diesem Lande keine gangbaren Wege und Landstraßen existiren.

Will man in das Innere von Brasilien reisen, so muß man sich zuerst nach guten dauerhaften Maulthieren umsehen, die man in einigen Provinzen, zum Beyspiel in Minas Geraës, S. Paulo, Rio Grande wohlfeil, in anderen nur zu hohen Preisen erhält (*). Man kauft zu Rio de Janeiro einem Mineiro seine ganze Tropa (d. h. alle seine Lastthiere) ab, und bezahlt gewöhnlich 33 bis 25000 Reis, etwa 6 Carolin nach unserem Gelde für das Stück; in Bahia kauft man sie zu Villa da Cachoeira de Peruagü oder Paraguagü. Fremde verstehen es nicht solche Maulthiere zu behandeln, zu beschlagen, zu heilen wenn sie krank sind u. s. w., daher ist es nöthig sogleich einen Tropeiro oder Arrieiro in Dienst zu nehmen; Leute, welche von Jugend auf den Transport der Waaren mit ihren Maulthieren besorgt haben. Immer sieben beladene Lastthiere nennt man eine Lot, und auf diese Zahl rechnet man einen Tropeiro. Diese Leute, bey dem Geschäfte aufgewachsen, verstehen alles dazu Nöthige vollkommen, sind abgehärtet und genügsam wie alle Brasilianer, schlafen auf der Erde wenn es seyn muß und gehen neben ihren Thieren her oder reiten, nachdem man mit ihnen überein gekommen ist. Hat man das Glück einen guten Tropeiro zu bekommen, so ist der wichtigste Punkt beseitiget, welcher einen günstigen Fortgang der Reise versprechen kann. Er beladet täglich am Morgen die Maulthiere, ladet sie am Abend ab und treibt sie, nachdem sie während der Nacht geweidet haben wieder zusammen, wenn man am folgenden Morgen abreisen will. Oft muß er ihnen weit nachgehen um sie aufzufinden, kennt aber ihre Spur und ihre Lebensart so genau, daß er sie gewiß finden wird.

Die Art, wie man in Brasilien die Lastthiere beladet, ist sinnreich und einfach eingerichtet; sie verdient daher hier auch einer Erwähnung.

(*) Hierüber siehe von Eschwege Journal von Brasilien Heft II. S. 76.

Ein gutes Maulthier trägt 8 Arrobas (eine Arroba beträgt 32 Pfund); man ladet ihm jedoch zuweilen bis zu 12 Arrobas auf. Zum Beladen bedient man sich eines Packsattels (Cangalha genannt.) Er besteht aus einem Gestelle von Holz, das vorne und hinten an seinem Obertheile einen dicken starken Fortsatz in aufrechter Stellung hat, an welchen man von beyden Seiten die Kisten anhängt. Um den Druck dieses Packsattels zu vermindern, füttert man ihn an seiner inneren Seite mit getrocknetem Grase aus, welches schmale lange Blätter hat und sehr gleichförmig gelegt wird, bringt nun inwendig über dem Grase oder Capin noch ein Kissen von einer Rohrmatte (Esteira) an, und überzieht dieses mit Baumwollenzeug. Auf der Oberseite wird der so ausgefütterte Sattel mit einer Kappe von Ochsenhaut bedeckt, welche viereckig geschnitten und auf ihrem oberen Rücken mit zwey Oeffnungen versehen ist, um die hölzernen Verlängerungen durchzulassen, an welche die Kisten gehängt werden. An einem solchen Sattel befestigt man vorne einen breiten Brustriemen, und hinten ein Hinterzeug, welche im Hinauf- und Hinabsteigen der Gebürge unentbehrlich sind. Ein lederner Riemen aus roher Ochsenhaut geschnitten, bloß fest angezogen und mit einer Schleife gebunden, giebt den Gurt des Sattels ab und befestigt diesen hinlänglich. Als Zaum bekommt das Lastthier nichts als eine Halfter (Cabresto) von roher Ochsenhaut oder von sehr fest gedrehten Pferdehaaren, welche hinter den Ohren liegt und dem Thiere das Maul zum Grasen und Trinken völlig frey läßt; der an der Halfter befindliche Riemen, womit man es anbindet, wird, sobald das Thier beladen ist, an den Sattel fest geknüpft und nun läßt man auf der Reise ein jedes derselben hinter dem andern frey einhergehen. Die Ladung selbst besteht in zwey Kisten von gleicher Größe, von denen auf jede Seite des Sattels eine gehangen wird und welche weder zu groß noch zu klein seyn dürfen. Die beste Größe für dieselben ist eine Länge von 29 rheinländischen Zollen; sie werden aus dem leichten Caschetholze gemacht, haben einen übertretenden Deckel und sind mit Ochsenhaut (die Haare nach außen) überzogen. An einem jeden ihrer Enden befindet sich ein eiserner Griff; an ihrem unteren Theile umgiebt man sie mit zwey Riemen von Ochsenhaut, welche sich kreuzen, um sie haltbar zu machen und bringt an einem jeden der Handgriffe eine Schleife von Ochsenhaut an, womit sie an die Fortsätze des Sattels angehängt werden.

Wenn der Troupeiro aufladen will, so nimmt er den Kasten auf die Schulter und hängt ihn selbst an, wobey er hauptsächlich auf Gleichgewicht der Ladung an beyden Seiten sieht, damit das Thier nicht gedrückt werde; haben die Kisten die erforderliche Gleichheit der Schwere nicht,

so legt man wohl auf den leichteren noch andere Dinge oben auf, um das Gleichgewicht hervorzubringen. Auf diese Art beschäftigte Tropheiros stellt die vignette des VIII. Abschnittes (in der 4to Ausgabe) vor, auch zeigt sie die äußere Bildung des Packfattels. Ist die Ladung auf diese Art befestigt, so bedeckt man sie mit einer großen trockenen Ochsenhaut, das Haar nach außen, welche nun mit einem langen Riemen von Ochsenhaut, Sobrecarga genannt, zusammen geschnürt wird. Dieser Uebergurt hat an seinem einen Ende einen eisernen Haken, mit welchem man das andere Ende, welches mit einem hölzernen Knebel versehen ist, dadurch anzieht, daß man den letzteren durchsteckt und öfters herum drehet. Um zu verhindern, daß die Ladung auf dem Sattel nicht vor- oder rückwärts rutsche, ist an demselben vorne und hinten noch ein Riemen angebracht, mit welchem man auch von dieser Seite die Kisten noch mehr befestigt. Ist das Thier auf diese Weise gehörig beladen, so läßt man es frey gehen und grasen bis alle bepackt in Bewegung gesetzt werden können. Nach vollendeter Tagereise giebt man ihnen, nachdem sie abgeladen sind, ein Futter von Mais, welcher ihnen, wie bey der Cavallerie im Felde, in einem Futterbeutel angehängt, oder auf Ochsenhäuten vorgeschüttet wird. Diese Nahrung ist sehr kräftig und auf ermüdenden Reisen besonders nöthig.

Die bey dieser Bepackung gebrauchten Kisten erhält man bis jetzt nur in bedeutenden Städten, wie Rio de Janeiro, Villa Rica und Bahia gut gemacht, wo man sie indessen ziemlich theuer bezahlen muß. In allen kleineren Villas und Ortschaften der inneren Gegenden von Brasilien, und selbst der Küste, findet man keine Gelegenheit dergleichen gut und dauerhaft gearbeitete Kisten zu bekommen; da es hier keine Tischler sondern höchstens nur Zimmerleute giebt, die dergleichen Verschläge zu plump und schwer, und gewöhnlich nur mit Nägeln zusammen schlagen, so daß sie zum Zweck der Reise völlig unbrauchbar sind. Es ist daher durchaus nöthig, sich mit den erforderlichen Kisten in großen Städten zum voraus zu versorgen. Um alle Arten von Naturalien in einem fremden Lande gehörig bewahren zu können, ist es rathsam diese Kisten inwendig auf eine eigene Art einrichten zu lassen. Man läßt in denselben dünne Böden von Caschetholz übereinander anbringen, deren Zwischenräume jedoch von verschiedener Höhe seyn müssen, damit man Naturalien verschiedener Größe darin einpacken könne. An den vier Ecken läßt man kleine aufrechte Pföcke befestigen, auf welche der nächst obere Boden zu ruhen kommt. In den Kisten für die Säugethiere und Vögel bleiben diese Böden nackt, in denen für die Insekten hingegen bringt

man eine etwa 5 bis 6 Linien dicke Lage von Pitta an, einer Masse, welche zu diesem Behuf unsern europäischen Kork völlig ersetzt, und vielleicht noch übertrifft; sie ist das Mark, welches sich in dem hohen Blumenschafte der in Brasilien sehr gemeinen *Agave foetida* findet; nicht alle Gegenden liefern indessen diesen Stoff, in Rio de Janeiro und vielen anderen Gegenden kann man ihn in hinlänglicher Menge erhalten. Dieses Mark wird, da es nicht sehr breit ist, in schmalen Tafeln auf das Brett geheftet. Als Material zum Einpacken der Naturalien gebraucht man die Baumwolle, welche man überall und besonders in den von den Küsten mehr entfernteren Gegenden äußerst wohlfeil erhält. An vielen Stellen, besonders an den südlicheren der von mir bereisten Küste erhielt ich die Arrobe (32 Pfund) für 2 bis 3 Pataken, etwa 3 Gulden rheinisch: theurer ist sie in der Nähe großer Städte, wo sie stark von den Kaufleuten gesucht wird; schon im Sertam von Bahia bezahlte man sie mit 4000 Reis (etwa 12 $\frac{1}{2}$ Gulden) und in Bahia selbst mit 8 bis 10000 Reis. Wohlgeklopfte und von den Kernen befreyte Baumwolle ist ohne Zweifel das beste Material zum Verpacken aller Arten von Naturalien und sichert selbst gegen die Feuchtigkeit. Da der Reisende es immer ziemlich sicher vorher wissen kann, wenn ihn seine Reise in Gegenden führt, wo dieses nöthige Ingrediens nicht zu haben ist, so wird er für solche Fälle seine leeren Kisten mit einem gehörigen Vorrathe davon anfüllen.

Um Säugthiere und Vögel zu sammeln, sendet man seine mit allen Sorten von Schroot versehene Jäger voran und läßt ohne Unterschied alles schießen. Die Tagemärsche werden klein gemacht, so daß man im Quartier frühe angekommen noch hinlängliche Zeit findet die erlegten Gegenstände präpariren zu lassen. Man erkundiget sich sogleich nach den besten Jägern der Gegend, läßt sie kommen, accordirt mit ihnen und giebt ihnen Pulver und Bley, welches man aus Europa mitnehmen, in großen brasilianischen Städten aber auch recht gut, nur theurer kaufen kann. Das erstere und groben Schroot findet man, wiewohl nur von einer schlechtern Sorte auch selbst im Innern des Landes. Den Jägern giebt man die nöthigen Instructionen wegen der Behandlung der geschossenen Thiere; sie jagen fleißig, wofür man ihnen täglich etwa einen Gulden bezahlt. Von den geschossenen Thieren läßt man alsdann die Felle sogleich präpariren, und zwar ohne Dräthe und legt sie hierauf gehörig gestellt, d. h. die Flügel in ihrer gehörigen Lage, und alle Federn recht glatt und genau in Ordnung gebracht, auf ein Brett, wazu man sich im Nothfalle der Böden aus den Kisten bedienen kann. Auf diesem

Brette, welches vorher recht gleich mit Baumwolle belegt ist, setzt man sie einige Tage der Sonne aus. Will man weiter reisen, ehe die Thiere völlig trocken sind, so braucht man sie nur gehörig mit Baumwolle zu belegen, damit sie ihre einmal erhaltene Stellung nicht verlieren können. Man hat sie sogleich mit einem Zettel zu versehen, worauf das Geschlecht angemerkt ist, und thut deshalb wohl eine Menge von diesen Zetteln vorher verfertigen zu lassen.

Daß man die Häute mit einer guten Arsenickseife, als Haupterhaltungsmittel, vorher anstreichen müsse, brauche ich wohl nicht zu bemerken. Besonders in der heißen Jahreszeit trocknet die Sonne in Brasilien alle Arten von Naturalien außerordentlich schnell; die größten Quadrupedenfelle werden dann in wenig Tagen hart wie Holz.

Anderß hingegen ist es in der feuchten Regenzeit. Dann trocknet wegen der großen Feuchtigkeit der Luft nichts, und da diese dennoch zugleich sehr warm ist, so faulen die Füße großer Vögel, besonders der Raubvögel, Reiher, und größeren Hühnerarten gewöhnlich, und oft in Zeit von zwey bis drey Tagen in den Fersengelenken völlig ab. Diesem Uebel vorzubeugen hatte Herr Freyreiß, welcher überhaupt in allen Arten Naturalien zu präpariren sehr geschickt und geübt ist, einen Blechkasten erfunden, in welchem die Vögel auf Baumwolle in die gehörige Lage der Federn gebracht, über einem gelinden Feuer aufgehängt und getrocknet werden, indem man, um das Anbrennen zu verhüten, und eine gleichmäßige Trocknung zu bewirken, sie von Zeit zu Zeit umwendet. Der Deckel der Blechkiste bleibt ein wenig geöffnet, damit die Feuchtigkeiten frey abdampfen können. In einem bis zwey Tagen sind auf diese Art die Naturalien getrocknet. Zwar verlieren schöne Vögel bey dieser Art zu trocknen oft viel von der Lebhaftigkeit ihres Gefieders und bey Wasservögeln zieht das Fett zuweilen in die Befiederung, allein man kennt bis jetzt kein anderes besseres Mittel für den durchziehenden Reisen, um interessante Gegenstände oft im feuchten dichten Walde, wo man keine Sonne erblickt und unter freyem Himmel zu lagern genöthigt ist, der Fäulniß zu entreißen.

Das Sammeln der Reptilien ist für den Reisenden das unbequemste, beschwerlichste Geschäft. Nur in wenigen Gegenden erhält man starken reinen Branntwein, wiewohl man schlechten an allen bewohnten Orten antrifft. Das gewöhnliche Agoa ardente de Canna ist sehr schwach, und muß in den Flaschen, welche man mit Reptilien anfüllt, oft erneuert werden, wenn sich diese conserviren sollen. Weit besser dient in diesem Falle der stärkere brasilianische Branntwein (Cachassa). Eine

Hauptbeschwerde ist indessen der Mangel an tauglichen Gefäßen, und diesem ist oft nicht gut abzuhelfen. Nirgends im Innern bekommt man gute Gläser oder Bouteillen mit etwas weitem Halse; man kann also nur kleine Thiere, besonders dünne Schlangen in Weinbouteillen setzen. Der Transport der Gläser ist überdies sehr unsicher; ein Esel wirft muthwillig seine Ladung ab, und die ganze Reptiliensammlung ist dahin; der Branntwein dringt vielleicht noch dazu in andere Gegenstände und verdirbt dieselben ebenfalls. Thönerne, inwendig gut glasierte Gefäße taugen gar nichts, denn diese halten den Branntwein nicht lange und ich habe durch den Gebrauch derselben viele Seltenheiten verloren; überdies bekommt man dergleichen Töpfe nur in den Villas, und sie sind nicht weniger zerbrechlich als das Glas, und dabey schwer.

Am besten habe ich mich immer befunden, wenn ich kleine Thiere in Weinbouteillen setzte, und diese in mit Baumwolle ausgefüllte Kisten vertheilte. Für größere Reptilien hatte ich als halbe Ladung eines Maulthiers, ein in Europa sehr gut gearbeitetes Fäßchen. Das Eichenholz, woraus es verfertigt war, wurde zwar leider bald von den Würmern durchbohrt; diesem Uebel wurde jedoch dadurch ziemlich abgeholfen, daß man das Faß stark übertheeren und es dann mit starker Leinwand umwickeln ließ. Es hatte an seiner oberen Seite einen großen Spund, der mit Leinwand umwickelt sehr genau paßte, seine Oeffnung war so weit, daß man mit der Hand bis auf den Boden des Fasses hinab greifen konnte. Dieses war mit starkem Branntwein angefüllt, und faßte viele Reptilien, die ich, ehe man sie hinein legte, in Baumwolle einbinden ließ. Um es an den Packsattel des Maulthiers anzuhängen, hatte man es mit Riemen von Ochsenhaut umbunden, welche an jedem Ende eine Schleife bildeten. Es ist nöthig zu bemerken, daß man bey jeder möglichen Gelegenheit den Vorrath von gesammelten Amphibien auszuleeren und zurückzusenden suchen muß, welches freylich oft viele Schwierigkeiten hat. Bey diesen Reisen an der Küste genießt man des großen Vortheils, daß man gewöhnlich Schiffsgelegenheit findet, um die eingesammelten Gegenstände nach einem gemeinschaftlichen Sammelplatz zu schicken. Im Inneren findet man nur selten Gelegenheit zu solchen Sendungen, daher muß man alsdann mehrere Maulthiere anschaffen, um dieselben damit zu beladen, und auch mit bedeutenden Kosten oft den Branntwein erneuern. Reptilien auszustopfen hat nur bey einigen Eidechsen und Schildkröten-Arten Werth, und es muß mit großer Vorsicht geschehen, indem dadurch nur zu leicht Irrungen und falsche Beschreibungen in den Systemen veranlaßt werden. Um in Brasilien gute Fäß-

den machen zu lassen, muß man sich des Viniatico-Holzes bedienen, es ist aber sehr schwer einen geschickten Faszbinder aufzufinden. Immer bleibt es ein Hauptaugenmerk für den Reptiliologen die Beschreibungen der Thiere sogleich frisch zu entwerfen, da selbst der Branntwein in jenen Climates ihre Farbe äußerst schnell zu verändern pflegt.

Auf die Fische kann man das vorhin Gesagte durchgehends anwenden; gewöhnlich sind sie zu groß, um in Branntwein gesetzt zu werden, daher kann man sie nur ausstopfen, wodurch indessen ihre Farbe immer verloren geht. Arsenikseife darf man in die Reptilien und Fische nicht bringen, dagegen haben wir, um die Wirkung derselben zu ersetzen, Schnupftabak mit Vortheil angewandt.

Um Insekten zu sammeln versteht man sich mit einem großen Vorrathe von Nadeln, welche aber durchaus nicht von Stahl seyn dürfen, da dieser durch den Rost in kurzer Zeit zerstört wird. Statt des Korks kann man sich der Pitta bedienen, die noch vorzüglicher wie jener ist. Die frisch aufgesteckten Insekten tödtet man leicht bey der Hitze eines Feuers. Den großen Spinnen nimmt man den Leib aus und stopft ihn voll Baumwolle. Bey den großen Schmetterlingen ist dies auch zu empfehlen, erfordert aber mehr Vorsicht und Uebung. Die frisch aufgesteckten und selbst die schon trockenen Insekten werden in Brasilien von einer unendlichen Menge sehr kleiner Ameisen angegriffen und in kurzer Zeit verzehrt. Sie dringen selbst in verschlossene Kisten ein, wenn diese nicht sehr genau gearbeitet sind. Es giebt gegen diese Feinde kein besseres Mittel als Schnupftabak, welchen man dick über die Insekten hinstreut und welcher sich nachher leicht abblasen läßt. Zum Fange der fliegenden Insekten sind Netze an einem langen Stoc hier sehr nöthig, da es viele Schmetterlingen giebt, welche sehr hoch und schnell fliegen.

In Ansehung der Würmer und Mollusken habe ich auf der See Physalien und Medusen in Weingeist gesetzt, worin sich vorzüglich die letzteren ziemlich gut hielten; die zarten Saugfäden der Seeblasen verzehren sich aber dennoch und nur die Blase bleibt unverändert. Alle Sammlungen dieser Thiere sind mit vielen Schwierigkeiten verbunden, dabey kostbar und dennoch unvollkommen. Die aus Europa mit Vortheil nach Brasilien mitzunehmenden Gegenstände beschränken sich hauptsächlich auf gute Recepte für Arsenikseife, die man in Rio de Janeiro und Bahia gemacht bekommt, gute Messer, Scheeren und andere Instrumente.

Um botanische Sammlungen anzulegen, kann man mit Vortheil das ungeleimte Maculaturpapier nicht anwenden; es ist zu weich und trocknet

schwer, wenn es einmal feucht geworden ist. Die Pflanzen heißer Länder enthalten in der Regel mehr Saft als die unserer gemäßigten Klimaten; es ist daher meistens nicht möglich die Pflanzen wie bey uns langsam an der Luft zu trocknen, weil sie anstatt zu trocknen verfaulen würden. Nur geleimtes starkes Papier ist hier anwendbar, welches man täglich am Feuer umlegt und schnell trocknet, um die Pflanzen warm hinein zu legen, eine wegen der Hitze und des Rauchs gewöhnlich sehr beschwerliche Beschäftigung.

Sind die Gewächse einmal trocken, so kann man sie nachher in ungeleimtes Papier legen und in demselben auch versenden. Weiche Saftpflanzen taucht man etwa 8 bis 10 Minuten in kochendes Wasser, doch so, daß die Blumen nicht von der Flüssigkeit berührt werden; die Blätter lassen alsdann bey dem gehörigen Pressen den Saft fahren. Nach langem Regenwetter ist es nöthig die gesammelten Gegenstände der Sonne auszusetzen, den etwa entstandenen Schimmel abzureiben und die so gereinigten Theile in der Sonne wieder zu trocknen.

Mineralogische Sammlungen sind in Rücksicht der Anschaffung und Conservation am leichtesten zu machen; sie bieten aber wegen des Transportes dennoch die größten Schwierigkeiten dar. Schnell hat man an Mineralien die Ladung eines Maulthiers zusammen gebracht, aber eben dadurch wird die Zahl der erforderlichen Thiere und Menschen bedeutend vermehrt, welches große Kosten verursacht. Oft ist es nicht möglich neue Thiere anzuschaffen, und man muß überdies immer zum voraus darauf rechnen, daß einige abgehen können. In den großen Wäldern hatte ich eine Sammlung von Gebürgsarten zusammen gebracht, mußte sie aber wegwerfen, da ich keine Gelegenheit fand mehrere Lastthiere anzukaufen.

In kleinen Kisten kann man wenig verpacken, dagegen sind große Kisten eben so unpassend, da sie sowohl durch ihre Breite in engen Waldpfädchen als durch ihr Gewicht beschwerlich werden. Ich glaubte meine Kisten dadurch recht gegen das Eindringen des Regens geschützt zu haben, daß ich sie inwendig mit Blech ausfüttern ließ; ich mußte aber wegen der Schwere davon bald wieder abgehen. Halten die Regenschauer nicht zu lange an, so schützt die über die Kisten genagelte Ochsenhaut hinlänglich. Auch wird man wo möglich bey den trüben Tagen der anhaltenden Regengüsse die Reise aufschieben, und wenn nicht menschliche Wohnungen in der Nähe sind, sich gewiß in der Schnelligkeit eine Hütte, Schirm oder Regenschauer (Rancho) zu erbauen Gelegenheit finden. Hierzu bieten die großen Waldungen der Tropen gewöhnlich hinlängliche

Materialien dar, indem man sich dazu entweder der großen Blätter der Palmenarten, oder der Rinden verschiedener Bäume, als der Bignonien, Lecythis-Arten u. s. w. bedient. Man setzt alsdann bey solchen Regenperioden die Kisten möglichst enge zusammen, unterlegt sie mit Stücken Holz, damit sie die feuchte Erde nicht berühren und bedeckt sie mit den Ochsenhäuten, welche zur Decke der Ladung dienen.

Ich muß als letzte Notiz den Naturforschern, welche in Brasilien reisen wollen, noch empfehlen, die in dicht verschlossenen, wohl zugemachten Kisten verpackten Naturalien guten sicheren Schiffen zu übergeben, und wo möglich die Gegenstände zu theilen, damit bey dem Verluste eines Schiffes man dennoch nicht alles verlieren möge. Die Kisten läßt man, wenn sie zugeschlagen sind, mit rohen Ochsenfellen, das Haar nach außen, überziehen. In Brasilien kauft man Ochsenhäute sehr wohlfeil; man läßt sie ins Wasser legen und nagelt sie, nachdem sie weich geworden, mit kurzen Nägeln über die Kiste wohl angespannt hin. Ist die Haut getrocknet, so wird sie so fest wie Holz und schützt den Kasten gegen alle äußere Feinde, besonders gegen die Feuchtigkeit der Seeluft, wodurch die Naturalien sehr leicht dem Schimmel ausgesetzt werden würden.



II.

Sprachproben

der in diesem Reisebericht erwähnten
Urvölker von Brasilien.

Der Forscher, welcher bemüht ist der Entstehung und früheren Geschichte der Urvölker des östlichen Brasiliens nachzuspüren, findet, wie schon weiter oben gezeigt wurde, weder Hieroglyphen noch andere Denkmale, welche seinen Schritten zum Leitfaden dienen könnten, indem das Geschlecht des Menschen in jenen Urwäldern sich noch nicht von seinem Urzustande entfernt hat. Es ist also für Untersuchungen dieser Art kein anderes Hülfsmittel übrig, als die genauere Erforschung und Vergleichung der Sprachen, dieser ersten rohen Produkte der menschlichen Vernunft. Ihre Kenntniß wird in den unermesslichen Räumen der Vorzeit, mit einem schwachen Schimmer des Lichts den schwer zu findenden Pfad erhellen, auf welchem in neueren Zeiten ausgezeichnete Forscher zu den interessantesten Entdeckungen fortzuschreiten strebten. So groß die Schwierigkeit ist, zu der genauen Kenntniß aller der unendlich mannigfaltigen Sprachen und Mundarten zu gelangen, welche in jenem ausgedehnten Welttheile geredet werden, so belohnend wird dieselbe seyn; denn allein durch sie wird man auf die Abstammung und Verwandtschaft der unheimlich mannichfaltig zerästeten und getrennten, zum Theil auf weite Strecken Landes auseinander verpflanzten Völker schließen können. Die völlige Verschiedenheit oft unmittelbar aneinander gränzender Sprachen ist wirklich ein Gegenstand des höchsten Interesse für den denkenden Menschen und keiner der übrigen Welttheile erreicht in dieser Hinsicht Amerika. Man hat in der neuen Welt 1500 bis 2000 verschiedene Sprachen und

Mundarten gezählt, worüber Severin Vater im *Mithridates* die interessantesten Untersuchungen angestellt hat (*). Nach ihm läßt sich diese Zahl auf höchstens 500 festsetzen, von welchen die der nördlichen Hälfte von Amerika verschieden von den südlichen sind. Nur ein langer Aufenthalt in diesen Ländern selbst kann zu der genauen Kenntniß jener Sprachen führen, und der Reisende, welcher nur im Durchfluge jene Völkerschaften erblickt, kann höchstens die Armuth ihrer Mundarten, und ihre größere oder geringere Verwandtschaft mit einander beobachten. Auch ich kann daher nicht auf das Verdienst Anspruch machen, bedeutende Beyträge zur Kenntniß der Grammatik jener Sprachen zu liefern, sondern muß mich darauf beschränken einige Wortproben von denselben mitzutheilen, welche indessen dennoch zu der Beurtheilung ihrer Verwandtschaft unter einander dienen können.

Die am weitesten verbreitete Sprache in Süd-Amerika scheint die der Tupi-Stämme zu seyn, oder die *Lingoa geral*, zu welcher auch die der Guaranis gehört: sie ist schon sehr bekannt und von mehreren Schriftstellern behandelt worden, auch haben *Marcgrave* und *Jean de Lery* bedeutende Beyträge zu ihrer Kenntniß gegeben; daher übergehe ich sie hier gänzlich und theile nur Wortproben der verschiedenen von mir berührten Stämme der *Tapuyas* mit, in denen man eine gänzliche Abweichung von den Worten ihrer unmittelbaren Nachbarn und Feinde finden wird. Der Stamm der *Cariri* oder *Kiriri*, welcher noch heut zu Tage, aber im civilisirten Zustande, in der Gegend von *Bahia* wohnt, zeichnet sich auch durch eine besondere Sprache aus, von welcher, wie schon gesagt, *Pater Luis Vincencio Mamiani*, ein Jesuit und Missionär in den Dörfern dieses Volks 1699 in *Lisboa* eine Grammatik herausgegeben hat, deren Wortproben als eine Wiederholung, dem Leser füglich zu ersparen sind, ob sie gleich auch zu den von mir besuchten Stämmen gehört. Ungeachtet die Sprachen der *Tapuyas* unter einander zum Theil sehr verschieden sind, so findet man dennoch einige Benennungen und Worte, welche viele von ihnen mit einander gemein haben, so zum Beispiel den Ausdruck für ein höchstes überirdisches Wesen, *Tupán* (die letzte Sylbe lang ausgesprochen) oder *Tupá*. —

Um von allen den Stämmen, welche ich besucht habe, einige Wortproben zu geben, hätte ich dieselben für die *Puris*, *Coroados* und *Coropos* aus *Herrn von Eschwege Journal von Brasilien* Heft I. entlehnen können, da meine Wortverzeichnisse von diesen drey Stämmen

(*) Siehe *S. Vater* im 3ten Bande 2ter Abtheilung des *Mithridates* Seite 373 u. f.

etwas mangelhaft waren; jedoch ich halte es für zweckmäßiger, meinen Lesern diese Wiederholung zu ersparen.

Die Aussprache der Brasilianer ist sehr verschieden: zuweilen sprechen sie die Endungen ihrer Worte auf deutsche, zuweilen auf französische Art; daher habe ich, um einen richtigen Begriff von dem Klange der Worte zu geben, immer hinzugefügt, wie sie etwa ausgesprochen werden müssen; aber selbst bey dieser Hülfe wird man oft den Ton der Tapuyas-Kehlen nicht vollkommen nachahmen können. Der eine Stamm hat Nasentöne, der andere Kehllaute, ein anderer beyde vereint, und dem vierten fehlen sie gänzlich. Die meisten Worte der verschiedenen Tapuyas-Sprachen sind reich an Vocalen; ihre Endungen werden zum Theil ausgesprochen wie im Französischen, zum Theil wie im Deutschen. Um dem Leser Töne der ersteren Aussprache zu versinnlichen, würde ich sehr unrecht haben, wenn ich versuchen wollte dieselben durch deutsche Schreibart wieder zu geben, wie zum Beyspiel der Uebersetzer von Jean de Lery Reise nach Brasilien; denn gewiß wird man doch das französische an am Ende eines Wortes nicht für gleichlautend mit dem deutschen *ang* halten können, wo man das *g* deutlich hören läßt.

Die Sprachproben, welche ich von den Botocuden geben werde, sind die zahlreichsten, weil mein Quack ein solches vollständigeres Verzeichniß möglich machte, ohne daß man indessen über den Bau der Sprache selbst durch ihn bedeutenden Aufschluß erhielt. Vielleicht wird man durch ihn in der Zukunft, wenn er der deutschen Sprache mächtiger seyn wird, vollständigere Beyträge zur Kenntniß seiner Muttersprache erlangen. Sehr nöthig ist es, daß der Reisende, welcher die Sprachproben verschiedener Völker aufzeichnen will, sich diese Töne unmittelbar von Leuten jener Nationen vorsagen lasse; denn wenn man dergleichen Worte nach der Aussprache eines dritten von einer anderen Nation aufzeichnen wollte, so würde man unrichtig schreiben, wie ich an mir selbst die Erfahrung zu machen Gelegenheit fand. Die botocudischen Worte, welche ich nach der portugiesischen Aussprache nachschrieb, waren unrichtig, weil diese am Ende immer noch ein *i* klingen lassen; so wurde zum Beyspiel das Wort Kopf, botocudisch Kerengcat von den brasilianischen Portugiesen immer Kerengcati ausgesprochen, da wo ein deutsches Ohr durchaus kein *i* hören würde u. s. w. Deshalb wird man in den von den Reisebeschreibern über ein und dasselbe Volk gegebenen Wortverzeichnissen oft Abweichungen finden, welches bey Menschen verschiedener Nationen am auffallendsten seyn muß; In der Hauptsache werden sie jedoch immer übereinkommen und in dieser Hinsicht sind selbst bloße Wortverzeichnisse dem

Sprachforscher von Nutzen. Oft hält es schwer rohe Wilde zur öfteren Wiederholung ihrer Benennungen der Gegenstände zu bringen, welches doch unumgänglich nöthig ist, wenn man barbarische Töne richtig nachschreiben will; oft glauben sie man wolle sich über sie aufhalten, und sind alsdann zu keiner Mittheilung, selbst bey den angenehmsten Bersprechungen, mehr zu bewegen.

Ich würde von einigen dieser brasilianischen Sprachen ganze Phrasen und Sätze mittheilen können, doch würden dieselben weniger zuverlässig seyn, als einzelne Worte und Benennungen, da ein und derselbe Ausdruck oft mancherley Bedeutungen hat, und man ohnehin nur etwa den Sinn einer Phrase, aber nicht ihre einzelnen Theile errathen kann, wenn man nur kurze Zeit unter diesen Menschen zugebracht hat.

1. Sprachproben der Botocuden.

Anmerkung. Die botocudische Sprache hat viele Nasentöne; aber keine Kehllaute, dabey viele Vocale, aber auch oft nur undeutlich vor einander klingende Consonanten, daher ist sie zuweilen etwas unverständlich, obgleich weniger als andere Sprachen der Tapuyas. Da manche Worte geschrieben unverständlich sind, wenn nicht einige nöthige Erklärungen hinzugefügt werden, so muß ich zuvor folgende Punkte festsetzen:

fr. bedeutet, daß das Wort, die Sylbe oder der Buchstabe nach französischer Art ausgesprochen werden muß.

r wird nie in der Kehle, sondern immer mit der Zungenspitze gesprochen; sehr häufig klingt es wie l, ich bezeichne dieses alsdann auf folgende Art

$\frac{r}{l} : l$ —

g wird in der Mitte eines Wortes, oder am Anfange nie voll in der Kehle sondern mit der Zungenspitze, wie bey Georg im Deutschen ausgesprochen. Am Ende eines Wortes ist es zu nehmen wie im Deutschen.

Da wo am Anfange eines Wortes ein Consonant vor einem andern steht, zum Beispiel Nn — Mn — Mb — Np — Nd u. s. w. soll man von dem ersten nur einen kurzen schwachen Laut hören lassen; dieses kommt in den amerikanischen Sprachen sehr häufig vor, zum Beispiel Mbaya, Mborehi, Ndaia, Mbaracaya u. s. w.

Wenn man über ein ö oder ü auch ä einen anderen von diesen Buchstaben gesetzt findet, so bedeutet dies einen Ton, der zwischen beyden in der Mitte liegt, oft sehr undeutlich und schwer zu sprechen.

Viele Worte, Sylben und Buchstaben werden im Gaumen ausgesprochen, dies wird alsdann durch ein G bemerkbar gemacht.

d. d. N. bedeutet durch die Nase ausgesprochen.

Uebrigens werden alle Worte, bey welchen keine besondere Bemerkungen hinzugefügt sind, nach deutscher Art ausgesprochen.

Eine kurze Aussprache wird durch ein k angedeutet.

Findet ein Unterschied zwischen den botocudischen Worten des Textes der Reise und denen dieses Verzeichnisses statt, so wähle man die letzteren.

Abend, Sonnenuntergang, Tarú-temung.

Achsel, Schulter, Coron [Fr. und d. d. N.]

Aber, Pónim-gnit [gn fr.]

Aderlaß [nachdem man mit der Pflanze Giacutäck-täck gepreist hat] Kiakatóng.

Affe, Hieräng.
 Aguti, Maniakening [e oft unhörbar]
 Alt, Makniām [kn d. d. N.]
 Allein, Mōkenam [ken d. d. N.]
 Ameise, PÉlick-näck-näck.
 Anacan [Papagey], Hátarat-cudgi.
 Ananas, Mánan.
 Angelhaken, Mutung.
 Aniuma [Vogel]. Ohí.
 Anta [Tapir], Hóchmereng.
 Anzünden, Numprück.
 Arara [Papagey], Hátarat.
 Arm [der], Kgiporóck.
 Asche, Tiáco [Tia beynahé wie Ch.]
 Aas [riechendes todtes Thier],
 Uwám [w beynahé unhörbar.]
 Aufwecken, Merát [r u. a undeut-
 lich.]
 Augapfel, Ketom-him [e kurz].
 Auge, Ketom [e f.]
 Augenbraun, Kán-ká [a undeutlich
 im Gaumen beynahé wie ö.]
 Augenlied, Ketóm-kat.
 Augenwimper, Ketóm-ká.
 Auslöschen, Nueú.
 Ausreißen, Amäck [zweytes a bey-
 nahe wie ü im Gaumen.]
 Ausspeyen, Kniákerit [sehr undeut-
 lich d. d. Nase.]
 Ausweiden [ein Thier], Cuang-awó
 [cua undeutlich beynahé wie w,
 ó kurz.]
 Art, Carapóek oder Carapó [ck
 kaum hörbar.]
 Backen [der], Njimpong [d. d. N.]
 Backenzahn, Kjnū-äräck.
 Balg oder Fell eines Thieres, Ba-
 cān-cat [zweytes a im Gaumen]
 beynahé wie ö]
 Bart, Giákiiót.

Batate, Gnúnana [Gn im G kaum
 gehört.]
 Bauch, Cuáng.
 Bauchweh, Cuáng-ingerang.
 Bauen [eine Hütte], Kjiém-tarat
 [beyde a nur halb, beynahé wie
 ä gesprochen.]
 Baum, Tchoon [ch beynahé wie seh].
 Baumbast [worauf sie schlafen],
 Tchooncat.
 Baumwolle, Angnowáng [ang wie
 ack, das Ganze d. d. Nase un-
 deutlich.]
 Begraben [einen Todten], Merám.
 Begrábnisfloch, Naák-mah.
 Bein, Maak.
 Beißen, Coróp.
 Beleben, leben, Númerang.
 Bemahlen, anstreichen, Nówung.
 Beule [eine] vom Schläge, Gnióng.
 Beutelhier, Ntjüntju.
 Beweinen, weinen, Puck.
 Bisamente, Catapmung.
 Bitter, Niángcorock.
 Blatt [ein] einer Pflanze, Jiām.
 Blatter [die] Pocken, Nniéhmang-
 kuck.
 Blind, das Auge ist blind, Ketom-
 entjagemeng, [tja wie chia,
 en kurz.]
 Blinzen, Meráh [r beynahé wie l].
 Bliz, Tarú-te-merán [än wie in
 im Fr.]
 Blond [vom Haar], Kerán-ká-nióm.
 Blut, Comtjäck [tiä wie tchä].
 Bogen [der], Neem.
 Bohnen [schwarze], Erá-him.
 Brennen [sich], Jiót oder j-öt.
 Branntwein, Magnan-eoróck [er-
 stes Wort franz.]

Braten, Op.

Bratspieß, [woran sie das Fleisch ans Feuer stecken] Tchoon-merap [e f] wörtlich: ein spitziges Holz.

Braun, Npurúek oder Nprück.

Breit [ist], Ae-räck.

Brennnessel, Giacú-täck-täck.

Brüder, Kgi-parack.

Brüllt [die Unze], Cuparack-hä-hú.

Brüllen [von der Unze], Hú.

Brummt [der Mutung [CRAZ LINN.], Cont-chang-hä-hing.

Brust, Mim.

Brustschmerz oder Beschwerde Mim-ingerung.

Botocude [ein], Engeräck-mung [en sehr kurz.]

Cocosnuß [wilde], Pöntiäck.

Cocosnuß [wilde, anderer Art], Ororó.

Colibri, Moröckniung [kn d. d. N.]

Capuere [Art Rebhuhn], Hárarat.

Guia, Schaale zum Essen, Pokndjiwin [dji fr.]

Capybara [Hydrochoerus], Njimpon.

Darm, Därme, Cuáng-orón [wörtlich: das Lange im Bauche.]

Dick [ist], Ae-räck.

Dickbein, Schenkel, Makn-dchopock [ein e zwischen k und n kaum hörbar.]

Donner [der], Taru-te-coung.

Dorf [Rancharia der Wilden], Kjiem-uruhú [viele Häuser oder Hütten.]

Dorn, Tacãñ [zweytes a im G.]

Dotter [im Ey], Nnáck oder Nniäck [wörtlich: das Gelbe.]

Dünn, Nnin.

Ey [eines Vogels], Bacãñ-ningeu.

Einß, einer, Mokenam [kn d. d. N.]

Einhufig, Pö-mokenam.

Ellenbogen, Ningereniot-nom.

Er, sie, es, Hä oder ä.

Er weint, Hä-puck.

Er hat gestohlen und ist fort, ich habe es gesehen, Njingkäck-kigiek-piep.

Erde, Land, Naak.

Es ist gut, Ae-rehä.

Es ist nicht gut, Ton-Ton.

Es schmerzt, Hä-ingerung.

Es kocht, Hä-mot oder Aemot.

Essen, Nungcut.

Fächer von gelben Federn oder Zapfenschwanz, Nucangcãñ oder Jakeräiun-ioká.

Fallen, Gnaráck [gn d. d. N.]

Faul, träge, Camnäck [a ein wenig im G.]

Faulthier, Ihó.

Feder [eines Vogels], Gni-maak [oft das k unhörbar.]

Feuer, Chompäck [ch beynähe wie tsch, oder ch fr.]

Feuerzeug, Nom-nan, [d. d. Nase an fr.]

Finger, Pó.

Erster oder Daumen, Pó-ä-räck.

Zweiter oder Zeigefinger, Pó-iopú.

Mittelfinger, Pó-cupa-niem [vielleicht vom Gebrauch bey dem Bogen, doch fand man dafür keine Bestätigung].

Goldfinger, Pó-cupa-curück.

Kleiner Finger, Pó-eudgi oder Pó-cruck.

Fisch, Impock [o etwas gedehnt].

Fischen, Impock-awuck.
 Fische schießen [mit dem Pfeil], Impock-atä.
 Fischroggen, Impock-giping.
 Fledermaus, Niäkenat [ken undeutlich d. d. N.]
 Fleisch, Bacān-gnick [gn fr.]
 Fliegen, Mung.
 Flinte, Büchse, Pung.
 Flinte [doppelte], Pung-uruhü.
 Flöte, Pfeife, U-ah [sehr d. d. Nase, undeutlich.]
 Flügel, Bacān-gnimaak [gn fr.]
 Fluß [ein], Taiäck [etwas im G.]
 Fluß [wenn er voll und im höchsten Wasserstande ist], Taiäck-ngimpung.
 Fluß [der] ist sehr tief, Taiäck-motgikaram.
 Fluß [der] ist sehr seicht, Taiäck-mah-gikaram.
 Frau, Jökunang [zuweilen zwischen k und n kein u gehört].
 Frosch, Kröte, Nuang [d. d. Nase undeutlich.]
 Fuß, Pó.
 Füße [die], wenn sie sehr krank sind oder schmerzen, Maak-gitia-gikaram.
 Fußpfad, Weg, Emporong [em sehr kurz und wenig hörbar, auch das mittlere o].
 Fußsohle, Pó-pmim [p wenig hörbar.]
 Fußstapfen, Fährte, Pó-niep [niep d. d. Nase.]
 Futteral über das membr. vir., Giúcan [g im G.]
 Freygebüg, Kān [im G. beynah wie ö].
 Gähnen, Mpähäck [m kaum hörbar.]

Gehirn [das], Manjáck [erstes a etwas länger.]
 Geyer [Urubu], Ámpö [ö zwischen ö und ü im G.]
 Gelb, Nniäck.
 Gerade, Tāb-tōh [ö zwischen ö u. ä].
 Gewölke, Wolke, Tarü-niom.
 Groß, Gipakjú.
 Gut, Ae-rehä.
 Geistlicher [ein], Paï-tupan [oft klingt das pan wie pat].
 Gehen, Mung.
 Sieb her, Up.
 Gnariba [Affe], Cúpilick.
 Geizig, Ring.
 Geiziger, [sehr geizig], Ring-gikaram.
 Haar [auf dem Kopfe], Kerān-kä [erstes e sehr kurz.]
 Haar [rothes], Kerān-npuruck [erstes u sehr kurz.]
 Haar [das] abschneiden, Kerān-mang.
 Haar [blondes], Kerān-kä-niom.
 Haar [schwarzes], Kerān-kä-him.
 Hals, Kgípuck.
 Halsschnur, Rosenkranz, Pó-it oder Pó-üt.
 Hand, Pó.
 Harn, Urin, Niim-kiiang.
 Hart, Meróng [e kurz.]
 Haus, Hütte, Kjiēm.
 Haut [die], Cat.
 Haut [braune], Cat-nprück.
 Haut [weiße], Cat-niom.
 Haut [schwarze], Cat-him.
 Heiß, warm, Kigitia.
 Hell, Amtchiü.
 Herz, Hätung.
 Heirathen, Kjiēm-ah.

- Hirsch, Reh, Pó-cling.
 Hirschgeweih, Krän-tiouem.
 Hoch, Oróã.
 Holz, Baum, Tchoon.
 Holz [glühendes], Tchoon-kerong.
 Honig, Mah-rä [erste Sylbe lang, rä kurz, alles d. d. N.]
 Horn, wie Hirschgeweih.
 Hübsch, Ae-rehä.
 Häßlich, Ton-ton.
 Hüfte, Keprotám. [e kurz.]
 Huhn [ein Haus =] Capucá.
 Hund, Engcóng [beynähe wie im Portugiesischen: eng sehr kurz und kaum hörbar.]
 Hunger, Tu.
 Husten, Uhum.
 Ja, He-e [beyde e sehr kurz.]
 Jagen [auf die Jagd gehen], Niókná [kn d. d. N.]
 Jagen [in weiter Entfernung], Niókná-amorong.
 Juden, fragen, Kiagantjép [tie wie tehe].
 Jacutinga [Penelope], Pó-coling.
 Ich, Kgiék oder Kigick.
 Jacaré [Crocobíl], Ae-há.
 Japú [Cassius cristatus], Jake-räiun eigentlich Tiakeräiun.
 Kahl [vom Kopfe], Krän-niom.
 Kahn, Canoe, Tiongeat [scheint darauf hinzudeuten, daß man die Canoe von Baumrinde machte.]
 Kakt, Ampurú.
 Kampf [Zweykampf mit Stangen], Giacacua [Gi im G.]
 Katze [Felis pardalis], Kúparack-nig-mäck [g kaum hörbar.]
 Katze [kleine Tiger, Felis macroura] Kúparack-cantiack.
 Katze [Daguarundi =] Pokniën.
 Kauen, Miáh.
 Kaufen, Comprá [von den Portugiesen angenommen und abgeändert.]
 Kauz, kleine Eule, Nu knung [kn d. d. Nase.]
 Kern [einer Frucht], Jiam [i kaum hörbar.]
 Kerze [Wachslícht], Karantám [erstes a sehr kurz.]
 Kind, Curuck nin [ni d. d. N.]
 Kinn, Kngip-mah [erstes Wort d. d. N.]
 Klatschen [in die Hände], Pó-ampang.
 Klein, Cudgi, oder pmäck.
 Klopfen, Hang.
 Knie [daß], Nakerinjam [undeutlich im G. und N.]
 Knieband, Merúkignim [e kurz, rukni d. d. N., gn fr.]
 Knöchel am Fuße, Tó-nimh-nong [d. d. N. vorzüglich hn].
 Knochen, Kjiäck.
 Knochenmark, Kjiäck-iptom.
 Knurren [vom Hunde], Mporom-pong.
 Knüttel [Knüppel], Tchoon [wie Holz.]
 Kohl [der junge, oder die jungen Blätter und Blüthen der Palmen] Pontiäck-atá.
 Kopf, Keräng-cat.
 Kopfschmerz, Kerän-ingerung [e kurz.]
 Kraft, Stärke, stark, Meróng.
 Krank, Maun-maun [n fr.]
 Krieg, Streit, Kiakiem oder Ja-kiiam.

- Krumm, Ntang [a nur halb ausgesprochen im G.]
- Komm, komm her! Ning [g kaum hörbar.]
- Kürbis, Amiaknon [kn d. d. N.]
- Lachen, Häng [a im G. wie ö.]
- Lang, Oroñ.
- Langsam gehen, Mäng - negnöck [letztes Wort d. d. N.]
- Laufen, Emporöck [m sehr kurz, kaum hörbar.]
- Laufen [schnell oder sehr heftig], Emporöck - uruhú.
- Laufen [weit fort], Emporöck - morong.
- Leer, Mah.
- Leiche [eine], Todter, Kuém.
- Leicht, Mah.
- Loch [ein], Mah.
- Lügen, Japüñ [ü zwischen w u. ü.]
- Mädchen, Weib, Jóknang oder Jókunang.
- Magen, Cuang - mniäck.
- Mager, Kniän.
- Mann, Uahá.
- Maß, Jadnirun.
- Meer [daß], Magnan - ä - ráck [gnan französisch.]
- Messer, Karacke.
- Milch, Pó - cling - parack.
- Mist [Excrement], Gniing - kú [gni ganz undeutlich d. d. N.]
- Mond [der], Tarú.
- Mond [der volle], Tarú - gipakiú.
- Mond [wenn er im Viertel ist], Tarú - carapöck - cudgi.
- Mond [wenn er halb voll ist], Tarú - carapöck.
- Mond [wenn er dunkel ist oder Neumond], Tarú - him.
- Müde, Niimperáng.
- Mund, Gnima oder Kigaak [Gni d. d. N.]
- Mundpflock, Gnima - tö [Gni d. d. N.]
- Mutter, Kiopú.
- Masfacari [Volk], Mawóng.
- Maminone [Carica], Pátaring - gipakiú.
- Mutung, [Crax], Cöntchang.
- Moskito, Pötang [ö wie ü im G.]
- Männlicher Geschlechtstheil, Kjück wie Schwanz eines Säugethiers.]
- Macuca [Vogel], Angcowöck.
- Miriki [Affe], Kupó [u wie ü oder ö.]
- Möve [Larus], Naak - naak [d. d. N.]
- Nabel [der], Gnick - na - gnik [gni fr. ckna d. d. N.]
- Nacht [die], Tarú - te - tú.
- Nachtschwalbe [Caprimulgus], Niimpäntiüñ [tiu wie tchu.]
- Nagel [an Händen und Füßen], Pó - eräng - kenat [ken d. d. N.]
- Nase, Kigiñ.
- Nasenloch, Kigiñ - mah.
- Nase [gebogene], Kigiñ - ntang.
- Nase [gerade], Kigiñ - tãh - töh [ö zwischen ä und ö.]
- Naß, Kniót [k kaum hörbar.]
- Neger, Engora [en kaum hörbar.]
- Nest [eines Vogels], Bacãñ - tiem [zweytes a im G.]
- Nein, ich will nicht, Amaúp oder amnuck.
- Nicken [mit dem Kopfe], Cañ - ap - mah [erstes a im G.]
- Niedersehen, sich setzen, nieder fauern, Njép.
- Niesen, Náknging [gni französisch.]

- Nüchtern**, Cueng-e-mah [der Bauch ist leer] e kaum hörbar.]
- Nabe**, Nahräng.
- Näse**, Boeling-gipakiú.
- Näsenhorn**, Krän-tiuem.
- Öffnen** [das Auge], Ketom-amang.
- Ohr**, Kniaknon [kn d. d. N.]
- Ohröffnung** [die], Kniaknot-mah [d. d. N.]
- Ohrpflock** [der], Nu-má [vor dem N wird ein G sehr wenig gehört.]
- Ohrfeige**, Núpmaun [n fr.]
- Pfeffer** [Capsicum], Tom-chäck [ch beynabe wie g] oder Tschom-jäck, hier wird die erste Sylbe vielleicht von Tchooa [Holz] abzuleiten seyn.
- Pfeifen**, Uáh [a nur halb und in der Nase.]
- Pfeil**, Uagike.
- Pfeil** [der mit Widerhaken], Uagike-nigmerang.
- Pfeil** [der für kleine Vögel] Uagike-bacân-numóck.
- Pfeil** [der mit der Rohrspitze] Uagike-com.
- Pfeil** [mit dem] schießen, Uagikening-gring [letztes g nicht hörbar.]
- Pfeil** [mit dem] tödten, Uagike-nutá.
- Pferd**, Bâcân-niángcorock, oder Pómokenám.
- Pulver zum Schießen**, Pung-gningcú [gn fr.]
- Panelle** [Kochtopf], Nat-neck
- Panelle** [die] kocht, Nat-neck-hámot, oder i-mot.
- Paca** [Coelogenys], Acorón [on fr.]
- Pataschó** oder Eutaschó [Wolf],
- Nampuruck** oder Nahnpuruck [kn undeutlich kurz.]
- Rauch**, Dampf vom Holz, Tchoongikaka [a. G.]
- Rauchtaback**, Gnin-nang [gn fr.]
- Reden**, sprechen, Ong.
- Regen**, Magnan-ipö [erstes Wort fr., ö im G. undeutlich.]
- Rein**, sauber, Kuring.
- Reis**, Japkenin [ke undeutlich durch die Nase.]
- Ribbe** [eine], Tö [ö zwischen ö u. ä.]
- Riechen**, Cuí.
- Rinde**, Bast, Tchoon-cat.
- Rohr**, Com.
- Roth**, Tiongkrän [wie tchiong].
- Rücken** [der] Nükniáh [Nú d. d. N.]
- Roh**, Tiip
- Rosenkranz**, Pó-it oder Pó-üt.
- Sack** [ein], Tang [a gemäßigt im G.]
- Sand**, Gnúmiang [gn d. d. N.]
- Satt** [sehr], Cuáng-gipakiú-gicarám, d. h. der Bauch ist sehr dick.
- Saugen**, Kiaká-äck [ka f.]
- Schaaß**, Pó-ling-cudgí.
- Schädel** [menschlicher], Kerân-hong [erstes e kaum hörbar.]
- Schamroth**, sich schämen, Há-ráng oder e-ráng [e kurz. a im G. wie ä], er schämt sich.
- Scharf**, Meráp [e f.]
- Scharf** [das Messer ist sehr], Karack-e-meráp-gicarám.
- Scharren** [die Erde], Naak-awit [wie áwit.]
- Schaudern** [vor Kälte], Ae-rá [ä beyde undeutlich im G.] wahrscheinlich: er schaudert.
- Schaum**, Kórop [ö beynabe ä im G.]

- Scheere [eine], Keprotām [e f.]
 Schiefen, Ketōm-iojäck.
 Schienbein, Kiiäck.
 Schießen [mit der Flinte], Pung-
 apung.
 Schildkröte, Corotiock [tio wie
 tcho.]
 Schlafen, Kuckjūn.
 Schlag, Nūp-maun [letztes n fr.]
 Schlange, Engcarang [eng wie n
 sehr kurz.]
 Schlange [größte Wasser-, Boa]
 Ketomeniōp [e f.]
 Schlange [größte Land-, Boa] Cuong-
 Cuong-gipakiū [cuong d. d. N.]
 Schlangenbiß [der], Engcarang-
 corōp.
 Schlecht, Toñ-ton.
 Schleifen, wegen, Ampe-öt [e f.]
 Schmetterling, Kiacu-käck-käck.
 Schmutzig, Toñ-ton.
 Schnabel, Jiuñ.
 Schnabel [ein langer], Jiuñ-oron.
 Schnäuzen, Kigin-gnoren [gn d.
 d. Nase.]
 Schnecke, Gnocuäck [gno d. d. N.]
 Schneiden, Nut-näh.
 Schnur [die] am Bogen, Neem-gitá.
 Schön, Ae-rehá.
 Schreyen, Ong-merong [d. h. stark
 reden; das ng wird etwas un-
 deutlich gehört.]
 Schwach, Engeniōck [eng ein kur-
 zer Gaumen-Laut.]
 Schwanger, Cuáng-ä-räck [d. h.
 der Bauch ist dick.]
 Schwanz [eines Vogels], Joká.
 Schwanz [eines Säugethiers], Jiäck.
 Schwarz, Him.
 Schwein [zahmes], Curäck-gipakiū.
- Schwein [Dicotyles labiatus], Cu-
 räck-nipmantiocú-niōm.
 Schwein [Kaitetu oder Taitetu],
 Hó-Kuäng.
 Schweiß, schwisgen, Cucang-eiú [e f.]
 Schwer, Mōkarang.
 Schwester, Kgi-cutá.
 Schwimmen, Kiiūm [i kurz.]
 Sehen, Piep.
 Sehr, Gicarām.
 Seufzen, Nohón [d. d. N.]
 Sieden [es kocht], Hä-mot oder
 he-mot.
 Singen, Ong-ong.
 Sonne [die], Tarú-di-pó.
 Sonnenaufgang, Tarú-te-ning.
 Sonnenhöhe, Mittag, Tarú-njöp.
 Sonnenuntergang, Tarú-te-mung.
 Spannen [den Bogen], Neem-gitá-
 merong-ong.
 Specht [Vogel], Aeng-äng [wie im
 fr. ain].
 Speichel, Gni-ma-kniot [gni fr.
 d. d. N.]
 Speyen, Napiú.
 Spinne [eine], Angcori.
 Spizig, Meráp [e f.], wie scharf.
 Springen, Nahang [zweytes a nur
 halb im G.]
 Stachelschwein, Acoró-ió [letztes
 o kurz.]
 Stechen, Nungcoró.
 Stehlen, Ningkäck.
 Steigen, klettern, Mukiáp.
 Stein, Felsen, Carátung, oft wie
 Caratú.
 Sterben, Kuém.
 Stern, Gestirn, Niore-ät [e f.]
 Stinken, übel riechen, Uwám [w
 wenig hörbar.

- Stirn, Cañ [a nur halb und im G.]
 Stoßen, Nütick.
 Stottern, Te-óng-ton-ton [te-óng
 wenig getrennt.
 Stumm, Ong-nuck [nuck von am-
 nup oder amauck, der Vernei-
 nung.]
 Süß, Cui.
 Tamandua [großer], Cuiáñ [a nur
 halb und im G.]
 Tamandua [kleiner], Cuián-cudgi.
 Tanzen, Ntäck.
 Tapfer, sehr tapfer, Jakjiám-gi-
 carám.
 Tatu [Thier], Kuntschung.
 Tatu [großes, Das. Gigas, Cuv.]
 Kuntschung-cocañ.
 Taube [Vogel], Köüem [ö im G.
 undeutlich.]
 Tauchen, Múkarack [kara d. d. N.]
 Tauschen, Up.
 Teufel, Jántchong [ch wie g].
 Thon, Naak oder Nnaak [erstes n
 kaum hörbar.]
 Thräne, Ketom-magnán [letztes
 Wort fr.] wörtlich: Augenwas-
 ser.
 Tief, Mät [a nur halb, beynähe
 wie ö].
 Treten, Tang.
 Trinken, Joóp oder Jióp [erstes i
 kaum hörbar].
 Trocken, Niimtehá.
 Tröpfeln, Magnán-knin [erstes Wort
 fr. kn d. d. N.]
 Unten, Pawin [beynähe wie aui].
 Unze [große gefleckte], Kuparack-
 gipakiú.
 Unze schwarze [Tiger], Kuparack-
 him.
- Unze [rothe, ungesfleckte], Kuparack-
 nimpuruck [erstes u kaum hör-
 bar.]
 Vater, Kgikañ.
 Viel, Uruhú.
 Vogel [großer, Bacãñ-ä-räck.]
 Vogel [kleiner], Bacãñ-cudgi.
 Voll, Mat [a zwischen ä und ö].
 Voran, vorwärts, Mung-merong
 [e kurz] wörtlich: stark gehen.
 Wachs, Pökekat [ö zwischen ö und
 ü, e. f.]
 Wachsen, Mäknót-knot [kn undeut-
 lich in d. N. und G.]
 Wade, Maak-egnick [e kurz, gn
 d. d. N.]
 Waten [durch den Fluß], Mung-
 magnan-mah, [d. h. wörtlich:
 durch das seichte Wasser gehen.]
 Wahr, Wahrheit, Japauñ-ammúp
 [wörtlich; es ist keine Lüge.]
 Wald, Tchoon-uruhú [viele Bäume].
 Warze, Ki-áng [d. d. N.]
 Waschen, Kiiüm [wie schwimmen].
 Wasser, Magnán [fr.]
 Wasser [warmes], Magnán-igitia
 i sehr kurz und undeutlich.]
 Wasser [kaltes], Magnán-niimtiack.
 Wasser [geh und hole!] Magnán-ah.
 Wassergefäß von Rohr, Käkrock.
 Weich, Gneniöck [gn d. d. N.]
 Weinen, Puck.
 Weiß, Nnióm oder Nióm.
 Weißer [ein], Pa-i.
 Weiße [eine], Pa-i-iokunáng.
 Weit, Amoróü.
 Wenig, Amnúp.
 Wespe [Marimbondo], Pängnonion
 [a zwischen a und ö, ng kaum
 hörbar.]

Wehstein, Schleifstein, Caratung.
 Wickeln, aufwickeln, Nurat.
 Wind [der], Tarú-te-cuhú [te wenig hörbar].
 Wind [wenn er sehr stark ist], Tarú-te-cuhú-pmeróng.
 Windstille [wenn kein Wind geht], Tarú-te-cuhú-amnúp.
 Winken, rufen, Kia-kelit.
 Wischen, abwischen, abputzen, Numauun [letztes n fr.]
 Wühlen [in der Erde], Naak-atähäck [ä beyde undeutlich im G.]
 Werfen [einen Stein], schleudern,

Caratung-ang-gring [letztes g wenig hörbar, alles d. d. N.]
 Wurzel, Kigitang.
 Zahn [ein], Kiiuñ.
 Zähne [mehrere oder viele], Kiiuñ-uruhú.
 Zahnschmerz, Kiiuñ-ingerung.
 Zehe [am Fuße], Pó.
 Zerreißen, Nüngnióng.
 Ziehen, Nüntchorot.
 Zielen, Jagintchi.
 Zucken, Ncuruh [N kaum vorlesend.]
 Zunge, Kigitioock [i wie eh].

Dieses Wortverzeichnis der botocudischen Sprache schrieb ich zum Theil am Rio Grande de Belmonte nieder, und vervollkommnete es nachher immer mehr in dem Maße, als mein Quack der deutschen Sprache mächtiger wurde. Ich habe aber seitdem Gelegenheit gefunden, diesen jungen Botocuden dem eben so gelehrten als genialen Blicke eines ausgezeichneten Sprachforschers, des Herrn Direktor Göttling zu unterwerfen, der mir in dem nachfolgenden, von ihm verfaßten Aufsatze das Resultat seiner Forschungen über die Sprache der Botocuden mitzutheilen die Güte gehabt hat. Gewiß wird man mit der Zeit, wenn Quack sich die deutsche Sprache noch mehr zu eigen gemacht haben wird, noch manchen Nachtrag zu diesen Beobachtungen liefern können; bis jetzt wird aber die interessante Abhandlung des Herrn Direktor Göttling, welche ich mit dessen eigenen Worten ganz unverändert gebe, eine hinlängliche Idee über die Sprachen dieser Wilden zu verbreiten geeignet seyn.

Ueber die Sprache der Botocuden.

Diese Sprache ist an sich sehr einfach, und so gebildet, daß der Verstand in seiner Kindheit darinn nicht zu verkennen ist. Dennoch ist es anziehend, einzelne Sprachformen, so gut es nach den sparsamen Hilfsmitteln geschehen kann, hinzustellen, weil sich aus der Art sprachlicher

Bildungen und Zusammensetzungen ein Schluß auf die Vorstellungsweise und das Denkvermögen jener wilden Stämme machen läßt. In manchen Beziehungen werden diese Sprachformen mit der Anschauung der gebildetsten Völker zusammentreffen, weil die menschliche Natur auch in ihrer rohsten Form sich nicht verläugnen kann.

Die Sprache dieser Wilden ist sehr reich an onomatopoëtisch, das heißt, an solchen Wörtern, welche den Ton oder die Bewegung der zu bezeichnenden Sache durch eigenen Klang nachahmen. Dabei pflegt der Stamm gern verdoppelt zu werden, wie es auch bey anderen Nationen, wenn sie dergleichen Wörter bilden, der Fall ist. So heißt Nack-Nack eine Möve, äng-äng ein Specht, um das Geschrey des Thieres anzudeuten. Auf eine ähnliche Weise ist Kjacu-täck-täck eine Kesselart, Kjacu, käck-käck ein Schmetterling und Plick-näck-näck eine Ameise, Encarang-cuong-cuong-jipakiu die größte Landschlange. Uebnliche Verdoppelungen sind in maun-maun krank, [Nup-maun dagegen ein Schlag] toñ-toñ schlecht. So heißt ong reden, ong-ong singen, pung eine Flinte, pung-a-pung schießen mit der Flinte [Nachahmung des Klanges]. Dergleichen Zusammensetzungen sind etwa gebildet wie πορ-φύρος oder πορφύρα im Griechischen aus dem verdoppelten πορ, eigentlich πορφυρος, oder die Kinderwörter Pa=pa, Ma=ma, Weh=weh, bey uns. Sie sind allen Völkern gemein, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung wie bey den Botocuden. Jede Reduplication in den alten Sprachen gehört hieher.

Die Botocuden kennen in ihren Hauptwörtern und Beyworten durchaus nicht die Bestimmung eines Geschlechtes. Es sind also alle diese Wörter eigentlich Neutra, wie denn in jeder Sprache, selbst der reichsten, die Wörter des sogenannten sächlichen Geschlechtes die ältesten und darum am wenigsten der Beugung fähig sind. Merkwürdig ist aber, daß diese Wilden zwey Casus kennen, wodurch sie das Verhältniß des Subjects zum Object darzustellen im Stande sind; nämlich einen subjectiven Casus [wenn hier das Wort gestattet ist für Nominatur oder casus rectus] und einen objectiven. Der erstere hat kein äußeres Kennzeichen und der zweyte wird nur gebraucht in der Zusammensetzung zweyer Substantiva, wovon das zweyte in den Zustand eines Objects tritt. Dieses Verhältniß, das ihnen statt Genitivs, Dativs und Accusativs gilt, wird herbeigeführt durch das Vorsetzen der Sylbe te [die bald te, ti bald de lautet] vor das zweyte Wort. Auch ist der Wilde nicht streng an dieses Gesetz gebunden und darf es in rascher Rede weglassen, während er bey der Zusammensetzung solcher Substan-

tiven, welche eine ihm verborgene Kraft, etwas Göttliches, bezeichnen sollen, aus einer Art scheuer Verehrung dieses te wegläßt. Dieses zeigt sich am deutlichsten an dem merkwürdigen Worte Tarú. Tarú bezeichnet freylich ursprünglich den Mond [wahrscheinlich auch die Sonne], dann aber durch eine sehr natürliche Ideenverbindung auch die Zeit. Daß den Botocuden für den Begriff der Zeit der Mond wichtiger war als die Sonne, insofern bey ihm bestimmte äußere Kennzeichen eine Zeitabtheilung leichter herbeiführen, mag Veranlassung geworden seyn, daß die Sonne nur den Rahmen Tarú-ti-pò erhielt. Pò heißt der Fuß; also als Bezeichnung der Sonne eigentlich: der Läufer am Himmel. Es entspricht dies ganz dem *ὑπερίων* [der oben am Himmel geht] und *λυκάβας* [der in glänzender Bahn eilt, erst die Sonne, dann das Jahr] der Griechen. Daß Tarú auch die Sonne heißt, geht aus den Wörtern Tarú-te-ning Sonnenaufgang und Tarú-te-mung Sonnenuntergang hervor. Ning [kommen] und mung [fortgehen] sind Zeitwörter, deren Infinitive hier als Substantiva gebraucht sind; doch darf in diesem Falle te auch wegbleiben, wie in Tarú-njép, Mittag; von njép sitzen, wo die Sonne scheinbar festsetzt. Durch die Ideenverbindung der Zeit mit dem Worte Tarú erklären sich nun die Wörter Tarú-te-tú die Nacht [eigentlich die Zeit, wo man nichts zu essen hat, eine Benennung, die aus der starken Eglust der Botocuden sehr erklärbar wird. Tú heißt Hunger. Tarú-te-cuong der Donner [eigentlich: wenns brüllt; denn cuong soll den Klang des Donners nachahmen] Tarú-te-merän der Blitz [eigentlich: wenn man mit den Augenlidern zucken muß; denn meräh heißt blinzen; es ist das Wort also ganz nach unserem Blitz gebildet] Tarú-te-cuhú der Wind [das heißt wenn's braust; cuhú ahmt das Brausen des Windes nach.

Genes te findet sich auch in anderen Zusammensetzungen zum Beispiel pó-t'-ingerung Fußweh, doch kann es, wenn das vorhergehende Wort in dieser Zusammensetzung mit einem Consonanten endet, auch weggelassen werden; zum Beispiel maak-ingerung Beinschmerz Kerän-ingerung Kopfweh. In der Verbindung mit Adjectiven findet sich dies te niemals. Daher Tarú-him Neumond [him heißt schwarz; Ketóm-him zum Beispiel der Stern im Auge, weil alle Botocuden schwarze Augen haben] Tarú-niôm bewölkter Himmel, Wolken [niôm heißt weiß.]

Den Pluralis bilden sie durch Anhängen des Wortes ruhú oder uruhú [mehr, viel] zum Beispiel pung-uruhú zwey Flinten, eine Doppelflinte, dann überhaupt viel Flinten; Tschoon-uruhú, Bäume, Wald. Kjem-uruhú Häuser, Dorf.

Diminutive werden durch das angehängte *njin* Klein gebildet, welches ein abgekürztes Adjectiv ist. So *Kruck-nin* ein kleines Kind, *Anáblein*, *Magnáng-nin*, ein Tropfen, kleines Wasser, ähnlich unserem — *lein*, was mit Klein zusammenhängt.

Strenges Gesetz ist, daß Adjectiva nie vor das Substantiv, auf welches sie sich beziehen, gesetzt werden, sondern stets nach demselben, zum Beispiel *uaháh* oder *wahá-oron* ein großer, langer Mann, *uaháh-pmäck* ein kleiner Mann. Die Steigerung der Adjectiva wird hervorgebracht 1] der Comparativ durch Anhängen von *uráh* [oder *uruhá*, dasselbe Wort, welches den Pluralbegriff bildet] zum Beispiel *Amp-uráh* schärfer [d. h. kalt]; denn *ampe-öt* heißt schärfen. 2] Superlativ durch Anhängen des Adverbiums *jikarám* oder *gikarám* [sehr], zum Beispiel *Cuang-mah-jikarám*, sehr hungrig [eigentlich: der Bauch ist sehr leer].

Das Pronomen Substantivum *Kjick* [ich] wird stets vorgesetzt zum Beispiel *Kjick-piep* ich habe es gesehen; *Kjick-ioop* ich trinke. Vom Possessiv-Pronomen scheinen die Botocuden, nur *Kjiaek* [mein] zu kennen; zum Beispiel *Kjick-Kjuck-magnán-ioop*: ich trinke mein Wasser. Doch scheint das Possessiv-Pronomen nicht sehr unterschieden zu seyn von dem Substantiv-Pronomen der ersten Person; denn *Quáel* sagt *Kjick-maak*, mein Bein, so gut als *Kjuck-maak*. Der Umlaut als *u* in *i* in *Kjick* und *Kjuck* darf nicht auffallen, denn eben so heißt *Kuém* todt und *Uámm* *Uás*.

Die Zeitwörter sind alle Infinitive oder Participien und scheinen sich äußerlich nicht zu unterscheiden von der Bildung der Substantiva; auffallend ist aber, daß eine große Menge derselben entweder mit *n* beginnt, was beweglich zu seyn scheint, oder mit *p* endet. Was dadurch angedeutet werden soll, mag dahin gestellt bleiben; doch scheint *n* vorzugsweise dem Infinitivbegriff eigen zu seyn, wovon weiter unten Beispiele angeführt werden. Die dritte Person des Zeitworts bilden sie auf eine Weise, die in dem Wesen der Sprache und der Entstehung des Zeitworts begründet ist. Das Verbum Substantivum [seyn] heißt nämlich vollständig *het* [er, sie, es ist], wird aber gewöhnlich in *he*, auch bloß *e* verkürzt und dann vor das Verbum gesetzt; zum Beispiel *Hé-mót*: es kocht, *he-múng* er ist fortgegangen, *het-nohónn* er seufzt, *he-ning* er kommt, *e-rehá* oder *ä-rehá* es ist gut. Dies *hé* wird, nach botocudischer Weise, wiederholt in *hé-e-e* oder *hé-e* und heißt dann: ja, d. h. es ist so; *he-kjúm-m'rong*: er schwimmt gut. In *Ampe-öt* [schärfen, wehen] scheint sich in *öt* eine eigene Verbalendung erhalten zu haben, denn *amp* heißt schon *scharf*; daher *amp-uráh* *kalt*; vielleicht

ist ebenfalls dies öt aus dem Verbum Substantivum het entstanden, gerade so scheint j-öt sich brennen. Diese Art durch Zusammensetzung mit dem Verbum Substantivum Zeitwörter zu bilden ist sehr natürlich, zum Bepispiel ist: er trinkt leicht aufzulösen in: er ist trinkend; nur ist, was bey uns an intransitiven Zeitwörtern erklärlich scheint, bey den Botocuden auf alle Zeitwörter ausgedehnt.

Von der einfachen Art der Botocuden allerley Begriffe auszudrücken mag folgendes als Bepispiel dienen.

1) Honig finden sie, von wilden Bienen erzeugt, in Löchern hoher Bäume; daher nennen sie ihn Mah-rä oder Mah-rehä, d. h. ein süßes oder gutes Loch.

2) Die Hauptbeschäftigung der Männer ist das Jagen Njokná [das nennen sie, deren Rücken sich in ihrer Freiheit noch nicht in der Uebung eines Handwerks gekrümmt hat, Arbeiten, iopéck]: die Weiber müssen daheim bleiben; daher heißt ein Weib joknang, vermuthlich verwandt mit Njokná; denn n scheint Infinitiv-Zeichen [so nangering verwandt mit angering, jenes schießen, dieses werfen, ioóp und njoop trinken] und ng oder nek Zusammensetzung aus amnup oder amnuck [in der Zusammensetzung gewöhnlich nuck, wie Cam-nuck ein Thunicht] d. h. nicht. Das entspricht ohngefähr dem deutschen Weib, das heißt, deren Beschäftigung das Weben ist. Auf ähnliche Weise ist dem Weibe der Degen [der den Degen führt] entgegengesetzt oder im alten Sachsenrecht die Schwertmagen [Verwandte von väterlicher Seite], den Spillmagen oder Spindelmagen [Verwandte von mütterlicher Seite.]

3) Der Zeigefinger heißt bey ihnen Pó-iopú. Jopú von ióp trinken, erst aber lecken, also Pó-iopú der Finger, womit man leckt. Dazu kann man keinen andern brauchen als den Zeigefinger. Gerade so heißt der Zeigefinger im Griechischen *λεχάνος*, das heißt Leckfinger.

4) Feuer heißt bey ihnen Tschom-päck. Bedenkt man die Art, wie sie durch rasches Reiben zweyer Hölzer das Feuer hervorbringen, so wird die Etymologie deutlich aus! Tschon [Holz] und iopéck [rasch sich bewegen.]

5) Die Begriffe wahr und moralisch gut sind auf eine, bey diesen Wilden sehr erklärliche Weise ausgedrückt, nämlich negativ. So heißt Njinkäck ein Spigbube, Dieb, Njinkäck-amnup ein braver Mann, das heißt: kein Spigbube, japa win lügenhaft, eine Lüge; japawin amnup wahr.

2) Sprachproben der Maschacarís.

Anmerkung. Sie haben Nasentöne, aber keine, welche in der Kehle ausgesprochen werden. Viele Sylben und Worte werden wie bey den Boto- cuden auf eine sonderbare Art im Gaumen gesprochen.

Affe, Keschniong [e kurz.]	undeutlich im Gaumen] auch
Arm [der] Nipnoi [d. d. N.]	Nibcutung.
Auge, Idcay.	Fuß, Idpatá.
Art, Piim.	Flinte, Bibcoy.
Anta [Tapir], Tschaá.	Fluß, Itacoy.
Brust, Itkematan.	Gott, Tupá.
Blut, Idkäng [ä im Gaumen].	Gesicht, Nicagnin.
Baum, Abaay.	Gras, Schiüi [undeutlich.]
Bogen, Tsayhä.	Gehen [laßt uns gehen], Niamamú.
Bruder, Idnooy [d. d. N.]	Gold, Tagnibá.
Bauch, Inion [d. d. N.]	Hund, Tschuckschauam.
Berg, Agniná.	Huhn, Tsucacacan.
Blitz, Tánjanam [erstes n franzö- sisch.]	Holz, Ke [e kurz im Gaumen.]
Botocude, Idcussän [än wie in im französischen.]	Haar, Inden [e kurz und wie ü].
Canoe, Kahn, Abascoï [oi getrennt.]	Herz, Idkegná.
Donner, Tätiná.	Hand, Agnibktän [gn und än fr.]
Dorn, Minniám.	Haus, Bear.
Essen, Tigman [ig durch die Nase, an fr.]	Jacaré [Crocobíl], Maai [ai d. d. N.]
Ey [ein], Niptim.	Mann, Idpin.
Fisch, Maam.	Regen, Tapagnon [fr.]
Feuer, Kescham [e im Gaumen.]	Schön, Epai.
Fleisch, Tiungin.	Tatú [Gürteltthier], Coim.
Singer, Egnipketakam [gn fr., kam	Weib, Atitiom [Etiatün, ü zwi- schen ö und ü].
	Weißer [ein], Creban.
	Wasser, Cunaan.

3) Sprachproben der Watachóó oder Wataschóó.

Anmerkung. Diese Sprache hat besonders viele undeutliche Worte, welche zum Theil im Gaumen gesprochen werden; viele Buchstaben zwischen ä, ü und ö.

Arm [der], Agnipcaton.	Fisch, Maham.
Alt, Hitap.	Fleisch, Uniin.
Auge, Anguá.	Finger, Gnipketó.
Art, Cachü [ch im G., ü wie ö].	Flinte, Kehekui [e Gaumen.]
Anta [Tapir], Amachy [ch deutsch.]	Feind, sich streiten, Nionaikikepá.
Angel, Kutiam.	Fluß, Kekatá.
Baum, Mniomipticajo.	Faul, träge, Noktiokpetam.
Bauch, Etá [undeutlich.]	Frosch, Mauá.
Bein, Patá.	Faulthier, Gneüy [undeutlich].
Beissen, Kaangtschaha.	Fett, Tomaisom.
Berg, Eagnetopne [undeutlich, e am Ende kurz.]	Freund, Camerad, Itioy.
Bette, Miptschap.	Gott, Niamissum.
Blasen, Ekephóó [erstes e kurz.]	Groß, Nioketoiná.
Blut, Enghäm [undeutlich.]	Gut, Nomaisom.
Brechen, Tschahá.	Geduld, Niaistö.
Bogen, Poitang.	Glänzen, Niongnitschingá.
Bruder, Eketannoy [an fr.]	Hund, Koká.
Brust, Ekáp [undeutlich.]	Huhn, Tschuctacaco.
Calebasse [Cuja], Totsá.	Haar, Epotoy.
Canoe [Rahn], Mibcoy.	Haß, May.
Colibri, Petékéton.	Horn, Niotschokaptschoi.
Daumen, Niip-ketó.	Ja, Han [fr.]
Dorf [viele Leute], Canan-patashi.	Kind, Tschauaum.
Dorn, Mihiam.	Kälte, kalt, Nuptschaaptangmang.
Essen, Oknikenang.	Klein, Kenetketó.
Eins, allein, Apetiäenam.	Kopf, Atpatoy.
Erde, Land, Aham.	Komm! Naná.
Er [ein], Petetiäng.	Kurz, Nionham-ketom.
Es ist gut, Nomaisom.	Krank, Aktschopetam.
Es ist nicht gut, Mayogená [ge deutsch.]	Lang, Miptoy.
Feder, Potoitan.	Lende, Schenkel, Tschakepketon [on fr.]
	Leber, Akiopkanay.

Laufen, Topakautsch.	Dohse, Juctan.
Mann, Nionnactim.	Pfeil, Pohoy.
Mutter, Atön [ö zwischen ö u. e].	Pferd, Amaschep.
Mays, Pastschon.	Paca [Thier] Tschapá.
Mandioca, Cohom.	Roth, Eoató [eo getrennt.]
Messer, Amanay.	Sonne, Mayon.
Mädchen, Nactamanian.	Stein, Micay.
Mahlen [mit Farben], Noytanat- schä.	Sohn, Nioaactschum.
Nacht, Temeniyyetan.	Sterben, Nokschoon.
Neger, Tomeningná.	Schwein, Schaem [e wie ü im Gaumen.]
Nein, Tapetapopay.	Singen, Sumniatá.
Nase, Insicap.	Schlafen, Somnaimohon.
Nagel [an Händen u. Füßen] Nion- menan [an fr.]	Stinken, Niunghaschinguá.
	Schwester, Ehá.

4) Sprachproben der Malalís.

Anmerkung. Sie haben Kehls- und Nasentöne, auch sind ihre Worte meistens undeutliche, nur halb ausgesprochene Töne, daher diese Sprache mit am schwierigsten durch die Schrift auszudrücken ist. Wo über dem a ein o angebracht ist, und umgekehrt, da liegt die Aussprache zwischen beyden.

Affe, Kúschnió.	Botocude, Epcoseck [Großohr.]
Arm [der], Niem.	Donner, Scape.
Auge, Ketó [e kurz].	Dorn, Mimiam.
Art, Pe.	Essen, Pomamenmeng.
Anta [Tapir], 'Amajó [ö kurz.]	Ein, Aposé [e kurz.]
Brust, Anjoche.	Erde, Am.
Blut, Akemje.	Ey [ein Hühner-], Suckakakier.
Baum, Me.	Es ist gut, Epoi. [kurz.]
Bogen, Soihé [é kurz].	Es ist nicht gut, Jangmingbos.
Bruder, Hagno [undeutlich.]	Feder, Pöe [undeutlich.]
Bauch, Aigno.	Fisch, Maap [a etwas wie o].
Beißen, Niamanomá.	Feuer, Cuiá.
Bart, Esekó [undeutlich].	Fleisch, Junié [e [kurz].]

Fleisch, Junié [e kurz.]
 Finger, Aniemkó.
 Fuß, Apá.
 Flinte, Poó.
 Fallen, Omá.
 Gott, Amietó.
 Gesicht, Tietó.
 Gras, Achená [e kurz.]
 Gehen, Akehege [e kurz.]
 Geschwind, Aioihamoi.
 Gestern, Hahem [a kurz.]
 Gieb her! Naposnom.
 Gold, Toioá.
 Häßlich, Evuurn [undeutlich.]
 Hund, Wocó.
 Huhn, Sucaca.
 Hitze, Ejé [Ende kurz.]
 Holz, Me [e kurz.]
 Horn, Manaitke [Ende kurz.]
 Haar, Aö [undeutlich.]
 Herz, Akescho [kurz.]
 Hemde, Agüschicke [kurz.]
 Hals, Ajemio.
 Himmel, Jamepäoime [Ende kurz.]
 Hoch, Amsettoi.
 Haus, Jeó [undeutlich.]
 Hand, Ajimké [e kurz.]
 Jacaré [Crocodyl] Ae.
 Ich, Pö [kurz.]
 Ja, Hoó.
 Jacutinga [Vogel] Pigná [fr.]
 Kind, Akó.
 Kälte, Kapägnomingming.
 Klein, Agnä.
 Knochen, Akem.
 Kopf, Akó.
 Komm! Jó [undeutlich.]
 Kaze, Jongaët.
 Lang, Escheem [undeutlich.]
 Mann, Atenpiep [e kurz.]

Mund, Ajatocó [Ende kurz.]
 Mutter, Ate [e kurz.]
 Mond, Ajé [e kurz.]
 Milch, Pojó [o undeutlich.]
 Mayß, Manajá [Ende kurz.]
 Mandioca, Cuniä [ä kurz.]
 Messer, Haak [k beynähe unhörbar.]
 Mutum [Vogel] Jahais [undeutlich.]
 Moskite, Kepná.
 Nacht, Aptom [Ende undeutlich.]
 Neger, Tapagnon [fr.]
 Nein, Atepomnock [undeutlich.]
 Nase, Asejé [Ende kurz.]
 Nasse, Tapiet [e undeutlich.]
 Ohr, Ajepcó.
 Oben, Jamemauem.
 Pfeil, Poï [alle Buchstaben hörbar.]
 Pferd, Cawandó.
 Roth, Pocatá.
 Regen, Chaab.
 Schenkel, Ekemno [e kurz.]
 Schön, Epoi.
 Sonne, Hapem [d. d. R.]
 Schlange, Checheem [ch in der
 Kehle.]
 Stein, Haak.
 Sohn, Hakó.
 Sterben, Hepohó.
 Sand, Nathó [Nasentlaut.]
 Schwein, Jauem [a u. u getrennt.]
 Schwarz, Echeemtom [d. d. Nase.]
 Singen, Niamekae [Ende kurz.]
 Schlafen, Niemähonó [o am Ende
 kurz.]
 Stirn, Haké [e kurz.]
 Thier, Couib.
 Tochter, Ekokahá.
 Tamandua [Thier], Bakee [beyde e
 getrennt und kurz.]
 Unze, [Yaguarété] Jó.

Viel, Akgnonachä.
 Vater, Tanatämon [on undeutlich.]
 Vogel, Poignan [undeutlich.]
 Weib, Ajente [e kurz.]
 Wind, Aoché [e kurz.]

Wasser, Keché [beide e kurz.]
 Weg, Paa.
 Wurzel, Mimimiaë.
 Zähne [die], Aió.

5) Sprachproben der Maconis.

Affe, Kegno [e undeutlich.]
 Arm, Agnim.
 Auge, Idcaai.
 Art, Biim.
 Anta [Tapir], Tia.
 Ast, Idkatoen [a und oe undeutlich.]
 Angel, Cagnagnam.
 Bratspieß, Muschi.
 Banane, Atemtä.
 Bein, Idcasché.
 Brust, Inkematan [an fr.]
 Blut, Inkö [ö zwischen ö und ü].
 Baum, Abooi.
 Bogen, Paniam.
 Bruder, Tschinan [an fr.]
 Bauch, Agniohn [d. d. N.]
 Beifen, Cuptumang.
 Bart, Agnedhürn [undeutlich.]
 Bliß, Agnamam.
 Calabasse, Cunatá.
 Donner, Uptatiná.
 Dorn, Bimniam.
 Essen, Uptumang.
 Eins, Epochenan [ch deutsch.]
 Erde, Aam.
 Ey [vom Hühne], Amnientin.
 Es ist gut, Epoy,
 Feder, Potegnemang oder Ange-
 mang [e unhörbar.]

Fisch, Maam.
 Feuer, Coen [d. d. N.]
 Fleisch, Tiungin.
 Finger, Agnipcutó [gn fr.]
 Fuß, Ingpatá.
 Flinte, Bibcoi.
 Fallen, Omnan [an fr.]
 Flüsschen, Ecoinan [an fr.]
 Gott, Tupá.
 Gesicht, Incaay.
 Gras, Scheüy [e kurz.]
 Gehen, Jamón.
 Geschwinde, Moachichman [ch
 deutsch.]
 Sieb her! Aponenom [Ende fr.]
 Gold, Taiuá.
 Gebürg, Aptien.
 Häßlich, Niaam.
 Hund, Pocó.
 Huhn, Tiucacan.
 Heute, Ohnan [n am Ende undeut-
 lich.]
 Hitze, Abcoican [a zwischen a u. e].
 Holz, Cö^u [o Kehllaut zwischen o u. u].
 Horn, Ecüm [ü zwischen ü und ö].
 Haar, Endaen [kurz.]
 Herz, Inkicha [ch deutsch.]
 Hemde, Tupickchay.
 Salz, Incatakay.

Himmel, Becoy.
 Hoch, Ecuptan.
 Haus, Baan.
 Hand, Inhimancoi.
 Heilig, Tupá.
 Jacaré [Crocodyl] Maai [d. d. N.]
 Ja, blos der Athem eingezo-gen.
 Ich, Ai.
 Jacutinga, Macatá.
 Kind, Idcuto.
 Kälte, Chaam [ch deutsch.]
 Klein, Capignan [an fr.]
 Knochen, Ecobjoi [e kurz.]
 Kopf, Epotoi.
 Komm! Abui.
 Kaze, Kumangnang.
 Lang, Etoitam.
 Mann, Icübtan.
 Mund, Inicoi.
 Mutter, Ahain [fr.]
 Mond, Puaan [undeutlich.]
 Milch, Atiedacün [e kurz; ü zwi-
 schen ö und ü].
 Mays, Punadhiam.
 Mandioca, Coon.
 Messer, Patitai.
 Mutum [Vogel], Tschaschipsché
 sch weich wie j im Fr.]
 Moskite, Kemniam [e kurz und un-
 deutlich.]
 Nacht, Aptamnan.
 Netz, Mapkepá.
 Neger, Tapagnon [fr., ungefähr
 wie im Deutschen Tapaniong.]
 Nein, Poé.

Nase, Inschicoi.
 Nasse, Manaiti [kurz.]
 Ohr, Inipcoi.
 Oben, Pawipam.
 Pfeil, Paan.
 Pferd, Camató.
 Roth, Upkängehäng.
 Regen, Taeng.
 Schenkel, Incajhé [j fr.]
 Schön, hübsch, Epoinan [an fr.]
 Sonne, Abcaay.
 Schlange, Cagná [gn fr.]
 Stein, Comtai.
 Sohn, Incutó.
 Sterben, Umniangming.
 Sand, Awoon.
 Schwein, Tiakteten [en d. d. N.]
 Schwarz, Imnictam.
 Singen, Niamungkätä.
 Schlafen, Niamonnon [letzte Sylbe
 d. d. N.]
 Stirn, Incüy [ü d. d. N.]
 Thier, Tatu [Thier], Coim.
 Tochter, Atinang.
 Tamandua, Potoignan [oi wie ö].
 Unze [Yaguarété], Cuman [an fr.]
 Viel, Agnunaitam.
 Vater, Tatá.
 Vogel, Petoignang [e kurz.]
 Wind, Thiam [lang.]
 Wasser, Cunaan.
 Weg, Pataan.
 Wurzel, Agnibtschaten [en lang.]
 Weib, Ati.
 Zähne, Etiöy.

6) Sprachproben der civilisirten Camacan-Indianer zu Belmonte, welche von den Portugiesen Meniens (Deutsch etwa Meniengs) genannt werden.

Anmerkung. Diese Sprache hat mehrere Gaumen- und besonders Nasentöne, auch werden die Worte im Allgemeinen für den Fremden sehr undeutlich ausgesprochen.

Affe, Caun [n fr., das ganze Wort wie die Portugiesen Hund aussprechen.]

Arm, Ighia [undeutlich.]

Auge, Imgutó.

Anta [Tapir], Ere [E undeutlich.]

Alt, Schoeo [alle Buchstaben ausgesprochen].

Aguty, Onschó.

Blut, Isó [I undeutlich.]

Baum, Hi.

Bogen, Huán.

Bruder, Ató.

Bauch, Jundú.

Beißer, Imbró.

Bart, Jogé [g deutsch.]

Banane, Inerú.

Beutelhier, Cansché [n fr.]

Dorn, Inschá.

Essen, Jucúa.

Einß, Wetó.

Erde, É.

Ey [Hühner-], Sacré.

Es ist nicht gut, Sau.

Feder, Ingé [g deutsch.]

Fisch, Há [d. d. N.]

Feuer, Jarú [i].

Fleisch, Kioná.

Fluß, Sin.

Gras, Assó.

Gehen [geschwinde], Ni.

Häßlich, Saú [a und u getrennt gehört.]

Hund, Jaké [i].

Huhn, Saschá.

Heute, Inu [i der Accent.]

Hize, Aniuungú.

Holz, Hintá [Hin d. d. N.]

Haar, Iningé.

Herz, Niroschi.

Haß, Inkió [mit geschlossenen Zähnen auszusprechen.]

Hoch, Insché.

Haus, Tuwúa.

Hand, Inerú.

Ja, Inu.

Jacaré [Crocodil], Ué.

Kind, Canaiu.

Klein, Intán [n halb.]

Kopf, Inro [n nur halb.]

Komm! Ní [wie bey den Botocuden.]

Kaße, Intan [n halb.]

Lang, Insché.

Leute, Menschen, Tuij.

Laßt uns gehen, Niamú.

Mund, Iniatagó.

Mond, Jé.

Milch, Anjú.

Mays, Kscho [undeutlich.]

Mandioca, Kaiú.

Messer, Keaio.

Mann, Cahé.

Nacht, Utá.
 Neger, Coatá.
 Nase, Inschiwó.
 Ohr, Incogá.
 Pfeil, Hain [n halb deutsch.]
 Regen, Si.
 Schenkel, Aschi.
 Sonne, Schioji.
 Schlange, Ti.
 Sohn, Camajó.
 Sterben, Juni.
 Sand, Ae.
 Schwein, Cuiá.
 Schwarz, Cuatá.
 Schlafen, Jundun [un halb.]
 Schön, Ingóte [i undeutsch.]
 Thier [Tatu], Pá [im Gaumen.]

Tamandua [der große], Tamanduá.
 Unze, [Yaguarété], Kukiamá.
 Vogel, Satá.
 Wind, Juá.
 Wasser, Sin [n nur halb.]
 Weib, Aschun.
 Weg, Schá.
 Wurzel, Kiaji.
 Zähne [die] Jo [beyde Buchstaben gehört.]
 Tigelle [Art von Teller] Enan [e kurz.]
 Salz, Schuki.
 Weiser [ein] Paí [alle Buchstaben ausgesprochen].
 Todt, Scha-úia.
 Wald, Antó [o kurz.]
 Stern, Pinia.

7) Sprachproben der Camacans oder Mongoyos in der Capitania da Bahia.

Anmerkung. Eine sonderbare Sprache mit vielen langen barbarischen Wörtern und vielen Rehlönen, wodurch sie sich von allen vorher erwähnten sehr unterscheidet. Die Worte werden am Ende auf eine sonderbare Art abgekürzt ausgesprochen. Zuweilen hört man Nasen-, Gaumen- und Rehlöne zugleich. Sehr häufig kommen vor das deutsche ch, ferner k, ä; e wird gewöhnlich sehr kurz ausgesprochen; a und o sind die gewöhnlichen Endungen der Worte, werden aber äußerst kurz abgebrochen, als wenn der Sprecher hier plötzlich den Ton aufhielte. — Ist bey den Worten keine weitere Erklärung gesetzt, so spricht man sie nach deutscher Art aus; — d. d. N. bedeutet durch die Nase; — k. bedeutet kurz; — fr. fran- zösisch auszusprechen.

Auge, Kedó [e und o kurz.]
 Arm, Nichuá [ch deutsch d. d. N.]
 Art, Jakedochkó [ch deutsch.]
 Asche, Aéchkeia [e kurz.]
 Alt, Stahie [i und e getrennt, e kurz.]
 Angel, Kediahaie [e k., hai der Accent.]

Arara [Papagen], Tschoká.
 Anta [Tapir], Herá [kurz.]
 Affe, Caun [wie die Portugiesen den Hund.]
 Aguty, Hohion [d. d. N. ohne besonderen Accent.]

- Bruder, Kiachkoadan [die drey letzten Sylben kurz, an fr.]
- Backen [der], Diahaiä [ä [kurz.]]
- Brust, Kniochhere [here kurz.]
- Bauch, Kniooptech [ech sehr kurz.]
- Bein, Tächketse [ketse ganz kurz.]
- Bogen, Cuan [an fr.]
- Berg, Kere [beyde e sehr kurz.]
- Baum, Hauué [ué f., das Ganze d. d. N.]
- Blatt, Ere [e sehr kurz.]
- Blut, Kedió [e und o f.]
- Bach, Sanhoá [hoá f.]
- Blume, Huänhindó [dó f.]
- Bohnen, Kegná [gn f.]
- Brücke, Hondiá [dia äußerst kurz.]
- Brennen, Undsedó [dsedó f.]
- Bodock, Diapá [dia f., pä ebenfalls.]
- Bratspieß, Ohindió [dió kurz, im Gaumen undeutlich.]
- Bliz, Tsahochkó [kó f.]
- Blasen, Sckí [i f.]
- Botocude, Kuanikochiä.
- Canoe, Hoinaká [á f.]
- Calebasse [Cuite] Kerächká [äch f. und im Gaumen.]
- Corallenschlange, Diderá.
- Daumen [der], Nede [erstes e undeutlich, zweites kurz.]
- Donner, Sankoray [f., san kaum hörbar.]
- Dorn, Hohiä [iá f.]
- Essen, Niukuá [niu kaum hörbar, kuá laut mit Accent.]
- Erde, Boden, E [kurz.]
- Finger [erster], Inhindió [ihin f. und undeutlich.]
- Finger [zweyter], Ndiachhiä [kurz und undeutlich, ä sehr kurz.]
- Finger [dritter], Ndiaénó [enó f.]
- Finger [vierter], Ndioëgrá [grá f.]
- Fuß, Uadä [ä f.]
- Ferse, Hoak [f.]
- Fliegen, Hohindochkó [o f.]
- Fallen, Kogerachká [undeutlich.]
- Flinte, Kiakó [o f.]
- Feuer, Diachke [e f.]
- Fisch, Huá [d. d. N.]
- Frucht, Keräná [e u. ä am Ende f.]
- Fluß, Kedochhiä [alles f.]
- Gut, Koikí [kí Accent.]
- Gehen, Man [an fr., etwas d. d. N.]
- Geben, Adchó [ch im Gaumen.]
- Gieb her! Nechó [ch im G.]
- Groß, Iro-oró [ro Zungenspitze alles kurz auf einander folgend.]
- Gras, Kai [a u. i ein wenig getrennt.]
- Haar, Ká [sehr f. u. wie abgebrochen.]
- Haß, Ninkhedió [khe sonderbar, h d. d. N., dió sehr f.]
- Hand, Ninkre [kre sehr f.]
- Hütte, Haus, Dea [kurz d. d. N. u. im Gaumen.]
- Hize, Schahadió [dió kurz und wie abgebrochen.]
- Holz, Hoindá [oin zusammen, da f.]
- Hoch, Hoiniá [á f. alles d. d. N.]
- Holen, [gehe hin und hole!] Ihaná [d. d. N., ná f.]
- Husten, Cogerá [rá f. d. d. N.]
- Ich, Echchá [E und ch im G. und Kehle, letztes ch beynähe wie k.]
- Ja, Koki [o undeutlich.]
- Jung, Crenän [d. d. N.]
- Insel, Kahoi [h undeutlich, oi getrennt.]
- Jacutinga [Penelope], Schanensü ü zwischen ü, e und ö.
- Jacupemba [Penelope], Schaheia [ä kurz und abgebrochen.]

Siboya, [Schlange; Boa] Kta-hiä.
 Sararacca [Schlange], Dká-hiä.
 Lüge, Nechionän.
 Liegen, Koinü [ü getrennt, alles undeutlich.]
 Laufen, Niani.
 Luft, Anchoro [ch in der Kehle, ro mit der Zungenspitze.]
 Loch, Aekó [ae etwas länger, ko f.]
 Lende, Kedse [sehr f. besonders e, beyde gleich lang.]
 Licht, Iohke [ich in der Kehle, ke f.]
 Kind, Koinin [nin der Accent.]
 Kopf, Hero [sehr kurz mit der Zungenspitze, o sehr f.]
 Klein, Krahado [kra mit der Zungenspitze, hado sehr f.]
 Kinn, Nickaran [nich in der Kehle, alles sehr f.]
 Kälte, Schahhadioin [schaha kurz, alle übrigen Buchstaben getrennt, das ganze schnell, undeutlich und kurz ausgesprochen.]
 Kage [geflechte], Kuichhua-dan [alles getrennt, dan fr.]
 Mann, Hiemá [hiie alles getrennt, sehr kurz und undeutlich.]
 Mund, Häräko [ko f.]
 Meer, Sonhiä [on fr., hiä f.]
 Mahlen, Indärä [därä kurz.]
 Messer, Kediah adó [undeutlich u. f.]
 Mond [der], Hädiä [f., Accent auf diä].
 Musatte, Kediachká [ach in der Kehle und Gaumen.]
 Mutung, [Vogel] Schaehedá da f.]
 Nacht, Huerachká oder Hüerá [ka f. alles undeutlich.]
 Neger, Khohadá [kho so kurz, daß man es kaum hört, dá f.]

Nein, Moschi. [kurz.]
 Nase, Nihiekó [e sehr kurz, auch o, alles undeutlich.]
 Nichts, Hatschhoho [hatsch etwas lang, hoho kurz, alles d. d. N.]
 Netz, Huerachkachká [d. d. N. und alles kurz.]
 Ohr, Nickó [nich d. d. N., eh wenig hörbar, kó f.]
 Ochse, Hereró [he undeutlich alles kurz.]
 Oben, Hoéchoá [alles kurz und undeutlich besonders a].
 Pferd, Cavaró [f., o etwas wie ü].
 Pfeil, Hoay [kurz und d. d. N.]
 Pfeil mit der Rohrspitze, [Taboca], Kneniäüä [die zwey ersten Sylben kurz.]
 Pfeil mit Widerhaken, [Periaque], Hoahiä [hiä d. d. N.]
 Pfeil für kleine Vögel, [Virota], Huagrä [hua kurz.]
 Paca, [Thier], Cávü [v beynähe wie ü, Accent auf a].
 Regen, Tsorachka [ka f., a bald wie e].
 Roth, Cohirá [eo fast unhörbar, hirá d. d. N., rá abgebrochen und kurz.]
 Reh, Hénä [é etwas länger, ä f. und abgebrochen, d. d. N.]
 Sonne [die], Hiosó [ö zwischen ö und ü].
 Schön, Scho-hó [scho angehalten, hó f. und abgebrochen.]
 Stein, Keá [d. d. N.]
 Sohn, Kediägrá.
 Sterben, Endiänä [diänä kurz.]
 Sand, Aodäengaränä [ädä f. en kaum hörbar.]

- Schwarz, Koachedá [e kaum hörbar, da f.]
- Singen, Hekegnahekuechká [d. d. N. alles undeutlich und kurz.]
- Schlafen, Hakegnehodochkó [durch die Nase f. gne fr.]
- Stirn, Aké [e f. und mit Accent, a undeutlich.]
- Stern, Péo [o voll, Accent auf e.]
- Schmetterling, Schakréré.
- Salz, Eschké [esch gezogen, ké Accent.]
- Schwimmen, Sandedá [e u. dá f.]
- Schwein, [wildes mit weißem Unterkiefer Dicot. labiatus] Kúahjá.
- Schwein [zahmes], Kúá-hirochdá.
- Sprechen, Schakréré.
- Schwester, Ichedorá [ch im G.]
- Tatu [großer], Panká-hjá [á abgebrochen.]
- Tamandua [großer], Pera.
- Tamandua [kleiner], Fedará.
- Tochter, Kiachkrará.
- Todt, Endiene [die f., ne bald wie ü sehr kurz.]
- Tödten, Hendechedau [undeutlich, e immer f., ch im G.]
- Tag, Ari [a gezogen, i f. und undeutlich, wie auch a.]
- Tanzen, Ecoin [in fr., d. d. N.]
- Unze [gefleckte] Jake-dère [e deutl.]
- Unze [rothe] Jaké-koará [ra f.]
- Unze [schwarze] Jaké-hyá [ä kurz und abgebrochen.]
- Unze [kleine], Felis pardalis] Kuich-huá ch deutsch.]
- Vater, Keandá [e etwas voll.]
- Vogel, Schaná.
- Viel, Eühiähjá [Eü kaum hörbar.]
- Wasser, Sa [a sehr kurz.]
- Wind, Hedjehké [je fr., ech im Gaumen, ké deutsch.]
- Wald, Dochodiá.
- Weg, Hyá.
- Wurzel, Káse [deutsch u. gezogen].
- Weißer [ein], Hoá-i [i mit Nachdruck.]
- Weib, Krochediorá [ch im G.]
- Wachs, Hioi [alle Buchstaben getrennt.]
- Wunde, Andöhüi [dö undeutlich, üi getrennt.]
- Weiß, Inkohéro [he f.]
- Wachsen, Imaischthané [deutsch, h etwas hörbar.]
- Wachsen, Hakegnähäroachká [gnä f. und fr., das ganze kurz und etwas undeutlich.]
- Zähne [die] Dió [d. d. N. f.]
- Zunge, Diacherá [e f.]

Notiz zu der Karte des zweyten Bandes der Reise nach Brasilien.

Die Karte, welche diesen Band begleitet, zeigt meine Reise durch die großen Urwälder nach dem Sertam und durch diesen nach Bahia. Sie fängt südlich mit dem Rio de Sta Cruz an und zeigt die Gegend der Küste bis zum Rio Itahype ziemlich genau, das heißt, ich habe alle die verschiedenen auf den bis jetzt bekannten besten Karten von Faden und Arrowsmith angegebenen Gegenstände nach meiner Erfahrung zu berichtigen gesucht, da ich ziemlich genau, nach der Anzahl der Legoa's der Entfernung aller Punkte von einander, diese Berichtigung machen konnte. Schwieriger war es, die inneren Gegenden richtig zu bestimmen, da ich zu astronomischen Festsetzungen der Orte weder Zeit noch Instrumente besaß; ein Mangel, über welchen mich das Versprechen des Ministers Grafen da Barca und später des Grafen Dos Arcos, mir eine Karte dieser Gegend mitzutheilen, tröstete, welche Hoffnung jedoch durch den Tod des ersteren vereitelt wurde. Ich habe daher die Karte von Arrowsmith in der Hauptsache auch für diesen Theil zum Grunde gesetzt, viele Gegenstände aber abgeändert; man darf indessen nur meinen, durch eine fein ausgezogene Linie auf der Karte angedeuteten Weg in Betrachtung ziehen, denn über die Richtigkeit aller übrigen zu den Seiten sich befindenden Gegenstände kann ich nicht urtheilen und halte sie übrigens ohnehin größtentheils für unrichtig.

Man hat auf dieser Karte des zweiten Bandes dem Rio Pardo einen von der Karte des ersten Bandes etwas abweichenden Lauf angewiesen, da ich in der letzteren mit seinem inneren Laufe nicht in Berührung kam; hier aber war es nöthig ihn abzuändern, da ich ihn an der Straße des Tenente-Coronel Filisberto Gomes da Sylva erreichte und bis Barra da Vareda zur Seite behielt, daselbst ihn aber wieder verließ. An dem innersten von mir erreichten Punkte, zu Balo, an der Gränze von Minas Geraes, war ich noch 18 Legoa's von dem Arraial do Rio Pardo entfernt, welches am Ufer dieses Flusses erbaut,

auf der Karte des Faden unter seinem richtigen Nahmen angegeben und von Arrowsmith mit der Benennung *Extrema* bezeichnet ist. Dieser Punkt ist auch in meiner Karte angenommen, hat daher Arrowsmith in seiner Lage gefehlt, so ist dieselbe auch in meiner Karte abzuändern.

Die Waldstraße des Tenente-Coronel Filisberto ist in ziemlich gerader Richtung am nördlichen Ufer des *Ithéos* oder *Rio da Cachoeira* durch die Urwälder fortgeführt, sie verläßt aber bald diesen Fluß und erreicht den *Rio Pardo*, wodurch eine Abänderung des Laufs dieses letzteren sich von selbst ergab. Man hatte mir in Bahia eine genaue, specielle Karte dieser Waldstraße versprochen, ich erhielt sie indessen bis jetzt noch nicht, habe aber nach den von mir gemachten Erfahrungen die vorzüglichsten aller *Corregos*, *Riachos*, Flüsse, Gebürge, die Stellen unserer Nachtquartiere, so wie andere anmerkenswerthe Punkte darin angegeben, man wird also dem Tagebuche der Waldreise vollkommen genau folgen können. Meine Reise von *Bareda* nach *Bahia* läuft der früheren, durch die Urwälder von *Ithéos* ziemlich nahe zur Seite und bildet einen sehr spitzigen Winkel mit derselben, da die Entfernung von *Barrá da Bareda* nach *Arroyal da Conquista*, also der Durchschnitt von einer dieser beyden Linien zu der anderen, kaum zwey Tagereisen beträgt.

Auf dem Wege von *Bom Jesus* nach *Corta Mão* sind mir einige kleine Flüsse entgangen, welche etwa von der Stärke des *Tiquirigá* an der letztgenannten Stelle waren, doch kann ich nicht bestimmen, ob sie nicht vielleicht durch die Biegungen und Wüdergänge des *Tiquirigá* selbst gebildet werden; eben so zwischen *Lage* und *Uldéa*, wo ich wegen meiner Gefangennehmung verhindert wurde, die gehörige Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu wenden. Der Bach *Bom Jesus*, unmittelbar neben der *Fazenda* dieses Nahmens, ist seiner geringen Stärke wegen gänzlich ausgelassen. Die Küstenaufnahme von der Mündung des Flusses *Itahype* bis zur Mündung des *Reconcavo* oder der *Bahia de Todos os Santos* ist auf Arrowsmiths also auch auf meiner Karte höchst unrichtig, da ich diese Reise nicht gemacht habe; man lese nur hierüber die *Corografia brasílica* T. II. p. 103 und ferner nach.

Die Gränze der *Capitania da Bahia* ist durch eine punktirte Linie angegeben und nicht colorirt, damit man sie nicht mit den farbigen Gränzen der Wildenstämme verwechseln möge.

Berichtigungen und Zusätze

zu den beyden Bänden dieser Reisebeschreibung.

I.

Zu dem ersten Bande.

Seite 45. »Eine hochroth blühende *Salvia*, welche Herr Selow splendens nannte.«

Herr Professor Nees v. Esenbeck giebt folgende Charaktere dieser schönen Pflanze: *S. calycibus campanulatis trilobis coloratis, verticillis trifloris subnudis, foliis deltoideibus acuminatis serratis.*

» 46. Der Kragen-Eolibri (*Trochilus ornatus*) des östlichen von mir bereisten Brasiliens, scheint von demjenigen etwas abzuweichen, welcher von Audubert und Vieillot abgebildet ist; ob er als specifisch verschieden anzusehen sey, bezweifle ich, eher vielleicht als Alters-Verschiedenheit, doch habe ich die alten männlichen Vögel immer von einerley Zeichnung gefunden. Ihr Halskragen ist nicht rothbraun, sondern die Federchen sind weiß, mit einer schön grünen Spitze, wodurch derselbe eine solche Einfassung erhält.

» 50. Der rothstirnige Papagey (*Psittacus Dufresnianus*, VAILL.) ward hier durch ein Mißverständniß »*coronatus* des Berliner Museums« genannt. Die Brasilianer nennen diesen angenehmen, gelehrigen Vogel nach seiner Stimme, welche vollkommen so klingt, Schäää, auch belegen sie ihn mit dem Nahmen Camutanga, welcher aus der Lingoa geral oder Tupinamba-Sprache her stammt, in welcher dieser Vogel Aiurá-Acamutanga hieß.

» 51. Der hier von mir für *Psittacus Makavuanna*, LINN., gehaltenen Vogel, scheint eine wirklich verschiedene Species zu bilden, welche die Herren Temminck und Kuhl *Psitt. Illigeri* benannt haben. Azara beschrieb diesen Vogel zuerst (Vol. IV. pag. 55.) und nannte ihn Maracana fardè (siehe Kuhl *Conspectus Psitt.* in den Verhandl. der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad. B. 10. S. 19.) — Man lese daher

in dem ersten Theile meiner Reisebeschreibung immer Psitt. Illigeri für Makavuanna.

Seite 62. Hier ist die Rede von dem Idomeneus des Fabricius, dessen Beschreibung vollkommen auf meinen Schmetterling paßt, allein auch zugleich auf die Abbildung des Seba Tom. IV. Tab. 31. Fig. 3 und 4.

» 66. 201. 271 u. a. a. D. »Die Zwerg- oder Küstenpalme (Cocos de Guriri.)«

Von Herrn Prof. Nees v. Esenbeck Allagoptera pumila benannt, und auf folgende Art charakterisirt: Classis Linneana Monœcia Monadelphia. Fam. nat. Cicadae. Spadix simplex. Flores ♂ et ♀ quincunciatim positi. — ♂ Calyx triphyllus, corolla tripetala, filamenta 14, basi connata. Antheræ liberae. ♀ Calyx et corolla maris, ampliores. Stigma cuneiforme, trifidum. Drupa monosperma. Herr Professor Martius wird die Beschreibung dieser Palme, welche Herr Professor Nees v. Esenbeck nach den von mir mitgebrachten Exemplaren gefertigte, in seinem bald zu erwartenden Werke über die Palmen mittheilen.

» 71. Die hier genannte Cobra Coral ist ein Elaps, und nicht, wie ich früher vermuthete, Linné's Coluber fulvius (siehe Merrem Versuch eines Systems der Amphibien pag. 144. und den 10ten B. S. 105 der Verhandl. der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad., wo ich eine Abbildung dieses vorzüglich schönen Reptils gegeben habe.)

» 74. Nach Herrn Temminck's ornithologischem Systeme in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie (prem. part. pag. XXXIX.) ist Hirundo collaris ein Cypselus. Ich hatte sie nicht von den Schwalben getrennt, da sie nur drey Zehen vorwärts und eine rückwärts gestellt zeigt. Hirundo pelasgia hat vollkommen dieselbe Bildung. H. collaris lebt in den Felsen um Rio de Janeiro und in anderen, selbst völlig ebenen Gegenden, wo jedoch Felsen in der Nähe sind, zum Beyspiel an den Seen von Marica, Sagoarema u. s. w., wo sie an den Ufern umher streicht. Als Gegensatz zu dieser großen Schwalbe fand ich zu Rio de Janeiro eine andere sehr kleine Art, welche ich für unbeschrieben halte und daher hier in der Kürze angeben will. Hirundo minuta: 4 Zoll 3 Linien lang, 8 Zoll 4 Linien breit; Schnabel schwarz; Füße dunkelbraun; Mittelzehe beynabe 2 Linien länger als die übrigen; Ferse unbefiedert; Fußrücken getäfelt; alle oberen Theile schwarz, stahlblau glänzend; der wenig gabelförmige Schwanz und die Schwungfedern

ohne Glanz; Bauch, Kehle und Brust rein weiß; untere Schwanzdeckfedern vom After an bräunlich schwarz, oft mit etwas grünlichem Glanze; vorderer Flügelrand ein wenig weiß geschuppt; junge Vögel sind an Stirn und Unterrücken bräunlich gemischt. Sie nistet häufig in den Gebäuden der Stadt.

Seite 81. » Herva Moëira do Sertam «

Canella axillaris, NEES AB ESENB.: C. floribus axillaribus nulantibus decandris. Die nähere Beschreibung dieses aromatischen Baumes wird Herr Professor Nees v. Esenbeck in den Schriften der Kaiserl. Leopold. Carol. Acad. geben.

» 82. » Zwey neue Arten von Andromeda. «

Hierüber siehe Herrn Professor Schraders vorläufige Nachricht in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 72stes Stück p. 709.

» 84. » Der graubraune Tölpel. «

Diesen Vogel muß ich, der kleinen von der Buffon'schen Beschreibung abweichenden Züge ungeachtet, für den petit fou de Cayenne halten, welcher in den pl. enl. No. 973 abgebildet ist. Die Hauptverschiedenheiten der Buffon'schen Beschreibung von den von mir beobachteten brasilianischen Vögeln, besteht in der Größe und Farbe. Buffon giebt seinem Vogel nur $1\frac{1}{2}$ Fuß also 18 Zoll in der Länge, da der von mir beobachtete 28 Zoll in der Länge mißt, dabey ist mein Vogel nicht schwärzlich, sondern graubraun gefärbt. Die Abweichungen in der Größe können leicht entstanden seyn, wenn Buffon nach einem ausgestopften Vogel oder einer Haut die Maasse nahm, und auch der Unterschied der Farbe ist nicht bedeutend genug, um beyde Thiere zu trennen. Diese Vögel leben übrigens selbst südlich im Hafen von Rio de Janeiro, wo man sie am Abend aus der See in regelmäßig geordneten Zügen zurückkehren sieht, welche in winkelförmiger Gestalt, wie bey den Kranichen und wilden Gänsen, pfeilschnell nahe über die Oberfläche des Wassers einherziehen.

» 84. 155. u. a. a. D. » und ein anderer unserem Cormoran sehr ähnlicher Vogel. «

Dieser Scharbe, welcher unbezweifelt der von Buffon pl. enl. No. 974 abgebildete Vogel ist, hat sehr viel Aehnlichkeit mit unserem europäischen Carbo Graculus im Jugendkleide, auch wird er von Herrn Temminck in der neuesten Ausgabe des Manuel d'Ornithologie für denselben angenommen. Es finden sich hier noch einige kleine Verschiedenheiten in den Beschreibungen aus dem Wege zu räumen. Der europäische Vogel soll eine graubraune Iris haben,

bey dem brasilianischen ist sie in jedem Alter schön blau; man giebt die Länge des europäischen Vogels auf 23 bis 24 Zoll an, der größte brasilianische von mir gemessene hielt 26 Zoll 8 Linien in der Länge. Das Gefieder habe ich bey diesem letzteren nie abändernd gefunden. Diese aufgezählten Verschiedenheiten geben mir die Muthmaßung, daß die süd-amerikanische Art wohl von der unseren getrennt werden dürfe.

Seite 86. »DAUDIN's Lacerta Ameiva.«

Sie ist Lacerta literata der neueren Naturforscher. Herr Dr. Kuhl hat in seinen Beyträgen zur Zoologie (p. 116) eine Beschreibung dieser Eidechse gegeben. Das brasilianische Thier, von welchem ich Seite 88 u. a. a. D. redete, habe ich in seiner Färbung sehr selten variirend gefunden. Jüngere Individuen hatten den vorderen Theil des Rückens zuweilen dunkler punktiert, bey älteren war er gewöhnlich gänzlich ungesfleckt schön rein grasgrün; die Seiten des Halses sind mit zwey bis drey parallelen schwarzbraunen Längsstreifen bezeichnet; die Seiten des Körpers sind grün, am Rande des Bauches blau mit perpendicularen Reihen, runder, gelber, schwarz eingefasster Augenflecken geziert. Dies ist die beständige mir häufig vorgekommene Zeichnung dieser schnellen Eidechse. Die von Herrn Kuhl citirten Figuren des Seba Tab. 90 und 88 sind, wenn sie hierher gehören, sehr schlecht gerathen. Sloane scheint unsere Eidechse Tab. 273. Fig. 3. abgebildet zu haben.

» 89. da doch bekanntlich diese Thierarten in der neuen Welt nicht angetroffen werden.«

Die Bemerkung, daß man in der neuen Welt keine Antilopen finde, hat in neueren Zeiten durch die Herrn Leach und Blainville einen Einspruch gefunden, doch können wir diese bisher allgemein angenommene Meinung nicht eher verlassen, bis uns die wirkliche Existenz einer wahren Antilope in Amerika hinlänglich erwiesen wird.

» 90. schritten der Jabirú (Ciconia americana oder Tantalus Loculator, LINN.)«

Diese Stelle bezeichnet, daß man in Brasilien beyde Vogelarten unter der Benennung Jabirú zu verwechseln pflege.

» 90. »die schneeweißen Egretten.«

Zwei völlig schneeweiße Reiherarten leben in Brasilien, der große und der kleine. Azara nennt den ersteren petit heron blanc à manteau (Vol. IV, p. 200.) und den anderen grand heron blanc (p. 201.) Der erstere ist dem europäischen Garzetta sehr äh-

lich, aber verschieden, der letztere ist *Ardea Leuce* des Berliner Museums.

Seite 91. »an den wildwachsenden Orangen (*Laranja da terra*).«

Sie sind nur zufällig in jenem Walde aufgewachsen, da ehemals an jener Stelle eine Fazenda gestanden hatte, deren Ruinen noch zum Theil sichtbar waren.

» 92. »unter dem Namen *Helix ampullacea* abgebildet hat.«

Diese von Mawe abgebildete Schnecke wird für eine Varietät der *Helix ampullacea* gehalten.

» 103. »8 bis 10 Fuß hohen Baum, scheinbar der *Bonnetia pallustris* verwandt.«

Wikstroemia fruticosa. SCHRADERI a. a. D. pag. 710. Mit diesem Gewächse vereint findet man ein anderes ähnliches, die *Risera stricta* des Herrn Professor Nees v. Esenbeck: *Classis Linnæana Polyandria Polygynia*; Fam. nat. Guttiferarum. Corolla penta petala, petalis integris. Calyx quinque-partitus, bracteatus. Antheræ erectæ liberæ. Germen triloculare, septis simplicibus, loculis monospermis.

» 103. »eine schöne Art *Evolvulus*.«

Evolvulus phyllicoides, Schrader a. a. D. pag. 707.

» 103. »eine gelbblühende *Cassia*.

Ist *Cassia uniflora*. Spr.

» 103. »eine neue *Asclepiadea* (*Echites*).«

Echites variegata. Schrader a. a. D. pag. 707.

» 103. »eine rothblühende *Andromeda*.

Andromeda coccinea. Schrader a. a. D. pag. 709.

» 103. »Schaairen des brasilianischen Austerfressers (*Hæmatopus*).«

Diesen Vogel, welcher früher den Naturforschern unbekannt war, habe ich an den brasilianischen Küsten häufig beobachtet und unter der Benennung des *Hæmatopus brasiliensis* unterschieden. Er ist kleiner als die europäische Art, aber sein Schnabel ist länger. Herr Temminck, dem ich diesen Vogel mittheilte, hat ihn in der neuesten Ausgabe seines Manuel d'Ornithologie *Hæmatopus palliatus* (Sec. part. p. 532) benannt.

» 104. »eine schöne neue *Stachytarpheta*.«

Stachytarpheta crassifolia, Schrader a. a. D. pag. 709.

» 123. »eine baumartige *Cleome*.«

Cleome arborea. Schrader a. a. D. pag. 707.

Seite 124. » *Ardea Nycticorax*.«

Der brasilianische Nachtreiber hat alle Kennzeichen unseres deutschen Vogels, selbst Füße, Schnabel und Iris eben so gefärbt; bloß in der Größe findet sich scheinbar ein kleiner Unterschied, indem der europäische Vogel auf 20 Zoll Länge angegeben wird, wo ich den brasilianischen 24 Zoll 10 Linien lang fand. Diese Verschiedenheit des Maaßes giebt keinen hinlänglichen Grund, um beyde Vögel zu verschiedenen Arten zu machen, besonders da dieser Nachtreiber auch in Nord-Amerika vorkommt.

» 151. » wahrscheinlich ein *Croton*, der *Tridesmys* (*Monæcia*) sehr nahe verwandt.«

Croton gnaphaloides. Schrader a. a. D. pag. 708.

» 155. » die *Aninga*, eine merkwürdige hochstämmige Art *Arum* (*Arum liniferum*, *ARRUDA*).«

Caladium liniferum, NEES AB ESENB.: *C. caulescens*, erectum, foliis sagittatis, lobis acutis, spadice spatham cucullatam ovato-lanceolatam aequante, caule attenuato. *Aninga* Piso Bras. p. 105. Scheint von *Caladium arborescens*, Ventenat verschieden zu seyn.

» 156 und 276. » eine neue *Sophora* mit gelben Blüten.«

Sophora littoralis. Schrader a. a. D. pag. 709.

» 162. » eine vorzüglich schöne neue Art der Spechte, welche ich *Picus melanopterus* nenne.«

Azara hat diesen Vogel Vol. IV. p. 11. unter dem Nahmen des *Charpentier blanc et noir* beschrieben, aber seine Beschreibung ist so oberflächlich und kurz, daß man noch manches hinzusetzen muß, wenn sie hinlänglich deutlich werden soll.

» 237. » aber alle waren von der Art der *Curica*.«

Die *Curica* (auszusprechen *Kurike*) ist nach der Uebereinkunft der Naturforscher nicht *Psittacus ochrocephalus* LINN., sondern *Psitt. æstivus* (s. KUHLE Consp. Psitt. im 10. B. der Verhandl. der K. L. E. Acad.), dennoch ist zu bemerken, daß Linné's Beschreibungen zu unbestimmt sind und leicht auf beyde Vögel gedeutet werden können. *Ps. æstivus* (LE-VAILLANT pl. 110.) variirt in seinem Vaterlande nie, auch habe ich nie rothe Federn an seinem vorderen Flügelgelenke gefunden, wie an *Ps. ochrocephalus*. Man lese also in dem ersten Bande dieser Reisebeschreibung statt *ochrocephalus* immer *æstivus*.

» 246. » die grüne *Viper*.«

Cophias bilineatus: eine neue schöne bis jetzt noch unbeschriebene

Art. Das Exemplar, welches ich erhielt, ist 22 Zoll 8 Linien lang, wovon der Schwanz 3 Zoll 3 Linien wegnimmt, also etwa $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge des Thiers. Bauchschilde 210, Schwanzschuppen-Paare 66. Gestalt schlank, Kopf herzförmig mit zwey großen Augenbraunschildern, übrigenß wie der Körper mit kleinen, schmalen, länglich zugespizten, gekielten Schuppen bedeckt. Zunächst an der Seite der Bauchschilde läuft eine Reihe von größeren rhomboidalen Schuppen; diese sind beynahе glatt und zeigen nur an ihrem oberen Rande eine kleine Vertiefung; Aster einfach, mit einer halbmondförmigen ungetheilten Schuppe bedeckt; Schwanz am Ende mit einer 1 Linie langen rothbraunen Hornspitze. Alle oberen Theile sanft bläulich hellgrün, in jeder Seite mit einer blaß strohgelben Linie bezeichnet, welche von der Reihe der größeren Randschuppen des Bauches gebildet wird; auf der Höhe des Rückens stehen in zwey Reihen abwechselnd kleine rostgelbe oft gepaarte Fleckchen, welche stets fein schwarz eingefast sind. Vom Auge, dessen Stern eine senkrechte Längsspalte ist, zieht längs der Seite des Kopfs ein rostgelber schwarz eingefasteter und gefleckter Streif; zwey ähnliche Striche stehen auf dem Hinterkopfe; Kieferränder mit lebhaft grüngelben Tafeln belegt, deren Ränder schwarz sind; Untertheile des Kopfs und Kehle lebhaft hellgelb; Unterhals hell grüngelb; Bauch und Unterseite des Schwanzes weißgelblich, an der Wurzel der Bauchschilde etwas blau-grünlich; Kopf und Vorderkörper auf der Oberseite auf dem grünen Grunde sehr fein schwarz punkirt und marmorirt; über den Schwanz läuft ein bläulich blasser Streif. In Brasilien Cobra verde oder Curuecú de Pattioha.

Seite 255. »Cabra Caraës« hier lese man Coraës.

» 259. »Micos, eine unbeschriebene Affenart.«

Ich habe diesen Affen *Cebus robustus* benannt; Herr Dr. Kuhl hat davon in seinen Beyträgen zur Zoologie p. 35 eine vorläufige Nachricht gegeben.

» 259. »Gatos pintados, *Felis tigrina*?«

Diese Race bildet eine noch unbeschriebene Species, welche ich *Felis macroura* nenne; ich habe eine vorläufige Nachricht davon in Herrn Dr. Schinz Uebersetzung von Cuvier *Regne Animal* mitgetheilt.

» 262. »sie fällten Stämme von Oitigica.«

Diesen Baum hat Arruda unter dem Nahmen *Pleragina umbrossissima* beschrieben (s. den Appendix zu *Koesters travels*.)

Seite 273. »und eine Haut der Jiboya (*Boa constrictor*.)«

Man findet in Seba's Werk folgende Figuren der *Boa constrictor*, welche durch ihre länglichen am Ende abgerundeten und ausge-
randeten Flecken sehr kenntlich ist: Tom. I. Tab. 36. Fig. 5. (Va-
rietäten scheinen Tab. 53. Fig. 1. und Tab. 62. Fig. 1.); Tom. II.
Tab. 101. (Varietäten davon scheinen Tab. 100. Fig. 1.; Tab. 104
und Tab. 108. Fig. 3.)

» 279. »eine kleine Art von Penelope, die mit dem Parraqua.«

Ich vermute jetzt, daß der Aracuang auch von Humboldt's
Phasianus garrulus verschieden seyn könne, doch nehme ich ihn für
identisch mit demselben an, glaube aber, daß er von dem Parraqua
oder Parakua getrennt werden müsse. Wir haben diese Vögel häufig
geschossen und nie Farbenabwechslungen, aber immer einen weißen
Bauch bey ihnen gefunden; daher glaube ich, daß Herr Temminck
irrt, wenn er diese Penelope mit weißem Bauche für den jungen
Vogel des Parraqua hält.

» 301. »der Garupa und des Mero, zweyer Arten von See-
fischen.«

Ich habe diese Fischarten nicht beschreiben und bestimmen können,
da ich sie nur eingesalzen, getrocknet und sehr verstümmelt zu sehen
bekommen habe. Die Garupa von Porto Seguro ist ein großer
Krautfisch, 5 bis 6 Spannen lang, vorne breit mit großem Kopf und
Auge, mit Lippenknochen versehen, sein Körper wird nach hinten
schmal und endet in eine verlängerte gabelförmige Schwanzflosse. Alle
Schuppen des Körpers sind von einem schönen sanften Roth, aber
an ihrer Wurzel weiß; von den Kiemen bis zu dem Schwanze läuft
eine breite gelbe Binde, unter welcher sich noch drey feine gelbe
Längsstreifen befinden; über der gelben Mittellinie stehen unregel-
mäßige gelbe Längsflecken; der Bauch ist weiß. Den Mero habe ich
nicht gesehen, doch ist es wahrscheinlich der Fisch, welchen Marc-
grav unter diesem Nahmen p. 169 beschreibt.

» 317. »und der große Carão (*Numenius Guarauna*« und nicht
Caraüna, wie durch Druckfehler hier gesetzt ist.)

Dies ist der Caru des Azara (Vol. IV. p. 223.); ich würde ihn
für *Ardea scolopacea*, LINN. oder den Courliri ou Courlan des
Buffon halten, wenn diesem nicht ein kammförmiger Nagel an der
Mittelszehe gegeben würde, welcher meinem brasilianischen Vogel fehlt.
Herr Professor Lichtenstein hat ihn sehr richtig für den *Guarauna*
des Marcgrav (*Numenius Gigas* des Berl. Mus.) erkannt.

Seite 319. 320. u. ä. a. D. »die Meerschwalbe mit gelbem Schnabel (*Sterna flavirostris*) auf.«

Dies scheint *Sterna cayennensis* zu seyn, die also nicht bloß in Guiana, sondern auch an den brasilianischen Seeküsten gefunden wird. Ich habe sie südlich bis zum *Espirito Santo* beobachtet, sie geht aber vielleicht noch weiter hinab. Sie lebt an den Seeküsten, Landseen, und mehr nördlich selbst im Inneren der großen Wälder auf den Sandbänken der Flüsse, wo sie der erste Vogel ist, der mit seiner lauten Stimme den anbrechenden Tag begrüßt. Der alte Vogel hat citrongelben Schnabel und Füße, bey jungen Vögeln sind die letzteren schwärzlich gefärbt.

» 323. »ein Beutelthier (*Gambá*).«

Hier ist die Rede von *Didelphys cancrivorus* oder *marsupialis*.

» 324. »mit einem Schweine (*Dicotylus labiatus*, Cuv.) zurück.«

Man hat in Zweifel gezogen, ob die beyden von Azara beschriebenen Arten der süd-amerikanischen wilden Schweine wirklich richtig unterschieden seyen, eine Frage, welche auch Herr Professor Lichtenstein in seiner Erläuterung der *Marcgrav'schen* Beschreibungen aufgeworfen hat. Die beyden Thiere des Azara, der *Tagnicati* und der *Taytetu* sind vollkommen in der Natur begründet, und ich finde in allen Schriften, welche über Amerika handeln, Nachricht von ihnen. In Paraguay tragen sie die eben genannten Nahmen, bey den Portugiesen in dem von mir bereisten Theile des östlichen Brasilien *Porco de queixada branca* oder *Porco do mato verdadeiro* und *Caytetu*, bey den Botocuden *Kuräck* und *Hokuäng* u. s. w. *Marcgrav* erwähnt nur einer Art, des *Taytetu* oder *Caytetu*, und zwar unter dem Nahmen *Taiagu-Caaigoara*. Nichts desto weniger ist es aber gewiß, daß diese beyden Arten wilder Schweine über den größten Theil von Süd-Amerika verbreitet sind; so leben sie zum Beispiel nach dem Zeugnisse des Missionärs *Cart am Maranhão*, wo man eine kleinere Art *Cahucuma* nennt u. s. w. Die meisten Nachrichten über Süd-Amerika reden von zwey Arten wilder Schweine, nur die *Corografia brasílica* nennt deren drey, jedoch dieses Buch kommt in Hinsicht seiner naturhistorischen Nachrichten nicht in Betrachtung, und man kann bey den genannten Thieren Alters-Verschiedenheiten sehr leicht für *Specien* halten.

» 334. »unsere Jagdzüge auf dem Quartel *Dos Arcos*.«

Zusatz. Auf der Insel *Cachoeirinha* selbst fanden wir, ob

ke gleich nur klein ist, mancherley Vögel. Die Gesträuche unmittelbar in der Nähe der Gebäude waren von einer großen Menge von Spiegeltauben (*Pomba de Spelho, Columba, GEOFFROI. TEMM.*) besucht, welche auf der Erde Sämereyen auflesen; eben so die Juruti (*Columba iamaicensis*), die Caçaróba oder Pucacú (*Columba ruina*), die Rolla (*Col. minuta*) und andere Arten dieser angenehmen Vögel, welche den Wohnungen weniger nahe kommen. In den Gebüschern sang der Péga (*Oriolus cayennensis*), die Fruchtbäume besuchte in Menge der Japú (*Cassicus cristatus*), der Guasch (*Cassicus hamorrhous*), auf hohen dürrn Zweigen der Waldbäume sonnte sich am frühen Morgen, um sich vom nächtlichen Thau zu trocknen, der Japú (*Cassicus persicus*). Unzählige Fliegenvögel umschwirrten die Blüthen der Drangen- und Melonenbäume (*Carica*), besonders *Trochilus Mango, auritus, ferrugineus, ater, viridissimus* und am häufigsten *saphirinus*, so wie viele andere. Im hohen Walde schrieten und flogen in Menge die Papageyen, *Psittacus severus, guianensis, erythrogaster, squamosus, menstruus, Dufresnianus*, und der kleinste grün und blaue Parfit (*Psitt. passerinus, LINN.*) kam in zahlreichen Gesellschaften unmittelbar an die Wohnungen. Die dichten Rohrgehäge und Gesträuche, welche das Ufer der Insel einfassen, bewohnt der große Batara des Azara (*Vol. III. p. 419.*), ein Vogel, welchen ich an keinem anderen Orte noch gefunden hatte. Er lebt verborgen in den dichtesten schattenreichsten Gesträuchen, und kommt zuweilen hervor, um sich auf einen Zweig zu setzen und seine sonderbare Stimme hören zu lassen.

Seite 338. »weidenartiger Strauch, von den Einwohnern Ciriba genannt.«

Sebastiania riparia, Schrader a. a. D. p. 713.

» 338. »ein Strauch mit weißen Blumenbüscheln, welche einen sehr angenehmen Nesselgeruch aushauchen.«

Ocotea angustifolia, Schrader a. a. D. p. 711.

» 338. »eine andere sehr niedliche Pflanze, welche mit dem Genus *Scabiosa* verwandt zu seyn scheint.«

Schultesia capitata, Schrader a. a. D. p. 708.

» 350. »Wasserfall, der sich von Ferne durch sein Geräusch ankündigt.«

Die *Covografia brasílica* giebt (*T. II. p. 79.*) mit folgenden Worten eine Nachricht von diesem Wasserfalle: »Indem er (der Fluß Belmonte) die Gebürgeketten der Aymores durchschneidet, drängt

er sich zwischen zwey ungleich hohen Bergen hindurch (von welchen der auf der nördlichen Seite, Monte de S. Bruno genannt, der höchste ist), und stürzt sich nun sogleich in einen Schlund, welcher eine Röhre von mehr als zwanzig Klaftern Höhe bildet; hier verursacht der aufspritzende Dampf eine ewige Wolke, und sein Getöse wird zuweilen 4 Legoaß weit gehört.« Der letztere Theil der Erzählung scheint ein wenig zu stark ausgedrückt.

Seite 354. »und die *Petrea volubilis* mit ihren langen himmelblauen Blumenrispen aus.«

Petrea denticulata; Schrader a. a. D. p. 712.

» 375. »und der Fischeaar (*Falco Haliaëtus*, LINN.)«

Der brasilianische Fischeaar scheint vollkommen mit dem europäischen Vogel dieser Art übereinzustimmen; ein solcher weiblicher Vogel, welchen meine Jäger am Flusse Belmonte erlegten, hielt 22 Zoll 2 Linien in der Länge.

Zu dem zweyten Bande.

II.

Seite 78. lese man nicht *Psittacus ochrocephalus* sondern *Psitt. as-tivus*.

» 81. »bey Mogiquicaba erwähnte Palme, die man *Cocos de Piaçaba* nennt.«

Da ich aus eigener Ansicht über das Vorkommen der langen Fasern des *Piaçaba*-Baums nicht den gehörigen Aufschluß geben kann, so will ich wenigstens die mir über diesen Gegenstand von Herrn Freyriß mitgetheilte Aussage der Indier hier folgen lassen. Nach der Versicherung dieser Leute wachsen jene langen Fasern in der Gegend der Blattstiele und der Blüthenkolbe, mit welchem sie bey jedem neuen Anwuchse hinaufrücken, an Länge zunehmen und zuweilen aus der Basis der Krone bis zur Erde hinabreichen. Die Indier sollen öfters an denselben den Baum, seiner Früchte wegen, ersteigen. Die Lauge, welche man aus diesen Fäden bereitet, sind sehr dauerhaft und werden von allen in diesen Regionen der Küste schiffenden Fahrzeugen benutzt. Die Verfertigung dieser Lauge ist ein

einträgliches Geschäft: ein Slave der sich mit der Einsammlung dieser Fasern beschäftigt, verdient täglich 12 bis 14 Bintems (ein Bintem ist etwa $\frac{1}{20}$ tel eines Guldens).

Seite 85. »eine Posoqueria 6 bis 8 Fuß hoch.«

Posoqueria revoluta Schrader in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 72stes Stück, den 5. May 1821, S. 714.

» 86. »zwey niedrige Pflanzen, eine Calceolaria.«

Physidium procumbens, Schrader a. a. D. pag. 714.

» 86. »und eine Cuphea.«

Cuphea fruticulosa, Schrader a. a. D. pag. 715.

» 108. »eine merkwürdige Pflanze, die ich weder vorher noch nachher wieder gesehen habe.«

Nematanthus corticola, Schrader a. a. D. pag. 718.

» 126. »dem Piau, der Piabanha und Traïra.«

Der Piau ist Salmo Friderici, der auch in Surinam vorkommt; die Piabanha ist durch einen zinnoberrothen Fleck hinter den Brustflossen ausgezeichnet, und die Traïra ist wahrscheinlich Marcgraves's Tareira do Rio (pag. 157). Ein unangenehmer Zufall, wo ein Theil meiner Papiere benezt wurde, hat mir den Verlust der Beschreibungen verschiedener Flußfische zugezogen; ich bin daher nicht im Stande alle von mir genannten Fische zu bestimmen oder zu beschreiben, doch hoffe ich diese Lücke in der Zukunft ausfüllen zu können.

» 129 und 130. »die hochrothe, der Bignonia verwandte Blume.«

Neowedia speciosa, Schrader a. a. D. pag. 706.

» 141. »eine große Anzahl interessanter Farrenkräuter.«

Sch habe von meiner Reise über hundert Arten von Farrenkräutern zurückgebracht, wovon etwa die Hälfte von Herrn Schrader für neu erkannt wurde.

» 145. »eine noch unbekannte Pteris.«

Pteris paradoxa, SCHRADERI. Dieses Farrenkraut zeichnet sich besonders dadurch aus, daß die sterile frons bald ungleich fünf-lappig, bald spontan-pfeilförmig (hastatosagittata) ist; die frucht-tragende frons hingegen pinnatifida, laciniis linearibus; in summis — 3 fidis, reliquis indivisis.

» 153. »ein schönes niedriges Gewächs mit hoch brennend orangenfarbigen Blumen.«

Synandra amoena, Schrader a. a. D. pag. 715.

Seite 455. Lese man statt *Tanagra cayennensis* — *Tanagra flava*.

» 166. »und über und über mit hochorangefarbenen Blumenkegeln, der Blüthe der Kastanie (*Aesculus*) ähnlich, geschmückt war.«

Cassia excelsa, Schrader a. a. D. p. 717.

» 167. »ein Baum mit hochscharlachrothen Blumen aus der Familie der Malven.«

Schouwia semiserrata, Schrader a. a. D. pag. 717.

» 167. »eine schön hell zinnoberroth blühende rankende Pflanze aus der *Diadelpia* u. s. w.«

Clitoria coccinea, Schrader a. a. D. pag. 717.

» 168. »welchen ich *Psittacus cactorum* genannt habe.«

Herr Dr. Kuhl in seinem *Conspectus Psittacorum* hat diesen Vogel aus Versehen (p. 82.) unter die kurzgeschwänzten Papageyen gesetzt, da er doch einen langen keilförmigen Schwanz hat.

» 174. »eine neue Art Nachtschwalbe, hier *Cariangü* genannt.«

Dieser Vogel ist *Uzara's Nacunda* (Vol. IV. p. 119.)

» 176. »herrliche *Cassia*-Stämme, deren große orangefarbene Blumenbüschel den köstlichsten Geruch duften.«

Bactrylobium ferrugineum, Schrader a. a. D. pag. 713.

» 176. »und ein rankendes Gewächs mit hochdunkelrothen Blumen, welches über unseren Häuptern das Gebüsch zu einem Laubengange verflocht.«

Ipomoea sidifolia, Schrader a. a. D. pag. 719.

» 190. »den gehörnten Fliegenvogel.«

Herr Temminck hat während des Druckes dieses zweyten Bandes meiner Reisebeschreibung, in seinem *Nouveau recueil de planches coloriées d'oiseaux*, den hier erwähnten Fliegenvogel unter dem Namen *Trochilus bilophus* abbilden lassen. Ich hatte ihm diese von uns in den Campos Gerais zuerst aufgefundene schöne Species mitgetheilt.

» 191. »und die Gule des Campo.«

Molina sagt in seiner Beschreibung nichts von den dunkeln Flecken des Unterleibes, welche ich an den brasilianischen Vögeln dieser Art gefunden habe; doch hat er vielleicht in seiner oberflächlichen Beschreibung dieses Charakters zu erwähnen vergessen. Es ist gewiß, daß die von mir gefundene Gule die *Urucorea* des *Uzara* ist.

Seite 192. »und eine andere mit scharlachrothen Büscheln von Staubfäden.«

Acacia asplenioides. NEES AB ESENB.: *A. inermis*, foliis bipinnatis, partialibus bitrijugis, propriis 12 — 15 jügis sessilibus, petiolo communi hirsuto, spicis globosis pedunculatis terminalibus corymbosis.

» 230. »einer neuen Art *Tagetes*, die einen starken angenehmen Geruch verbreitet.«

Tagetes glandulifera, SCHRANK. *Plant. rar. H. Monac. n. 54.*; vielleicht mit *minuta* einerley, wenigstens paßt so ziemlich Dillenius' Abbildung dieser Pflanze, welche Linné anführt. Siehe Schrader a. a. D. pag. 714.

» 231. »Schön hochgelb blühende *Cassia*-Stämme.«

Cassia speciosa, Schrader a. a. D. p. 718.

» 235. »einer neuen Art von *Ipomœa* mit hoch brennend feuerfarbigen großen Blumen.«

Convolvulus igneus, Schrader a. a. D. pag. 716.

» 238. »ein 4 bis 5 Fuß hoher Strauch, mit großen gelben, inwendig violet punktirten Röhrenblumen.«

Holoregmia viscida, NEES AB ESENB.: *Class. Linn. Didynamia Angiospermia*; *Familia naturalis Bignoniacearum*. *Locus prope Spathodeam et Crescentiam*. *Charakter essent.*: *Calyx tubulosus, trilobus, latere infero fissus. Corolla infundibuliformis, limbo, quinquefido, subæquali. Nectarium-gynobasicum, magnum, disciforme. Rudimentum filamenti quinti. Capsula bilocalaris.*

» 240. »wovon die eine eine *Azolla*.«

Azolla magellanica. W., Schrader a. a. D. pag. 715.

» 240. »die andere, *Potamogeton tenuifolius* HUMB. et BOMPL.«

Najas tenera, Schrader a. a. D. pag. 715.

» 240. »mit einer neuen Art von *Caulinia* vermischt war.«

Caulinia W. (*Fluvialis*, Pers.) *tenella*, NEES AB ESENB.: *C. foliis oppositis, linearibus argute serratis flexilicis, caule trichotomo.*

» 242. Als Zusatz zu der Notiz von *Cophias holosericeus* (in der Note) bemerke ich, daß er 140 bis 141 Bauchschilde hat.

» 242. »der *Acahé* des Azara (*Corvus cyanopogon*).«

Herr Temminck hat in seinem schönen, allen Liebhabern der Ornithologie willkommenen Werke *Nouveau recueil de planches*

coloriées d'oiseaux Tab. 58. eine Abbildung des Acabé gegeben, nach welcher man sich keine richtige Vorstellung des Vogels machen würde; denn seine oberen Theile sind durchaus nicht blau, wie die Tafel mit einer schönen Farbe angiebt, sondern schwärzlich, der Schwanz besonders schwarz, und der Oberhals und das Genick blaß weißbläulich, oft etwas ins Violette fallend. Die schöne blaue Farbe, welche die hier angeführte 58te Tafel ziert, gehört hingegen vollkommen dem blauen weißschwänzigen Heher an, welchen ich Seite 191 des zweyten Bandes dieser Reisebeschreibung in der Note kurz erwähnt habe. Es ist möglich, daß man sich bey der Illumination jenes Kupferstiches durch die Beschreibung des Azara hat irre führen lassen: denn ich muß bemerken, daß dieser übrigens so gewissenhafte Naturforscher, in der Angabe der Farben sehr unrichtig oder oberflächlich ist, indem er zum Beispiel bleifarben oder aschgrau häufig himmelblau, Schwarz mit einem kaum merklich bläulichen Schein — himmelblau oder blau nennt u. s. w.

Seite 243. »eine Aristolochia mit höchst sonderbar gebauter colossaler Blume.«

Aristolochia marsupiflora, Schrader a. a. D. pag. 719.

» 243. »drey verschiedene Arten von Ilex.«

Celastrus ilicifolia, Schrader a. a. D. pag. 719 und 716. —

Celastrus quadrangulata a. a. D. pag. 716.

D r u c k f e h l e r .

- Seite 91. Zeile 4. der Note, setze statt: um das Kinn — unter dem Kinn.
" 145. " 6. von unten, setze statt: Canella — Canela.
" 146. in der Note, setze statt: Amer. l'Amer.
" 154. Zeile 3. von unten, setze statt: João Gonçalves — João Gon-
çalves.
" 170. Zeile 2. setze statt: Ajaja — Ajaja.
" 255. " 14. von unten, setze statt: Faria — Farya.
" 282. " 16. und 282. Zeile 6 und 7. von unten, setze Walla st für Palak.
-



